This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

28282.56.2

Harvard College Library

FROM

THE FUND OF

MRS. HARRIET J. G. DENNY,

OF BOSTON.

Gift of $5000 from the children of Mrs. Denny, at her request, "for the purchase of books for the public library of the College."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RICHARD VON MUTHS

EINLEITUNG IN DAS NIBELUNGENLIED.

E. 725

ZWEITE AUFLAGE.

HERAUSGEGEBEN MIT DES VERFASSERS NACHTRAEGEN UND MIT LITERARISCHEN NACHWEISEN BIS ZUR GEGENWART

VON

J. W. NAGL.

PADERBORN.

DRUCK UND VERLAG VON FERDINAND SCHÖNINGH.

1907.

Digitized by Google

28272.56.2

HARVARD COLLEGE
JUN 9 1903
LIBRARY

Denny fund

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Verfasser dieses Buches hat nur die ersten vier Jahre nach Erscheinen seines Werkes dessen Wirkung, zugleich auch die weiteren einschlägigen Arbeiten der Fachgenossen verfolgen können, da ein früher Tod ihn dahinraffte. Aber gerade diese ersten Jahre sind für die Förderung eines Werkes zum Zwecke einer Neuauflage die wichtigsten, und Muth hat sie emsig ausgenutzt und einen Nachlaß wesentlicher Nachträge und Verbesserungen in dieser kurzen Zeit aufgespeichert, der in vorliegender zweiter Ausgabe sorgfältig und vollständig verwertet ist. Es war oft schwierig, die Einzeichnungen Muths in sein Handbuch, die ja zunächst nur für den Schreiber selbst berechnet waren, richtig aufzufassen und zu deuten. Doch hoffe ich bestimmt, überall den rechten Gedanken des Verfassers getroffen zu haben.

Seit den achtziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts ist aber so manche neue, wichtige Arbeit erschienen, und obwohl der nunmehrige Herausgeber einzelne minder wichtige Schriften, wie z. B. für den Schulunterricht berechnete, nur hier und da in das Literaturverzeichnis aufnahm, ist dasselbe doch, wie die Sternchen verraten, durch meine Zugaben auf mehr als das Doppelte angewachsen. Ich hätte nun diese neuere Literatur ganz in die Arbeit

Digitized by Google

Muths hineinverweben können: allein dadurch wäre dieselbe so umgestaltet worden, daß ich keine Gewähr gehabt hätte, ob ich da jene Folgerungen gezogen hätte, die Muth gezogen haben würde. Dann hätte also das Buch den Namen Muths nicht mehr tragen dürfen. — Daher beschränkte ich mich, die betreffende neuere Literatur an die entsprechenden Kapitel Muths einfach anzureihen, um den Leser auf den seitherigen Gang der Nibelungenforschung aufmerksam zu machen: hier und da gab ich kurze Andeutungen über den Inhalt solcher neuerer Erscheinungen, im ganzen findet man ja in der Ausdehnung, wie ich etwa sie hier bieten könnte, die Inhaltsangaben in den Jahresberichten über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germ. Philologie, Berlin seit 1879.

Das Buch ist also Muths Buch geblieben,[1] und ich bin der Überzeugung, daß in einer Gegenwart, in welcher nicht mehr der unmittelbare Gedanke, der logische Beweis die wissenschaftliche Doktrin beherrscht, sondern eine Art Links- und Rechtsblinzeln, eine Abstimmung der „Maßgebenden" über Gültigkeit oder Totschweigung einer naiv auftretenden neuen Behauptung entscheidet, — der Herausgeber denkt dabei z. B. an seine Ungleichung Herirant > Heorranda = Hjarrandi —, wieder jene unmittelbare Freude am Argumente, ob sie gleich mitunter zu temperamentvoll auftritt für ein leisetretendes Epigonentum, dem Leser vorgeführt und mitgeteilt wird, wie sie gerade der Lachmannschen Schule eigen ist.

Wien, den 14. Oktober 1906.

J. W. Nagl,
Diepolz 19 bei Neunkirchen N. Ö.

[1] Die Zusätze des neuen Herausgebers sind durch ein vorgesetztes, wo nötig auch durch ein nachfolgendes Sternchen (*) kenntlich gemacht.

Digitized by Google

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieses Buch verfolgt den Zweck, einem lange gefühlten Bedürfnisse nach einem Kompendium, das dem akademischen Lehrer als Nachschlagebuch, dem Hörer zur Orientierung gleich dienlich sei, abzuhelfen. Weniger auf eigene Forschung als auf Darstellung der herrschenden Lehrmeinungen war es ursprünglich angelegt: doch glaubt der Verfasser seine Selbständigkeit bewiesen zu haben und hofft für das, was er neu beibringt, auf die Zustimmung der Fachgenossen. Ausgeschlossen blieb, was zur Einleitung einer Ausgabe gehören würde, alles rein Formelle, das Metrische und Grammatische also, soweit es nicht für die Charakteristik oder Geschichte des Epos berührt werden mußte. Leider war er nicht mehr in der Lage, auf einige erst während des Druckes ihm zugegangene einschlägige Novitäten (so namentlich Wilmanns' und Pauls anregende Abhandlungen) gebührende Rücksicht zu nehmen; er sucht den genannten Autoren an anderem Orte gerecht zu werden.

Allen denen, die ihn irgendwie ermuntert oder gefördert, stattet er hiermit seinen Dank ab: vor allem und ganz dringend der Leitung der königl. Bibliothek zu München, die ihm die kostbare Handschrift A länger denn ein halbes Jahr zu häuslicher Benützung anvertraute; dann den Herren Professoren O. Lorenz in Wien, Müllenhoff

Digitized by Google

in Berlin und Zacher in Halle; den Herren Oberbibliothekar Dr. Pfundt in Berlin und Amanuensis Dr. Haas in Wien; endlich allen jenen, die ihm Programme und Dissertationen, um die er auch fernerhin bittet, auf sein Ansuchen zugesandt haben.

Ebenso wird er bei seiner literarischen Isoliertheit dem Freunde und Gegner für die direkte Zumittelung eventueller Kritik gleich verbunden sein.[1]

Von dem Erfolge des Buches wird es abhängen, ob es der Abschluß oder der Anfang der Tätigkeit seines Verfassers ist; mag die Aufnahme nun welche immer sein, er wird sich bescheiden, wenn man ihm zweierlei zugesteht, das er für sich in Anspruch nehmen zu dürfen glaubt, Liebe zur Arbeit und Liebe zur Wahrheit!

Im Mai 1877.

Dr. Richard v. Muth,

Professor an der Landes-Oberrealschule in Wr.-Neustadt (Niederösterreich).

[1] Gewisse alte Herren hätten, trotzdem sie Lachmanns Namen fortwährend im Munde führen, um so „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ ein wenig zu beschwichtigen, am liebsten für mich bei den Gegnern Abbitte geleistet, daß ein so junger Gelbschnabel alten, bewährten Männern, die schon Dezennien in Ehren dozieren, wirklichen Hofräten, wirkliche — Unwahrheiten vorzuhalten sich unterfängt. Aber doch, das wäre verzeihlich in Anbetracht der Jugend und bisherigen Unbescholtenheit des Verfassers; aber was sie nie verzeihen werden, ist, daß ich ein rein wissenschaftliches Thema in genießbarer Form zu behandeln bestrebt war. Was erst alles über den Ton! (Handschriftlicher Zusatz Muths.)

Digitized by Google

Inhalt.

Literatur. S. 1

I. Die Sage.

§ 1. Nordische und deutsche Überlieferung . . . . . S. 33
Quellen der Sage — Norddeutsche Fassung — Inhalt des Nibelungenliedes — Siegfriedslied.

§ 2. Geschichte der Sage . . . . . S. 64
Deutungsversuche — Historische Grundlagen — Burgonden — Nibelunge — Mythischer Gehalt — Verknüpfung von Mythus und Geschichte — Änderung der Motive — Zeit der Entstehung.

§ 3. Der Mythus von Siegfried . . . . . S. 82
Wesentliche Bestandteile der Sage — Drachenkampf — Mythus und Heroensage — Siegfried und Baldur — Siegfried und Freyr — Die Knechtschaft des Helden — Der Hort — Ethischer Gehalt — Siegfried und Wodan — Fortleben der Siegfriedsage — Der Sachsenkrieg — Entartung der Sage.

§ 4. Die Mythen des zweiten Teiles (die Markgrafen) . S. 109
Bewahrung mythischer Einzelheiten — Markgraf Rüdeger — Wodan-Hruodperaht — Der Mythus vom verlorenen Schwerte — Astholt — Eckewart — Iring — Das Markgrafenamt.

§ 5. Die Mannen der Könige . . . . . S. 123
Hagen — Lokalisierung am Rhein — Ortwin und Dancwart — Markgraf Gere — Rumolt, Sindolt, Hunolt — Die Amelunge — Etzel und sein Hof.

§ 6. Rückblick . . . . . S. 130
Die Franken als Träger eines nationalen Gedankens — Die Gründung der Marken — Das Zeitalter der Kreuzzüge.

II. Überlieferung und Entstehung.

A. Die Überlieferung des Epos.

§ 7. Die Handschriften . . . . . S. 135
Allgemeines — Die Hauptredaktionen — Die Pergamenthandschriften A—S — Die Papierhandschriften a—l — Die Bearbeitungen Tkm

Digitized by Google

§ 8. Die Redaktionen . . . . . S. 159
Lachmanns Ansicht — Holtzmanns Theorie — Bartsch' Hypothese.

§ 9. Der kürzeste und der gemeine Text (A und B) . . S. 163
Strophenbestand — Eigentümlichkeiten des Textes B — Einzelbetrachtung der Plusstrophen — Graphisches — Einheitlicher Charakter der Plusstrophen — Angeblich höfische Stellen in A — K. Hofmanns Hypothese — Scherers Bestimmung der Stammhandschrift — Kritisches Resultat.

§ 10. Nôt und liet (AB und C) . . . . . S. 200
Strophenbestand — Fortschreitende Entstellung des Textes — Der Charakter Kriemhildens und die Motive der veränderten Auffassung desselben — Verschiedenheit des Tones — Planmäßige Anlage der Überarbeitung C — Verwischte Liederanfänge — Pedanterie — Höfisches und christliches Element — Streben nach Deutlichkeit und Glaubwürdigkeit — Zahlenwerte — Berührung mit mündlicher Tradition — Lorsch — Stand und Heimat des Bearbeiters — Die Doppelstellung der Rezension I — Bartsch' und Scherers Ansichten.

§ 11. Das Gesamtverhältnis der Handschriften . . . . S. 253
Kleinere Divergenzen im Strophenbestande — Der Eingang des Epos — Angebliche Teilcodices — Die Einteilung in *âventiuren* — Handschriftenstammbaum — A die alleinberechtigte Grundlage der Kritik.

B. § 12. Die Klage. . . . . . S. 264
Inhalt und Heimat — Grundgedanke der Nibelunge und der Klage — Abweichungen im Inhalte — Einteilung nach der Zeilenzahl — Berührungen des Textes der Nibelunge und der Klage — Die Klage setzt Lieder von den Nibelungen voraus.

C. Die Entstehung des Epos.

§ 13. Die Vertreter der Einheit bis zum Jahre 1862 . . S. 277
Lachmann und seine Gegner — F. H. vd. Hagen — A. v. Spaun — Adolf Holtzmanns „Untersuchungen" — Der Schreiber Konrad und die Möglichkeit einer lateinischen Bearbeitung — Pilgrim und die Pilgrimstrophen — Die Urteile Haupts und Waitz' — Max Rieger — Karl Müllenhoff: „zur Geschichte der Nibelunge Not" — R. v. Liliencron — Julius Zacher — J. G. Herrmann — Friedrich Zarncke — Zeitschriften.

§ 14. Der Kürenberger als Mittelpunkt einer neuen Polemik . S. 298
Die Entdeckung des Kürenbergers durch Franz Pfeiffer — Karl Bartsch' „Untersuchungen" — Der Reim — Die Assonanzen — Das angebliche Original — Bartsch' und Edzardis Rekonstruktionskarambole

Digitized by Google

— Das Metrum — *Kürenberges wîse* — Die Entstehung der Strophe — Soziales und Historisches: der Kürenberger kann nicht der Verfasser des Epos sein.

§ 15. Die Liedertheorie . . . . . S. 324
Zeugnisse für Lieder von den Nibelungen — Quelle des Epos — Widersprüche im Texte — Verwirrung in Zahlenangaben — Wiedereinführung — Verwirrung 1653 f. — Heinrich Fischers Streitschrift — Berechtigung der Lachmannschen Kritik.

§ 16. Kriterien und Heptaden . . . . . S. 340
Kriterien der Unechtheit — Die angeblich subjektiven Kriterien — Formelle Kriterien — Die Teilbarkeit der Strophenzahl — Das musikalische Prinzip des Vortrages — Die Anlage der Liederbücher.

§ 17. Die Sammlung der Lieder . . . . . S. 350
Bestimmung der Lieder zum mündlichen Vortrage — Liederbücher — Ältere Sammlungen und die Thidreksaga — Selbständigkeit der zwei Teile — Die Entstehung des zweiten Teiles — Die Entstehung des ersten Teiles nach Müllenhoff — Das XX. Lied und die Entwicklung der Epik — Die Begrenzung der Lieder — W. Müllers Hypothese.

§ 18. Alter und Heimat . . . . . S. 390
Historische Bestimmbarkeit des Alters — Beziehungen zu gleichzeitigen Gedichten — Das Bahrrecht und der Iwein — *Rûmoldes rât* und der Parzival — Fremde Worte und Namen — Der Biterolf — Versuch der Altersbestimmung — Die geographischen Anschauungen der Dichtung — Österreich die Heimat des zweiten Teiles und des gemeinen Textes.

III. Ethisches und Ästhetisches.

§ 19. Allgemeine Gesichtspunkte . . . . . S. 412
Berechtigung der ästhetischen Würdigung — Symmetrie und Homogenie — Deutsches und hellenisches Epos — Zusammenhang zwischen Volksepos und Volksglauben.

§ 20. Der epische Stil . . . . . S. 419
Sprachstufe — Rektion der Kasus — Stellung zur älteren und romantischen Epik — Einfluß der strophischen Form — Anrede — Gebrauch des Artikels — Formeln — Umschreibung — Attribut: Nominalkomposita. Epitheton perpetuum und necessarium — Metapher — Gleichnis — Klangwirkung — Alliteration.

§ 21. Ethos und Heroentum . . . . . S. 447
Hellenisches und deutsches Ethos — Das Wunderbare: Fabelwesen. Wunschdinge. Übernatürliche Erscheinungen — Wahlverwandt-

Digitized by Google

schaft — Königtum — Die Frau und der Frauendienst in den einzelnen Liedern — Die Treue als Motiv der Handlung — Der Stolz des Helden — Germanische Todesverachtung — Die Charakteristik — Prünhilt — Siegfried — Die Könige — Rüdeger — Volker — Wolfhart — Kriemhilt und Hagen.

§ 22. Würdigung . . . . . S. 477
Stellung des XVI. und XVII. Jahrhunderts — Die Wiederauffindung durch Bodmer — J. Chr. Müller und Friedrich II. — Die Romantiker — A. W. Schlegel — F. H. vd. Hagen — Karl Lachmann — Ausgaben — Glossare und Erläuterungsschriften — Übersetzungen — Bestimmung für die Schule — Moderne Kunst — Nibelungendramen — Friedrich Hebbel — Richard Wagner — Die bildende Kunst — Schluß.

Digitized by Google

Literatur.

Auf Vollständigkeit kann das folgende Verzeichnis keinen Anspruch machen, doch ist es, wie der Augenschein lehrt, reicher als jedes bisher veröffentlichte. Indem von vornherein alles ausgeschlossen bleibt, was die Nibelungensage oder Dichtung nur beiläufig berührt oder nur populäre Zwecke verfolgt, ist nach möglichster Vollständigkeit in Aufzählung der einschlägigen Monographieen und Abhandlungen gestrebt; doch habe ich mich nicht berechtigt gehalten, von andren angeführte Schriften, die mir nicht zugänglich waren, in das Verzeichnis aufzunehmen; ich kann jedoch, was jeder Vergleich beweisen wird, versichern, daß der Entgang ein höchst unbedeutender ist; nicht ein wesentliches oder wichtiges Buch fehlt an dieser Stelle, obwohl keines angeführt ist, das ich nicht wenigstens in Händen gehabt habe.

Für die Vervollständigung meiner Sammlungen durch Nachträge oder Berichtigungen sowie durch Zusendung von Programmen, Dissertationen, Aufsätzen aller Art, die, oft schwer zugänglich, der aufmerksamsten Beobachtung entgehen können, werde ich stets verbunden sein, da ich die Hoffnung nicht aufgebe, in die Lage zu kommen, mit der Zeit ein Verzeichnis der Nibelungenliteratur zusammenzustellen, das innerhalb bestimmt gesteckter Grenzen ein absolut vollständiges geheißen werden darf.[1] Vorderhand hat das vorliegende den Vergleich mit keiner anderen derartigen Publikation zu scheuen.

(Ausgaben und Abdrücke sind noch § 7, Übersetzungen § 22 angeführt.)

[1] Obenstehende Bitte wiederholt nun der neue Herausgeber. Er hat die von ihm nachgetragenen Nennungen mit einem Sternchen (*) gekennzeichnet; er hat sich dabei erlaubt, auch einzelne Schriften, welche sich nicht ausschließlich mit dem Nibelungenliede befassen, immerhin aber wesentliche Berührungspunkte gegenüber dem Inhalte des vorliegenden Buches aufweisen, anzuführen. Nagl.

Digitized by Google

* Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germ. Philol. Berlin, einschl. XXVI. über 1904 (ersch. 1905).

* Alter A., Das Karlsburger Nibelungenfragment F. Rózsahegy. 1898. 29 S. 8° (magyarisch). Vgl. Siebenb. Kbl. XXII, 71.

* Althof Hermann, Das Waltharilied. Ein Heldensang aus dem 10. Jh., im Versmaße der Urschrift übers. u. erläutert. Größere Ausgabe mit authent. Abbildungen. VII u. 226 S. gr. 8°. Leipzig 1902, Dieterich. — Dazu M. M., Waltharii Poesis. Lit. Zentrbl. 1906, 14 und Golther, ZfdPh. XXXVIII, 3.

* — — Über einige Namen im Waltharius. ZfdPhilol. XXXIV, 1902, 365—374 (u. a. Attila, auch Wasichenstein, Herche).

* Anderson, The younger Edda, also called Snorre's Edda or the Prose-Edda. With an introduction, notes, vocabulary and index. 302 S. 8°. Chicago 1880.

* Arndt O., Über die altgermanische epische Sprache. 8°. Paderborn 1880.

Baecker Louis de, Des Nibelungen, saga merovingienne de la Neerlande. Paris 1853. 392 S. 8°. Selbstverständlich unbrauchbar.

* Badstüber H., Charaktere aus dem Nib.-L. und der Kudrun. Progr. St. Paul 1890 und Pilsen 1893.

Bartsch Karl, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865. 385 S. gr. 8°.

— — Einleitung zu seiner Ausg. „Der Nib. nôt mit den Abweichungen von dem Nib.-Liet etc." S. XI—XXXII. Zweiter Teil, 2. Hälfte: Wörterbuch. Leipzig 1880.

* — — Die ἅπαξ λεγόμενα im Nib.-L. Germ. XXVII, 255.

* — — Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Freiburg u. Tübingen 1883 (S. 88—108: Die dichterische Gestaltung der Nibelungensage).

* Barz Rob., Das Partizip im Iwein und Nib.-L. Progr. Riga 1880.

Bauer Ludwig, Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk. Morgenblatt 1830 Nr. 104 ff.

* Bech F., Nibelg. 698, 2—3 (Bartsch): Germania XXVI 350 f.

* Bechstein, Zur Geschichte der neueren Nibelungendichtung: Allgem. Lit. Korresp. 1879, Nr. 35.

Behringer Ed., Das Beiwort in der Iliade und im Nibelungenliede. Festgabe zur XIII. Versammlung mittel-

Digitized by Google

rheinischer Gymnasiallehrer. Aschaffenburg 1873 26 S. 4°.

* Bergmann F. W., Die Edda, Ged. der nord. Helvins. Kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt. VIII u. 354 S. 8°. Straßburg 1879.

* Bieger J., Zur Klage. ZfdPhil. XXV, 145—163. Lat. Abfassung im X. Jh., fortgeführt deutsch im XII. Jh.

— — Das Nibelungenlied. Nach der Lachmannschen Hs. A im Auszug mit Wörterverzeichnis usf. Leipzig 1904.

* Binder J., Streifzüge auf d. Geb. der Nib.-Forsch. Progr. Laibach 1886. 37 S.

* Birch J., Das Nibelungenlied, translated into english verses after Lachmanns text. Berlin 1848, 2. Aufl. München 1878, 266 S. 8°.

Birlinger, Zu Nib. 270, 1. Alemannia I. 283.

* Bleibtreu, Bdtg. des Nib.-L. Wredes Kritik 3, 95. 96.

* Bleyer L., Die germanischen Elemente der ungar. Heldensage. Beitr. Gesch. d. Spr. u. Lit. XXXI, 3.

Blume L., Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Altertum. Wien 1874. (Gymnasial-Programm.)

* Boer R. C., Finnsage und Nibelungensage. ZfdA. 1903, XLVII, 125—160.

* — — Sigrdrífamál und Helreid ZfdPh. XXXV S. 289. (über das Verhältnis von Sigrdrífa — Brynhildr.)

* — — Untersuchungen über den Ursprung und die Entstehung der Nibelungensage. ZfdPh. XXXVII (1905), S. 289—348, 438—505 und XXXVIII, S. 39—110. — Selbst. I. Band. X u. 280 S., Halle 1906. Dazu Lit. Zentrbl. 1906, 23.

* — — Das Högnilied und seine Verwandten. Högnis Sohn und Rächer. Die ursprüngliche Darstellung von Högnis Tod in der Thidr.-S. Ark. f. n. fil. XVII.

* — — Beiträge zur Eddakritik. Ark. f. nord. fil N. F. XVIII, 3.

* Böhm Franz, Ilias und Nib.-L. Eine Parallele. Znaim 1886, 84 S. 8°.

* Bohnenberger K., Kriemhilt. Beitr. XXIV, 221—231 (ie und ei).

* Brandes H., Gundahari Ersch. u. Gr. I 97, S. 108—111.

* Branhofer J., Über d. Gebr. des Genit. im Nib.-L. Progr. Weißkirchen 1887.

* Braune W., Altd.-Lesebuch, 7. Aufl. 1897; S. 170 ff. die Literatur über das Hildebrandslied.

Digitized by Google

* Braune W., Die Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes (Beitr. z. G. d. d. Spr. u. Lit. XXV 1—122) 8°. Halle 1900, Niemeyer. Hierzu Fr. Panzer, ZfdPhilol. XXXIV, 1902, 529—541 (Rekapitulation nach Braune und Zwierzina).

* — — Otenheim im Nib.-L. Beitr. IX 553—560.

* — — Rosenheimer Nibelungenfragmente. Beitr. Gesch. d. Spr. u. Lit. XXVII 1902, 542—564 (zu Q; bayr. Spracheigentümlichkeiten).

* Brenner O., Die Nib.- und die Gudrunstrophe. Zschr. f. d. Unterr. IV 126—131.

* Bugge S., Studier over de nordiske Gude- og Helte-sagns Opprindelse. Første Række, Christiania 1881—89 (deutsch von O. Brenner, München 1889); anden Række: Helge-Digtene i den aldre Edda, deres Hjem og Forbindelser, Kbnhvn 1896. — Hierzu Ark. f. nord. fil. I, 1—21.

Bujak J. G., (Über den Schelch,) Preuß. Prov.-Bl. von O. W. L. Richter, 1837, Bd. XVII, Heft 2. Königsberg.

* Burg Fr., Nibelungenemendationen post festum: Zeitschr. f. d. A., 1901, S. 128—132.

* Burghold J., Der Ring der Nibelungen. Text mit den hauptsächlichsten Leitmotiven und Notenbeispielen. 4 Hefte 8°. Mainz 1897, Schotts Söhne.

* Busch H., Die urspr. Lieder vom Ende der Nibelungen. Halle 1882. Vgl. Gött. gel. Anz. 1882, S. 1576—1590 (Wilmanns); Ltbl. 1883, Sp. 168 ff.

* Cauer Paul, Über das urspr. Verh. der Nibelungenlieder XVI, XVII, XIX. ZfdA. 34, 126—146. Vertritt den einheitlichen Zusammenhang von XIV bis Ende.

* Christ K., Bezüge der Nibelungensage zur Colonia Troiana (Xanten): Picks Monatsschr. 1880, S. 68—70.

* Claassen J., Die Poesie im Lichte der chr. Wahrheit (I. Die Nibelungensage und das Nibelungenlied. II. Die Gralsage und das Parzivallied [!]). 82 S. 8°. Gütersl. 1898, Bertelsmann. Unbrauchbar.

Clausen Dr. J. H. Chr., Über das Nibelungenlied. Gymn.-Progr. Elberfeld 1841, 16. S. 8°., m. e. Karte.

* Cramer W., Die Nibelungenstrophe. Eine metr. Untersuchung. Progr. Schlettstadt 1883. 29 S. 4°.

* — — Kriemhild. I. Progr. Colmar 1897. II. Progr. ebd. 1899.

Crüger A., Der Ursprung des Nibelungenliedes. Landsberg 1841. 30 S. 4°. Euhemeristisch.

Digitized by Google

* Crueger J, Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen. Frankfurt 1884.
* — — Der Entdecker der Nibelungen. Frankf. 1883.
Dahl, Domkap. zu Mainz. Etwas über das Nibelungenlied, namentl. über den Ort, wo Siegfried erschlagen ward. Quartalbl. d. Ver. f. Lit. u. Kunst zu Mainz. 1831. Heft 3. Euhemeristisch.
* Dahms P., Schelch des Nibelungenliedes: Naturw. Wochenschrift (F. Dümmlers Verl.), 1898, S. 263—270.
* Deichert, Mythol-Ästh. zum Nib.-L. Nordhausen 1885.
* Detter F., (Zur Nibelungensage): Beitr. XVIII, 194 ff. (vgl. ebenda S. 78 ff.) Vgl. Heinzel.
* Detter F. und R. Heinzel, Sæmundar Edda. Mit einem Anhang herausgeg. u. erklärt. I. Band: Text XIII u. 213 S. gr. 8°. — II. Bd.: Anmerkungen VIII u. 679 S. Leipzig 1903, G. Wigand. Kritisch beleuchtet von * Finnur Jónsson, ZfDPh. 1904, XXVI, 254—258. — Dazu des letzteren Sæmundar Edda. Eddukvaedhi. Reykjavík, 1905, VIII und 531 SS. — Vgl. noch Hjelmquist, Anmälan av S. E., Ark. f. nord. fil. XXII, 4.
* Dieffenbacher J., Deutsches Leben im XII. Jh. Kulturhistor. Erläuterungen zum Nibelungenlied u. zur Gudrun. (Sammlung Göschen Nr. 93). Leipzig 1899. 12°. 177 S. mit Abbildungen.
* Dippe, Die fränkischen Trojanersagen. Progr. Wandsbek 1896. — Hagen von Tronje. Progr. ebd. 1898, S. 73—80.
Döring B., Die Quellen der Niflungasage in der Darstellung der Thidrekssage und den von dieser abhängenden Fassungen. Zeitschr. für d. Phil. II. 1—79, 265—292.
Dressel Ed., Über den Charakter Kriemhildens in dem Nibelungenliede und der Nibelungennot. Programm. Koburg 1857. 27 S. 4°.
Dümmler E. L., Pilgrim von Passau und das Erzbistum Lorch. Leipzig 1854. 196 S. 8°.
* Eckerth W., Das Waltherlied. Halle, Niemayer 1905.
Edzardi A., Die Klage. Mit vollst. krit. Apparat u. ausführl. Einleitung und Anmerkungen. Hannover 1875. VIII u. 266 S. Einleitung S. 18—88 wichtig für die Erörterung der Handschriftenfrage; auch für das Verhältnis der Klage zum Biterolf.
* — — Germania XXIII S. 251—53 (Entgegnung und Berichtigung auf Muths „Zur Klage").

Digitized by Google

* Edzardi A., Altdeutsche und altnordische Heldensagen. 2. Aufl. III. Band umgearbeitet von A. Edzardi Stuttgart 1880. LXXX u. 438 S.
* — — Rosengarten u. Nib.-Sage. Germ. XXVI 172—176.
* — — Die Sage von den Volsungen und Nibelungen. Aus der alten Volsunga-Sage frei übertragen. Stuttgart 1881. XV u. 223 S. 8°.
* — — Germania XXIII, 73—104 (zu Raßmann s. unten).
* Eibl J., Ein Rüdiger von Pechlarn, ZföGymn. XLVIII, 270—278.
Eigner Leopold, Über den Spielmann im Nibelungenliede. Progr. d. nö. Landeslehrerseminars St. Pölten. 1878. 21 S. gr. 8°. Wertlos.
Erhardt, Grammatikalien zum Verständnis des Nibelungenliedes, (Programm des Gymnasiums) Ellwangen 1866. 56 S. II. Abteil. Syntaktisches enthaltend. Ebda. 1871. 25 S. gr. 8°.
Ernst Ludwig, Über die Entstehung der ma. Gedichte, welche die deutsche Heldensage behandeln. Rostock 1839. 91 S. 8°. Wertlos.
Esser, Über die Form der Periode im Nibelungenliede. Progr. Weißenburg i. E. 1878. 8 S. 4°.
Ettmüller Ludwig, De Nibelungorum fabula ex antiquae religionis decretis illustranda. Jena (Dissertation) 1831. 42 S. 8°.
„Europa" 1878, Nr. 42—45 (über den mytholog. Hintergrund des Nibelungenliedes).
Falk F., Das Nibelungenlied und seine Beziehungen zu Worms. Monatsschr. für rhein.-westfäl. Geschichtskunde II. 1876, 248—264.
* Fasterding G., St. Blasius und die Sigfridsage. Rhein. Geschichtsbl. Bonn (bei Hanstein), 1899, IV. Jg. 277—283.
* Fechtner G., Kriemhild und Kudrun. Leipzig 1882.
* Filipsky A., Das stehende Beiwort im Volksepos. Progr. Villach 1886.
* Fischbach Friedrich, Asgard und Mittgard mit den schönsten Liedern der Edda, 1902. Dazu C. Beyer-Boppard, Einf. i. d. d. Lit., Langensalza, S. 9.
Fischer Heinrich, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift. Hannover 1859. 149 S. 8°.
Fischer Hermann, Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Eine gekrönte Preisschrift. Leipzig 1874. 272 S. 8°. Eine Art Einleitung vom Bartschschen Standpunkte.

Digitized by Google

* Fischer Hermann, Germania XXIV 201 ff., 313 ff., XXVII, 233—254 (zur Nibelungenfrage).
* Fischer R., Zu den Kunstformen des mhd. Epos: Hartmanns „Iwein", das Nibelungenlied, Boccaccios „Filostrato" und Chaucers „Troylus und Chryseïde". Wiener Beitr. z. engl. Philol. 1899. Nr. IX. 370 S.
* Forestier Auber, Echoes from Mist-Land or the Nibelungen-Lay revealed to lovers of romance and chivalry. Chicago 1877. LIV u. 218 S. gr. 8°. Prosaparaphrase nach Simrock. [Vgl. Lit. Zentralbl. 1878, 1090.]
* Franck J., Die Überliefg. d. Hildebrandsliedes ZfDA. XLVII, 1903, 1—55.
* Franke Karl, Die Nibelungenliedfrage im Briefwechsel der Gebr. Grimm mit Lachmann. Zschr. f. d. U. X 802—808.
* Fränkel G., Niedere Mythologie im mhd. Volksepos I (Diss. Breslau). Leipzig 1903. Fock. 40 S. 8°.
Gärtner W., Chuonrad, Prälat von Göttweih, und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage. Pest, Wien und Leipzig 1857. 365 S. gr. 8°. — Literarisches Curiosum.
— — Beleuchtungen. Ein Nachwort zu meiner Nibelungenschrift und eine Antwort auf die Kritik des Herrn Jos. Diemer. Pest 1857.
* Gaudig H, F. Hebbel, die Nibelungen, herausgeg. in Velh. u. Klas. Sammlg. 84. Lfg. Bielefeld 1900. XVI u. 160 S. 12°.
Gengler H. G., Rechtsaltertümer im Nibelungenliede. Zeitschr. für deutsche Kulturgeschichte von Müller und Falke. 1858. III. 191—215.
Giesebrecht A., Über den Ursprung der Sigfriedsage. vd. Hagens Germania II. 203—233. Euhemeristisch.
* Gietmann G., Die Tragik des Nib.-L. (Frankf. zeitgemäß. Broschüren N. F. XIII, 9. 1892.)
* Golther W., Studien zur german. Sagengeschichte. München 1888 (Abhandlungen der bayr. Akad., Kl. I, Bd. XVIII, 2. S. 401 ff.). Vgl. Litbl. 1890, Sp. 212 ff; Germania XXXIII 471 ff., XXXIV 265 ff.
* — — Siegfried- und Nibelungensage. Zeitschr. f. vergl. Lit.-Gesch., N. F. XII Bd., 1898, 186—208; 289—316.
* — — Ein mingrelisches Siegfriedsmärchen. Ebda XIII, 46—50. Vgl. hierzu Nehring Wl.
* — — Die sagengeschichtliche Grundlage der Ringdichtung Rich. Wagners. Charlottenburg 1902. 112 S. 8°. Verl. d. Allgem. Musik-Zeitung.

Digitized by Google

Göttling K. W., Über das Geschichtliche im Nibelungenliede. Rudolstadt 1814. 71 S. 8.

— — Nibelungen und Ghibelinen. Rudolstadt 1816. 104 S. 12°.

* Griesmann J. A., Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. Leipzig 1880. 84 S. 8°.

Grimm J., Kleinere Schriften 5 Bände. Berlin 1866—1870. Insbesondere: Über Schenken und Geben II. 173 f.
Über das Verbrennen der Leichen II. 211 f.
Über den Personalwechsel in der Rede III. 236 f.
Über das Nibelungen-Lied IV. 1 f.
Kritiken s. u.

Grimm W., Die deutsche Heldensage. Zweite Auflage (besorgt von Müllenhoff). Berlin 1867. 428 S. 8°.

* — — Ein Brief über das Nib.-L. AfdA VII, 327.

Grimm Brüder, Altdeutsche Wälder. 3 Bde. Frankfurt 1815. 1816. II. 145 f. Über die Nibelungen von J. Gr. III. 1 f. Achtundvierzig neue Lieder aus den Nibelungen nach der Hohenemser Handschrift.

* Groth, Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie in dem Nibelungenliede und der Gudrun. Progr. Charlottenburg 1879. 19 S. 4°.

* Günther E. A. W., Kurzer Leitfaden der deutschen Heldensage des Mittelalters. Hannover 1876. 110 S. 8°.

Haas Heinr., Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. Erlangen 1860. 114 S. gr. 8°. Curiosum.

* Haas K., Der Schelch im Nib.-L. Germ. XXXIII, 312.

Haase, Über die Alliteration in der Klage. (Programm des Gymnasiums) Neu-Ruppin 1875. 17 S. 4°. — Enthält nichts, was man nicht schon seit Zingerles Abhandlung s. u. wüßte.

von der Hagen Fried. H., Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. 224 S. kl. 8°.

— — Zur Geschichte der Nibelungen. Ausführung der Einleitung zur neuesten (3.) Ausgabe des Nibelungenliedes. Wien 1820. 48 S. 8°.

— — Anmerkungen zu der Nibelungen Not. Frankfurt 1824. 320 S. 8°.

— — Die einzige Handschrift der ältesten Gestalt (A). Monatsberichte der königl. preuß. Akad. der Wiss. 1853 S. 334 f.

Digitized by Google

von der Hagen Fried. H., Germania. Jahrbücher der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur. 10 Bände. 1837—1853. Enthält außer den hier angeführten noch eine Anzahl einschlägiger Aufsätze von sehr verschiedenem Werte: namentlich Beschreibungen von Hss. und Publikationen von Fragmenten durch Hagen. * Im II. Bd. 262—267: Die Siegfriedsage in Indien (aus Rogers Gentilismus reservatus. Leyden 1651).

Hanke R., Friedrich Hebbels Nibelungentrilogie und das Nibelungenlied. (Progr. der Oberrealschule) Leitmeritz 1868. 26 S. 8°.

— — Ein kleiner Beitrag zur Nibelungenliteratur. In Edlingers Wiener Litbl., II., 1878, 201 f., 207, 229—232. Bespricht moderne Nibelungen-Tragödien: Raupach, Geibel.

* Hartung O., Deutsche Altertümer aus dem Nibelungenliede und der Gudrun. Progr. (215) Neuhaldensleben 1882. 4°. Ausgabe Cöthen 1894, Schulze, VII und 551 S.

Haupt Moritz, Zu den Nibelungen ZfdA. VIII. 349 f. Nur Vorschlag zur Athetese von 334.

Heine Jos., Zur ältesten Geschichte Deutschlands etc. Speyer 1861 (befaßt sich besonders mit dem Rheinlande).

* Heinzel R., AfdA. XV, 168 ff. (über die Nibelungensage). Vgl. Detter.

* — — Über die Nibelungensage. Wiener Sitzb., CIX 671 ff. Wien 1885. Vgl. Litbl. 1886 Sp. 449 ff., ferner Pauls Grundriß III 661 und Symons, Ltbl. 1886 (11) 449—454.

Heller Ambros, Rüdiger von Pechlarn. Ein kritischer Versuch zur Aufhellung dieses Namens. Blätter des Vereines für Landeskunde von Nieder-Östr. VII. 151—157.

Henning Rudolf, Die böse Sieben. Preuß. Jahrb. XL. 625—639 (Verteidigung der Heptaden gegen Zarncke). Duplik ebenda XLI, 109 f.

* — — Nibelungenstudien [Quell. u. Forschg. XXXI. 214 ff. 322 ff.]. Straßburg 1883. XI u. 330 S. 8°. Enthält 1. Mater. der Sage, 2. Wiedergeburt des Epos, 3.—8. das XI. bis XVII. Lied, 9. das Dancwartlied, 10. Iringslied, 11. der Nibelunge nôt, 12. Metrik, 13. Interpolationen. Nachtrag. Vgl. Wilmanns, AfdA. XVIII, 96 ff., 102.

Hense, Die Nibelungen und Gudrun. Herrigs Archiv für neuere Sprachen u. Lit. VII. 129—163. VIII. 1—35.

Hermann J. G., Widersprüche in Lachmanns Kritik der Nibelungen nachgewiesen von .... Wien 1855. 59 S. 12°.

Digitized by Google

* Herrmann Max, Die Überliefg. des Liedes vom Hürnen Seyfrid. ZfdA. 1902, XLVI 61—89 (Im Anschluß an Golther und Steinmeyer werden die überl. Texte in einen Stammbaum gebracht).

Hertz Wilh., Die Nibelungensage. Sammlg. gemeinverst. wiss. Vorträge von Virchow und Holtzendorff. 282. Heft. Berlin 1877. 39 S. 8°.

* Heubach Hans, Das Nibelungenlied als einheitl. Organismus u. als künstlerisches Ganzes behandelt und erklärt. IV u. 94 S. Langensalza 1901, H. Beyer u. Söhne.

* Heusler A., Die Lieder der Lücke im Cod. reg. der Edda. Germanist. Abh., H. Paul dargebracht. 1902. Straßburg. Einzelnes zum Verständnis der Nibelungen.

* Heusler A. und W. Ranisch, Eddica minora (aus den Fornalsögur u. a. Prosawerken), Dortmund 1903. Dazu Golther W., Litbl. f. g. u. r. Ph. XXVII, S. 50 f.

* Hildebrand Karl, Die Lieder der älteren Edda (Saemundar Edda). Paderborn 1876. XIV u. 340 S. [Biblioth. d. ältest. d. Lit.-Denkm., VII]. 2. Aufl. bearb. v. H. Gering. Paderborn 1904. Dazu Heusler Az. f. d. St. u. L. XXX, 72.

* — — Metrik des Nib.-L. ZfdU. V. 657 ff., VI. 104 ff.

Himpel F., Geschichtliche Entwicklungsformen, Urspr. u. Bedeutg. der Sigfridssage, Ehingen 1851. 4°.

Höfer Albert, Zu Nibelungen 628. 1280. Germania XIV 197—201.

Hoffmann Joh., De Nibelungiadis altera parte. (Dissert.) Halle 1871. 30 S. 8°. Fortsetzung von Müllenhoffs ZGNN.

* Hoffmann P., Das Nibelungenlied in den Liedern der Edda und Skalda, dargestellt von . . . Monatsbl. f. deutsch. Lit. Leipzig II. 375—380, 467—475.

Höfler Konst., Zum Nibelungenlied, ein Zeugnis. Germania IX. 152—154. Belanglos.

Hofmann J. L., Über das Nibelungenlied. [Alb. des lit. Vereins in Nürnberg für 1850, S. 77—162].

Hofmann Konrad, Beiträge zur Textkritik der Nibelungen. Sitzungsber. der königl. bayr. Akad. Phil. Kl. 1870. S. 527—528.

— — Zur Textkritik der Nibelungen. Aus Abhdlgen der kgl. bayr. Akad. Phil. hist. Kl. XIII. Bd. 1. Abt. München 1872. 96 S. 4°.

Holtzmann Adolf, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart 1854. 213 S. 8°.

Digitized by Google

Holtzmann Adolf, Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. Stuttgart 1855. 76 S. 8°.

— Zum Nibelungenliede. Germania VII. 196—225.

— — Das Adjektivum in den Nibelungen. Germania VI. 1—24. Unbrauchbar.

* Hungerland H., Zeugnisse zur Volsungen- und Nibelungensage aus der Skaldendichtung (8—13. Jahrh.). I. Zeugnisse aus den Anfängen und der Blütezeit der Skaldendichtung bis zur isländ. Frührenaissance. Diss. Kiel 1903. 43 S. 8°. Erweitert (—16. Jh.) in Ark. f. nord. fil. XX (XVI), 1—43; 105—142.

Hunfalvy, Die Ungarn. Teschen 1881. (Das Nib.-L. und die ungar. Chroniken.)

Huss, Über den ethischen Wert des Nibelungenliedes. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XXI. 831 f. Ganz wertlos.

* Jahn A., Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der I. Dynastie. I. 1874.

Jäger Franz, Über einige wesentliche Unterschiede zw. dem Nibelungenliede u. den Liedern der Edda. Gymn.-Progr. Klagenfurt 1875, 13—33.

Jänicke O., vergîselt. Zeitschr. f. d. Phil. II. 495. S. auch Müllenhoff.

— — DHeldB, Berlin 1866, I., Einl (üb. Dietr. v. Bern).

* Jessen E., Über die Eddalieder. Ztschr. f. d. Phil. III. 1—84, 251, 494.

* Jiriczek O. L., Die deutsche Heldensage. Sammlung Göschen Nr. 32. 2. Aufl. 1897; 2. Aufl. 2. Abdr. 1900; 2. verm. und verb. Aufl., 3. Abdruck, mit 3 Tafeln. Leipzig 1902. 152 S.; 3. umgearb. Aufl., Samml. Göschen 32, 1906, 208 S.

* Jiriczek O. L., Deutsche Heldensage I. Straßburg 1898, bei Trübner. 331 S. 8°.

* — — Zeitschr. f. vergleich. Lit.-Gesch., N. F. VII. 49 ff. (zur Heldensage).

John E., Das lat. Nibl.-L. Progr. Wertheim 1899, 36 S.

* — — Nibelungennot und Nibelungenlied. E. neuer Btr. z. Kr. u. Erkl. d. Nibgen. Abt. 1, Progr. Wertheim 1905.

* — — Ein bayr. Herzog im Nib.-L. Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 234, 1900, München.

Jordan, L., Girardstudien. Rom. Forsch. XIV. 321—338. (Sigfridsmotive in arab. Dichtungen.)

* — — Über Entstehung u. Entwicklung d. altfrz. Epos. Ebda XVI, 354—370. (Girartsage — Nibelungen, Heimat Burgund.)

Digitized by Google

* Kamp H., Kleine Irrungen in der Literatur zum Nib.-L. bis zu ihren Quellen verfolgt. ZschfdU. VII 601.

* Kettner E., (Zur Kritik des Nibelungenliedes) Ztsch. f. d. Phil. XVI., XVII., XIX, XX.

* — — Der Empfang der Gäste im Nibelungenliede. Progr. Mühlhausen in Th. (219) 1883. 4°. Vgl. Ztschr. f. d. Phil. XV. 229—241 und XV. 48.

* — — Die österr. Nibelungendichtung. Untersuchungen über d. Verff. d. Nibelungenliedes. Berlin 1897, Weidmann. 307 S. 8°. Vier Bücher d. urspr. Dichtung, hieraus A.

* — — Zu den Handschriftenverhältnissen des Nibelungenliedes. ZfdPhilol. XXXIV, 1902, 311—364. (A ist entw. B* + Db* untergeordnet oder doch überwiegend übereinstimmend mit dem gemeinsamen Original.)

* — — Die Plusstrophen der Nib.-HS. B. ZfdPhil. XXVI, 433—448. Von einem Spielmann.

* Khull F., Nib.-HS. U. ZfdA. XXV, 77—79 (zu C).

Klapp Albert, Das Ethische im Nibelungenliede. Parchim 1873. 80 S. 8°.

Knöpfler A., Die Stadt Wien im Nibelungenliede. Germania XIX. 343—346. Curiosum.

* Kny, H., Gebr. der Negation im Nib.-L. Progr. Wien III, 1883. 15 S. 8°.

Koch Ernest, Die Nibelungensage nach ihren ältesten Überlieferungen erzählt und kritisch untersucht. 2. Auflage. Grimma 1872. 78 S. 8°.

— — Richard Wagners Bühnenfestspiel „der Ring der Nibelungen" in seinem Verhältnis zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung. Leipzig 1875. 93 S. 8°.

* Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. bis zum Ausgang des Mittelalters. Straßburg 1894. (I., 1, 172 ff., I., 2, 198 ff.)

Krahmer Aug. W., Die Urheimat der Russen in Europa und die wirkl. Lokalität und Bedeutung der Vorfälle in der Thidreksage. Zum 1000jähr. Bestande des russ. Staates an Fedor Jwanowitsch Buszlajew gerichtet. Leipzig 1862 bei Kittler.

* Kuhlmann H., Die Konzessivsätze im Nibelungenliede und der Gudrun etc. Kieler Diss. 1891.

Kurze, Ein Beitrag zur Würdigung unserer Volksepen. Realsch.-Progr. Landshut 1868.

Digitized by Google

Lachmann Karl, Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes v. d. Nibelungen Not. Berlin 1816. 112 S. 8°.[1]
— — Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des XIII. Jahrhunderts. Berlin 1820. Vorrede S. XVII f.[1]
— — Über Singen und Sagen. Abhdlgen der königl. preuß. Akad. 1833. S. 105—122.[1]
— — Über das Hildebrandslied ebda. S. 123—162.[1]
— — Kritik der Sage von den Nibelungen. Rhein. Museum für Phil. III. 435—464, wieder abgedruckt: Anmerkungen S. 333—349.
* — — Der Nibelunge Not und die Klage. Nach der ältesten Übersetzung herausgeg. von . . . 12. Abdr. des Textes. 297 S. 8°. Berlin 1901, G. Reimer.
— — Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von K. L. Wörterbuch von W. Wackernagel (das Wörterbuch ist nicht erschienen.) Berlin 1836. 349 S. 8°.
— — und W. Grimm. Briefwechsel aus den Jahren 1820 und 1821 über die Entstehung des Nibelungenliedes. Ztschr. f. d. Phil, II. 193 f. 343 f. 515 f. Wichtig.
* Laistner L., Der Archetypus der Nibelungen. München 1887. 48 S. (S.-A. aus „Das Nibelungenlied nach A in phototyp. Nachbildung." Ebda).
* Lämmerhirt, ZfdA. XLI., 1—23. (bes. 8 ff. Wahrscheinlichkeit einer lateinischen Niederschrift der Nibelungensage. Rüedegêr v. Pechlarn.)
* Landmann K., Wiedererweckung der deutschen Heldensage im XIX. Jh. (Zeitschr. f. d. Unt. 1899. 153—205).
* — — Die nord. Gestalt der Nibelungensage und die neuere Nibelungendichtung. Progr. Darmstadt 1887.
* — — Das gold. Vließ und der Ring des Nib. Zschr. f. vgl. Lit.-G., N. F. IV, 159—173.
* — — R. Wagner als Nib.-Dichter. Zschr. f. d. U., V. 447 ff.
Lange Georg, Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältnis der nordischen und deutschen Heldensage aus P. E. Müllers Sagabibliothek II. übersetzt und kritisch bearbeitet. Frankfurt 1832. 482 S. 8°.
* Laube, R. Die Schilderung der Hoffeste im Nibelungenliede. Z. f. d. Unt. XVIII, 462—488.
* Lavelaye E. de, Les Nibelungen, poème traduit de l'allemand. Nouv. edit. Paris 1879. 354 S. 8°.

[1] jetzt sämtlich auch bei Lachmann, Kleinere Schriften. I. Zur deutschen Philologie, herausggb. v. K. Müllenhoff. Berlin 1876. 506 S. 8°. [Ausführliche, einem — nicht durchaus brauchbaren — Auszuge gleichkommende Anzeige von Schönbach, Z. f. ö. G. 1878, Januarheft.]

Digitized by Google

Lehmann Alex, Zur Geschichte der Nibelungensage. Progr. Anklam 1873. 11 S. 4°.

Lehmann Aug., Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. (Progr.) Marienwerder 1856 f. I. 47. II. 23 S. 4°.

Leichtlen E. J., Neu aufgefundenes Bruchstück des NLes mit Proben über die Gesangweise und die geschichtl. Personen des Liedes. Forschungen I. 2. 71 S. 12°. Freiburg 1820.

Leo Heinr., Die altarische Grundlage des Nibelungenliedes. Wolfs Zeitschr. für Myth. und Sittenkunde I. 113—119. „Windweltei."

* Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen. Paris 1891. Dazu wichtig: Wilmanns, A. f. d. A. XVIII. 66 ff. und Vogt, ZfdPhil. XXV. 405 ff.

Lidforss W. E., Beiträge zur Kenntnis von dem Gebrauch des Konjunktivs im Deutschen. Upsala 1862. 45 S. 8°. (die Beispiele fast durchwegs aus Nib.).

Liliencron R. v., Über die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an den Herrn geh. Hofrat Göttling in Jena. Weimar 1856. 191 S. 8°.

Lorenz Ottokar, Österr. Sagengeschichte im 12.—14. Jh. in Drei Bücher Geschichte und Politik. Berlin 1876. S. 611—630.

Lübben Aug., Wörterbuch zu der Nibelunge nôt 2. Aufl. Oldenburg 1865. 206 S. 8°. — * 3. Aufl. 1877. 210 S. 8°.

* Lunser J., Die Metrik der Nibelungenbearbeitung k. (Festschr. des deutsch. akad. Phil.-Vereins in Graz). Graz 1896, Leuschner u. L.

* — — Die Nibelungenbearbeitung k (Piaristen-HS.). Beitr. XX (III), 345—505.

Madiera, Sigfrid und Achill. Program. Neusohl 1858. 18 S. 8°.

Marthe, Gosches Jahrb. f. Lit.-Gesch. I., 177 (Gelegl. d. Behandlung der russ. Heldensage.)

Martin E., Mittelhochdeutsche Grammatik nebst Wörterbuch zu der Nibelunge nôt, zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide und zu Laurin, für den Schulunterricht ausgearbeitet. 12. Auflage. Berlin 1896. 105 S. 8°.

* — — DHeldB., II, S. XLIX f. (über Dietr. v. Bern).

* — — Zu den Nibelungen. ZfdA. XXXII. 380—387. Über das Bahrrecht.

Maßmann, Die südliche Wanderung der deutschen Heldensage. vd. Hagens Germania VII. 216—248.

Digitized by Google

* Matthaei G., Die bayr. Hunnensage in ihrem Verhältnis zur Amelungen- und Nibelungensage, ZfdA. 1902, XLVI. 1—60 (Die bayr. Hunnensage, bes. nach Kezas Gesta Hunorum, in ihrer Einwirkung auf die Nibelungensage).

* — — Rüedeger v. Bech. und die Harlungensage. Ebda XLIII. 305—332.

Matthias E., Die Jagd im Nibelungenliede (Ztschr f. d. Phil. XV. 471—501).

Mehlis Dr. C., Studien zur deutschen Mythologie. Ausland 1876 Nr. 47 f.

— — Götterglaube und Nibelungenring. Leipzig u. Dürkheim 1876. 23 S. 8°.

— — Im Nibelungenlande. Mythologische Wanderungen. Stuttgart 1877. 131 S. 8°. Mit Zeichnungen und einer Tafel.

— — Zum Brunhildisstuhl. Ausland 1878. S. 199 f.

Mestorf, Zu den Sigfridsbildern (cf. Saeve.) Germania XVII. 211—215.

Meyer Karl. Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Basel 1868. 54 S. 8°. Sehr instruktive Zusammenstellung.

— — Die deutsche Heldensage. Deutsche Vierteljahrsschrift 1869. IV. 26—49. Populär gehalten.

— — Die Nibelungensage. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel. 1873. 40 S. 4°.

— — Die dramatischen Bearbeitungen der Nibelungensage. Deutsche Vierteljahrsschrift 1870 II. 140—156.

Mezger Georg, Über den Sagenkreis des Nibelungenliedes. Ein Vortrag. Memmingen 1865. 16 S. 8°. Ganz wertlos.

* Mogk E., Die älteste Wanderung der deutschen Heldensagen nach d. Norden. (Forschungen z. d. Phil. Festgabe für R. Hildebrand 1894. S. 1 ff.)

* — — Geschichte der norweg.-isl. Lit. 2. Aufl. (Sonderdruck aus der 2. Aufl. von Pauls Grundriß d. germ. Philol.). VIII u. 386 S. gr. 8°. Straßburg 1894, Trübner.

Mone F. J., Einleitung in das Nibelungenlied zum Schul- und Selbstgebrauche. Heidelberg 1818. 89 S. 8°.

— — Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. Aachen und Leipzig 1830 I. S. 1—108: über die Heimat der Nibelungen. Euhemeristisch.

Mone F. J., Untersuchungen zur Geschichte der teutschen

Digitized by Google

Heldensage. Quedlinburg u. Leipzig 1836. 292 S. 8°. (Biblioth. d. gesamt. d. Nationallit. II., 4.) Noch nicht durchaus veraltet.

Mosler Karl und Nikola, Der Nibelunge Not — Heldengedicht des XII. Jahrhunderts. Studien und ausgewählte Stücke zur Herstellung des ursprünglichen Werkes. Leipzig 1864. 134 S. 8°. Curiosum.

* Mourek V. E., Prager Bruchstück einer Perg.-Hs. der Klage. Vortr. K. Böhm: Ges. Wiss., Phil. 1891. 1—24.

Müllenhoff Karl, Sigfrids Dänen- und Sachsenkriege in Nordalbingischen Studien I. Kiel 1844. S. 191—207.

— — Zur Geschichte der Nibelunge Not. Braunschweig 1855. 104 S. gr. 8°. Knapp und gedrungen; S. 25—55 ein vorzüglicher und in seiner Kürze eminent vollständiger Kommentar leider nur zu den echten Strophen der ersten zehn Lieder.

— — Die austrasische Dietrichssage. ZfdA. VI. 435—459.

— — Zur Geschichte der Nibelungensage. ZfdA. X. 146—180.

— — Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage. ZfdA. XII. 253—385 (Nr. I—XXXII). Erste Nachlese ebda. 413—436 (Nr. XXXIII—LX). Zweite Nachlese von O. Jänicke XV. 310—332 (Nr. LXI—LXXXV). Zu: ruore — des tôdes zeichen. ZfdA. XI. 254 f. 262 f.

* — — Die alte Dichtung von den Nibelungen. ZfdA. XXIII. 113 ff. (vgl. Litbl. 1880, Sp. 79 f.)

* — — Deutsche Altertumskunde. 4 Bde, Berlin, 1870—1900. 2. Band, Neuer verbesserter Abdruck durch Max Rödiger. XXII u. 416 S. 8°, ebenda 1906.

Müller Wilhelm, Siegfried und Freyr. ZfdA. III. 43—53.

— — Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berlin 1841. 148 S. 8°.

— — Über die Lieder von den Nibelungen. In Göttinger Studien. 1845. S. 275—336.

— — Die geschichtliche Grundlage der Dietrichssage in A. Hennebergers Jahrbuch f. d. Literaturgeschichte. Meiningen 1855. I. 159—179.

— — Über Lachmanns Kritik der Sage von den Nibelungen. Germania XIV. 257—269.

* — — Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbronn. 1886. Dazu E. H. Meyer Afd.A. XIII., 19 f.; Roediger D. L.Z. 1887, Nr. 46, Sp. 1617 ff.; Symons, Ltbl. 1888, Nr. 6, Sp. 250 ff.

* — — Zur Mythol. der griech. u. deutschen Heldensage. Heilbronn 1889.

Digitized by Google

Muth R. v., Zur Kritik des Alphart. Z. f. d. Ph. VIII. 205—213.

Muth R. v., Der Mythus vom Markgrafen Rüdeger. Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wiss. Phil.-hist. Klasse LXXXV. S. 265—280. Wien 1877. — Dazu Allg. lit. Korresp. f. d. gebild. Deutschland 1877/8. Nr. 3. S. 61 (E. Neubauer).

— — Die Nibelungenhandschriften A, K und O, kollationiert mit Rücksicht auf Lachmanns und Bartschs Variantenapparate. ZfdPh. VIII. 446—467.

* — — Zu d. Nibelung. Hs. *d.* ZfdA. XXI., 87 f.

— — Alter und Heimat des Biterolf. ZfdA. XXI, 182—188.

* — — (Biterolf u. d. Nib., Replik gegen Symons) ZfdA. XXII. 382—387.

* — — Untersuchungen und Exkurse zur Gesch. d. deut. Heldensage und Volksepik (Wiener Sitzb. XCI., 223 ff.). Wien 1878. 34 S. 8°. Hierzu Anz. f. d. A. 1881. 410—416.

* — — Zur Klage. Varianten aus Hs. *A.* (ZfdA. XXII. 75—77; hierzu Edzardi s. oben).

* — — Exkurse zu den Nibelungen (Beitr. z. d. Phil. Halle 1880. 269—276.

* — — Über eine Schichte älterer, im Epos nachweisbarer Lieder von den Nib. (Vortrag im Anz. der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien 1878, Nr. XI vom 3. 2., S. 25—28.) Sitzbr. LXXXIX, 633—672.

* — — Allerlei Berichtigungen. AfdA. V. 225 f.

* Nadrowski R., Über die Entstehung des Nibelungenliedes (Festschr. z. 70. Geburtst. O. Schades). Königsberg 1896. 4 S. Grotes Homertheorie auf das N.-L. übertragen,

Nagele A., Über die 1. Strophe des Nibelungenliedes. Zsch. f. Realschulw. XXII. 449—456.

* Nagl J. W., Pöchlarn und Rüedegêr, eine (etymol.) Studie zum Nibelungenliede. In L. Stieböcks Monatsschr. „Alt-Wien" VI. (1897) S. 81 ff.

* — — Das Gudrunlied — eine Verbindung mehrfacher Variationen eines und desselben obd. Sagenmotives (ebda VIII. 1899, Heft 6 u. 7). Vergleichspunkte zwischen dem Nibelungen-Hagen und dem Hagen der Gudrun. Nordische Unechtheit von Namen der Sagenhelden.

* — — Wesentliche Spuren der altdeutschen Heldendichtung in unseren Ortsnamen (ebda VI., Heft 6). Ortsnamen nach Grîmhild.

* — — Orendel-Orfandel (ebda VI., Heft 8 u. 9). Ein Beispiel nordischer Unechtheit in Namen der Sagenhelden.

Digitized by Google

* Nagl J. W., Über die ältesten stoffl. Grundlagen des Gudrunliedes (oberdeutsch). Wiener Zeitung 1900, 28. Juli u. 3. Aug. Das Hinabwandern der Sage an den Namen sprachlich verfolgt.

* — — Ein Nibelungenausflug. Chiavacci's, „Wiener Bilder" 1903, 9. Dez. Lokalmythisch und lokalgeschichtlich. Populär.

* Nagl J. W. und Zeidler, Deutschösterr. Lit.-Gesch. Wien, bei Fromme I. 1898. XIX u. 836 S., samt 17 Beiblättern. Von II. ist die 11. Liefg. erschienen. Macht die histor. Existenz Rüedegêrs und eine lateinische Grundlage der Klage durch Pilgrim wieder wahrscheinlich.

* Nehring Wl., Anklänge an d. Nibelungenlied in mingrelischen Märchen? Ztschr. f. vgl. Lit.-Gesch., N. F. XIII. 399—401.

* Nehring Alfr., Über Herbertstein und Hirsfogel. 1897.

* Neufert H., Der Weg der Nibelungen. Progr. Charlottenburg 1892, 32 S.

Noorden, Symbol. ad comparandam mythologiam vedicam in Germania. Bonn 1855.

* Nover J., Ursprung u. älteste Gestalt der Nibelungensage. Mainz 1880. 34 S. 8°.

* — — Deutsche Sagen usw. Gießen 1896, Roth.

Nusch A., Zur Vergleichung des Nibelungenliedes mit der Ilias. (Progr. des Lyzeums) Speier 1863. 28 S. 4°.

Olawsky Ed., Die prosodische und metrische Messung der Nibelungenstrophe in Neue Jahrb. f. Phil. und Pädag. 90. Bd. 1864. S. 258—277. 351—362. 381—398. 461—466. Wertlos.

* Orter, Max, Reinmar der Alte. Die Nibelungen. Wien 1887, Konegen. VIII u. 356 S. Ein belangloser Gegner Lachmanns.

* Panzer Friedr., Das altdeutsche Volksepos. Ein Vortrag. Halle 1903 bei Niemeyer. 34 S. 8°. — Dazu Erismann, ZfdPh. XXXVIII, 3.

* — — Deutsche Heldensage im Breisgau (Neuj.-Bl. d. Bad. Hist. Komm. 7). Heidelberg, bei Winter.

Pasch Eduard, Die Nibelungenhandschriften A u. C. (Berliner) Zeitschr. für das Gymnasialwesen. XVIII. Jahrg. (1864) S. 81—115. Beachtenswert.

Pasch Konrad, Die Frage über die Entstehung oder den Dichter des Nibelungenliedes. (Progr. des Gymnasiums) Cilli 1864. 17 S. 4°. Ganz wertlos.

* Patzig H., Zur Geschichte des Siegfriedsmythus. Progr. des Friedrichsgymn. Berlin, Ostern 1898.

Digitized by Google

Paul Hermann, Zur Nibelungenfrage. Halle 1877. 118 S. 8°. Separatabdruck aus Paul und Braune, Beiträge usw. III. 373—490. Vgl. Zarncke, Lit. Zentrbl. 1876 Sp. 1702—04, Edzardi, Jenaer Lit. Ztschr. 1877, Nr. 22, S. 345 f.

* Paul Hermann, Die Thidreksage und das Nibelungenlied. (Sitzb. d. bayer. Akad. der Wiss., Phil.-hist. Kl. 297—338) München 1900, bei G. Franz. 42 S. 8°.

— — Der Kürenberger. Beitr. II. 406 f.

— — Nibelungenfrage und philolog. Methode. Beitr. V., 428—447 und Anz. IV. 46. Pamphlet, das nur vom Autor spricht, nichts vom Gegenstande.

* Pawel, Die Hoffeste im Nibelungenliede mit ihren Kampf- und Ritterspielen. Wien 1887, Zschr. f. d. öst. Turnwesen.

* Pepöck J., Zur Charakteristik griechischer und deut- Helden im Volksepos. Progr. Pilsen 1889. 13 S. Ergebnislos.

Petermann Dr., Die Abstrakta im Nibelungenliede. Bürgersch.-Progr. Crossen 1875. 8. S. 4°.

Pfeifer Franz, Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kais. Akademie der Wiss. 30. Mai 1862. Wien. 48 S. 8°.[1]

— — Der Schelch. Germania VI. 225—231.[2]

— — Zum Parzival. 1. Rumolds Rat. Germania II. 81—84.

* Pfordten H. Freih. von der, Handlung und Dichtung der Bühnenwerke R. Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt. Der Buchausg. 3. Auflage. Berlin 1903, Trowitzsch u. S. VII und 394 S. 8°.

* Piper Paul, Die Nibelungen. I. Teil: Einleitung und die Klage; II. Der Nib.-Nôt. Stuttgart 1891 (Kürschner). Gemäßigter Anhänger von Bartsch.

Pressel P., Reimbuch zu den Nibelungen. Tübingen 1853. 28 S. 8°.

* Radke G., Die epische Formel im Nibelungenliede. Fraustadt 1890, 62 S. 4°.

Raßmann August, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 2 Bde. Hannover 1857 und 1858. XX u. 423, XLVIII und 704 S. gr. 8°.

— — Die Niflungasage und das Nibelungenlied. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Heldensage. Heil-

[1] wieder abgedruckt in seiner „Freien Forschung".

[2] Mit Abbildung des „Schelchs"!

Digitized by Google

bronn 1877. VI u. 558 S. 8°. *(Vgl. Edzardi, Germania (!) XXIII. 73—104).

Raßmann August, Wodan u. die Nibelunge. Germania XXVI. 279—316; 376—379.

* — — Gunnar. Ersch u. Gruber Enc. I. 97 S. 286—288.

Rautenberg E., Beiträge zur Handschriftenfrage der Nibelungen Not. Germania XVII. 431—436.

Reden Frz. Frh. von, Versuch einer kritischen Entwicklung d. Gesch. des hörnenen Siegfrieds usw. Karlsruhe 1819.

Rehorn, Die Nibelungen in der deutschen Poësie. Progr. der Musterschule. Frankfurt a./M. 1876. 53 S. 4°.

Reichel Rud., Zeugnisse zur deutschen Heldensage aus steirischen Urkunden. (Programm des Gymnasiums) Marburg i./St. 1869. S. 43 und 44 beachtenswert; teilweise wiederholt von Schröer Germania XVII. 65 f.

— — Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poësie. Frankfurt 1877. V u. 227 S. 8°. Erweiterung des vorigen.

* Reinhardt Fr., Zur Charakteristik des Nibelungenliedes. Vergl. d. epischen Stiles der Nibel. mit dem der Gudrun. Progr. Aschersleben 1881. 12 S. 4°.

* — — Kausalsätze u. ihre Partikeln im Nibelungenliede. Hallenser Dissert. Aschersleben 1884, Huch.

* Reinike Max, Handel und Verkehr im Nibelungen- und Gudrunliede (Wissensch. Beilg. z. Leipziger Ztg. 1899, Nr. 142).

Reville Albert, L'epopée des Nibelungen, étude sur son caractère et ses origines. Revue des deux mondes, tom. LXVI. 887—891.

* Ricek-Gerolding G., Rüdeger und Bechelâren. Ostd. Rdsch. 1901, 321.

Rieger Max, Zur Kritik der Nibelunge. Gießen 1855. VI u. 114 S. 8°.

— — Zur Klage. ZfdA. X. 241—255.

— — Zu den Nibelungen. ZfdA. XI. 206—209. Wichtiger Versuch einer Fortbildung der Liedertheorie.

— — Die Nibelungensage. Germania III. 163—198.

* — — Die Nibelungensage in ihren Beziehungen zum Rheinland (Quartalbl. d. hist. Vereins f. d. Großhzgt. Hessen, 1881, S. 25—54).

* Ritter A., Der gegenwärtige Stand der Nibelungenfrage. Nord u. Süd 1904.

* Röckl S., Was erzählt R. Wagner über die Entstehung seines Nibelungengedichtes und wie deutet er es? 1853—1903. Leipzig 1903.

Digitized by Google

* Roediger M., Ztschr d. Ver. f. Volksk. I. 241 ff. (über die Ermanarichsage); DLZ. 1887, Nr. 46, Sp. 1617 (Zu W. Müllers Mythol. der Heldensage). Über streitige Punkte usw. Arch. LXXXXVIII. 420 f., 424.

* — — Kritische Bemerkungen. Berlin 1884, Weidmann.

* Römheld H., Über Nib.-Hs. *h* und die Iwein-Hs. *a*. Diss. Greifswald 1899. 91 S.

Röpe Dr. G., Die moderne Nibelungendichtung mit besond. Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan. Hamburg 1869. 224 S. 8°.

Rosenkranz Karl, Das Heldenbuch und die Nibelungen. Halle 1829. 87 S. 8°. Eine Art Einleitung; völlig veraltet.

Rückert Emil, Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Leipzig 1836. 122 S. 8°.

* Rudolf Konr., Über die geeignetste Form einer Nibelungenübersetzung. Progr. Kölln. Gymn. Berlin 1890.

* Sandbach Fr. E., Nibelungenlied und Gudrun in England und America. London, David Nutt, 1903. VI u. 200 S. 8°.

Samhaber F., Der von Kürenberg. (Kirchdorfer Album 1877, Nr. 31.)

Sander Herm., Der Streit über das Nibelungenlied, seine Entwicklung und sein jetziger Standpunkt. (Progr. der Communal-Unterrealschule) Feldkirch 1864. 18 S. 8°. Ganz wertlos.

Sandvoß, Der Mythos von Brunhild-Dornröschen. Gymn. Progr. Friedland 1867. 28 S. 4°.

San-Marte (A. Schulz), Die Nibelungensage nach den Eddaliedern in Rückblick auf Dichtungen und Sagen des deutschen MA. (Bibliothek der gesamten deut. Nationalliteratur II., 6. Quedlinburg u. Leipzig 1872). S. 25—60. Populär.

Säve Karl, Zur Nibelungensage. Siegfriedsbilder beschrieben und erklärt. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Nachträgen versehen von J. Mesdorf. Mit 4 Tafeln. Hamburg 1870. 88 S. 8°.

Schade Oskar, Die Grundzüge der altdeutschen Metrik. Weimarer Jahrb. f. d. Sprache, Literatur und Kunst von Hoffmann und Schade. 1854. I. 1—57. Darstellung der Metrik nach Lachmann unter fortwährender Rücksicht auf die Nibelungen.

Schäffer L., Der naïve Genius in den Nibelungen. Beilg. Allg. Ztg. 1882, Nr. 50, 51, 52, 53.

Digitized by Google

Scherer Wilhelm, Über das Nibelungenlied, in: Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich. Berlin 1874. S. 101—123. Populärer Vortrag.

— — Der Kürnberger. ZfdA. XVII. 561—581. Nochmals der Kürnberger ebda, XVIII. 150—153.

— — Deutsche Studien: I. Spervogel. Sitzgsbr. der kais. Akad. der Wiss. 64. Bd. Phil. hist. Klasse. S. 283—355. Wichtig in Rücksicht auf die Handschriftenfrage.[1]

Scherer Wilhelm, Der Wasgenstein in der Sage. Vortrag. Straßburg 6. XII. 1873 [Mitteilungen aus dem Vogesenklub, Nr. 2, 1874 (April) „als Ms. für die Mitglieder des Klubs gedruckt"]. 1 Bogen = 15 Seiten. 8°.

* — — Zu der Nibelunge Not (Lied XX, Str. 125—126 des Hahnschen Abdruckes) ZfdA. XXIV. 274—279.

Schlegel A. W., Aus einer noch ungedruckten Abhandlung über das Lied der Nibelungen. (Bisherige Aufnahme der N. — Mittel der Aneignung. — Vorrang der N. — Das Alter der N. — Frühere Bearbeitungen. — Angebliche Dichter der N. — Vermutungen über den wahren Dichter) in Deutsches Museum von Friedrich Schlegel. I. 9—36. 505—535. II. 1—23.

Schleicher Aug., Über Strophe 76 der Nibelunge nôt (Symbola philologorum Bonnensium in honorem F. Ritschelii collecta. I. 282—286).

* Schliep H., Ur-Luxemburg. Beitrag zur Urgeschichte des Landes, des Volkes und der Sprache, der Ur-Religion, Sitten und Gebräuche etc. I. Bd. 408 S. mit Bildnis und 2 Karten. Luxemburg 1895, bei Henri Schliep. II. Bd. 424 S. mit 3 Tafeln, ebda 1896. Letzterer enthält: „Die Sigfrid- und Genovefasage, den Sigfrid-Herkuleskult im Kimberreiche, die Nibelungen- oder Heldengöttersagen, ihre wahre Bedeutung mit ausführl. Vergleichungen aus d. Mythol. der Alten nebst anderen mythol. Überlieferungen des Landes u. a." (!)

* Schmidt G., Die natürl. Bedingungen für die formalen Gegensätze im Kunstepos und Volksepos des MA., aufgezeigt am Nibelungenliede u. an Hartmanns Iwein. Ludwigslust 1878. 21 S. 4°. (Rostocker Diss. und Progr. 537.)

* Schmidt H., Über das attrib. Adj. im Nibelungenliede u. in d. Ilias. Progr. Salzburg 1887.

[1] Auch als Separatabdruck erschienen.

Digitized by Google

* Schneege, Theodor. d. Gr. in der kirchl. Tradition des MA. und in d. deutschen Heldensage (Deut. Ztschr. f. Gesch.-Wisssch. 1894, 11).
* Schönbach A. E., Über die Sage von Biterolf u. Dietleib. 1897.
* — — Das Christentum in d. altd. Heldendichtung. 4 Abhandlungen. Graz 1897, Leuschner u. Lub. XII u. 266 S. 8°.
Schönhuth O. F., Die Nibelungensage und das Nibelungenlied. Versuch einer historisch kritischen Erklärung zugleich als Einleitung in dasselbe. Tübingen 1842; 2. Aug. 1846. 160 S. 12°.
— — Einleitung (CXCVI. S. 12°) zur Klage samt Sigenot u. Eggenliet. Tübingen 1839.
Schott Alb., Geschichte des Nibelungenliedes. Deutsche Vierteljahresschrift. 1843. II. 174—242. Zur Orientierung über die Versuche des XVIII. Jahrhunderts vollkommen ausreichend.
— — Welfen und Gibelinge. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reiches und der deutschen Heldensage. Schmidt. Zeitschr. f. Gesch. V. 217—369. In demselben Bande noch abgefertigt von J. Grimm. S. 453—460.
* Schramm J., Über die Einheit des XX. Liedes. Progr. Freistadt OÖ. 1888. 20 S.
* Schröder E., Ein neues Bruchst. der Nib.-Hs. *B.* ZfdA. XXXVIII. 289—303.
Schröer Karl, Ein Standbild Attilas und Kriemhildens. Germania XVII. 459—461. S. auch Reichel.
Schrönghamer F., Bayern und das Nibelungenlied. D. Bayerland XIII. 534 ff.
Schults A. H., Der gegenwärtige Stand der Nibelungenfrage. Schleiz (Gymn.-Progr.) 1874. 22 S. 4° Ohne selbständige Resultate.
* Schulze W., Einführung in das Nibelungenlied. Dortmund 1892. IX u. 299 S. Weitläufige Zusammentragung ohne selbständigen Standpunkt.
Schuster F. W., Woden, ein Beitrag z. d. Myth. Ein Progr. des ev. Untergymn. in Mühlbach (Siebenbgen) 1856. 55 S. 8°.
* Schwarze M., Die Frau in d. Nibelungenliede u. der Kudrun. Hallenser Diss. 1884. 46 S. ZfdPh. XVI. 385—470.
Scütt J. G. K., Die nordische Sage von den Völsungen und Giukungen. Programm Husum 1845. 31 S. 4°. Unbrauchbar.

Digitized by Google

* Schwerin C. Freih. von, R. Wagners Frauengestalten. Brünnhilde. Kundry. 88 S. gr. 8°. Leipzig 1902, bei F. Reinboth.

Secretan E., La tradition des Nibelungen, son origine et sa valeur historique. Lausanne 1865. 233 S. gr 8°. Wertlos.

* Seeger E., Zum Nibelungenliede (911, 3). Z. f. d. Unt. XVII, 366—367.

* Seemüller J., Die Wiltener Gründungssage. Ferdinandeums-Ztschr., III. Folge, 39. Heft (auch S.-A.). Innsbruck 1895. 143 S. 8°. Hängt nur „in schwachen Fäden" mit der Heldensage zusammen. S. 117 ff.

Sijmons, s. Symons.

Simrock K., Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Beitrag zur deutschen Metrik. Bonn 1858. 102 S. kl. 12°.

* — — Das Nibelungenlied, übersezt von . . . 58. Aufl. Mit Simrocks Porträt. Stuttgart, Cottas Nachf. 1906.

* Snell E., Vorwort zu einem krit. Versuch über die mythischen Grundbestandteile der Nibelungensage. Progr. Dresden 1879. XXI S. 4°.

* Soldan F., Deutsche Heldensagen auf dem Boden der alten Stadt Worms. Gütersloh. VIII u. 163 S.

Sommer Emil, Die Sage von den Nibelungen, wie sie in der Klage erscheint, nebst den Abweichungen der Nibelunge nôt und des Biterolf. ZfdA. III. 193—218. Wichtig.

Spaun Anton Ritter von, Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch, den Dichter und das Epos für Österreich zu vindizieren. Linz 1840. 150 S. 8°.

Stammhammer Jos., Die Nibelungen-Dramen seit 1850 und deren Verhalten zu Lied u. Sage. Leipzig 1878. VIII u. 168 S. 8°.

Steiger Karl, Die verschiedenen Gestaltungen der Siegfriedssage in der germanischen Literatur. Übersicht ihrer Entwicklung und ihres Verhältnisses zueinander. (Leipziger Inauguraldissertation.) Hersfeld 1873. 123 S. 8°.

* Stein A., Die Nibelungensage im deut. Trauerspiel I. Progr. (463) Mülhausen i. E. 1882; II. 1883 (475) 4°.

Stolte, Der Nibelunge nôt verglichen mit der Ilias. Progr. des Nepomucenums zu Rietberg. Paderborn 1869. 26 S. 4°. II. Teil, ebda 1877. 27 S. 4°.

Digitized by Google

* Stölzle Remigius, Der Bearbeiter des Siegfriedsliedes mit dem des Nibelungenliedes *k* identisch? Bl. f. d. bayr. Gymnw. XVIII. (Heft 1—5).

* Stuhrmann J., Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen. Paderborn 1887, Schöningh. 2. Aufl. 1904. (Nach Freude Leid. Schwerpunkt im II. Teil. Das Schicksal. — Charaktere).

Symons B., Taalkundige Bijdragen. Haarlem 1877 I. 308 ff. und JLtzg. 1877, S. 789. (Gegensatz zu Muth, s. ZfdA. XXII. 382 f.)

— — Untersuchungen über die sogenannte Völsungasaga. Beitr. III. 199—303.

* — — Ltbl. 1888, Nr. 6, Sp. 250 ff. (zu W. Müller); ZfdPhil. (Sigfrid und Brunhild.) XXIV. 1—32 (durchaus zur Heldensage).

* — — Heldensage in Pauls Grundr. III² S. 606 ff., bes. 651—682.

* — — Das nd. Lied von K. Ermenrichs Tod und die eddischen Hamþésmól. ZfdPh. XPXVIII, 2.

Thausing Moritz, Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung. Ein Beitrag zur Frage über die Entstehungszeit des Liedes. Germania VI. 435—456.

Thausing Moritz, Nibelungen-Studien. Beiträge zur Frage nach dem Dichter des alten Liedes. Österr. Wochenschr. (Beilage zur Wiener Ztg.) 1864. Nr. 2—5. Kürnbergerei.

Timm A., Ein Blick auf die literarische Vergangenheit und Zukunft des Nibelungenliedes. Herrigs Archiv für neuere Sprachen X. 1—16.

— — Das Nibelungen Lied, nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie. Halle 1852. 217 S. gr. 8°; 2. (Titel-) Auflage 1876. Nicht wertlos.

Trautmann, Finn und Hildebrand. Bonner Beitr. z. Angl. VII. Heft, 1903, VIII u. 131 S. (ZfdPh. XXXVII. S. 529 Ehrismann.)

Türk Michael, Zur Vergleichung der Iliade und des Nibelungenliedes. (Programm d. evang. Gymn.) Kronstadt 1873. 37 S. 8° Ohne wissenschaftlichen Wert.

Tuzina, Entstehung des Nibelungenliedes. (Programm der Oberrealschule) Ellbogen 1869. 12 S. 4°. Wertlos.

Uhland L., Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 7 Bände. Suttgart 1865—1868; insbesondere I. Vorlesungen über die Heldensage und VII. Zur Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker.

Digitized by Google

* Uhlirz K., Pilgrim von Passau. Allg. d. Biogr. XXVI. 131—134.

Veckenstedt, Die Farbenzeichnungen in Chanson de Roland u. der Nib.-Not. Zschr. f. Völkerpsych. XVII. 139—161.

Vernaleken Th., Zur Erläuterung der ältesten Siegfriedssage. (Programm der Oberrealschule Schottenfeld) Wien 1869. 18 S. 4°. Ohne wissenschaftlichen Wert.

Vetter F., Freyr und Baldr und die deutschen Sagen vom verschwindenden und wiederkehrenden Gott. Germania XIX. 196—211.

Vilmar O., Reste der Alliteration im Nibelungenliede. Inaugural-Dissertation. Marburg 1855. 36 S. 4°.

* Vogt Friedr., Die deutschen Spielleute 1875.

* — — ZfdPh. XXV. 405 ff.

* — — (mit M. Koch), Gesch. d. d. Lit. v. d. ält. Zeiten bis z. Gegw. 1897.

Vollmöller Karl, Kürenberg und Nibelungen. Eine gekrönte Preisschrift. Nebst einem Anhang: der von Kürnberc, herausgegeben von Karl Simrock. Stuttgart 1874. 48 S. gr. 8°. Wichtige, weil in Einzelheiten abschließende Abhandlung.

Wæchter, Quid Sigifridus cornea cute etc. sibi velit? Jena 1820 (Frommann. Lagerkatalog Nr. 1090).

Wackernagel Wilhelm, Die epische Poesie. Im schweizerischen Museum für hist. Wiss. herausgegeben von Gerlach. 1837. I. 341—371. II. 76—102. 243—274.

— — Kleinere Schriften. 3 Bde. Leipzig 1872.

— — Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterl. Sammlung zu Basel. 1868. 48 S. 4°. Enthält sehr interessante Beiträge zur Liederteorie.

* Wadstein, Beiträge zur Erklärung des Hildebrandsliedes. Göteborg 1903. 43 S. 8°.

Waitz Georg, Der Kampf der Burg. und Hunnen. Forschungen zur deutschen Geschichte. 1862. I. 1—10.

— — Die Anfänge der Mark Österreich und der angebliche Markgraf Rüdiger von Pechlarn. Excurs XII. in: Jahrbücher des deutschen Reiches unter König Heinrich I. Neue Bearbeitung. Berlin 1863. S. 237—243.

* Weddigen O., Die Nebelsagen. Ein Beitrag z. Sagenkunde u. Volkspoesie. („Aus der Humbold-Akademie", M. Hirsch z. 70. Geburtst.) Berlin 1903, Weidmann.

* Wegener, ZfdPh. Ergänzungsb. 1874 (über die Amelungen). S. 447—581.

Digitized by Google

* Wegener Ph., Zur Sage von den Nibelungen. Progr. Greifswalde 1901.
* Wehrmann K., Zur Heimat Hagens. Zschr. f. d. U. X. 559–560 (Hunsrück).
Weigand, Zu den Nibelungen. Bruchstück des Verzeichnisses der âventiuren aus einer Handschrift (*m*) der Nibelunge. ZfdA. X. 142—146.
Weinhold Karl, Die Sagen von Loki. ZfdA. VII. 1—94.
Wendel J A., Über den Wert und die Bedeutung des Nibelungenliedes, vorzüglich in Hinsicht auf Homer und die neuere allegorische Erklärung. Gymn.-Progr. 1821. 48 S. 8°. Besser als manches Neuere.
Wendt H., Kriemhildens Traum. Gymn.-Progr. Rostock 1857. 11 S. 4°.
* Wentzlau H., Über den Gang und jetzigen Stand der Frage nach der Entstehungszeit und dem Dichter des Nibelungenliedes. Magdeburg 1879.
* Werner R., R. Wagners dramat. Dichtungen in französ. Übersetzung. I. Progr. Berlin 1901, bei R. Gärtner. 26 S.
* Wießner E., Über Ruhe- und Richtungskonstruktionen mhd. Verba, untersucht in den Werken der drei gr. höf. Dichter, im Nibelungenlied und in der Gudrun. Beitr. Gesch. D. Spr. Lit. XXVII. 1902. 1—68. Auf die Fragen wo? und wohin?
* Wilken E., Die prosaische Edda im Auszuge nebst Volsungasaga und Nornagests-thättr. Mit ausführl. Glossar herausgegeben von ... I. Teil: Text. Paderborn 1877. CVIII u. 264 S. 8° (Bibl. d. ältest. d. Lit.-Denkmäler XI).
Wilmanns W., Beiträge zur Geschichte und Erklärung des Nibelungenliedes. Halle 1877. 90 S. 8°. * Dazu AfdA. XVIII. 96 ff. 102. Vgl. oben Paul und Lichtenberger.
* — — Der Untergang der Nibelungen in alter Sage und Dichtung. Abhandlungen d. kgl. Ges. d. Wisssch. in Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F. VII., Nr. 2, 1903. 44 S. Gegen Pauls Herleitung der Thidr.-S. aus d. Nibel. — Legt Wert auf eine lat. Niederschrift durch Pilgrim. Dazu R. Spiller, Zentr.-Bl. 1904, 236 f. und E. Kettner, ZfdPh. XXXVI, 526—531; ferner Henning, DLitZ. 1906, 13; Seemüller, AzfdAlt. XXX. S. 5.
Wislicenus Hugo, Das Nibelungenlied als Kunstwerk zu: Loki. Das Nibelungenlied. Das Dionysostheater in Athen. Drei hinterlassene Abhandlungen,

Digitized by Google

bevorwortet von Bartsch, herausgegeben von G. A. Wislicenus. Zürich 1867. 203 S. 8°. S. 37—159. Begeisterter und entschiedener Gegner Lachmanns und Zarnckes.

Wislicenus Hugo, Beiträge zum Nibelungenliede in Germanitische Studien von K. Bartsch. II. S.1—54.

Wittstock, Die franz. Wörter im Nibelungenliede. Herrigs Archiv für neuere Sprachen. LII. 447—457. Belanglos.

* Wöber F. X., Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied. Eine geneol. Studie. Meran 1886. Kuriosität.

* Wolf Leo, Der groteske und hyperbolische Stil des mhd. Volksepos. (Palästra XXV.) Berlin 1903. 163 S. gr. 8°. (Gött. Diss. 1902. 46 S. 8°.) Vgl. ZfdPh. XXXVII. S. 421 (Ehrismann).

Wolzogen Hans von, Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur. Berlin 1876. 143 S. 8°. Einleitung zu R. Wagners Tetralogie.

* Xantippus, Ein bißchen Nibelungenkritik. 1886 Leipzig, Heinrichs.

Zacher J., Briefe über neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur. Neue Jahrb. für Phil. u. Pädag. 78. Band. (1858.) S. 112 f. 170 f. 216 f. 255 f. Sehr lesenswert nicht nur für den Fachmann.

— — vergîselt. Z. f. d. Phil. II. 496—506.

* — — ZfdPhil. X. 272 f. Bibliogr. Nr. 461 (eine kurze Inhaltsausgabe über Muths „Schichten“ vgl. Z. f. d. Gymnw. XXXIII. 1879. 243—247).

Zarncke Friedrich, Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag. Leipzig 1854. 42 S. 8°.

— — Beiträge zur Erklärung und zur Geschichte des Nibelungenliedes. Berichte und Verhandlungen der k. sächs. Ges. der Wiss. 8. Band. 1856. S. 153—266.

— — Friedrich d. Gr. und das NL. ebda. 1870. S. 203 f.

— — Zum Nihelungenliede. Germania IV. 421—439.

— — Einleitung (S. I—CXXIV) und Anhang (S. 365—380). zu seiner Ausgabe des Nibelungenliedes s. u.

— — Die Heptaden und die Heptadisten. Preuß. Jahrb. (!!) XL. 475—486. Pöbelhafter, sachlich ganz belangloser Angriff auf Lachmanns Schule. — Replik: Zu den Heptaden, ebda. XLI. 108 f.; s. o. Henning.

— — Zur Kollation der Hs. *H* der Klage. ZfdA. XXII. 316—319 (gegen Muth): Versuch einer Entgegnung auf den Nachweis der Unverläßlichkeit seiner Kollation.

Digitized by Google

* Zarncke Friedrich, Nibelungenlied, 6. Auflage. S. LXI f. gesamte Lit. der Sage bis 1887. Leipzig 1887. 8. Aufl. 1894.
* — — Die Jagd im Nibelungenliede. Beitr. X. 384—402.
Zell K., Über die Iliade und das Nibelungenlied. Karlsruhe 1843. 382 S. 12°. Populär.
Zeune, Über Erdkundliches im Nibelungenliede. vd. Hagens Germania I. 99—106.
— — Nibelungen oder Niveller. ebda. III. 171—176.
— — Ist Heinrich von Ofterdingen Verfasser der Nibelunge Not? ebda. IV. 141—147. Letztere zwei Aufsätze eigentlich Kritiken über Rückert und Spaun.
Zimmermann Friedr., Vortrag über das Nibelungenlied und die deutsche Heldensage. Neue Jahrb. für Phil. und Pädag. 98. Band. (1868.) S. 93—112. 129—148.
Zingerle J., Zu ruore. Germania VIII. 56—58.
— — Die Alliteration bei mittelhochdeutschen Dichtern. Sitzgsbr. der kais. Akad. d. Wiss. Phil. hist. Kl. (1864.) 47. Bd. S. 103—174.
* Zingerle O. von, Etzels *Burg* in den Nibelungen. Festschrift f. K. Weinhold. Straßburg 1896.
Zupitza J., Über Franz Pfeifers Versuch, den Kürnberger als Dichter der Nibelungen zu erweisen. Oppeln 1867. 7 S. 8°.
— — Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für den Gebildeten. Oppeln 1868. 106 S. 8°. Schulkommentar zum IV. Liede.
* Zwierzina K., Mhd. Studien ZfdA. XLIV. 1—116, 249—316, 345—406. XLV. 19—100, 253—419. Weist fürs Nibelungenlied bayr.-öster. Lauteigenheiten im Reime nach. (hierzu Nagl in D. Ma I. S. 338—340 u. II. S. 109 ff.)

Bemerkenswerte Rezensionen.

Bei den Namen der Verfasser z. B. Busch, Forestier, Golther, meist auch noch bei denen der Rezensenten selbst sind die einschlägigen Renzensionen schon im Bisherigen ersichtlich gemacht. Hier sollen der von Muth eingeführten Rubrik zulieb die wichtigsten Besprechungen besonders vorgeführt oder erinnert werden.

Bartsch über Zarncke. Nibelungenlied. 3. Auflage. Germania XIII. 216—240.
— — über Zupitza. Über Franz Pfeiffers Versuch etc. ebda. 241—244.
— — über Hermann Fischer, Forschungen seit Lachmann, und Vollmöller, Kürenberg, Germania XIX. 252—358. Zugleich gegen Scherer s. u.

Digitized by Google

Edzardi über Raßmann, Niflungasaga XXIII.; s. o. unter Raßmann; über Paul s. diesen.

— — über Muth s. unter Muth.

Fischer H. über Wilmanns Beiträge usw. Germania XXIV. 201—243, 303—351 (81 S. !! Wilmanns Btr. 90 S.)

Grimm Jakob über Lachmann, urspr. Gestalt. Kleinere Schr. IV. 92—98. Über Lachmann, Nib. nôt 3. Auf. und K. A. Hahn, die echten Lieder von den Nib. Prag 1851. Klein. Schr. V. 476—479. „Heptaden." Über Schott s. diesen.

Grimm Wilhelm über Lachmann, urspr. Gestalt usw. Lpzg. Litztg. 1816.

v. d. Hagen, Der Nibelunge Not. (Rezension von Simrock „Zwanzig Lieder") in seiner Germania IV. 104—113. Polemik gegen die Liedertheorie.

Henning R. über Bartsch, diu klage, und Edzardi, die Klage, im Anzeiger zur ZfdA. (XIX.) I. 138 f.

— — Nibelungenliteratur: Bartsch, Paul, Wilmanns, Raßmann, Mehlis, Muth. ebda. IV. 43—80.

Holtzmann über Liliencron, die Nibhs. *C.* Germania II. 122—128.

* Jónsson Finnur, s. Detter und Heinzel.

Lachmann über vd. Hagens 3. Auflage des N.-L. Ergänzungsblätter zur Jenaer Allg. Literaturzeitung. 1820. S. 169—224.[1]

Meyer E. H. über W. Müller, Mythol. s. Müller.

Müllenhoff über W. Müller: über die Lieder von den Nib. Jahrbücher f. wiss. Kritik. 1846. S. 596—631. Hochwichtig durch die umfassende, fast populär gehaltene Theorie des Epos, die beiläufig gegeben wird.

Müller Johannes v., Über Bodmers Ausgabe. GGA. 1783.

Müller W. über Müllenhoff. Zur Geschichte der Nibelunge nôt. GGA. 1855. S. 689— 720.

Muth über Wilmanns ZfdPhil. VIII.

— — über Lübben[3] ZfdA. III. 272.

* Nagl, s. Zwierzina.

Neubauer E., s. Muth.

Panzer Fr. s. Braune „Die Handschriftenverhältnisse" usw.

Roediger über W. Müller, Mythol. s. Müller.

Scherer W. über Bartsch Ausgabe von 1870. Z. f. d. österr. Gymn. XVII. 620—627. Andeutungen zu einem Kommentar der ersten 30 Strophen.

---

[1] Seither auch, ebenso wie die ältere Rezension über die 2. Auflage (1816) und die Randnoten zu vd. Hagens Glossarium (bisher ungedruckt) in den Kl. Schriften. S. 81 f. 206—277.

Digitized by Google

Scherer W., über Bartsch größere Ausgabe von 1866. Z. f. d. österr. Gymn. XXI. 403—409. Erörterung des Handschriftenverhältnisses.

Schönbach A., Kleinere Schriften aus dem Gebiete der deutschen Philologie. (1. Vollmöller, Kürenberg; 2. Koch, Nib.-Sage; 3. Meyer, Nib.-Sage; 4. Steiger, Siegfriedssage; 5. Hofmann, Zur Textkritik.) Z. f. d. österr. G. XXV. 352—365.

— — über Paul und Wilmanns, ZföG. XXVIII.

Symons über W. Müller, Mythol., s. Müller.

— — über Müllenhoff, Die alte Dichtg. v. d. Nib., Beitr. III. 387 ff. * Über R. Heinzel, s. diesen.

Vogt über Lichtenberger, s. diesen.

Waitz G. über Dümmler, Piligrim von Passau GGA. 1855. Nr. 28. Sehr bemerkenswert durch das vernichtende Urteil des Meisters der Kritik über Holtzmann.

Wilmanns über Lichtenberger, s. diesen; * über Busch, s. diesen; über Henning, s. diesen.

Zarncke über Holtzmanns Ausgabe, Liter. Zentralblatt. 1857. S. 588 f. (Die zahlreichen sonstigen Kritiken an demselben Orte haben nur ephemere Bedeutung; 1854, Nr. 27, 1863, Nr. 37.)

— — über die 5. Auflage seines „Nibelungenliedes" ebda. 1875. S. 458. Maskierter Rückzug?

— — Zum Nibelungenliede. Germania XIII. 455—496.

* — — Über H. Paul, s. diesen.

Kritiken über das vorliegende Buch.

Brunner, Bl. f. d. bayr. Gymn.-Wesen XIV. S. 37 f.

Fournier (—r—), Wiener Abendpost, 12. IX. 1877. S. 833 f.

Henning R., AnzfdA. IV. 77—80.

Henrici E., Herrigs Arch. für neuere Spr. LX. Bd.

Heyne, Liter. Rundsch. 8. 77., III. Nr. 11, S. 343.

Nordd. Allg. Ztg. 171, 1878, 58.

Strobl, ZföGymn. XXVIII. (1877.) S. 908 f.

Symons, Jen. Litztg. 1877, Nr. 52, S. 797—99, Rez. Nr. 745. Pauls Grdr. S. 652.

Zarncke, Lit. Zentralbl. 1. IX. 1877, S. 1223 f.

Anm. Ausgaben und Schulbücher werden noch an gelegener Stelle, wenn nötig, Erwähnung finden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Sage.

§ 1. Nordische und deutsche Überlieferung.

Keine gütige Norne hat über den alten Liedern gewacht, die ein halbes Jahrtausend hindurch auf heimatlicher Erde erklangen: sie sind verschollen bis auf dürftige Reste, die, stünden ihnen nicht glaubwürdige Zeugnisse zur Seite, nicht genügen könnten, uns von Sagenlust und Sagenkunst unserer Vorfahren ein richtiges Bild zu entwerfen. Bei den Bruderstämmen jenseits des Meeres, die aus der Heimat die alte Sage gerettet oder von den Südgermanen den später selbständig entwickelten und ausgebildeten Stoff empfangen,[1] müssen wir anklopfen, wenn wir Bescheid haben wollen um das, was von alters her und ursprünglich unser ist. Wie unseres Volkes Glaube und Dienst uns unklar und dunkel wäre, hätte uns nicht der Norden System und Kultus überliefert, so fehlte uns jedes Zeugnis für die Entwicklung der Heldensage und der Schlüssel für die Deutung ihres mythischen Gehaltes ohne die Kenntnis jener nordischen Lieder, die, vor mehr als tausendjähriger Frist entstanden, im XII. Jahrhundert gesammelt, noch im XVII. gelesen wurden und deren jüngste Phasen als lebendiger Gesang heute noch zu den Tänzen der faröischen Fischer erschallen. „Die Insel Island, von Schneegebirgen starrend, baumlos der scharfen Winde wegen,

---

* [1] Dies letztere gilt selbst von solchen Stoffen der nordischen Überlieferung, welche bisher als ursprünglich nordische angesehen wurden, so vom Aurvandill- (Orendel-) Stoffe, ebenso vom Kerne der Kûdrûnsage: Weder Aurvandill noch Hiarrandi oder Hedhinn-Hiadhninger sind fehlerfreie nordische Namensformen. Vgl. Nagl, „Orendel-Orfandl“ und über das Kudrunlied. Ferner läßt Friedr. Fischbach in „Asgart und Mittgart“ die Urheimat der Eddalieder zwischen Sieg und Wupper suchen, indem er sich auf heimatliche Flurnamen stützt.

Digitized by Google

von Herden beweidet, die des Schmuckes der Hörner entbehren, von Treibeis umlagert, auf dem der Bär von Grönland herunterschwimmt, nach Wintern und Nächten statt Sommern und Tagen die Zeit messend, scheint freilich nicht zum Garten der Poesie geschaffen zu sein. Aber wie dort oft die Eisrinde kracht und der Hekla Flammen wirft, wie aus starren Sümpfen siedende Quellen hoch aufspringen, so hat auch die Poesie dem Eise getrotzt, und begreiflich ist, daß der gewaltige und ernste Charakter der nordischen Natur sich der nordischen Poesie mitteilen mußte."[1] Düstere Lieder von überwältigender Kraft der Darstellung sind es, die auf Island, wo länger als im Süden germanisches Heidentum sich erhalten, friedlich der Übergang zum neuen Glauben sich vollzogen hatte, unter dem Namen der Edda, d. i. der Ahne, die den lauschenden Enkeln erzählt, vereinigt, uns die ältere Form der nationalen, kyklischen Sage überliefern. Wir sind aber berechtigt, diese Überlieferung des Nordens für uns, die Germanen vom Rhein und der Donau, in Anspruch zu nehmen: in sich selbst trägt unverkennbar und unverwüstlich die Sage das Zeugnis; „die Sage kann, wenn sie verpflanzt wird, Namen und Gegend völlig verändern oder vertauschen: erkennt sie aber in der Fremde die Heimat noch an, so liegt darin ein großer Beweis ihrer Abkunft;" aus der Lokalisierung der Sage in Deutschland und den geographischen Vorstellungen der Lieder bewies zuerst Wilhelm Grimm HS. 4 f., aus der Form der Namen in unwiderleglicher Weise Jakob Grimm ZfdA. I, 1 f. die deutsche Heimat des Sagenstoffes. Karl Müllenhoff erachtet als wichtige Gründe für die deutsche Heimat der Sage zunächst den Umstand, daß Saxo Grammaticus, der die nordischen Sagen, darunter auch die eddischen von Helgi und Jörmunrekr, zusammenträgt, die Nibelungensage übergeht, offenbar, weil er sie für unnordisch hielt; ferner den weiteren, daß der Isländer Nikolaus auf seiner

[1] Uhland, VII. 15.

Digitized by Google

Reise die deutsche Lokalisierung anerkennt (HS², n. 27, S. 42); endlich daß die Eddalieder selbst die Sage als deutsche anerkennen, indem Grimhild als „gotische" Frau erscheint, Gunnar über zahlreiche Goten herrscht, „Frankland" und der Rhein genannt werden, Gudrun nach Dänemark flüchtend von Mutter und Bruder von Süden her abgeholt und von Langobarden und welschen Frauen geleitet wird.[1] Es kann somit heute über die Wanderung des Sagenstoffes von Süden nach Norden, bei der die — selbst von den Mündungen der niederdeutschen Ströme auf das große Nordseeeiland versetzten — Angelsachsen die Vermittler waren, kein Zweifel mehr sein, und wir sind daher vollberechtigt, die nordische Form der Sage zur Erklärung unserer späten Überlieferung heranzuziehen; freilich mit großer Vorsicht: denn nicht überall ist es leicht zu erkennen, was Zusatz, was ursprünglich, was einem Volke eigentümlich, was beiden gemeinsam ist, und nicht mehr als die Übereinstimmung der Grundzüge läßt sich voraussetzen.

Der Strom der Überlieferung aber fließt im Norden in behaglicher Breite, undankbar könnten wir sagen, fast überreichlich. Zunächst kommt die erwähnte Liedersammlung, die Edda in Betracht, die im XVII. Jahrhundert dem isländischen Bischof Sämund, genannt hinn frôdi, der Gelehrte (1056—1133), zugeschrieben wurde, in der 11 Lieder und 2 prosaische Zwischensätze enthalten sind, die dem Inhalte nach der jüngeren deutschen Darstellung parallel laufen.[2]

---

* [1] 1894 behandelt E. Mogk „die älteste Wanderung der deutschen Heldensage" [Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für R. Hildebrand, S. 1 ff.]. Während Müllenhoff die Nibelungen- und Ermanarichsage vor Ende des VII. Jahrh. nach dem Norden gelangen läßt, ist nach Mogk die mit der Burgundensage bereits vereinigte Nibelungen- und die Ermanarichsage bald nach 512 durch Heruler nach Gautland und von da nach Norwegen gekommen. Er merkt die Grausamkeit Attilas an.

[2] Ausgaben der Edda: die älteste, sog. Arnæ-Magnæanische. 3 Teile. Kopenhagen 1787—1828. — J. und W. Grimm (die Heldenlieder mit gegenüberstehender Übersetzung). Berlin 1815. — Lüning. Zürich 1859. — Bugge. Christiania 1867. — Hildebrand. Paderborn 1876.

* Die neueste Ausgabe von F. Detter und R. Heinzel. 2 Bde. Der kleinere I. Bd. enthält nach einer Einleitung den Text, der II. Bd. bringt

Digitized by Google

Dann die jüngere prosaische Nacherzählung der alten Lieder, die unter dem Namen der jüngeren Edda dem isländischen Historiker Snorri Sturlason (1178—1241) beigelegt und von Symons als „viel zu eng und irreführend" bezeichnet wird.[1]

An die beiden Edden reihen sich die Sagenromane des XII. und XIII. Jahrhunderts, die Völsunga- und Thidrek-(oder Vilkina-)saga, deren erstere in engem Anschlusse an die eddische Überlieferung, die andere unter dem Einflusse romantischer Anschauungen und mit Benützung der jüngeren deutschen Liedersammlungen unsere Sage darstellt. Den Abschluß machen die für unseren Zweck allerdings kaum in Betracht kommende Hvensche Chronik, eine die Sage auf der dänischen Insel Hven lokalisierende Darstellung aus dem XVI. Jahrhundert (geschrieben 1603 ?), die dänischen Heldenlieder und die faröischen Tanzweisen.[2]

Berichtigungen und Zusätze, hierauf Zeile für Zeile Anmerkungen und schließlich ein pragmatisches Verzeichnis zu den Anmerkungen.

Erwähnung verdient die Übersetzung von Simrock.

[1] Arnæ-Magnæanische Ausgabe, Kopenhagen 1848. — Thorleifr Jónsson, Kopenhagen 1875.

* E. H. Wilken, Die prosaische Edda im Auszuge nebst Volsungasaga und Nornagests-thättr. Paderborn 1877. — Anderson, The younger Edda, also called Snorre's Edda or the Prose-Edda. Chicago 1880.*

Übersetzung der einschlägigen Kapitel von Simrock in seiner älteren Edda.

[2] Das grundlegende Werk für die Kenntnis des gesamten nordischen Sagenmaterials ist P. E. Müllers Sagabibliothek, (deren erster Band von Lachmann), deren zweiter, unsere Sage enthaltende von Lange übersetzt ist. Der erste Versuch einer Übersetzung ging aus von v. d. Hagen. Jetzt sind Langes „Untersuchungen" wie Hagens „Nordische Heldenromane" veraltet. Auch gegen Raßmanns „Heldensage" (s. d. Literaturverzeichnis) erhebt Zacher den Vorwurf „unkritischen Verfahrens und absurder Deutungen", so daß immer noch W. Grimm „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen", Heidelberg 1811 beizuziehen ist.

* Seither hat Raßmann einen neuerlichen Beitrag zur Geschichte der deutschen Heldensage geliefert über „Gunnar" und „Die Niflungasaga und das Nibelungenlied". Heilbronn 1877, nachdem schon E. A. W. Günther (1876 Hannover) einen „kurzen Leitfaden der deutschen Heldensage des Mittelalters" geboten hatte. — O. Brenner hat (München 1889) S. Bugges „Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Opvindelse" (Forste Raekke, Christiania 1881—89) ins Deutsche übersetzt. „Anden Raekke: Helge-Digtene i den ældre Edda, deres Hjem og Forbindelser" ist Kopenhagen 1896 erschienen. Dazu Mogk, s. Lit.-Nachweis. — 1880 (Stuttg.) hat Edzardi den III. Band der „Altdeutschen und altnordischen Heldensagen"

Digitized by Google

Wir haben nun die nordische Sage in ihren Grundzügen, soweit sie zur Erläuterung und Erklärung der im engeren Sinne deutschen Überlieferung in Betracht kommt, darzustellen. Dabei ist von vornherein abgesehen von jenen Zusätzen und Erweiterungen, die die Sage sicher erst im Norden erfahren hat; das ist die Geschichte von Sigurds Ahnen, dem Völsungenstamme; die romantischen Erzählungen von Sigurds Geburt und Jugend (die der Genovefasage nachgebildet ist) und seiner zweiten Verlobung mit Brynhild nach der Thidreksaga; die Anknüpfung der Völsungensage an die Jörmunreksage durch Sigurds und Gudruns Tochter Svanhild; und die Verbindung mit der Ragnar Lodbroksage, die durch dessen Gattin Aslaug, eine angebliche Tochter Sigurds und Brynhilds, die norwegischen Könige zu Göttersprößlingen zu machen sucht. Dagegen werden notwendigerweise einzelne mythische Erzählungen aus dem Kreise der eddischen Götterlieder zum Verständnisse der Sage herbeizuziehen sein.

Dem Könige Sigmund aus dem auserwählten Stamme der Völsungen ist im Kampfe wider seinen früheren Mitbewerber Lyngi der Schutzgott seines Hauses, Odin, entgegengetreten, und an seinem Speer ist das sieghafte Schwert zersplittert, das Odin selbst einst dem Geschlechte gespendet. Sterbend findet den Heerkönig die trauernde Gattin Hiördis am Schlachtfelde. Er aber verschmäht die Hilfe, die ihm noch werden kann, und heißt sie nur die Stücke seines Schwertes wohl bewahren für den Knaben, den sie gebären werde, dessen Name erhaben sein solle, solange die Welt steht. Da der Tag zu dämmern beginnt,

---

umgearbeitet und 1881 „Die Saga von den Volsungen und Nibelungen" aus der altn. Volsungasaga frei übertragen. — 1898 bietet O. L. Jiriczek „Die Heldensage I", dieselbe auch in der Sammlung Göschen. — Hungerland und P. Hoffmann seien erwähnt. In letzter Zeit beschäftigt sich R. C. Boer mit Sigrdrífamál und Helreidh und liefert 1905 „Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage."

* Die gesamte Literatur der Sage bis 1887 findet sich mit großer Vollständigkeit bei Zarncke „Nibelungenlied" S. LXI f. Vgl. noch Zs. f. vgl. Lit.-Gesch., N. F. VII, 49 ff. (Jiriczek), ferner Symons, ZfdPh. XXIV, 1 ff. und Vogt, ebda XXV 413 f.

Digitized by Google

haucht der Held seine Seele aus. Hiördis aber fällt in die Gewalt Alfs, des Sohnes König Hialpreks, bei dem sie nun, anfangs für eine Dienstmagd sich ausgebend, dann in hohen Ehren gehalten, eines Sohnes genest, der den Namen Sigurd erhält. Der junge Held wird erzogen von Hialpreks kunstreichem Schmiede Regin (= *σύμβουλος*, der Berater), der, Rache brütend gegen seinen Bruder Fafnir, Sigurd einmal von dem Drachen erzählt, der auf der Gnitaheide den reichsten Hort hüte. Dieser Drache ist Regins Bruder Fafnir, beide sind Söhne des Riesen Hreidmar, den sie um den Besitz des Schatzes erschlagen. Den Schatz aber haben die drei Asen Odin, Hœnir und Loki als Buße entrichtet für Hreidmars Sohn Ottar, den Loki getötet; sie hatten ihn nach Ottars Ermordung samt dem Ringe, mit dem man immer wieder ersetzen kann, was etwa an Gold entnommen ward, dem Zwerge Andvari geraubt, weshalb dieser den Fluch darauf gelegt, daß er jedem Besitzer Verderben bringen solle: so ist schon Hreidmar gefallen, da er sich mit den Söhnen um ihren Anteil nicht vertragen konnte, so bringt er auch diesen den Tod. Da schmiedet nun Regin dem Sigurd die Trümmer des väterlichen Schwertes Gram; das ist so scharf, daß der junge Held damit den Amboß zerkliebt und eine Wollflocke zerschneidet, die den Rhein herabtreibt. Zuerst vollbringt Sigurd die Vaterrache, dann zieht er aufgereizt gegen den Drachen, den er tötet, indem er ihm in einer Grube auflauert. Auf Regins Aufforderung brät er Fafnirs Herz; mit dem Finger prüft er, ob es gar ist; er verbrennt sich und steckt den Finger in den Mund, da versteht er die Sprache der Vögel: Adlerinnen singen ihm, daß ihm Regin Übles sinne, darum erschlägt er den eiskalten Jötunen. Mit der Beute belädt er Grani, sein Roß, das er aus Hialpreks Zucht sich gewählt, und kommt nach Hindarfiall; da brennt auf dem Berge ein gewaltiges Feuer um eine Schildburg, aus der ein Banner ragt. Hier schläft die Valkyrie Brynhild, die Odin, weil sie mit Siege gewaltet gegen seinen Willen, mit dem Schlafdorn

Digitized by Google

gestochen hat, daß sie des Mannes Beute werde, der des Weges ziehe, aber mit wabernder Lohe zugleich geschützt, daß keiner ihr nahe, der die Furcht kennt. Sigurd durchreitet die Waberlohe und schneidet der Schlafenden die Rüstung auf: sie, das weise Weib, erwacht und lehrt ihn hohe Runen, darauf verloben sie sich. Sigurd reitet weiter und kommt zu König Giuki und seiner Gattin Grimhild; ihre Kinder sind Gunnar, Högni und Gudrun, deren Stiefbruder Guthorm. Grimhild kredenzt Sigurd einen Zaubertrunk, daß er Brynhildens vergißt und um Gudrun freit. Um Brynhilde, Budlis Tochter, Atlis Schwester, die in ihres Schwagers Heimir Hut auf Hinderfiall haust und keinen Mann nehmen will, als den, der die wabernde Lohe um ihre Burg durchreitet, will Gunnar werben. Die Brüder und Sigurd, der mit ihnen Bundesbrüderschaft geschlossen, ziehen auf die Fahrt. Kein Roß geht durch das Feuer als Grani (das von Sleipnir, Odins Schimmel, stammt), das aber keinen anderen Mann trägt als Sigurd. Da tauschen Sigurd und Gunnar Gestalt und Namen, und auf Granis Rücken reitet Sigurd durch die Waberlohe und hält Hochzeit mit Brynhild: doch im Bette legt er das Schwert Gram zwischen sie beide; zur Morgengabe reicht er ihr den Ring, den Loki einst dem Zwerge Andvari genommen. Dann tauschen Sigurd und Gunnar abermals die Gestalt und allesamt fahren heim. Einstmals baden Brynhild und Gudrun im Rheine; da will Brynhild nicht unter Gudrun stehen, da sie den besseren Mann habe; Gudrun aber rühmt vor ihrem Bruder ihren Gatten, der Regin und Fafnir erschlagen und beider Erbe gewonnen; Brynhild erwidert, mehr wert sei Gunnars Ritt durch Waberlohe; da lacht Gudrun und enthüllt ihr, daß der Ring, den sie trage, Andvara-Naut sei, den nicht Gunnar auf Gnitaheide geholt. Da geht Brynhild heim; die alte Liebe zu Sigurd erwacht; sie fordert von Gunnar des Helden Tod; vergebens rät Högni ab; sie reizen endlich den dritten schwachsinnigen Bruder Guthorm, der mit Sigurd nicht verbrüdert ist, und dieser ersticht ihn, von

Digitized by Google

des Wachenden Blicke zurückgeschreckt, im Schlafe, wird aber von dem Erwachenden getötet. Zum Jammer erwacht Gudrun an des sterbenden Gatten Seite. Ein prächtiger Scheiterhaufen wird Sigurd gerüstet, da schreitet Brynhild vor und durchstößt sich mit dem Schwerte: sie stirbt dem ersten Gatten nach und wird mit ihm verbrannt.

Gudrun ist geflüchtet zu König Alf; dort sitzt sie sieben Halbjahre harmvoll im Weibergemache. Den Schatz Sigurds haben die Giukunge genommen, von denen Atli Buße begehrt, weil sie Schuld trügen an Brynhilds Tode. Sie geben ihm Gudrun zur Frau, nachdem auch ihr Grimhild den Trank der Vergessenheit gereicht; aber er trachtet nach dem Horte und deshalb lädt er verräterisch die Giukunge zu sich in sein Land. Vergebens sendet ihnen ihre Schwester eine Warnung; sie kommen mit geringem Geleite, nachdem sie zuvor den Hort in den Rhein versenkt; auf ihrer Stromfahrt zerbrechen die Ruder, zerbersten die Bänke; ausgestiegen lassen sie ihr Schiff wegtreiben; als sie ankommen, fordert Atli den Hort, den sie verweigern; es entspinnt sich ein gewaltiger Kampf: die Niflunge, von ihrer Schwester unterstützt, wehren sich tapfer, aber sie werden, Högni zuletzt, überwunden und gefesselt. Gunnar verlangt, wenn er mit dem Horte sich lösen soll, Högnis Herz zu sehen; da er sich durch das des Knechtes Hialli nicht täuschen läßt, wird dem Högni, der dazu lacht, das Herz ausgeschnitten; als es Gunnar gebracht wird, frohlockt er, daß der Hort im Rheine geborgen sei; Atli läßt ihn in den Schlangenhof werfen, aber gefesselt schlägt er mit den Zehen die Harfe, daß die Schlangen entschlummern bis auf eine Natter, die ihm das Herz durchbohrt. Gudrun rüstet das Leichenmahl; ihre Söhne von Atli, Erp und Eitil tötet sie, mit ihrem Blute mischt sie dem Vater den Met, deren Herz setzt sie ihm als Speise vor und enthüllt dem Entsetzten die Tat, den sie darauf mit Högnis Sohne Niflung (den er sich sterbend erzeugt) in Volltrunkenheit erschlägt, seine Burg über ihm den Flammen preisgebend.

Digitized by Google

In völlig veränderter Gestalt überliefert uns unsere deutsche Hauptquelle, die unter dem Namen des Nibelungenliedes oder richtiger der Nibelungenot bekannte Liedersammlung aus dem Beginn des XIII. Jahrhunderts, die Sage. Im folgenden wird der Inhalt des Nibelungenliedes derart entwickelt, daß jedes einzelne der XX Lieder, aus denen es sich zusammensetzt, als selbständiges Ganzes betrachtet wird und die echten Bestandteile vor den Zusätzen, welche letztere überhaupt nur, soweit sie sagenhaften Inhaltes oder für den Zusammenhang unentbehrlich sind, herangezogen werden, durch den Druck hervorgehoben erscheinen.

Nach einer Einleitung, die uns von Kriemhild, ihren Brüdern und Eltern und dem Hofe von Worms erzählt, beginnt das

I. Lied. Es träumt Kriemhilden in ihrer Tugenden Fülle, wie sie sich einen wilden Falken gezogen habe, den vor ihren Augen zwei Adler erwürgen: größeres Herzeleid könnte ihr nimmer geschehen; ihre Mutter Ute legt den Traum aus auf einen edlen Gatten, den sie früh verlieren werde; da weigert sich die Magd des Gedankens an die Minne: stets wolle sie so jungfräulich bleiben, auf daß sie von einem Manne nimmer Not gewinne; vergebens warnt die Mutter, nicht leichtfertig das künftige Glück zu verleugnen. Zur selben Zeit wuchs in Santen, einer stattlichen Burg unten am Rhein, eines mächtigen Königs, des Siegmund und der Sieglinde Kind, schön und makellos, späterhin stark und berühmt, Siegfried genannt. Er wurde in ritterlicher Weise erzogen; von weisen Männern gehütet ist er von Jugend an ein Liebling der Frauen; da er in das Alter kommt, Waffen zu tragen, veranstaltet sein Vater Siegmund eine festliche Schwertleite: 400 Schwertdegen werden mit Siegfried zu Rittern geschlagen, Siegmund und Sieglint teilen freigebig Gaben aus, Gottesdienst und Ritterspiel schließen das Fest; Siegfried aber belehnt seine Schwertgenossen mit Land und Burgen, doch die Krone zu tragen, solange seine Eltern noch leben, lehnt er ab. Wenig Herzeleid plagt ihn; aber da seine Angehörigen in ihn dringen, sich zu vermählen, beschließt er, Kriemhilden zu wählen, deren Schönheit und Stolz weithin gerühmt werden: Vater und Mutter suchen ihn

Digitized by Google

von seinem Vorhaben zurückzuhalten, er beharrt darauf: lieber wollte er der Minne immer entbehren, als daß er seines Herzens Drange nicht folgte; was er nicht gutwillig erhält, will er mit Gewalt ertrotzen; selbzwölfter aber nur will er in Gunthers Land reiten; so gelingt es ihm, den Vater umzustimmen und auch seine Mutter, die mit ihren Frauen nun an seiner Ausstattung arbeitet. Die Recken scheiden und gelangen am siebenten Morgen nach Worms, angestaunt vom Volke, gebührend empfangen von Gunthers Mannen. Bevor sie noch zurechtgewiesen und vor den König geleitet sind, hat dieser mit seinen Recken sie beobachtet; da sie niemand kennt, rät Ortwin von Metz, nach seinem Ohm Hagen zu senden, dem alle Lande und Reiche kund sind; er kommt, und wiewohl er ihn noch nie gesehen, erkennt er Siegfried auf den ersten Blick; er erzählt von seinen Taten: wie er einstmals allein reitend in das Land der Nibelungen gekommen und vor einem hohlen Berge Schilbung[1] und Nibelung angetroffen habe, die ihres Vaters Erbe da teilen wollten und, da sie sich nicht einigen konnten, ihm des Vaters Schwert Balmung gaben, damit er zwischen ihnen entscheide; er habe sie erschlagen und zwölf Riesen und 700 Recken und habe endlich den Zwerg Alberich, dem er die Tarnkappe abgewann und den er Treue geloben ließ, zum Hüter des Schatzes eingesetzt. Auch einen Linddrachen habe er erschlagen, davon sei seine Haut hörnern geworden, so daß ihn, wie sich oft gezeigt hat, keine Waffe verletzen könne; und rät, ihn auf das beste zu empfangen; in höfischer Zucht geht ihm Gunther mit seinen Recken entgegen; aber Siegfried trägt ihm den Kampf an um Haupt und Krone; die Burgonden sind darob aufgebracht, Ortwin ruft nach Schwertern, da tritt Gernot vermittelnd dazwischen, und es gelingt ihm und Gunther, den ungestümen Helden zu besänftigen, so daß er als Gast verweilt, oft Kurzweile pflegend mit den Königen und ihren Mannen, in jeder Übung, sei es Wurf oder Schuß, an Gewandtheit und Stärke jedem überlegen. Heimlich beobachtet ihn Kriemhild, aber ein Jahr verweilt er bei ihren Brüdern, ohne sie gesehen zu haben.

[1] Nach Müllenhoff würde Schilbunc schon deshalb nicht hierhergehören, weil, da man sich das Nibelungeland in Norwegen dachte, der Name aus dem schwedischen Königsgeschlechte eingedrungen sei.

Digitized by Google

II. Befremdliche Kunde erhebt sich in Gunthers Land: Liudeger von Sachsen und König Liudegast von Dänemark widersagen den Burgonden; verstimmt ist Gunther; so sieht ihn ein Ritter, Siegfried, und forscht um den Grund; da er die Sache vernimmt, will er mit seinen zwölf Recken und 1000 Mann den Kriegszug unternehmen. Liudegast bangt, da er dies erfährt, er rückt mit 20 000, Liudeger gar mit 40 000 Degen aus. Gunther bleibt daheim, aber sein Heer fährt sengend und brennend durch Hessen gegen Sachsenland; auf der Warte stößt Siegfried mit Liudegast zusammen; fruchtlos ist der Speerkampf zu Rosse; sie fechten mit Schwertern; von ihren Hieben stieben die feuerroten Funken; aber bevor Hilfe kommt, wird Liudegast bezwungen und muß sich ergeben; noch dreißig Sachsen erschlägt Siegfried, einen läßt er leben, daß er Botschaft zu den Seinen bringe; jetzt erst entbrennt die Schlacht; mächtig dringen Liudeger und Siegfried gegeneinander, da erkennt jener des Feindes Wappen, und entsetzt heißt er seinen Mannen vom Streit abzulassen; sie senken die Fahnen, Liudeger ist gefangen. Sieglos reiten die Dänen heim, ruhmlos haben die Sachsen gestritten. Knappen bringen die Botschaft nach Worms und erheben vor Kriemhilt, die sie reich belohnt, Siegfrieds Tapferkeit. Gunther empfängt die Heimkehrenden, nur 60 Mann sind verloren, reiche Beute heimgeführt; die gefangenen Fürsten werden wohl empfangen und ledig gelassen gegen Handschlag und Friedensgelöbnis. Über sechs Wochen will Gunther ein Fest feiern, zu dem er die Kämpfer einzuladen beschließt; Siegfried will heimkehren, doch läßt er sich durch den Gedanken an Kriemhilt bestimmen zu bleiben.

III. Täglich sieht man Gäste zu Gunthers Hochfest reiten; die jungen Könige empfangen sie; an einem Pfingstmorgen sind mehr als fünftausend Mannen versammelt; Gunther, der Siegfrieds Absichten durchschaut hat, ist es eben recht, daß ihm Ortwin rät, die Frauen zum Feste beizuziehen; Kriemhilt erscheint, festlich geleitet; Siegfried staunt sie an, er steht stumm wie ein Bild; aber

Digitized by Google

auf Gernots Rat ruft ihn Gunther an der Jungfrau Seite, die ihm dankt für seine Gunst wider ihre Brüder und der er nun in die zwölf Tage des Festes gesellt bleibt. Liudegast und Liudeger werden nach Siegfrieds Rate ohne Schatzung freigegeben; das Fest ist beendet; reiche Gaben teilen die Könige; die Herbergen werden leer; auch Siegfried will scheiden, doch läßt er sich von Giselher abhalten und bleibt, von nun an täglich mit der schönen Kriemhilde verkehrend.

IV. Es saß eine Königin über Meer von hoher Schönheit und großer Kraft, die mit den Degen den Speer schoß um Minne; denn wer ihrer begehrte, der mußte sein Haupt einsetzen in drei Spielen wider sie. Um sie will der Vogt vom Rheine freien, und Siegfried bittet er um Hilfe; dieser ist bereit, wenn ihm Gunther die Hand seiner Schwester zum Lohne zusagt; das geloben sich die Männer unter Eidschwur; auf die Fahrt nimmt Siegfried die mühevoll gewonnene Tarnkappe mit, in der er zwölf Männer Stärke hat und unsichtbar ist; 30 000 Degen will Gunther aufbieten, aber Siegfried will, daß nur sie zwei, Hagen und Dankwart die Reise mitmachen, ausgestattet auf das allerbeste; hierfür sorgte auf der Männer Bitte Kriemhilt; tränenvoll sieht sie den Bruder scheiden, vergebens widersetzt sie sich seiner Absicht und befiehlt ihn Siegfried, der sie aller Sorge ledig sein heißt; vor den Augen der Frauen stoßen die Gesellen vom Lande; am zwölften Morgen gelangen sie nach Isenstein, in das Land Prünhildens, das niemand bekannt war als Siegfried. Dieser schärft allen ein, ihn für Gunthers Dienstmann auszugeben; von der Burg aus werden die Helden beobachtet; da zeigt Siegfried dem Könige die Jungfrau; die Burg wird geöffnet; die Helden müssen die Schwerter ablegen: des weigert sich Hagen, aber Siegfried kennt und weist den Hofbrauch hier; Prünhilt fragt um die Recken; wiewohl er ihn nie gesehen, will doch einer ihrer Diener Siegfried sofort erkennen, da brüstet sich die Königin: sei der starke Siegfried um ihrer Minne willen in das Land gekommen, so möge es ihm wohl sein Leben kosten; da nun Prünhilt Siegfried sieht, grüßt sie ihn und fragt um den Zweck seiner Reise; er lehnt den Gruß ab und stellt Gunther vor, mit dem als seinem Herrn er um ihretwillen

Digitized by Google

hergefahren sei; sie bestimmt ihre Spiele: Wurf, Sprung und Schuß; die Recken sind bereit; geziemend beschleunigt die Königin die Spiele; inzwischen ist Siegfried, ohne daß es jemand wußte, zum Schiffe um die Tarnkappe geeilt und kehrt unsichtbar zurück; Prünhilt ist gewaffnet; der Königin mächtiger Speer wird gebracht — da Hagen und Dankwart nach ihren Waffen verlangen, läßt sie Prünhilt ihnen hohnlachend reichen — und ein gewaltiger Stein, den kaum ihrer zwölf schleppen können; die Jungfrau windet die Ärmel an den weißen Armen auf, sie rückt den Schild und zückt den Speer; da geht es an den Streit; unsichtbar tritt Siegfried zu Gunther, in raschen Worten ihn verständigend, er wolle den Schild halten und die Arbeit verrichten, der König möge nur die Gebärden nachahmen. Da schießt die herrliche Magd, daß der Speer durch den Schild dringt und beide Männer straucheln; bricht ihm gleich das Blut aus dem Munde, springt Siegfried doch auf und wirft den Speer zurück, daß das Feuer aus dem Panzer stiebt und sie bei all ihrer Kraft nicht standhalten kann; zwölf Klafter weit schleudert sie den Stein und überbietet den Wurf mit ihrem Sprunge; aber Siegfried kräftig und hoch, wirft und springt weiter, und sein Zauber verleiht ihm die Kraft, dabei noch den König Gunther zu tragen. Da läßt Prünhilt, die sich so überwunden sieht, dem mächtigen Burgondenkönige huldigen; Siegfried aber, klug genug, verwahrt die Tarnkappe im Schiffe, doch da er zurückkehrt, freut er sich der Überwindung der stolzen Jungfrau.

Da Prünhilt nun ihre Leute besendet, bevor sie ihr Land verläßt, fährt Siegfried, um für alle Fälle Hilfe zu holen, aus nach Nibelungenland, wo er den großen Hort besitzt; er überwindet im Scheinkampf seinen Pförtner, einen Riesen, und Alberich, der ihn nicht erkannt hat; tausend Mann bietet er auf, mit denen er zurückfährt, von Prünhilt mit höfischer Zucht empfangen.

Dankwart, von Prünhilt zum Kämmerer bestimmt, verteilt vor der Abfahrt überreichlich ihr Gold; sie befiehlt ihr Land ihrem Mutterbruder; von 86 Frauen und 100 Jungfrauen geleitet, scheidet sie.

Da sie nun neun Tage gefahren sind, wird Siegfried auf Hagens Anregung als Bote vorausgesandt nach Worms,

Digitized by Google

wozu er Kriemhildens halber willig ist; von Giselher daselbst empfangen, wirbt er seine Botschaft an die besorgten Frauen und nimmt Botenlohn aus Kriemhildens Hand; es folgen Rüstungen zu des Königspaares Einzug; am Ufer des Rheines empfangen die Frauen mit den Mannen den heimkehrenden König und seine Braut. Kriemhilt trägt vor Prünhilt den Preis der Schönheit davon; unter Ritterspielen verstreicht der Tag; da man zum Mahle geht, mahnt Siegfried den König der Eide, worauf Kriemhilt dem Helden förmlich verlobt wird.

V. Wie sie da sitzen, der König und die jungfräuliche Prünhilt, kann diese die Tränen nicht unterdrücken, da sie Kriemhilt an Siegfrieds Seite sieht, des Eigenholden Gunthers; der König, von ihr um den Grund dieser Ehe befragt, sucht sie zu beschwichtigen; die beiden Paare werden in ihre Gemächer geleitet, Siegfried zu hoher Freude, anders Gunther. Da dieser das Licht verlöscht hat und Prünhilden nahen will, fesselt sie ihn mit einem Gürtel und hängt ihn an einen Nagel der Wand, bis er um Erlösung fleht und ihr Ruhe gelobt. Morgens gehen sie zur Kirche, wo alle vier gekrönt und 600 Knappen zu Rittern gemacht werden; doch Siegfried bemerkt Gunthers Trübsinn und da er den Grund desselben kennt, verspricht er ihm seinen Beistand. Da abends die Paare sich wieder zurückziehen, verschwindet Siegfried in der Tarnkappe; den Kämmerern verlöscht er die Lichter und beginnt, als ob er Gunther wäre, der sich verborgen hält, mit Prünhilt zu ringen; mit Mühe nur bezwingt er sie, daß sie um Gnade bittet; er läßt sie liegen, nur ein Ringlein und den Gürtel nimmt er ihr: so wird sie Gunthers Weib. Kriemhildens Frage sucht Siegfried auszuweichen, bis sie daheim in seinem Lande doch erfährt, was sich zugetragen; erst nach 14 Tagen schließt das Fest.

Nun rüstet sich auch Siegfried zur Heimkehr; den ihm für seine Gattin gebotenen Anteil an Land und Erbe lehnt er ab; dagegen weigern sich auch Hagen und Ortwin, Kriemhilden als Heimgesinde zu begleiten; nur Eckewart folgt ihr; sie werden wohl empfangen von Siegfrieds Eltern; Siegmund legt die Krone zu seines Sohnes Gunsten nieder; so sitzt er als

Digitized by Google

König zehn Jahre, bis Kriemhilt ein Söhnlein gebiert, das Gunther genannt wird; zur selben Zeit stirbt Frau Sieglint; zu Worms aber hat Prünhilt einen Sohn, der den Namen Siegfried empfängt.

VI. Zu allen Zeiten hatte man viel davon zu reden, wie die Recken in Siegmunds Lande und wie Gunther mit den Seinen herrlich lebte. Aber Gunthers Weib wurmt es, daß ihr Siegfried keinen Beweis der Dienstbarkeit gibt, deshalb sucht sie den König zu bewegen, daß er seinen Schwager nach Worms lade, wozu er mit Freuden bereit ist. Er sendet den Markgrafen Gere, der nach drei Wochen Siegfried in der Mark Norwegen findet; nach einigem Zögern entschließt sich Siegfried und auch sein Vater Siegmund, der Einladung zu Gunthers Fest zu folgen; Gere kehrt froh des Erfolges heim; Siegfried und Kriemhilt mit 1000, Siegmund mit 100 Mannen ziehen nach Worms; sie werden festlich und gütlich empfangen; Ritterspiele und Festmahl leiten die Freudentage ein. Zu einer Vesperzeit hebt sich großes Ungemach: die Königinnen sitzen zusammen; da rühmt sich Kriemhilt ihres Gatten, doch Prünhilt will Gunther den Vorrang gewahrt wissen und auf Kriemhildens nachdrückliche Betonung der Tugend ihres Gatten erinnert sie dieselbe daran, daß sich, da sie beide Männer das erstemal gesehen, Siegfried als Gunthers Mann erklärt habe. Aufgebracht fordert Kriemhilt, daß sie solch schimpfliche Rede lasse; Prünhilt erwidert, sie könne auf den Dienst eines so mächtigen Degens nicht verzichten; Kriemhilt erklärt darauf, daß sie als eines Königs Gattin heute vor ihr zur Kirche gehen werde; so scheiden sich die Frauen zur Verwunderung der Leute. Mit prächtig geschmücktem Gefolge kommt Kriemhilt zur Kirche; da verweigert ihr als einer Eigenen Prünhilt den Vortritt; nun schleudert ihr Kriemhilt den Vorwurf ins Gesicht, daß sie als eines Mannes Kebse nimmer als eines Königs Weib gelten könne: Siegfried habe sie bezwungen, nicht ihr Bruder; so schreitet sie voran in das Münster; nach dem Gottesdienste erwartet Prünhilt sie wieder und fordert Rechenschaft für den Schimpf, da hält ihr

Digitized by Google

Kriemhilt den Ring entgegen, den Siegfried Prünhilden genommen, und nun bemerkt Prünhilt auch ihren Gürtel an Kriemhilt; sie begehrt nach dem König; dieser eilt mit seinen Recken zu der Weinenden; da er den Grund der Erregung erfährt, fordert er Siegfried auf, zu erklären, ob er sich je gerühmt hätte, Prünhildens erster Mann gewesen zu sein; dies nie getan zu haben, beschwört Siegfried.

VII. In Trauer verzehrt sich Prünhilt; da kommt Hagen zu ihr; Ortwin, Gernot, Giselher kommen zur Unterredung; Hagen und Ortwin fordern Siegfrieds Tod; niemand stimmt ihnen bei, aber Hagen dringt stets in Gunther, er — Hagen — wolle die Sache heimlich vollenden; seinem Rat folgend läßt der König Boten einreiten, als ob sie in Liudegers und Liudegasts Auftrage kämen, neuerdings und eidbrüchig zu widersagen. Da Siegfried das vernimmt, ist er abermals zum Beistand bereit: sie rüsten die Trugfahrt; Hagen sucht Kriemhilden auf, die sich von ihm das Geheimnis der Verwundbarkeit Siegfrieds entlocken läßt: da der Held den Drachen bei dem Berge erschlug, da badete er sich in dem Blute, so daß er unverwundbar wurde: nur sei ihm zwischen die Schulterblätter ein breites Lindenblatt gefallen, so daß er an dieser Stelle verwundbar geblieben, darum empfiehlt sie ihn Hagens Schutze, der sie ein kleines Zeichen, ein seidenes Kreuz, auf des Recken Gewand nähen heißt. Da nun Siegfried am nächsten Morgen mit seinen tausend Mannen kommt, läßt Hagen die Aussage Liudegers widerrufen; dafür will der König eine Jagd rüsten in den Wasgenwald.

VIII. Gunther und Hagen, die kühnen Recken, haben in Untreue eine Jagd veranstaltet. Siegfried nimmt Abschied von Kriemhilden, die ihn mit Leid scheiden sieht, da sie an das denkt, was sie Hagen geoffenbart; ihr hat geträumt, wie zwei wilde Schweine ihren Gatten über die Heide jagten, daß die Blumen rot wurden, und wie über ihm zwei Berge zusammenstürzten, daß sie ihn nicht mehr sah; aber er läßt sich durch ihre Warnung und Bitte nicht zurückhalten. Die Jagd beginnt, den Preis vor allen trägt Siegfried;

Digitized by Google

da zur Herberge geblasen wird, bezwingt er, ohne ihn zu verletzen, einen starken Bären, den er gefesselt mit sich führt; so reitet er in prächtigem Waffenschmucke zur Lagerstätte; da er abgestiegen ist, entledigt er zum Scherze das Tier seiner Bande, der entstandenen Verwirrung macht er ein Ende, indem er es erschlägt. Man geht zu Tische; Siegfried vermißt den Trunk; Hagen, der sich entschuldigt, er hätte gemeint, die Jagd solle im Spessart sein, und den Wein dorthin gesandt, weiß einen kühlen Brunnen in der Nähe; sie gehen hin, Hagen fordert Siegfried zum Wettlaufe auf, der Held ist bereit, er läuft in voller Rüstung, die beiden anderen im Hemde: ob sie auch schnell sind wie wilde Katzen, ist Siegfried doch früher beim Brunnen; da legt er die Waffen ab, trinkt aber nicht vor dem Könige; wie er sich nun niederbückt, schafft Hagen Bogen und Schwert beiseite, mit dem Speere aber schießt er ihm durch das Kreuz, daß das Blut an seinem Gewande hinaufspritzt und der Schaft vom Schulterblatte ragt; tobend springt der Held auf, hätte er sein Schwert in der Hand, so wäre es Hagens Tod; so aber findet er nur den Schild; mit diesem läuft er Hagen an und schlägt so kräftig, daß die Edelsteine aus dem Schilde wirbeln und die Au widerhallt, Hagen aber zu Boden stürzt; blutend und todwund fällt er selbst in die Blumen, Gunthers Klage ablehnend, indes sich Hagen der Tat brüstet; sterbend empfiehlt der Held, Sohn und Weib beklagend, Kriemhilt ihrem Bruder und verscheidet nach kurzem Todeskampfe. Die Herren gehen zu Rate, wie man die Tat verhehle; man kommt überein zu sagen, Schächer hätten ihn erschlagen, da er allein ritt; Hagen aber sagt, er wolle ihn zurückbringen, denn Kriemhildens Tränen sind ihm gleichgültig. So warteten sie der Nacht, über den Rhein zu fahren: nimmer böser könnte von Helden gejagt sein, denn das Wild, das sie erschlagen, ward viel beweint, und späterhin mußte mancher gute Kämpe dessen Tod entgelten.

IX. Hier wird gesagt von großem Frevelmut und entsetzlicher Rache: Hagen ließ Siegfried von Nibelungeland,

Digitized by Google

tot wie er war, vor Kriemhildens Türe legen, daß sie ihn da finden sollte, wenn sie morgens zur Frühmesse ginge. Der Kämmerer ist es, der in der Frühe, da er mit dem Lichte die Königin geleitet, den toten Ritter bemerkt; einen Fremdling vermutet das Gesinde, aber Kriemhilden bricht das Blut aus dem Munde, sie erkennt den Gatten und erhebt lauten Weheruf: sein Schild ist nicht mit Schwertern verhauen, er ist ermordet; wüßte sie, wer es getan, sie bereitete ihm den Tod. Heftig erschallt die Klage des Gesindes. Siegmund wird geweckt, mit seinen und Siegfrieds Mannen eilt er, der die Nachricht nicht glauben wollte, herbei; die Nibelunge wollen Rache nehmen, mit Mühe hält sie Kriemhilt von dem verfrühten Kampfe mit der rheinischen Übermacht zurück. Der Held wird beklagt und aufgebahrt im Münster; Gunthers Beileid lehnt Kriemhilt ab; sie zeiht ihn der Tat; da der König und seine Mannen sie leugnen, fordert sie den, der sich unschuldig fühle, auf, das an der Bahre vor den Leuten sehen zu lassen. Das ist nun ein großes Wunder, das noch häufig geschieht: wo man den des Mordes Schuldigen bei dem Toten sieht, daß dem dann die Wunden bluten; so geschah es auch da, woraus man Hagens Schuld ersah. Gunther beharrt gleichwohl darauf, Schächer hätten Siegfried erschlagen; aber Kriemhilt sind die Schächer wohlbekannt; nach christlicher Weise werden Messen für des Toten Seelenheil gelesen, Kriemhilt wacht und weint an seinem Sarge und teilt reiche Gaben aus; am dritten Morgen wird er bestattet; noch einmal muß der Sarg aufgebrochen werden, sie hebt das schöne Haupt mit ihrer weißen Hand empor und küßt den Toten und sinkt ohnmächtig hin und möchte sterben vor Leid.

X. Der Schwäher Kriemhildens sucht sie auf und bietet ihr an, mit ihm heimzukehren, aber diese läßt sich durch ihre Mutter und Giselher bestimmen, in Worms zu bleiben; mißmutig und drohend ziehen die Nibelunge ab. Kriemhilt sitzt vierthalb Jahre in Trauer, ohne mit Gunther ein Wort zu sprechen oder Hagen zu sehen. Dieser bestimmt endlich die Burgonden, Sühne zu suchen, damit der Hort in das Land komme. Unter Tränen versöhnt sie sich endlich mit allen bis auf den einen Mann, der ihren Gatten erschlagen.

Digitized by Google

Auf ihrer Brüder Antrieb läßt sie den Hort zum Rheine kommen; ohne Widerrede gibt ihn Alberich heraus; reiche Gabe verteilt nun die Witwe, so daß Hagen darum besorgt wird und wider der Könige Willen ihr zuerst die Schlüssel nimmt, dann aber, da er allein von einer Heerfahrt daheim geblieben ist, den Hort zu Lôche in den Rhein versenkt.

XI. Zur Zeit, da Frau Helche gestorben war und der König Etzel um andere Frauen warb, da rieten ihm seine Freunde zu einer stolzen Witwe in Burgondenland, Frau Kriemhilt geheißen. Um sie zu werben, wird Rüdeger von Pöchlarn gesendet, der die rheinischen Könige von Kindheit auf kennt. Über Wien, wo er sich Kleidung besorgt, und Pöchlarn, wo ihn Frau Gotelinde ausstattet, reitet der Markgraf mit 500 Begleitern nach Worms, wo sie beim Eintritt von Hagen sofort erkannt werden. Rüdeger wirbt die Botschaft zuerst bei Gunther, dann gegen Hagens Rat, der Unheil voraussieht, bei der Königin selbst; fest entschlossen, die Werbung abzuweisen, wird sie durch den Hinweis auf Etzels Macht wankend und verweist den Boten auf den nächsten Tag; ihr Bruder Giselher dringt in sie, die Werbung anzunehmen; des nächsten Morgens empfängt sie Rüdeger allein; er gelobt ihr, sie jedes Leides zu ergötzen, das ihr je geschehen; ob sie bei den Hunnen niemanden hätte als ihn und seine Mannen, müßte es doch jeder entgelten, der ihr nahegetreten; ihr keinen Dienst zu versagen, schwört darauf Rüdeger mit den Seinen; so glaubt sie sich der Rache für den ersten Gatten versichert und entschließt sich, der Werbung zu folgen. Mit dem Gute, das ihr noch geblieben, tritt sie die Fahrt nach Hunnenland an; in Treuen folgt ihr der Markgraf Eckewart. Die Burgonden begleiten sie, Gunther nur ein wenig vor die Stadt, Gernot und Giselher bis Vergen an der Donau; beim Abschied sichert ihr Giselher seine Dienste zu auch in Etzels Land.

Auf der Reise durch Bayern kommt ihr Bischof Pilgrim, ihr Oheim, entgegen und geleitet sie nach seinem Sitze Passau, wo sie von den Kaufleuten wohl empfangen wird.

Digitized by Google

Über Efferding und die Traun kommt sie zur Enns, wo Gotlint ihrer wartet und wo sie mit fröhlichen Ritterspielen empfangen wird. Weiter geht die Reise über Pöchlarn, Mölk und Mautern in das Osterland, donauabwärts bis zur Traisen, in Helchens Burg Traismauer.

XII. Da Etzel nun von Kriemhildens Fahrt vernimmt, zieht er ihr entgegen mit seinen Reitervölkern und Vasallen und Herrn Dietrich; bei Tulln empfängt er sie feierlich und zu Wien an einem Pfingsttag begeht er das Beilager. Siebenzehn Tage währt das Fest; mächtig und geehrt ist Kriemhilt wie nie zuvor; wenn sie aber denkt, wie sie am Rheine bei ihrem Gatten saß, werden ihr die Augen naß. Am achtzehnten Morgen brechen sie über Hainburg und Wieselburg auf nach Etzelenburg, wo sie Herrat, Dietrichs junge Gattin, König Nentwins Tochter, empfängt.

XIII. Aller Tugenden, deren man je Frau Helche rühmte, befliß sich Kriemhilt; aber stets ist sie, ohne daß es jemand ahnt, darauf bedacht, wie sie die Burgonden nach Hunnenland bringe. Sie bestimmt Etzel, sie einzuladen, damit sie hierselbst nicht als freundelos gelte; er sendet darauf seine Spielleute Swemmel und Werbel, die Burgonden zu den nächsten Sonnwenden zu entbieten. Über Pöchlarn und Passau fahren die Boten nach Worms, wo sie Hagen sofort erkennt, und werben ihre Botschaft; Hagen widerrät, der Ladung zu folgen, der Küchenmeister Rumolt stimmt ihm bei; da die Herren aber zu stolz sind, die Einladung auszuschlagen, werden wenigstens die Boten zurückgehalten, bis die Fahrt gerüstet ist. Reich beschenkt reiten die Boten heim; in seiner Stadt Gran finden sie Etzel, der nun den Empfang rüsten heißt.

XIV. Der Vogt vom Rheine rüstet seine Mannen, 1060, und 9000 Knechte. Ute hat übel geträumt, wie alles Geflügel im Lande tot wäre, aber Hagen spottet des Traumes. Unter Posaunen- und Flötenklang erheben sich eines Morgens die schnellen Burgonden, nachdem Gunther seinem Manne Rumolt, der ihn eben noch vor der Reise

Digitized by Google

warnt, Land und Kind befohlen. Sie reiten über den Main durch Ostfranken und Schwanfeld: da reitet Hagen von Tronje zu allervörderst, der Nibelunge helflicher Trost, bis sie an die Donau kommen. Wie er nun an dem Strome den Fergen in Gelfrats Land sucht, hört er Wasser gießen in einem schönen Brunnen und beschleicht weise Weiber, die sich da baden wollen. Er raubt ihnen ihr Gewand, worauf ihm die eine Ehre und Preis auf dieser Fahrt verheißt; da er ihnen nun froh die Gewänder zurückgibt, sagt ihm die andere die Wahrheit, daß sie alle sterben müßten in Etzels Land bis auf des Königs Kaplan; sie weisen ihm die Fähre, die Gelfrats Ferge hütet, dem gegenüber er sich für Amelrich, des Fergen Bruder, ausgeben soll; so tut Hagen; vom Fährmann darob zur Rede gestellt und bestanden, schlägt er demselben das Haupt ab und lenkt nun selbst die Fähre so gewaltig, daß ihm das Ruder zerbricht; so setzt er selbst in gewaltiger Arbeit das Heer über, seinen Herren die Prophezeiung und den Kampf verschweigend. Aber er versucht die Vorhersagung zu vereiteln, indem er den Kaplan aus dem Schiffe schleudert, und da sich dieser zu retten sucht, mit dem Ruder zum Grunde stößt. Aber dem armen Pfaffen, wiewohl er nicht schwimmen kann, gelingt es doch, sich zu retten. Da nun Hagen keinen Ausweg mehr sieht, schlägt er das Schiff in Trümmer. Nun sagt Hagen die Märe vom Untergange; da entfärben sich die hurtigen Helden. Aber Hagen übernimmt es nun, der Nachhut zu hüten, und läßt die Rosse langsamer gehen, denn wohl weiß er, daß Gelfrat den Tod seines Fergen zu rächen kommen wird, und will den Schein vermeiden, als ob er dem Kampfe sich entzöge. Bald nahen in der Tat Gelfrat und sein Bruder Else mit ihren Mannen. In starker Tjost setzt Gelfart Hagen übel zu, so daß dieser nur durch seinen Bruder Dankwart gerettet wird; doch werden die Bayern schimpflich in die Flucht gejagt. Bis zum Morgen verbergen die Helden den Königen die Nachricht. Als das Heer Pöchlarn sich nähert, finden sie auf der Mark einen Mann schlafend, dem Hagen die gewaltige Waffe raubt. Eckewart, von Rüdeger hierher gesandt, bejammert seinen Verlust, doch gibt ihm Hagen das Schwert zurück und überdies sechs rote Ringe; dafür warnt Eckewart vor Kriemhilds Rache. Hagen schlägt die Warnung scheinbar in den Wind: sie hätten keine andere Sorge

Digitized by Google

als um Nachtherberge; darauf verheißt ihnen Eckewart den besten aller Wirte, Rüdeger, und eilt voraus, ihr Nahen anzukündigen.

XV. Zu Pöchlarn sieht man einen Degen eilen, so daß Rüdeger, der Eckewart erkennt, glaubt, ihm sei Leides geschehen; aber bald erlacht er der freudigen Botschaft von der Ankunft der Burgonden, die von ihm und den Frauen des Hauses, Gotlint und ihrer Tochter, mit fürstlichen Ehren empfangen werden. Bei dem festlichen Mahle fügt es sich, daß Giselher mit Rüdegers Tochter verlobt wird: die Vermählung soll aber erst bei der Heimfahrt gefeiert werden. Bis zum vierten Morgen hält der Markgraf die Gäste zurück, das ganze Heer reichlich verpflegend, dann entläßt er sie mit reichlicher Gabe: Gernot erhält ein gutes Schwert, durch welches Rüdeger späterhin das Leben verlieren sollte, Hagen den prächtigen Schild Nudungs, den Wittich erschlagen hatte; aber dem Spielmann Volker, der süße Töne fiedelt und seine Lieder singt, steckt Frau Gotelinde zwölf Ringe an die Hand, daß er sie ihr zu Ehren trage. So scheiden sie, von Rüdeger geleitet, fröhlich aus Pöchlarn und reiten donauabwärts in das hunnische Land. Ein Bote meldet es hinunter durch Österreich, daß die Helden kommen von Worms über dem Rhein. Das erfährt der alte Hildebrand und sagt es seinem Herrn, der nun den Burgonden entgegenreitet, sie nachdrücklich vor Kriemhildens Rache zu warnen.

XVI. Boten streichen fürder mit der Nachricht, daß die Nibelunge in Hunnenland eingetroffen sind; Frau Kriemhilt steht im Fenster und harrt ihres Geschlechtes: manchen Mann sieht sie aus ihres Vaters Lande; der König erfährt auch die Nachricht und fordert sie auf, ihre Brüder wohl zu empfangen; sie aber weist frohlockend auf die neuen Schilde und die blanke Rüstung der Nahenden: wer Goldes begehre, solle ihrer Leiden denken, dann werde sie ihm immerdar hold sein. Die kühnen Burgonden reiten zu Hofe; um Hagen von Tronje, der Siegfried erschlagen, den Ausbund aller Recken, drängt

Digitized by Google

sich das Volk. Das Gesinde unter Dankwart als Marschalk wird gesondert beherbergt. Dietrich und Hagen schütteln sich die Hände; das sieht der König, fragt um den Helden und gedenkt der Jugendzeit, die Hagen bei ihm mit Walther von Spanien als Geisel verlebt hat. Hagen und Volker schreiten über den Hof, angegafft von den Hunnen lassen sie sich vor dem Saale auf eine Bank nieder. Das sieht Kriemhilt, da brechen ihr die Tränen aus den Augen; da die Hunnen in sie dringen um den Grund ihrer Betrübnis, beschwört sie dieselben um Rache an Hagen. An der Spitze ihrer Mannen geht sie unter der Krone vor ihre Feinde: wohl weiß sie, daß Hagen seine Schuld nicht ableugnen wird. Im Anblicke der Gefahr geloben sich Hagen und Volker Treue und Beistand. Hagen verweigert Kriemhilt den Gruß, den ihr Volker durch Aufstehen zu bieten vermeint, da es als Furcht ausgelegt werden könnte; im Gegenteil legt er, Kriemhilden zum Hohne, den wohlbekannten Balmung über die Knie. Auf die Frage der Königin bekennt er sich stolz als Siegfrieds Mörder, und sie ruft darauf Etzels Mannen zur Rache. Aber ein alter Hunne, vor Volkers Blick erbebend, erinnert daran, wie er vor Jahren Hagen an Walthers Seite in Etzels Dienste habe fechten sehen, und sie alle zagen, denn sie fürchten den Tod.

XVII. Kriemhilt, die schöne, geht falschen Mutes, die Nibelunge zu empfangen; nur Giselher küßt sie; da bindet Hagen den Helm fester: ihn fragt sie um den Hort; er aber hat an seinen Waffen genug zu tragen gehabt. Kriemhilt heißt die Helden die Waffen ablegen; da Hagen sich dessen weigert, ersieht sie, daß sie gewarnt sind, und droht dem, der dies getan, den Tod; doch da sich Dietrich hierzu bekennt, weicht sie von hinnen. Von Dietrich und Etzels Helden werden die Burgonden zum Könige geleitet, der sie freudig begrüßt und festlich bewirtet. Sie beziehen prächtige Nachtherberge; Hagen übernimmt die Schildwacht, ihm schließt sich Volker an. Sie sitzen unter der Türe des Hauses, süß und sanft klingen Volkers Töne, daß

Digitized by Google

die sorgenvollen Männer im Bette entschlafen und das ganze Haus erdröhnt. Um Mitternacht sehen sie Helme scheinen; Hunnen bedrohen die Recken, aber sie schrecken zurück, da sie die Türe so wohl behütet sehen; laut höhnt sie Volker, damit sie wissen, daß sie bemerkt worden seien. Da der Königin gesagt wird, daß ihre Leute nichts ausgerichtet hätten, fügt sie auf andere Weise das Verderben der Helden.

Als es tagt, erwachen die Recken; doch da sie sich festlich schmücken wollen, mahnt sie Hagen, statt Rosen Schwerter in Händen zu tragen und statt Kopfputzes lichte Helme, die Rüstung als Hemde, den Schild als Mantel; so gehen sie zum Münster, und da sich Etzel darob verwundert, erklärt es Hagen als ihre Sitte, bei allen Festen drei Tage gewaffnet zu gehen. Nach dem Gottesdienste finden Ritterspiele statt, an denen, Zwist fürchtend, Dietrich und Rüdeger ihren Mannen die Teilnahme versagen. Einen vornehmen Hunnen, der läppisch geputzt reitet, ersticht Volker; den Auflauf, der sich erhebt, zerstreut Etzel, den Vorfall für ein Mißverständnis erklärend. Da sie zu Tische gehen, sucht Kriemhilt zuerst bei Dietrich und Hildebrand vergeblich Beistand zur Ausführung ihres Planes, dann mit besserem Erfolge bei Etzels Bruder Blödelin, dem sie des gefallenen Nudungs Land und Braut verspricht. In Kriemhildens Herzen war das alte Leid begraben: da der Streit nicht anders erhoben werden konnte, ließ sie zu schrecklicher Rache Etzels Sohn zu Tische tragen. Etzel befiehlt Ortlieb seinen Schwägern: am Rheine soll er zu fürstlichen Ehren erwachsen; aber Hagen findet den jungen König zu todwelk, daß er nicht glaubt, je bei ihm zu Hofe zu gehen. Durch diese Rede sind alle verstimmt, wenn auch Etzel kein Wort spricht.

XVIII. Blödelin überfiel mit seinen Recken Dankwart, der mit den Knechten in der Herberge saß; aber Dankwart legt Blödelin mit raschem Schwertstreich das Haupt vor die Füße, und die Knechte schlagen den Angriff ab; doch da sich neue Scharen waffnen,

Digitized by Google

erliegen alle bis auf Dankwart, der in kühnem Kampfe entrinnt und fechtend über die Stiege zu den Königen dringt, seine Botschaft laut verkündend. Da heißt ihn Hagen der Türe hüten und schlägt dem Kinde Ortlieb das Haupt ab, ebenso dem Hüter des Knaben, dem Spielmanne Werbel die rechte Hand; so streiten die drei Könige, Hagen und Volker im Saale, indes Dankwart von den hinausstrebenden Hunnen hart bedrängt wird, bis ihm Volker beispringt.

Da beschwört Kriemhilt Dietrich um Hilfe; dieser springt auf eine Bank und ruft, daß die Burg dröhnt; die Helden lassen ab vom Streite, und Dietrich begehrt und erhält zu Wolfharts Unmut freien Abzug. So führt er Etzel und Kriemhilt hinaus; auch Rüdeger erhält Frieden. Einen Hunnen, der sich mit ihnen hinausdrängen will, erschlägt Volker, der auch nun, da der Kampf forttobt, vor allen hervorragt, daß es Hagen reut, je im Hause den Vorrang vor dem Degen behauptet zu haben. So ruhen sie nicht, bis alle Hunnen im Saale, 7000 an der Zahl, gefallen sind; dann setzen sie sich zu ruhen; Hagen und Volker aber treten vor den Saal.

XIX. Hagen höhnt Etzel, daß die Herren nicht zu vörderst fechten und daß er die Rache für seines Weibes ersten Gatten besorge[1]; einen Schild voll Goldes bietet Kriemhilt dem, der ihr Hagens Haupt brächte; Volker spottet der Helden, die untätig stehen; da faßt Iring von Dänemark den Entschluß zum Kampfe: allein will er Hagen bestehen und, da seine Genossen Irnfried von Türingen und Hawart sich mit ihm wappnen, beschwört er sie, ihn nicht am Kampfe zu hindern. Tapfer ficht er; von Giselher zu Boden geschlagen, erholt er sich wieder und verwundet Hagen mit seinem Schwerte Waske durch den Helm; doch muß er darauf entweichen. Kriemhilt nimmt ihm selbst den Schild von der Hand; von Hagen gereizt, stürmt er abermals gegen ihn; Hagen schießt ihm mit dem Speere durch das Haupt, daß die Stange davon ragt, so stirbt er, in die Arme der Seinen geflüchtet. Nun eilen Irnfried und Hawart mit ihren Mannen zur Rache, doch Irnfried fällt vor

* [1] Der Verbesserungsvorschlag Brunners in Bl. f. d. bayr. Gymnasialwesen XIV S. 37/8 „nicht besorge“ scheitert an der Voraussetzung, welche 1960, 4 zugrunde liegt: war umbe râtest du ane mich.

Digitized by Google

Volker, Hawart vor Hagen, keiner der Ihren überlebt. So wird es still; das Blut der toten Männer fließt durch die Lücken und Rinnsteine; doch da sich die Burgonden zur Ruhe setzen, werden sie noch vor Abend auf des Königspaares Geheiß von 20 000 Hunnen bestanden: so müssen sie sich wehren den sommerlangen Tag!

XX. Zu Sonnenwenden geschieht der große Mord, daß die Frau Kriemhilt ihr Herzeleid rächt an ihrem eigenen Geschlechte und an gar manchem Manne. Sühne lehnt sie ab, und da sie von Giselher der Bande des Blutes gemahnt wird, fordert sie Hagen als Geisel; weil diese Zumutung mit Entrüstung zurückgewiesen wird, läßt sie den Saal anzünden. Mit den Schilden schirmen sich die Helden gegen die herabfallenden Brände und mit den Füßen treten sie dieselben in das Blut, mit dem sie ihren Durst löschen müssen. Aber sie überleben zu des Königs und der Königin Staunen die Nacht, und des Morgens erhebt sich wieder der harte Kampf. Tapfer haben sich die Fremdlinge gewehrt, da kommt kummervoll Gotlindens Gatte; ihn höhnt ein Hunne, daß er sich dem Streite bisher ferne gehalten; er erschlägt ihn; aber Etzel und Kriemhilt nehmen sich des Gefallenen an und dringen beide in Rüdiger, ihre Sache auszufechten; dieser beruft sich auf seine Gastfreundschaft, das Verlöbnis seiner Tochter mit Giselher, das Geleite, das er den Burgonden gewährt; er schwankt im Zwiespalt der Pflicht, aber da ihn Kriemhilt seines Eides mahnt, befiehlt er Weib und Kind dem Könige und geht sich zu wappnen mit seinen Mannen, Leben und Seligkeit aufs Spiel setzend. Da Giselher seinen Schwäher nahen sieht, kann er nicht anders denken, als alles stehe gut; während ihn noch Volker belehrt, erhebt Rüdeger lauten Ruf, den Nibelungen die Freundschaft zu künden. Vergebens mahnen ihn die Könige, Gunther der Gastfreundschaft, Gernot des Schwertes, das er von ihm empfangen, Giselher seiner Tochter; er bleibt dem Vorsatze treu, da erklärt sich auch Giselher seines Wortes ledig. Sie rücken zum Streite; Hagen weist den Schild, den

Digitized by Google

ihm Frau Gotlint zu tragen gegeben und den ihm die Hunnen vor der Hand zerhauen; Rüdeger erzeigt ihm die letzte Treue, indem er ihm den eigenen Schild von der Hand bietet: dafür geloben ihm Hagen und Volker Frieden. Es erhebt sich grimmiger Kampf; Rüdeger zeigt sich als ein rechter Recke; da das Gernot sieht, ruft er ihn auf zum Kampfe, auf den Tod verwundet gibt er dem Markgrafen mit dem Schwerte, das dieser ihm geschenkt, den tödlichen Streich. Jetzt toben die Burgonden, daß von denen von Pöchlarn keiner entrinnt. Tiefe Stille tritt ein, so daß Kriemhilt wähnt, Rüdeger habe mit den Burgonden Sühne gepflogen; doch da sie und der König sein Ende vernehmen, erhebt sich laute Klage, daß sie Dietrich und seine Mannen hören. Der Vogt von Bern heißt Helfrich, sich erkundigen gehen; weinend kehrt der Bote zurück mit der Nachricht von Rüdegers Tode. Auf das hin sendet Dietrich den Meister Hildebrand, es näher zu erfahren; der will hingehen ohne Schild und Waffe; Wolfhart spottet sein, ob er wohl in Schanden zurückkehren wolle: da waffnet sich der Weise auf des Heißsporns Rat, und ehe er sich dessen versehen kann, sind alle Recken Dietrichs in der Rüstung; sie wollen mit ihm gehen, daß nicht etwa Hagen sich's unterfange, nach seiner Art spöttisch zu reden. Vor dem Saale angelangt, erfahren sie die Wahrheit der Nachricht; Hildebrand begehrt Rüdegers Leichnam; da Gunther schwankt, will Wolfhart nicht länger flehen; auf das hin verweigert Volker die Auslieferung; Wolfhart möchte ihm wohl vergelten, dürfte er nur vor seinem Herrn; darüber spottet der Spielmann; der Berner will auf ihn eindringen, mit Mühe nur hält ihn Hildebrand zurück; doch Volker höhnt fort; da brausen die Berner auf, Wolfhart stürmt voran, aber noch auf der Stiege übereilt ihn der alte Hildebrand. In dem folgenden Streite nun fallen alle Mannen Dietrichs: Giselher und Wolfhart geben sich gegenseitig den Tod; Volker fällt vor Hildebrand, der aber vor Hagen die Flucht ergreifen muß. Blutberonnen kommt der alte Hildebrand zu Dietrich, der

Digitized by Google

ihn schilt, daß er im Hause mit den Gästen gestritten; er entschuldigt sich, daß sie Rüdegers Leiche begehrt hätten; da heißt Dietrich seine Mannen sich waffnen: er will selbst die Burgonden fragen; jetzt muß er den Fall seiner Recken erfahren: was er hat der Lebenden, das sieht er vor sich stehen; das ist Hildebrand ganz allein; die andern sind tot. Laut dröhnt sein Klageruf, da ihn nun Hildebrand wappnet. Er geht zu dem Hause, wo nur mehr Gunther und Hagen überleben, und fordert, daß sie sich ihm ergeben. Da sie die Aufforderung zurückweisen, bezwingt Dietrich zuerst Hagen und führt ihn gebunden vor die Königin, die ihn in Gewahrsam bringen läßt. Ebenso wird Gunther besiegt und gefesselt. Dietrich empfiehlt beide Helden der Gnade der Königin. Diese läßt sie abgesondert verwahren; von Hagen aber fordert sie den Hort; den verweigert er, solange einer seiner Herren lebe; da läßt Kriemhilt Gunther das Haupt abschlagen und trägt es bei den Haaren vor den Tronjer; der höhnt in finstrem Grimme: den Schatz weiß nun niemand als Gott und er, so soll er der Teufelin immer wohl verhohlen sein. Nun zückt Kriemhilt Siegfrieds Schwert, das ihr holder Freund getragen, als sie ihn zum letztenmal gesehen, von Hagens Seite und schlägt ihm das Haupt ab. Da springt der alte Hildebrand vor, des Tronjers Tod zu rächen, und erschlägt die Königin. Allenthalben lagen nun die Leichen, über denen Dietrich und Etzel ihre Klage erheben: es weinen Ritter und Frauen und die edlen Knechte um ihrer Freunde Tod; Jammer und Not haben die Leute alle; des Königs Fest endet wie alle Lust zujüngst mit Leide. Hier hat die Geschichte ein Ende: das ist der Nibelunge Not.

Für das Verständnis der Sage kommt aber noch eine jüngere Quelle als wesentlich in Betracht, das nur in alten Drucken erhaltene Lied vom hürnen Seyfrid[1] (1538 Siegfriedslied, gedruckt in vd. Hagens und Primissers Helden-

[1] Ausführliche prosaische Inhaltsangabe des kurzen Gedichtes — es hat nur 179 Strophen — bei Raßmann a. a. O. I 342—354.

Digitized by Google

buch. Berlin 1825. II.), das im Hildebrandston, d. i. der im letzten Halbverse um eine Hebung verkürzten Nibelungenstrophe, wie sie um die Mitte des XIII. Jahrhunderts üblich wird, aber erst in der Sprache des XV. Jahrhunderts, die Jugendgeschichte Siegfrieds in eigentümlicher und abweichender, der nordischen Überlieferung näher stehender Weise erzählt. Der Inhalt folgt mit Beibehaltung jener widerspruchsvollen Form, die die Zusammensetzung auch dieser Dichtung aus einzelnen Liedern deutlich erkennen läßt.

Im Niederlande sitzt ein mächtiger König Sigmund, der hat einen Sohn Seyfrid; der ist so mutwillig und unbändig, daß es seine Umgebung arg verdrießt und der Vater beschließt, ihn fortziehen zu lassen. Er kommt zu einem Schmiede, dem er als Knecht dienen will: aber er schlägt das Eisen entzwei und den Amboß in den Grund, schlägt Meister und Knechte,[1] so daß jener, um seiner ledig zu werden, ihn zu einem Köhler schickt im Walde, wo bei einer Linde ein gewaltiger Drache haust; Seyfrid erschlägt den Wurm; dann geht er zum Köhler, findet auf dem Wege jedoch ein ganzes Nest voll Drachen, die er samt und sonders verbrennt: das Horn der Würmer schmilzt und zerfließt wie ein Bächlein; Seyfrid taucht den Finger ein, und da ihm dieser hörnern wird, bestreicht er den ganzen Leib damit; nur zwischen die Schultern reicht er nicht.

Zu Worms am Rheine lebte König Gybich mit drei Söhnen und einer Tochter, die jedoch ein wilder Drache, ein um Buhlschaft verwunschener Jüngling, entführt hat und nun schon vier Jahre auf seinem Steine gefangen hält. Zu denselben Zeiten lebte auch ein stolzer Jüngling, Seyfrid geheißen, der, ohne Vater und Mutter zu kennen, in einem wilden Tann aufgewachsen ist zu solcher Stärke, daß er die Löwen fängt und zum Spaße an die Bäume hängt; ihm dienen 5000 Zwerge, die er von eines üblen Wurmes

[1] So hat die Erzählung zum Teil schon die Thidrekssaga, wo der Schmied Mimir, der Drache aber Regin heißt.

Digitized by Google

Herrschaft befreit hat, und deren Gut. Der reitet eines Morgens jagen; da wittern seine Bracken die Spur des Drachen; ein Zwerglein, Eugel genannt, begegnet ihm auf kohlschwarzem Rosse, das ihm seiner Eltern Namen nennt und von Kriemhilt auf dem Drachensteine erzählt; da schwört Seyfrid, die Jungfrau zu erlösen. Eugel warnt ihn und sagt ihm von dem Riesen Kuperan, dem das Gefilde untertan ist mit 1000 Riesen und der die Schlüssel zu dem Steine bewahrt. In dreimaligem Kampfe überwindet Seyfrid den Riesen, vor dem ihn nur der Beistand Eugels rettet, der ihn unter einer Nebelkappe verbirgt, und zwingt denselben, ihm den Weg zu dem Steine zu weisen. Der Riese nimmt den Schlüssel, öffnet den Stein, dessen Türe acht Klafter tief unter der Erde liegt, und führt den Helden zu der Jungfrau, die ihn aus ihres Vaters Hause kennt. Kuperan weist das Schwert, die einzige Klinge auf Erden, mit der der Drache bezwungen werden kann. Da der Held sich darum bückt, wird der Riese zum drittenmal untreu, worauf Seyfrid ihn erschlägt. Nun kommt der Drache gefahren, und so furchtbarer Streit erhebt sich, daß die Zwerge meinen, der Berg müsse einfallen, und zwei Söhne Nyblings, Eugels Brüder, ihres Vaters Schatz heraustragen lassen, um ihn in einer Höhle zu verbergen. Der Drache holt sich sechzig andere zu Hilfe, aber Seyfrid verscheucht sie und schlägt so grimmig auf des Wurmes Hornhaut, daß sie weich wird und er ihn entzweihaut. Die Jungfrau liegt für tot, aber Eugel, der aus einem Verstecke hervorkommt, ruft sie ins Leben zurück. Der Zwerg dankt dem Helden: Kuperan hatte die Zwerge unterjocht, der alte Nybling war vor Leid gestorben, aber jetzt sind sie erlöst und wollen Seyfrid gerne dienen. Eugel prophezeit darauf Seyfrid sein Schicksal:[1] nur acht Jahre werde er die Jungfrau besitzen, dann werde er ohne alle Schuld ermordet, doch räche sein Weib

[1] Die Prophezeiung kennt bereits die Edda, in der Sigurd sein Schicksal dreimal vorhergesagt wird: von seinem Oheim Gripir, von dem sterbenden Fafnir und von Brynhild. — Die Merkwürdigkeit des Liedes

Digitized by Google

seinen Tod, daß viele Helden darob ihr Leben verlieren (und nur Dietrich und Hildebrand überleben). Eugel kehrt darauf heim zu seinem Berge; Seyfrid aber holt den Schatz, wie er meint Kuperans oder des Drachen, er weiß nicht, daß er von den Zwergen stammt, und belädt sein Roß damit. Doch an den Rhein gekommen denkt er, daß ihm das Gut nichts nütze, wenn er nur so kurze Zeit zu leben habe, und schüttet den Hort in den Strom. In Worms hebt sich große Freude, da der Held mit der Jungfrau naht. Gewaltig sitzt nun Seyfrid, da erwacht der Neid in seinen Schwägern Hagen und Gyrnot und sie bringen es dahin, daß Hagen ihn ob einem kalten Brunnen dort auf dem Odenwald zwischen den Schultern, wo er fleischern war, ersticht.

Das Siegfriedslied und vielleicht das Gedicht, auf das es sich zum Schlusse bezieht, Seyfrides Hochzeit (Vgl. § 7), ist dann die Quelle des Volksbuches und endlich der Tragödie Hans Sachs'. Das Leben der Sage auf deutschem Boden aber ist mit dem XV. Jahrhundert erloschen, nur auf Jahrmärkten wird das Volksbuch wohl noch ausgeboten (Simrock III, 361 f.).[1]

Für Einzelheiten sind jedoch noch je eine nordische und zwei deutsche Quellen an den betreffenden Stellen heranzuziehen, die nordische Sage von Nornagest,[2] ferner „Waltharius manu fortis", verfaßt von Ekkehard I im Auftrage des Schulvorstehers Gerald und von diesem dem Bischof Erkanbald von Straßburg (965—991) gewidmet, und der prosaische Anhang des Heldenbuches (ältester Druck

---

liegt darin, daß es ein deutsches Zeugnis für den Zusammenhang zwischen Jungfrau und Drachenkampf ist. Hier der Zwerg gegen den Riesen Kuperan, der mit Fafnir vergleichbar ist. Vgl. S. 37, 42, 82. — Das Siegfriedslied und der Anhang zum Heldenbuche repräsentieren nach Müllenhoff die rheinische Version der Sage, abweichend von der hochdeutschen und niedersächsischen, obwohl zu letzterer einiges stimmt (Hagen als Bruder Gyrnots). Daß Seyfrid den Schatz erst holen müsse, sich erst erinnere, verrate den Interpolator; das alte Lied wußte nichts davon, daß Jungfrau und Drache mit dem Hort zusammenhingen; mit dieser Zugabe folgte der Interpolator einer anderen auf uralten Zügen beruhenden Version.

* [1] Vgl. Nagl und Zeidler, Deutsch-österr. Lit·-Gesch. I S. 123.

[2] Lange, Untersuchungen. S. 69—87.

Digitized by Google

1509, hrsggb. in vd. Hagens Heldenbuch. 1855. I. CXIII f.; vgl. auch W. Grimm. HS.[2] S. 290—302).

Eine vollständige und zusammenfassende Darstellung des gesamten vom VI. bis zum XVI. Jahrhunderte überlieferten Sagenmaterials und aller auf die Sage bezüglichen äußeren Zeugnisse bietet das grundlegende Werk von Wilhelm Grimm, Die deutsche Heldensage, in zweiter Auflage herausgegeben von Müllenhoff, dessen Zeugnisse und Exkurse (s. das Literaturverzeichnis) ergänzend und berichtigend hinzutreten.

§ 2. Geschichte der Sage.[1]

Zwei Elemente sind notwendige Voraussetzung wirklicher Sagenbildung, das mythische und das historische; nur aus der Verbindung mythischer Vorstellungen mit

---

*[1] Diesem Gegenstande wurde in den letztverflossenen Jahrzehnten eine ausgiebige Literatur gewidmet. W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage, dazu Nachträge und Entgegnungen von E. H. Meyer, M. Roediger, Symons. 1889 W. Müller zur Mythol. der griech. und deutschen Heldensage. E. Snell, Vorwort zu einem krit. Versuche über die mythischen Grundbestandteile der Nibelungensage (Progr.). G. Fränkel, niedere Mythologie im mhd. Volksepos.

Mit der Sage im allgemeinen befassen sich Wegener, Nibelungensage, J. Noon, Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungensage 1880, R. v. Muth, Untersuchungen und Exkurse zur Geschichte der deutschen Heldensage 1878 und Exkurse zu den Nibelungen 1880, R. Heinzel, über die Nibelungensage 1885, W. Golther, Studien zur germanischen Sagengeschichte 1888, Lichtenberger, Le poème et la legende des Nibelungen 1891 (dazu Bemerkungen von Wilmanns und Vogt). W. Golther, Siegfried- und Nibelungensage 1898—99, F. Detter PBB. XVIII, R. Heinzel AfdA. XV, R. C. Boer, Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage, M. Georges, Deutsche Heldensage 1902.

Einzelne Teile, Gesichtspunkte oder Erscheinungsformen der Sage behandeln: Wegener ZfdPhil., Erg.-B. (Dietrich), H. Paul, Die Thidrekssaga u. das Nibelungenlied 1900, E. Martin (über Dietr. v. Bern), W. Wilmanns, Der Untergang der Nibelungen 1903, R. C. Boer, Finnsage und Nibelungensage, Roediger ZVfVk. I (über die Ermanarichsage), Weddigen, Die Nebelsagen, H. Althof, Über einige Namen im Waltharilliede (Wasichenstein, Attila, Herche), G. Matthaei, Die bayr. Hunnensage im Verhältnis zur Amelungensage, John, Ein bayr. Herzog im Nib.-L., A. Jahn, Die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der I. Dynastie, F. Falk, Das Nib.-L. und seine Beziehungen zu Worms 1876, Rieger, Die Nib.-Sage in ihren Beziehungen zum Rheinland 1881, Braune, Otenheim, Zarncke, Jagd im Nib.-L., Fr. Panzer, Deutsche Heldensage im Breisgau, Hunfalvy, Ungar. Chroniken, Zingerle, Etzels Burg, und als Kuriositäten Wöber, Die Reichersberger Fehde u. d. N.-L. und Nehring,

Digitized by Google

historischer Überlieferung entsteht die nationale Sage eines Volkes; nur durch die kritische Sonderung beider Bestandteile gelingt es, zum Verständnisse derselben vorzudringen; darum ist jede Methode, die auf anderes ausgeht oder einseitig nur dem einen Ziele zusteuert, von vornherein verfehlt und führt notwendig zu falschen Resultaten. Nach beiden Seiten, durch rein mythische und rein historische Deutungsversuche, ist an der Nibelungensage viel gesündigt worden. Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, als durch die erstaunlichen Resultate der vergleichenden Sprachforschung die Verwandtschaft und Urgemeinschaft der arischen Völkerschaften erwiesen wurde, genügte die unbedeutendste Übereinstimmung in ganz unwesentlichen Zügen, eine zufällige Ähnlichkeit des Namens oder auch nur des Anlautes, das Zusammentreffen in den allgemeinsten Grundzügen, kurz der geringfügigste Anhaltspunkt, um überall Urgemeinschaft, asiatische Abstammung, das höchste Alter der Sagen und Mythen zu behaupten, so daß es erstaunlich erscheinen mußte, wie bei so großer Übereinstimmung des grammatischen Baues, aber so großer Verschiedenheit in Laut und Ausdruck, die die indogermanischen Sprachen charakterisieren, in Glauben und Sage eine so weit zurückgreifende Gemeinschaft geherrscht hatte. Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Bestrebungen, namentlich Mones und vd. Hagens,[1] viele versteckte Beziehungen entdeckt, manche sonst unbeachtete Züge erst in das richtige Licht gestellt, jedenfalls ein enormes Material allmählich zutage gefördert wurde; aber indem man übersah, daß eine Urgemeinschaft nicht nur der primitivsten Vorstellungen, sondern der ganzen Fabel und unzähliger Details auch jene Stufe der Kultur bei dem Stammvolke annahm, auf der es möglich war, ein so

---

Anklänge an das Nib.-L. in mingrelischen Märchen 1900; ferner E. Mathias, Die Jagd im Nib.-L., J. G. Buják, Schelch 1837, P. Dahms, Schelch des Nib.-L. 1898, Max Reinicke, Handel und Verkehr im Nib.- u. Gudrun-L., E. Kettner, Empfang der Gäste im Nib.-L. 1883. Das nähere Bibliographische im Literaturverzeichnis. — Vgl. noch die folgenden §§.

[1] Vgl. 22 über Mone und von der Hagen.

Digitized by Google

kompliziertes Glaubenssystem zu entwickeln, wie es der indische, hellenische oder nordische Mythus voraussetzt, und in leerem Raten und Kombinieren zu absurden und barocken Behauptungen gelangte, die Götter für Sternbilder (Finn Magnusen), die Helden für chemische Elemente (Trautvetter) erklärte, überhaupt aber nicht auf sicher gegebener, durch kritische Sonderung der Bestandteile gewonnener Basis fußte, sondern nach apriorischen Voraussetzungen sich den Inhalt und die Bedeutung des Mythus beliebig zurechtlegte, erhielt unsere Sagenforschung, ja die gesamte vergleichende Mythologie ein Gepräge tastender Unsicherheit, das ihr ein halbes Jahrhundert lang anhaften blieb.[1] Die Reaktion gegen derartige Übergriffe blieb nicht aus: nach den vergleichenden Mythologen kamen die Euhemeristen, die in der Sage nur die poetische oder phantastische Einkleidung historischer Ereignisse sahen, die Spur berühmter Persönlichkeiten in den Helden des Epos verfolgten, in Siegfried bald den ripuarischen König Siegbert, bald Claudius Civilis oder gar Arminius erblickten oder die Erzählung der Gedichte für pure Wahrheit nahmen, im Odenwalde nach dem Brunnen spürten (und denselben auch glücklich fanden!), wo Siegfried ermordet ward, oder in Pöchlarn nach der Burg Rüdegers. Namentlich wo die mythische oder kritische Erklärung schwierig oder weitläufig war oder auch ganz versagte, waren sie rasch bei der Hand: fabelhafte Stammväter der Nibelunge wurden konstruiert; ihre Heimat bald in Schwaben, bald im Hennegau gesucht; ihr Stamm bald mit den Pippiniden, bald mit den Staufern in Verbindung gebracht, wie man denn schließlich (und nicht ohne Geschick und Gelehrsamkeit wurde diese Ansicht verfochten) in der Geschichte des Kampfes der beiden Geschlechter in der Sage nur ein Bild des historischen Zwistes der Welfen und Waiblinger sehen wollte. (Göttling.

[1] Noch 1860 hat H. Haas, Die Nib. in ihren Beziehungen zur Gesch. des MA. S. 52 den Nibelungenhort „für den Reichtum des Landes Tirol an Bergsalz, vornehmlich in der Gegend von Schwaz," erklärt!

Digitized by Google

Schott.) Diesen Strömungen gegenüber hatte die kritische Richtung, die darauf ausgeht, die mythischen von den historischen Bestandteilen zu sondern und unter Berücksichtigung der ethischen Motive der Sagenbildung die genetische Entwicklung der Heldensage darzustellen, einen doppelt schwierigen Stand, indem nicht nur die Resultate der Kritik von vornherein dem durch die Entartung der Sagenforschung erweckten Mißtrauen begegnen, sondern überdies, da sie ja in einzelnen Punkten zu den Anschauungen der einen wie der anderen Seite stimmen können, der Ausbeutung und dem Mißbrauche in einer der Absicht des kritischen Forschers geradezu zuwiderlaufenden Tendenz ausgesetzt sind.

Es sind vornehmlich drei Abhandlungen, jede von einem der großen Meister unserer Wissenschaft, die sich in der vorbezeichneten Richtung bewegen und denen wir, ohne daß sie in allen Punkten übereinkommen oder nicht der Folgende an dem Vorgänger noch zu berichtigen gefunden hätte, die Feststellung der Entwicklung der Nibelungensage verdanken: Lachmanns „Kritik der Sage von den Nibelungen," zuerst veröffentlicht 1829 im III. Bande des Rhein. Museums S. 435—464, wieder abgedruckt in den Anmerkungen S. 333—349 (was auf dem Titelblatt nicht ersichtlich gemacht ist); W. Grimms seiner im vorigen Paragraphen erwähnten „Heldensage" beigegebene Abhandlung über „Ursprung und Fortbildung" S. 335—399. (2. Aufl. S. 345—406) und Müllenhoffs glänzender Aufsatz „zur Geschichte der Nibelungensage" ZfdA. X. 146—180. Auf des letztgenannten Resultaten fußt im wesentlichen die folgende Entwicklung.

Wollen wir zum Verständnisse der Sage gelangen, so ist es vor allem notwendig, die einzelnen Momente der Handlung zu trennen und auszuscheiden, was sich mit Bestimmtheit als historischer Bestandteil erweisen läßt: was zurückbleibt, wird dann auf mythische Vorstellungen zurückzuführen sein, die Anlehnung an bestimmte geschichtliche Tatsachen aber die Feststellung des Zeitpunktes

Digitized by Google

der Ausbildung der Sage gestatten. Kombinieren wir — ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit in zwei wesentlichen Punkten, nämlich der Beziehung Siegfrieds zu Prünhilt, an die im deutschen Epos nur mehr undeutliche Erinnerung waltet, und der Veränderung der Motive der Rache, die im Norden an dem zweiten Gatten für die Brüder, in der Nibelungenot an den Brüdern für den ersten Gatten vollzogen wird, — die nordische und deutsche Überlieferung zu unserem Zwecke, so ergeben sich folgende Hauptbestandteile der Sage: die Erzählung von dem Helden Siegfried, der einen Drachen tötet, den Hort erwirbt, durch Waberlohe reitet und von seinen Schwägern erschlagen wird; der Untergang eben dieser Schwäger, der Giukunge oder Niflunge, der Könige der Burgonden, und zwar können wir vorgreifend sagen, gegen die historische Wahrheit durch den Hunnenkönig Atli oder Etzel, d. i. Attila; der Tod Attilas durch seine Gattin; und endlich, was, im deutschen Epos so nachdrücklich betont, unter diese Kategorie nicht subsumiert werden kann, die Teilnahme des Ostgoten Dietrich, d. i. Theodorich, an den letzten Kämpfen.

Da haben wir denn zunächst drei Könige, historische Persönlichkeiten, als Repräsentanten dreier Völker, den Burgunden Gunther, den Hunnen Attila und den Ostgoten Theodorich, von denen der erste († 437) und der letztgenannte († 526) fast ein Jahrhundert auseinander liegen, also nur durch die Dichtung zusammengerückt sein können. Näher stehen sich Gunther und Attila († 453); doch ist die Zerstörung des burgundischen Reiches letzterem irrig zugeschrieben. Aus diesen Daten allein im Vergleiche zu der tatsächlichen Reihenfolge der Begebenheiten läßt sich die Zeit der Entstehung der Sage bestimmen.

Die Burgunden saßen im V. Jahrhundert zu beiden Ufern des Rheines; 413 hatten sie Germania prima von den Römern erhalten, gegen die sich König Gundahar im Jahre 435 erhob,[1] möglicherweise von der Gegenpartei

[1] Prosper Aquit. ad an. 435: *Gundicarium Burgundionum regem*

Digitized by Google

des Aëtius veranlaßt, von dem er jedoch entscheidend geschlagen wurde; über den ferneren Verlauf gehen die Ansichten Müllenhoffs a. a. O. S. 149 f. und Waitz' Forschungen zur d. Gesch. I. 7 auseinander; Müllenhoff bezieht die Stelle des Idatius zum Jahre 437 auf Aëtius, der den Gundahar in einer furchtbaren Schlacht geschlagen habe, worauf der Römer sich gegen die gleichfalls aufständischen Westgoten, der Burgunde aber gegen die am rechten Rheinufer heranrückenden Hunnen wandte. Es ist aber Waitz zu folgen, dem übrigens Müllenhoff zur Freude des Verfassers schon in seinem Kollegium 1860—61 zustimmt, und wohl richtiger die Stelle auf die Hunnen zu beziehen, die, wie ja Müllenhoff nicht bestreitet, von Aëtius gerufen herankamen, da dieser von zwei Seiten bedrängt war, und zwei Jahre in Gallien verweilten; ein hunnischer Heerhaufen machte dem erschütterten Burgundenreiche ein Ende, wobei König Gundahar auf der Walstatt blieb, ein Mann, der in den Augen seiner Zeitgenossen und der nächsten Nachkommen keinen geringen Platz eingenommen haben kann; der erste Gründer eines germanischen Königreiches auf römischem Boden, von römisch-byzantinischer Hofgunst, wie seine Beziehungen zu Aëtius[1] bezeigen, umschmeichelt, erlag er im Kampfe mit dem neuen und schrecklichsten Feinde, der sich in den Steppen des Ostens erhoben und die germanische Welt in ihren Grundfesten aufgerüttelt hatte. Daß unter dem frischen Eindrucke solcher Ereignisse die Sage sich dieser Gestalt bemächtigte, ist durchaus erklärlich. Müllenhoff nimmt mit Leo (Univ.-Gesch.) und Eichhorn (I⁴, 116) außerdem an, daß die Sage mit der Lokalisierung in Worms

intra Gallias habitantem Aëtius bello obtrivit, pacemque supplicanti dedit qua non diu potitus est, siquidem illum Huni cum populo suo ac stirpe deleverunt. Idatius: 436. *Burgundiones, qui rebellaverunt, a Romanis duce Aëtio debellantur.* 437. *Burgundionum caesa XX millia.*

[1] Kaufmann über die Hunnenschlacht 451 s. Forschg. VIII. 115 f. — Von Interesse ist, daß Scherer diesen Aëtius („Sage vom Wasgenstein") mit Walther von Aquitanien identifiziert, da „Walther von Kerlingen" als „Kriegsherr Frankreichs", was Aëtius tatsächlich war, gedeutet werden könne und auch Aëtius in seiner Jugend den Hunnen vergeiselt gewesen sei. — Heinzel zieht noch den Antzius, Vater des Hugdietrich, heran.

Digitized by Google

eine geschichtliche Tatsache bewahre; denn mit Chlodwigs Sieg über die Alamannen war die Gegend fränkisch; wie wollte man aus freien Stücken auf den Gedanken gekommen sein, dorthin den Sitz der Burgunden zu verlegen?[1] Wir haben aber noch ein weiteres Zeugnis für die historische Wesenheit der Burgundenkönige. Mit dem Ereignisse von 437 war die politische Existenz des burgundischen Volkes vernichtet (Koch, Nibs. S. 36), die Folge war die Verpflanzung desselben nach Savoyen, wo unter einem jüngeren Geschlechte, einer Seitenlinie der westgotischen Balten, ein neues Reich entstand (443). König Gundebald, Gundiochs Sohn, gab zu Beginn des VI. Jahrhunderts seinem Volke ein Rechtsbuch, die lex Burgundionum, in deren Tit. III es heißt: *si quis apud regiae memoriae auctores nostros, id est Gibicam, Godomarem, Gislaharium, Gundaharium, patrem quoque nostrum et patruum liberos liberasve fuisse constiterit, in eadem libertate permaneat.* Patrem et patruum kann, da das Geschlecht ein neues war, Gundebalds Vater überdies Gundioch hieß, nicht auf die vorhergehenden Namen bezogen werden (Waitz, a. a. O. S. 8), sondern diese gehören Königen der früheren Dynastie, als deren letzter jedenfalls richtig Gundahar genannt ist. Wenn Zacher diese Namen als die mythischer Stammherren der untergegangenen letzten burgundischen Dynastie (wie bei den Griechen Theseus, Ödipus a. a.) auffaßt, so können diese Namen in historischer Zeit im Geschlechte behalten worden sein, so daß sich der unten (S. 73 f.) angesetzte mythische und der historische Gunther hier berühren. — Von den Namen hat uns die Sage alle, wenn auch nicht an einer Stelle, erhalten. Gibica ist Gibich, wie der Vater der drei Könige in den Gedichten des X.—XV. Jahrhunderts, vom Waltharius manu fortis bis zum Siegfriedsliede heißt, welcher Name nur in der Nibelungenot „unorganisch" durch Dancrât,[2] der als der Gemahl der Uote, d. i. der proava,

* [1] Vgl. Soldau, Deutsche Heldens. auf dem Boden d. St. Worms. — F. Falk, Das Nib.-L. usw.

[2] Dem Sinne (munificus, gratiosus) nach vielleicht identisch mit

Digitized by Google

der allgemeinen Heldenmutter (J. Grimm, ZfdA. I. 21), erscheint, verdrängt ist;[1] im Norden ist er als Giûki (die Form ist vermittelt durch ein alts. Giveko) der Eponymos des Geschlechtes der Giûkungar, Gibichunge. Gunther und Giselher erscheinen im Epos als Brüder, dem Norden ist der letztere fremd; beiden Überlieferungen fehlt Godomar, an dessen Stelle im Norden Guðormr,[2] in Deutschland Gêrnôt als dritter Bruder getreten ist. Das sind nun die Burgonden oder Nibelunge unseres Epos, die Gegner Siegfrieds, im weiteren Verfolg das Objekt der Rache des Schwagers oder der Schwester. Nicht vor dem Untergange des älteren Burgundenreiches, aber auch nicht lange danach, jedenfalls zu einer Zeit, da das Ereignis noch in frischer Erinnerung stand, ist daher die Sage von diesen Königen entstanden und mit dem Siegfriedsmythus — denn daß die Sage von Siegfried ein Mythus ist, was noch ausführlich zu erörtern kommt, ist unbestritten — verknüpft worden.

Es ist zu untersuchen, was zu dieser Verknüpfung Anlaß gab. Vorgreifend dürfen wir sagen, daß Siegfried die Hypostase eines gütigen, lichten, göttlichen Wesens, eines Sommer- oder Sonnengottes ist, der feindliche, finstere,

---

Gibich. J. Grimm ZfdA. II, 573. Note. Die österr. Quellen (Nib., Klage, Biterolf 2617) haben Dancrât, die nordischen und rheinischen (Walth., Roseng., Sigfr.-L., Heldenb.) hingegen Gibich. In Österreich hat also Dancrât den Gibich verdrängt. Zacher vergleicht zu letzterem den *δωτῆρ ἐάων* der Odyssee.

[1] Das beweist nicht nur die Konfusion in Bit. 2612 f., sondern auch, daß trotz der sonst so häufigen Bezeichnung mit dem Elternnamen die patronymische der Burgondenkönige im echten Texte gänzlich fehlt; neben den Giûkungar des Nordens erscheinen sie als *vrou Uoten kind, der junge suon vrou Uoten* u. ä. Koch Nibs. S. 37 vermutet, die Dichtung wollte nicht zwei Fürsten gleichen Namen geben; Gibeke heißt aber auch einer der Versallen Etzels 1283, 4. Wäre so planmäßiges Vorgehen wirklich erweislich, so hätte doch wohl der zweite Gibeke, der ohne Rolle und Handlung dasteht, dem alten Eponymos des Geschlechtes weichen müssen; die Vermutung Kochs ist daher abzuweisen.

[2] So schreibt mit Recht Raßmann I. 176; der Name ist nicht aus Godomâr verderbt, sondern gehört zu der alliterierenden und annominierenden Gund-Reihe: Gunnar, Guðrun, Guðormr; Müllenhoff hat ZE. XIX. die Verdrängung des Namens Godomâr durch Gêrnôt dadurch erklären wollen, daß manche mit Gott zusammengesetzte Eigennamen dem christlichen Gefühle anstößig gewesen wären. Vgl. Grimm, GDS. 705.

Digitized by Google

unheilvolle Mächte bezwingt. Ist aber Siegfried eine mythische Gestalt, so müssen es seine Gegner, die Nibelunge, auch sein. Der Gebrauch dieses Namens jedoch ist schwankend, bald wird er einem Zwergvolke, bald den Burgondenkönigen beigelegt; und daher ist auch die moderne Erklärung vielfach abweichend; die einfachste Deutung Nibulungâ, Niflungar, die Nebelkinder, als dämonische Wesen, also etwa die aus Niflheim oder Niflhel, der unterirdischen, der Nebelwelt Entsprossenen, ist die einzig haltbare. Man hat gegen diese Deutung, die zuerst Lachmann Kritik S. 339 beigebracht hat, vielfach Einwendungen erhoben; namentlich W. Müller, Versuch einer mythischen Erklärung S. 38, über Lachmanns Kritik Germania XIV. 257, Koch Nibs. S. 75 haben behauptet, es sei unbewiesen, daß die Nibelunge dämonische Wesen seien, der Nibelungenname komme vielmehr den Burgonden zu und sei, da diese als Herren des Hortes erschienen, zuerst auf den Hort und dann erst auf dessen ursprüngliche Besitzer übertragen worden. Aber dieser Schluß ist unhaltbar, wie insbesondere Meyer, Nibs. S. 24 f. sehr verständig gezeigt hat, wenn man auch zwei Gründe, die Lachmann für seine Ansicht geltend machen durfte, die Deutung des Namens Völsûngar als die Kinder der Herrlichkeit und Hagens als den Todesdorn, wie wir sehen werden, aufgeben muß; noch immer bleiben zwingende Beweise für die mythische Natur der Nibelunge. Vielleicht reicht ursprünglich die nordische Gudrun selbst, nicht ihre Mutter, Sigurd den Zaubertrank (Myth. 1055), womit sie einem elbischen Wesen völlig gleichgestellt ist (Mhff.). Im deutschen Epos heißen die Burgonden so erst von dem Augenblicke an, da sie den Hort gewinnen;[1] im ersten Teile unseres Nibelungenliedes kommt der Name den ursprünglichen Besitzern des Hortes, dem von Siegfried unterworfenen Volke zu; ein Interpolator, der sich dieses Umstandes erinnerte, hat dadurch Verwirrung in die Erzählung gebracht 1463. 1808, 4, die

[1] Zacher wendet dagegen nebst Nib. 1462 auch noch Parz. 421, 7 ein.

Digitized by Google

spätere Bearbeiter (Ca) wieder beseitigten. Gebührte nun der Name Nibelungen den Burgonden ursprünglich, so müßten sie und Siegfrieds Recken ihn nebeneinander, nicht nacheinander führen, wie Siegfried selbst bald von Niderlant, dann wieder von Nibelunge lant heißt. Der Übergang des Namens aber in jenem Teile der Sage, wo die Burgonden Herren des Schatzes (und damit der Nibelunge) sind, beweist, daß er am Horte haftet.[1] Überdies aber stehen den Nibelungen mythische Namen zu: Gibeke ist der Name eines Zwergkönigs im Harze, Rieger Nibs. Germania III. 171; seine mythische Natur erhärten die Gibichensteine; insbesondere aber erhellt die dämonische Natur der Schwester aus dem doppelten Namen, der ihr zusteht; als Kriemhilt, welchen Namen im Norden ihre Mutter führt, d. h. die Kämpferin in der Larve,[2] die verhüllte Hilde, Bellona larvata, ist sie die Doppelgängerin der Prünhilt, der Kämpferin im Panzer, Bellona loricata, die als Sigurtrîba, Sigurdrifa, wie sie in einem der eddischen Lieder heißt, ebenso zu Siegfried gehört, wie Kriemhilt als Gundrûn zu Gundahar. Der Doppelname erweist die mythische Natur des Weibes, die Namensform die des Bruders. (Müllenhoff. ZGNS. S. 155; vgl. J. Grimm ZfdA. I. 572 f.) Zu alledem aber erscheint ein dämonischer Gunther in einem Mythus, wie er vielfach als Sage vom Jäger Hackelberg lokalisiert ist, aufbewahrt noch in späterer Zeit (XIV. Jhrhdt), in der Gründungssage des oberösterreichischen, von dem Bayernherzoge Tassilo II. 777 gestifteten Klosters Kremsmünster (gedr. bei Loserth; Kremsm. Geschichtsquellen S. 89).

Ist eine mythische Gudrun und ein mythischer Gunther

[1] W. Grimm HS. [2] S. 69 meint, das Nibelungenlied hätte eine solche Beziehung, wenn es sich deren bewußt war, andeuten müssen; aber der Sammler war sich, wie die angezogenen Stellen, die Grimm a. a. O. selbst für interpoliert hält, beweisen, über die Sache ganz und gar nicht klar, und die Verfasser der einzelnen Lieder hatten keine Veranlassung der Beziehung zu gedenken, wenn ihnen dieselbe überhaupt verständlich und nicht wie so manches andere dogmatische Tradition war.

[2] Mone (Unt. 68) erklärt Grimhilt als „deutsche Kalypso“ (*καλύπτω*). Vgl. oben S. 70, Anm. 2. Gibich = *δωτῆρ ἐάων*.

Digitized by Google

also unzweifelhaft festgestellt, so ist uns damit auch Motiv und Erklärung geboten für die Verknüpfung der Burgondensage mit dem Siegfriedsmythus: die Gleichnamigkeit einer Hauptgestalt des Nibelungs Gunther und des Burgondenkönigs Gunther. Es fragt sich nur, wo oder von welchem Stamme diese Vereinigung vorgenommen worden ist und ob sich neben dem sicheren terminus a quo nicht auch ein terminus ad quem gewinnen lasse. Offenbar von einem Nachbarstamme der Burgonden, dem ihr Geschick vertraut war und naheging, und zwar von demjenigen, bei dem die Siegfrieds- oder Nibelungensage — jeder Name kommt ihr zu — daheim war. Der Stamm aber, bei dem diese Sage zur Ausbildung gelangt war, sind die Franken.[1] Das erweist vor allem der Name Nibelunc, für den als historischen oder Personennamen die ältesten, ja einzigen Belege fränkische sind (Leichtlen, Forschungen I. 2. S. 38. ZE. X. LXI. Mone Unt. S. 2—12.); dann daß die burgundischen Könige im Norden und in Deutschland bis in das XIII. Jahrhundert als Franken gelten. Franci Nebulones heißen sie bei Ekkehart, Rînvranken noch beim Dichter des Biterolf und der Klage. Neben diesen hinlänglich beweisenden Umständen durfte Lachmann, Kritik S. 337 mit Recht Nebenumstände, so die Lokalisierung in dem fränkischen Worms, Hagens Herkunft, die Ekkehart (wie die fränkische Stammsage die eigene) auf trojanischen Stamm leitet, vernachlässigen. Bei den Franken also wurde die Verschmelzung der Nibelungen- und Burgondensage vorgenommen,[2] aber nicht, ohne daß zuvor eine Veränderung mit der historischen Überlieferung selbst stattgefunden hätte: die Vernichtung des burgundischen Reiches war, obwohl er persönlich keinen Teil daran

[1] Die Franken saßen in Germania II von der Eifel bis zur Mündung der Maas, während die Burgunden Germ. I innehatten. Jene zogen um 350 nach den linken Rheinufer und breiteten sich nach dem Falle der Burgunden auch über deren Gebiet aus.

[2] Lectulus Brunihildæ (also = Hindarfiall) erscheint südlich Feldberg, also darf dort die Gnitaheide vermutet werden (HS. 41 und Mone HS. 45). Vgl. Fischbachs Entdeckung, Lit.-Verzeichnis und S. 33.

Digitized by Google

gehabt hatte, dem gewaltigen Könige zugeschrieben worden, der als der Repräsentant des hunnischen Volkes der Mit- und Nachwelt in unheimlicher Größe erschien, Attila. In der nordischen Überlieferung verlangt Attila nach Gunthers Horte; der Hort, der Goldschatz, auf dem in der Zeit der Gefolgschaft und darüber hinaus die Machtstellung des Königs beruht, ist geradezu das Symbol derselben, also der Raub des Hortes episch gleichbedeutend mit der Zerstörung des Reiches (Müllenhoff a. a. O. Waitz Vfssg. II. 124 f.). Es darf aber hieraus geschlossen werden, daß schon in dem alten fränkischen Nibelungenmythus der dämonische Gunther einen Hort besaß oder in seine Gewalt brachte (Rieger, Germania III. 188). Somit ergibt sich ein dreifaches Motiv der Verknüpfung von Mythus und Geschichte: mit Sicherheit die Identität des Namens Gunther; möglicherweise der Hort, in dem einen wie in dem anderen Falle Symbol mit freilich ganz verschiedener Bedeutung; endlich ein ethisches Moment: der Siegfriedsmythus schloß in unbefriedigender, elegischer Weise,[1] aber indem Attila als Überwinder Gunthers, des Mörders Siegfrieds, hinzutrat, war er, wenn auch nicht seiner Absicht nach, doch tatsächlich der Rächer des Helden, woraus sich zweierlei ergibt, erstens daß Attila ursprünglich in der Sage nicht gleichfalls seinen Untergang gefunden haben, sondern überleben mußte; zweitens daß derselbe, woran im Verfolg anzuknüpfen ist, obwohl sicherlich keine Hypostase irgend eines Gottes, sondern eine durchaus historische Persönlichkeit, doch als Rächer eines mythischen Wesens und in den Mythus selbst eingetreten, späterhin an die Stelle einer Gottheit verschoben, ursprünglich mythische Rollen übernehmen konnte.

Aber auch Attila fällt nach der nordischen Überlieferung, während er im deutschen Epos überlebt. Man könnte nun nach der eben gegebenen Auseinandersetzung

[1] „Solange Siegfried ein mythisches Wesen war, beklagte man seinen Tod; anders, als er ein Mensch geworden, da verlangte das Gefühl nach Rache“ (Mhff.).

Digitized by Google

letzteres für ursprünglich und die nordische Form für unorganische Fortbildung halten, wenn nicht ein äußerer Grund nötigte, den sogenannten zweiten Teil der Sage, auch wie er im Norden überliefert ist, für deutsch und ursprünglich zu erklären. Dieser Grund liegt darin, daß die deutsche Überlieferung des XIII. Jahrhunderts, nach der Etzel überlebt, das Eingreifen Dietrichs in die Handlung voraussetzt, während zu der Zeit, da Attila mit der Nibelungensage vereinigt wurde, der historische Theodorich noch nicht geboren war. Dieser soll nämlich geboren sein im Jahre 453, dem Todesjahre Attilas. Bevor aber die Nachricht vom Tode des Hunnenkönigs sich verbreitete, muß dieser in der bezeichneten Weise schon festgestanden haben in der Sage, denn nun war der Anlaß zu einer neuen Umgestaltung derselben gegeben.

Wie Jornandes de reb. get. c. 29 (unter Berufung auf Priscus) erzählt, starb nämlich Attila, da er eben seine Vermählung mit der schönen Ildico (Deminutivum für Hilde) feierte, volltrunken an einem Blutschlage; was war natürlicher, als daß man das Mädchen an der Seite des Toten für seine Mörderin hielt? In der Tat läßt sich diese Ansicht durch die Quellen mit Leichtigkeit verfolgen: zuerst heißt es, das Mädchen sei des Mordes verdächtig gewesen, dann, sie habe den König mit einem Dolche getötet, bis endlich späterhin der Poeta Saxo und die Annales Quedlinburgenses MG. I. 247. V. 32 wissen, daß Ildico die Rache für ihren Vater vollzogen, dem sie Attila geraubt. (HS.[2] S. 9. Raßmann I. 258 f.)[1] Wir sehen eine ganz selbständige Sagenbildung, die sich in gelehrten Werken auf literarischem Wege vollzieht. Um wie viel natürlicher war es, daß zu einer Zeit, da die poetische Phantasie des Volkes aufs höchste angespannt, der gesamte Sagenstoff in fortwährender Fluktuation begriffen war — beides charakteristische Momente des heroischen Zeitalters einer Nation —, dem Ereignisse eine

[1] Beide, Grimm und Raßmann, leugnen die Beziehung Atlis auf den historischen Attila, die aber nach unserer Deduktion außer aller Frage steht.

Digitized by Google

ähnliche Wendung gegeben und dasselbe so in die schon gegebene Sage verflochten ward. Da aber die Übereinstimmung des Namens mit dem der nibelungischen Hilden hinzukam, verstand es sich von selbst, daß die Mörderin Attilas die Rächerin seines Opfers, ihrer Brüder, der Burgondenkönige war. Daß auch Thorr den Beinamen Atli führt, ließ den historischen Attila um so enger in die Verbindung mythischer Gestalten treten. Das Detail der Erzählung, die Durchführung der Rache, wurde im Norden einer selbständigen älteren Sage, jenem Teile der Völsungensage, der von Signys Vaterrache an ihrem Gatten Siggeir handelt (Völss. c. 8), nachgebildet (Rieger. Germania III. 196. Müllenhoff DA. I. 23.); auf deutschem Boden griff bald eine wesentliche Veränderung der Motive durch, die die Hauptverschiedenheiten der beiderseitigen Überlieferung ausmacht.[1]

Nach dem Epos des XIII. Jahrhunderts rächt Kriemhilt nicht mehr die Brüder am Gatten, sondern im Gegenteile den Gatten an den Brüdern; das älteste Zeugnis für diese Gestalt der Sage ist ein sächsisches aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts (vgl. § 15); aber die Veränderung ist in viel älterer Zeit vor sich gegangen. An sich war sie naheliegend genug; insofern nun die Rache für Siegfried keine zufällige, sondern eine geplante ist, entspricht sie einem lebhafter entwickelten ethischen Gefühle, das sich durch die Form, welche die Sage mit dem Hinzutreten Atlis erhalten hatte, noch nicht befriedigt fühlte. Was man aber von altnordischer Blutrache, die in eine Rache für den wahlverwandten Gatten verwandelt wird, über höheres Alter der einen Auffassung vor der anderen vorzubringen pflegt, sind leere Redensarten; denn neben jener Signy, die Blutschande auf sich lädt, um ihrem Vater einen Rächer zu verschaffen, und sich das Rachewerk vollziehend und zugleich die eigene Schuld sühnend mit dem ungeliebten Gatten den Tod gibt, steht die Sigrun

[1] Vgl. Rolle und Gestalt Skulds in der Hrolfkrakisaga (Uhland VIII).

Digitized by Google

des zweiten Liedes von Helgi Hundingstöter (Helgakv. III. 32), die in der erschütterndsten Weise ihrem Bruder Dag flucht, der ihr Helgi, den Gatten, erstochen. Wer sicher gehen will, wird daher nach einem äußeren Anlasse dieser Veränderung in den Motiven suchen. Die Erklärung hierfür gegeben zu haben und zwar in so zutreffender Weise, daß diesem Resultate gelehrten Scharfsinnes kein ähnliches auf dem gesamten Gebiete der Nibelungenforschung zu vergleichen sein möchte,[1] ist wieder das Verdienst Müllenhoffs ZGNS. S. 178 f. In der jüngeren deutschen Überlieferung steht Kriemhilt im Mittelpunkte der Handlung, neben ihr Dietrich, der wie die Hand des Schicksals im Epos waltet; bis zu verächtlicher Unbedeutendheit ist dagegen Etzel herabgesunken.[2] Es liegt nahe, diese Verschiebung des Schwerpunktes mit dem Eintreten Dietrichs in Verbindung zu setzen. Dietrich, wenn er der historische Theodorich sein soll, kann unserer Sage unmöglich ursprünglich angehört haben (was sich übrigens auch auf anderem Wege beweisen läßt, ZfdPh. II. 344); einige Lieder der älteren Edda (Guðrkv. II. III.) kennen aber bereits Dietrich an Etzels Hofe als Genossen und Vertrauten der Königin, aber ohne ihn in die Handlung eingreifen zu lassen. Diese Lieder deshalb für jünger zu erklären, war eine Folge des Irrtums W. Grimms, die Sage sukzessive oder schubweise nach dem Norden gelangen zu lassen, während uns angelsächsische Denkmäler, vor allen das Wanderlied belehren, daß zu Beginn des VII. Jahrhunderts bereits der ganze südgermanische Sagen-

[1] Zarncke Lit. Zentralbl. 1855 S. 399 „glaubt nicht, daß dies ein Gang der Entwicklung sei, den man verständigerweise für möglich halten kann". Vielleicht findet sich ein gutmütiger Leser, der sich das zur Warnung gesagt sein läßt.

[2] Nach späterer Ansicht Müllenhoffs galten laut Zeugnis der ags. Sage schon im VI. Jahrhundert Attila und Ermenrich als Zeitgenossen; in letzterem war das Bild des ländergierigen Königs auf das großartigste ausgebildet, diesen Charakter wollte man in Attila nicht wiederholen, daher das Zurückdrängen desselben in Tatenlosigkeit, wodurch auch Inkonsequenzen in der Handlungsweise Kriemhildens vermieden werden. Das Ereignis von 583 beizuziehen (s. unten S. 80), sei daher nicht unbedingt notwendig, eine Einwirkung desselben immerhin möglich.

Digitized by Google

stoff dem Norden vermittelt war.[1] Es muß also die Verflechtung Dietrichs in unsere Sage, da überdies um 600 der nähere Verkehr mit dem Norden auf ein halbes Jahrtausend abbricht, bereits im VI. Jahrhundert, d. h. wie es natürlich ist, bald nach seinem Tode erfolgt sein. Wie aber der große König durch unsere Sage schreitet, ist er der Repräsentant eines Volkes, der Ostgoten; neben Etzel in einer Art halber Unterordnung, stellt er die gezwungene den Hunnen geleistete Heeresfolge der Ostgoten dar, wie in seinen Niederlagen und dem Falle seiner Helden die Erinnerung an den Untergang seines Volkes dauert (W. Müller in Hennebergers Jahrb. I. 168), so daß tatsächlich, wäre nicht die dominierende Stellung bezeugt, die er allenthalben in der Sage behauptet, im Gange der Erzählung nichts an das Geschick und die Geschichte des historischen Theodorich mahnen würde. Denn für die Bezwingung Gunthers und Hagens und damit für den Abschluß der großen Kämpfe in der Nibelungenot ist weder ein mythischer noch ein historischer Hintergrund zu suchen; diese Form der Überlieferung ist wesentlich ein Produkt ethischer Motive oder, wenn man lieber will, der poetischen Ökonomie. Denn war einmal Dietrich, um dessen Person sich im VI. Jahrhundert die Sage kyklisch zu gruppieren begann, eingeführt an den Hof Etzels,[1] so konnte er auf die Dauer nicht mit der Rolle eines stillen Beobachters bedacht werden, die er noch in den zwei eddischen Liedern spielt. Erschien er allenthalben als der gewaltigste aller Recken, wie Siegfried als Held *κατ' ἐξοχήν*, dem an Kraft und Gewandtheit keiner überlegen war, so fiel ihm naturgemäß die Beendigung des großen Kampfes zu; die Recken, die in der älteren Überlieferung einfach von der Übermacht erdrückt wurden, unterlagen jetzt ihm. Aber dann konnte nicht Etzel der

[1] Reflexion und epischer Geist gibt keine Handhabe für das Alter der eddischen Lieder: wo die Skalden auf den Quellen fußen, waltet epischer Geist; wo diese versagen, verfallen sie wieder in den spekulativen Ton ihrer Götterlieder (Mone über die Umformung der Sage im Norden, Unt. III).

Digitized by Google

Motor der Begebenheiten bleiben, sondern Kriemhilt, das Weib, mußte es werden; hierbei kommt nun auch das früher angeführte Motiv des planmäßigen und konsequenten Abschlusses der Siegfriedssage in Betracht; aber auch hier werden wir nach einem äußeren Anlasse für die Veränderung der Motive fragen müssen; denn wenn es nicht gelänge, einen solchen zu finden, fehlte unseren Deduktionen der logische Abschluß, und damit wären sie von kritischen Hypothesen zu vagen Vermutungen herabgedrückt, was hier deshalb gesagt ist, damit nicht jemand meine, er könne aus den Resultaten der Untersuchung sich herauswählen, was ihm eben gefällt: hier ist ein festes Gebäude, wo ein Pfeiler den anderen stützt. Es muß ein Ereignis des VI. Jahrhunderts sein, das diese letzte Bewegung in den flüssigen Sagenstoff brachte. Dasselbe zuerst angezogen zu haben, ist ein Verdienst A. Giesebrechts; Müllenhoff hat es für seine genetische Darstellung benutzt: es ist die Geschichte der burgundischen Königstochter Chrodhild, die auf dem fränkischen Throne aus Rachsucht ihre Söhne zum erfolgreichen Vernichtungskampfe gegen ihr eigenes Geschlecht antrieb. Dieser zweite Untergang des burgundischen Reiches und zwar jetzt durch die Franken im Jahre 583 rief die alte Sage von dem Falle Gundahars durch Attila wieder in das Gedächtnis, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, richtiger wäre es zu sagen, lenkte das allgemeine Interesse auf diesen Stoff; aber unter dem Eindrucke der eben erlebten Begebenheiten drang die neue Auffassung durch, wonach das Weib nicht gegen den Gatten, sondern gegen das eigene Geschlecht ihre Rache wendet. Das Herabsinken des Charakters Attilas aber entsprach zugleich den Anschauungen des neuen Glaubens, der zwischen Christen und Heiden zu scheiden begann, es entsprach dem nationalen Selbstgefühle des Franken, der wohl in dem edlen Ostgoten, dessen Volk verblutet war, nicht aber in den widerlichen Hunnen einen würdigen Gegner achtete, den zu verherrlichen die nationale Poesie unbefangen und

Digitized by Google

stolz genug blieb. Es ist darum nicht notwendig, den Franken wegen der poetischen Verherrlichung Theodorichs, der überdies landflüchtig und unglücklich erscheint, die Ausbildung der Sage abzusprechen[1] und sie einem anderen Stamme, etwa den Alamannen zuzuschreiben, wie dies Meyer Dietrichss. S. 18 will, die im Gegenteile von allen Deutschen zu jeder Zeit am wenigsten für die Fortbildung der Sage im nationalen Sinne getan haben, weil ihnen eben das geringste Teil an Pathos und Energie gemessen ist bis auf diesen Tag. Wir haben aber damit zugleich die Epoche gewonnen für die Wanderung der Sage nach dem Norden: sie muß den Nordländern vermittelt sein nach den Niederlagen der Ostgoten im 6. und vor der Umgestaltung der Motive im 9. Dezennium des VI. Jahrhunderts, denn bereits beklagt Dietrich den Verlust seiner Mannen, aber noch ist Atli der Motor der Begebenheiten.

Fassen wir kurz zusammen, was sich uns als Resultat ergibt: vorausgesetzt ward ein alter Mythus von einem gütigen göttlichen Wesen, das dämonische Mächte besiegt, aber von diesen getötet wird;[2] mit diesem Mythus ward die Vernichtung des burgundischen Reiches, die man dem Attila zuschrieb zwischen 437 und 453, dann später die Sage von der Ermordung Attilas durch sein Weib verknüpft; in dieser Gestalt gelangte, nachdem bereits Attila und Theodorich nebeneinandergestellt waren, die Sage

[1] Müllenhoff verfolgt die Einführung der Dietrichsage dort, wo er Hauptheld war: bei den Bajuwaren. Bajuwarische Lieder von Kriemhild dürfen dort vor Mitte des VIII. Jahrhunderts angenommen werden, weil damals bereits der Name eine ganz falsche Verschiebung zeigt; man schrieb Chriemhilt, Chrîmhilt. So zeigt sich der Einfluß bajuwar. Lieder (* Sind die betreffenden Urkunden nicht vielleicht spätere Abschriften?). Zu Nib. 13, 3. — So erkennt Müllenhoff nach der ersten Ausbildung der Sage bei den Franken (V. Jahrh.) eine zweite bei den Bajuwaren (im VII.—VIII. Jahrh.), drittens im XI. Jahrhundert die Behandlung in neueren Formen bei den Rheinfranken, daher die Lokalsage von Soest; endlich im XII.—XIII. Jahrhundert die Dichtung in Österreich. — Vom Stil und Ton der fränkischen Lieder, deren Form man ja nicht kennt, könne man sich eine Vorstellung machen 1. aus dem Inhalt der Thidrekssaga, 2. aus Nachbildungen in dänischen, schwedischen, französischen Liedern, 3. aus späteren Liedern, so dem Rosengarten, ZfdA. V, 369 um Ermenrîkes tod ed. Gödeke 1851.

[2] Nach Art der Kremsmünsterer Gründungssage s. o. S. 73.

Digitized by Google

zwischen 555 und 583 nach dem Norden, wo der zweite Teil derselben nach der Analogie älterer Sagen im einzelnen ausgebildet wurde, während in Deutschland eine völlige Veränderung der alten Motive durchgriff.

§ 3. Der Mythus von Siegfried.[1]

Durchaus wurde bei den vorhergehenden Erörterungen vorausgesetzt, daß der ursprünglichste und älteste Teil, der Kern der gesamten Sage, Siegfrieds Herrlichkeit und Tod, auf mythischer Grundlage beruhe. Diese Voraussetzung kommt nun hier zu erörtern; logisch sollte die Betrachtung des Siegfriedsmythus der genetischen Sagendichtung vorangehen, denn die Entwicklung dieses ältesten Elementes ist ja der Beginn und Ausgangspunkt für alles folgende; es schien aber geraten, zuerst alle nicht ursprünglichen Bestandteile auszuscheiden, was nur durch die Darstellung ihrer allmählichen Konglomeration möglich war, bevor an die Untersuchung des eigentlichen Mythus gegangen wurde.

Suchen wir aus der nordischen und deutschen Fassung festzustellen, was an den abweichenden Fassungen gemeinsam und ursprünglich ist.

Siegfried, nord. Sigurðr (vermittelt durch as. Sigeferd, Sigefred J. Grimm ZfdA. I. 4), das ist der den Frieden durch den Sieg bringende (aus dem auserwählten Geschlechte der Völsungen,[2] wovon die deutsche Sage nicht

---

[1] Vgl. M. Herrmann, Die Überlieferung des Liedes vom Hürnen Seyfried; H. Patzig, Zur Geschichte des Siegfriedsmythus 1898; Sandvoß, Der Mythos von Brunhild-Dornröschen; R. C. Boer, Sigrdrífumál und Helreid (über das Verhältnis von Sigrdrífa u. Brynhildr); G. Fasterding, St. Blasius und die Siegfriedssage. Als Kuriosität: H. Schliep, Ur-Luxemburg 1895—96. (u. a. Siegfried-Genovefa, Siegfried-Herkules u. ä.)

[2] Über den Namen ist zu vgl. J. Grimm a. a. O. Raßmann I. 57 f. Zacher, Das Alph. des Vulfila S. 108. Die frühere Ableitung von altn. vols Pracht, Stolz, Lachmann, Kritik S. 339, alle Versuche, den Namen auf Wali (Zacher) oder gar eine slavische Gottheit Wolos zurückzuführen, bestehen nicht neben Grimms Erklärung, wonach Völsungr als Patronymicum anzusehen ist von Välse, das auf got. valis γνήσιος führt. Für diese Deutung spricht insbesondere, daß der allein zur Ahnenrache tüchtige Sinfiötli nur erzeugt werden kann durch die inzestische Verbindung zweier Völsungen, Sigmungrs und Signys, so daß er durch Vater

Digitized by Google

mehr weiß, obwohl sie den Namen seines Vaters Sigmund bewahrt, dem das Femininum Siglint zur Seite tritt,[1] Müllenhoff. ZfdA. XIII. 576), wächst ferne von seinen Eltern auf (entweder in Unfreiheit, denn Hiördis gibt sich anfangs als Magd aus, nachgeboren oder bei dem Schmiede — Mhff. meint, daß nach der älteren Fassung die Mutter den Helden vielleicht sterbend auf der Walstatt gebiert —; das Siegfriedslied läßt ihn, die Tradition der NN. mit der älteren verbindend, von seinem Vater zu dem Schmiede gesendet werden); schnell entwickeln sich seine Kräfte, wie sich Baldurs Bruder Vali, erst eine Nacht alt, aufmacht, den Bruder zu rächen;[2] er erschlägt einen Drachen und gewinnt dessen Hort (Drache und Hortbesitzer sind ursprünglich eine Person, der Fafnir des Nordens, fortschreitend gespalten zu Nibelung, der nur Eponymos ist, und seinen Söhnen und dem Drachen, Nib. 88—101, — und zu Nibelung, seinen Söhnen, dem Drachen und Kuperan im Siegfriedsliede, Zarncke Germ. XIII. 467, Raßmann I. 140, Koch Nibs. S. 22); gleich allen Göttern ist er gerüstet,

---

und Mutter von Völsûngr abstammt. Daneben kann dann allerdings Grimms Erklärung von Sinfiötli, ags. Fitela, ahd. Sintarfizilo als der Bastard nicht bestehen, wenn er der eigentlich Eingeborne ist, Völss. c. 8, und es ist für diesen Namen daher eine andere Erklärung zu suchen. Vgl. Raßmann I. 66.

[1] Hiordis gehört dem Namen nach eigentlich zu Hiörvardr, zu Sigmund hingegen Sigulinn, so daß also eine Verwechslung der Namen vorliegt. — Wenn wir nach der deutschen Sage voraussetzen, daß Siegfried vater- und mutterlos ist, gewinnt nach Müllenhoff das Gespräch in Sigrdrífamâl erst rechten Inhalt, und sein ganzes Tun und Handeln, das in einem Punkte ganz unmotiviert erscheint, wird erklärbar, sobald er elternlos sein verlorenes Reich sucht. Dazu stimmt namentlich die mythische Erklärung: das neue Jahr ist das Kind des vorhergehenden, sein Anfang notwendig das Ende oder der Tod des vorhergehenden. — Siegfried wächst im dunklen Walde oder von Zwergen erzogen auf, das bedeutet „das verborgene Weben der Kräfte in der organischen Natur“ (Müllenhoff u. Scherer, II. S. 109). Der Zwerg repräsentiert eben die schaffende, der Riese und Drache die zerstörende Kraft der Natur. Rieger S. 180 erblickt wohl mit Recht eine gewisse Entartung in dieser Erzählung: der Zwergschatz kommt in die Gewalt der Riesen, die sich darum töten, während sich die Zwerge Siegfried zum Rächer erziehen. Das halte ich für den Typus, aus dem Völss. und Nib. 88 f. und das Siegfriedslied hervorgingen.

Über die rechtliche Frage des Bruderzwistes Nib. 88 f. s. Wackernagel, ZfdA. II., 574.

[2] Ähnliches von Wolfdietrich.

Digitized by Google

und zwar mit Schwert und Roß (Roßwal ist ein alter Sagenzug z. B. im indischen, persischen, russischen Epos); befreit eine Jungfrau aus Zaubergewalt (reitet durch die Waberlohe und erweckt die schlafende Walküre oder erlöst die Königstochter auf dem Drachensteine); erhält aber nicht diese, sondern des rheinischen Königs Gunther Schwester zur Gattin, nachdem er für diesen durch Trug die Jungfrau erworben, die nur er bezwingen konnte, und wird, nachdem der Betrug durch einen Streit der Frauen entdeckt ist, von seinen Schwägern meuchlings ermordet. An seinem Scheiterhaufen[1] gibt sich die ursprünglich ihm bestimmte Walküre den Tod (nur nach der nordischen Sage); der Hort wird in den Rhein versenkt.

Intregierende Bestandteile dieser Erzählung sind, wie allerdings erst die umständliche Vergleichung der Quellen lehrt: der Drachenkampf, die Unfreiheit, die Trugwerbung und der Fall des Helden; endlich das Verderben, das der Fluch, der auf dem Horte liegt, allen Besitzern bringt (s. o. S. 37 f.). Diese einzelnen Momente der Fabel sind nun nach ihrer Bedeutung zu untersuchen. Das Hauptwerk für die Erklärung des Siegfriedsmythos ist und bleibt, wenn man auch dem Verfasser nicht in alle Konsequenzen folgen kann und sonst seinen Standpunkt nicht teilt, W. Müllers Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage 1841; hierzu treten noch die bereits mehrfach erwähnte Abhandlung E. Kochs, Die Nibelungensage 1872, und Steiger, Siegfriedssage 1873 (s. das Literaturverzeichnis).

Der Drachenkampf des Helden ist eine sich vielfach wiederholende, bei verschiedenen Völkern[2] in den mannigfachsten Variationen wiederkehrende hypostatische Darstellung eines Naturvorganges: der Drache, das Ungeheuer,

[1] Die Erzählung von dem großartigen Leichenbegängnisse weist auf große Feierlichkeiten des Kultus hin. ZfdA. VII. 435 (Mhff.).

[2] Jndra erschlägt Vṛtra, den Dämon der winterlichen Regenzeit, der das Licht der Sonne von der Erde abhält; die Wasser stürzen von den Bergen herab. Die Schlange ist das natürliche Bild des strömenden, sich schlängelnden Wassers. Mhff. ZfdA., VII. 428, Schwarz, Urspr. d. Myth. S, 85. — Jörmungardr, Python = Überschwemmung, Preller St. I. 156.

Digitized by Google

der seinem Besieger Verderben droht, ist der Winter mit seinen Schrecken, den der holde und gewaltige Gott des Lichtes oder des Sommers überwindet. Es ist das jener Kampf der Naturgewalten, der aus dem Kreislauf des Jahreslebens gewonnen, dann, indem man die lichte Gottheit als die gütige und gute, ihren Gegensatz, das Ungeheuer, die finstere Gottheit, als die zürnende und verderbliche auffaßte, auf das ethische Gebiet übertragen und endlich, vom Jahresmythus zum Weltenmythus erweitert, zu einer der Grundlagen des germanischen Glaubenssystems wurde. Aber wenn sich auch dieser Drachenkampf bei allen arischen Völkern findet, von Karna und Rustem bis Siegfried und S. Georg, berechtigt doch nichts zu der Behauptung, daß dieser Mythus noch aus einer Zeit indo-europäischer Urgemeinschaft stamme, wie Leo und Holtzmann wollen. Wir haben Gelegenheit, oft und wiederholt zu beobachten, wie Sagen unter den verschiedensten Verhältnissen ganz analog entstehen und in kleinsten Zügen oft die überraschendste Übereinstimmung zeigen, ohne daß es gestattet wäre, dieserhalb auf Urgemeinschaft zu schließen. Sonst müßten wir die von Perseus erlöste Andromeda unmittelbar zu der vom Drachensteine befreiten Kriemhilt, den bayrischen von einem Eber getöteten, vom Vater beweinten Tassilosohn Gunther neben den syrischen Adonis, der in Aphroditens Armen stirbt, stellen: auf diese Weise aber gelangt man nie zu sicheren Resultaten, denn immer ergeben sich neue Analogien, jeder Zufall erscheint als Absicht, und die verkehrtesten Anschauungen über den Kulturgrad eines Urvolkes, wie dieser und dieses selbst nie existiert haben können, werden so gezüchtet. Das Nächstliegende aber übersieht man, daß gleiche mythische Grundideen, die zwar so elementar sind, daß sie jedes Volk selbst entwickelt haben könnte, die aber gerade deshalb wahrscheinlich wirklich urgemeinsam sind, ähnlichen Ausdruck gewonnen haben. Siegfried ist weder der Apollon, der den Python erschlägt, noch der Jason, der das Vließ holt, aber allerdings fußen sie alle auf gleichem Grundgedanken,

Digitized by Google

und daraus erklärt sich die Übereinstimmung einzelner Züge. Auf den ersten Blick hat Siegfried nichts, gar nichts von einem Sonnengotte, und doch steht seine Beziehung auf einen solchen außer Frage, durch den Blick (Grimm: ὄψις ἐν θαλάμῳ), vor dem Guðormr zagt, da er dem Helden meuchlings naht, und vor dem die Rosse scheuen, die seine Tochter Svanhild zerstampfen sollen: diesen Blick finden wir wieder bei Medea und Phaethon; aber wie natürlich ist es auch, den Kindern der Sonne, die als des Himmels strahlendes Auge erscheint — Wodans Einäugigkeit —, den leuchtenden Blick voll Weisheit, Freundlichkeit und Treue zuzuschreiben, oder aber, wenn der Lenz einmal als fröhliche Göttin aufgefaßt war, der Winter aber als schnaubendes Ungetüm, die Jungfrau von dem Drachen gefangen sein zu lassen! Wer also aus solchen Zügen auf eine Urgemeinschaft des Mythus schließen will, dem obliegt es zu zeigen, daß die Analogien, auf die er baut, nicht durch jeweilig selbständige Entwicklung haben entstehen können. Ein anderes freilich ist es, wenn wir es nur mit Stämmen eines einzelnen Volkes zu tun haben, deren Gemeinsamkeit bis in die historische Zeit sich verfolgen läßt, oder wenn, wie im Verhältnisse der nordischen und deutschen Sage, die Übereinstimmung der Namen, also grammatische, äußere Gründe und Beweise herantreten; sonst kann unter allen Umständen ein derartiger Vergleich nur ein Behelf des Verständnisses sein, aber auch nur dann, wenn er sich an Wesentliches hält: so haben, um den beliebten Schimmel zu reiten, die nur an einer Stelle verwundbaren Siegfried und Achilleus gar keine mythische Gemeinsamkeit, denn dieser, der dem Sonnengotte unterliegt, ist die Personifikation einer bösen Gewalt, jener gerade umgekehrt die Hypostase einer lichtspendenden, gütigen Gottheit. So ergibt sich denn für den Siegfriedsmythus aus aller klassischen und orientalischen Analogie nichts anderes als die ohnedies sichere Deutung auf den jährlichen Kampf der Naturgewalten. Sobald aber ein Kampf geführt wird, muß er einen

Digitized by Google

bestimmten positiven Zweck haben: nicht nur zur Abwehr des Feindes, sondern ebensogut der Beute halber zieht in Zeiten, die vor den heroischen liegen, die junge Mannschaft über die Mark. Die Beute, die der lichte Gott dem Drachen abjagt, ist seine Braut, die Göttin des Frühlings. Wir sehen also die gütige Gottheit in der Fabel gespalten, so wie der siegreiche Gott und der Drache selbst Ausflüsse, Geminationen einer Wesenheit sind, denn die Ausbildung eines dualistischen Mythus ist ohne vorhergängige Gottesanbetung nicht denkbar. Aber der Sieg des Sommergottes ist kein bleibender, bald stirbt er — an dem Tage, da die Sonne ihren höchsten Stand erreicht und wendet, — oder nach einer anderen Vorstellung muß Knechtschaft den Mord des Drachen sühnen; so oder so: die Braut fällt wieder in die Gewalt der finsteren Macht.

Wir haben jedoch hierbei außeracht gelassen, daß in den ausgeführten Beispielen bald von Göttern bald von Heroen die Rede ist und somit nach unserer Betrachtungsweise unentschieden bleibt, ob der fränkische Königssohn Siegfried unseres Epos ein hypostasierter Gott oder ein Heros ist.[1] Gerade in dieser Form aber ist nach Müller S. 17 die Frage zu stellen. Das charakteristische und unterscheidende Merkmal ist ihm das unmittelbare Eingreifen der Gottheit in eine Handlung, die an sich Wunderbares oder Übernatürliches, hier den Drachenkampf darstellt.

[1] Die Wirksamkeit der Götter bezieht sich auf die Natur, aber ihre Tätigkeit erweitert sich: der Donnergott klärt die Luft, gibt Sonnenschein — anderseits muß der Sonnengott Gewalt über das Wetter haben. Heroen sind zwar Ausflüsse des göttlichen Wesens oder Darstellungen nur einer Seite des Gottes und sind meist nur gewissen Göttern als irdische menschliche Vertreter unterstellt. Es ist daher ein Fehler Müllers und der meisten Mythologen, zu behaupten, wenn von einem Gotte und einem Heros derselbe Mythus erzählt wird, der Heros bedeute den Gott. — Solange das Volk an Götter glaubt, schreibt es ihnen auch Abkömmlinge zu, die in lokalen Sphären dieselbe Tätigkeit ausüben. So können wie von den verschiedensten Göttern auch von den verschiedensten Heroen die gleichen Geschichten erzählt werden (Beispiele: Beowulf ein Freyrsheld; sein letzter Kampf erinnert an Thor mit der Midgardsschlange. Baltram und Sintram; der Baldermythus vergleicht sich dem Kampfe Odins mit dem Fenriswolf). Der Ausgangspunkt ist in einem solchen Falle schwer zu bestimmen. — Im Siegfriedsmythus ist mit Bestimmtheit nur der Gegensatz zwischen Licht und Finsternis, Sommer und Winter, zu erkennen.

Digitized by Google

Greift die Gottheit persönlich ein, so liegt eine Heroensage, im entgegengesetzten Falle ein Mythus vor. Kein Zweifel bleibt uns in der nordischen Form der Sage; die Erzählung von Sigurds Ahnen zeigt das deutliche Beispiel einer Heroensage, Odin ist der Schirmer und Vernichter des Geschlechtes, dessen Helden die Walhall bestimmt ist HS.[2] S. 390; so greift er denn auch an einer Stelle (als Hnikar dem auf Vaterrache segelnden Sigurd erschienen) in die Sigurdsage ein, der, wie die deutschen Quellen zeigen, diese Stellung des Gottes ursprünglich fremd ist. Wir sind demnach berechtigt, für alle wesentlichen Bestandteile der Erzählung mythische Deutung zu suchen. Die Frage stellt sich demnach so: als Hypostase welcher Gottheit der Held anzusehen sein wird. Nun tritt der seltsame Fall ein, daß es nicht schwierig wäre, eine Gottheit zu finden, die Analogien darböte, sondern daß im Gegenteil zu viele vorliegen.

Zwei Mythen kommen hier in Betracht, ebenso deutlich und klar der eine, als schwierig und dunkel der andere, der von Baldurs Tod und Skirnirs Ritt. Je nachdem der eine oder der andere zur Erklärung angezogen wurde, ward nun Siegfried bald als Freyr, bald als Baldur hingestellt, neuerdings auch die Ansicht von der Möglichkeit einer Verschmelzung beider Mythen ausgesprochen (Steiger) und die Diskussion hierüber mit einer Gereiztheit (namentlich von seiten Müllers, ZfdA. III. 43—53. Germ. XIV. 257 f.) geführt, die bei der nichts weniger als prinzipiellen Verschiedenheit der Auffassung und der Vereinbarlichkeit einzelner mit Zähigkeit festgehaltener Argumente geradezu unbegreiflich genannt werden muß.

Der Mythus von Baldur, wie ihn die jüngere Edda am vollständigsten überliefert, erzählt von dem Tode des Sommergottes, an den der Fall der Götter überhaupt geknüpft ist (wir sehen also die Übertragung auf das mythische Weltenjahr schon vollzogen); er fällt durch die Hand seines blinden Bruders Hödur,[1] dem Loki tückisch

* [1] Hödur = Hato < Hagano.

Digitized by Google

den Mistelzweig in die Hand drückt, mit dem allein der Gott getötet werden kann. Lachmann Kritik S. 345 glaubte Baldur zur Erklärung der Gestalt Siegfrieds heranziehen zu sollen, weil jener der einzige Gott ist, von dem berichtet wird, daß er gestorben sei, und weil – dies war sein Hauptargument, wie er selbst hervorhebt ZfdPh. II. 528 — die Berührung Hödurs mit dem einäugigen Hagen zu augenfällig schien, wenn man, wofür Ekkehart, der im Waltharius den Hagano paliurus spinosus nennt, genügenden Anhalt zu bieten schien, diesen Namen von hagan, Dorn, ableitete, nachdem von J. Grimm in seiner Abhandlung über das Verbrennen der Leichen die Beziehung der Dornhecke auf den Scheiterhaufen, also die Bedeutung des Dornes als Symbol für Tod und Unterwelt außer Frage gestellt war. Doch ergeben sich wesentliche Bedenken. In der jedenfalls älteren Form der Überlieferung ist Högni gar nicht der Mörder, sondern im Gegenteil derjenige, der vom Morde abrät. Bezüglich Hagens macht Müllenhoff überdies aufmerksam auf die alte Differenz zwischen der norddeutschen und der nordischen Sage einerseits, in welcher Hagen als der Bruder Gunthers und Teilnehmer an den Eiden erscheint, und der süddeutschen Sage (ohne Waltharius) anderseits, die Hagen als Dienstmann und entfernten Verwandten des Königs kennt. Das letztere wahre Verhältnis sei frühzeitig verschoben worden infolge der Verschmelzung des historischen Gunther mit dem mythischen. — In anderen Sagen erscheint Hagen als der brautverweigernde Vater:[1] Högni, Sigruns Vater, tötet deren Geliebten Helgi;[2] Högni, Hildens Vater, ist Gegner Hedins, doch zeigt sich anderseits zwischen beiden wieder eine Bundesbrüderschaft. Scherer wirft noch die Frage auf, ob etwa Hagen ursprünglich der einzige Nibelunc sei? oder eine Gestalt wie Siggeir gegenüber Siegmund (Brünhilt gegenüber Kriemhilt)? Ersteres ist wohl unmöglich, da der Name eines mythischen Gunther

* [1] Vgl. Nagl, Das Gudrunlied eine Verbindung usw.
* [2] Helgi = Herwig.

Digitized by Google

von Lachmann erwiesen ist; aber daß es eine Sage gegeben haben muß, in der Gunther, und eine andere, in der Hagen allein stand, ist klar. Stets aber ist Hagen gegen die Lichtgötter, er ist also ein Todesdämon, wozu sein Aussehen stimmt. Vielleicht ist es ein mythischer Zug, daß er die Helden über die Donau führt (Nordpreht, der riesige Ferge), wie auch Loki die Riesen herbeiführt zum Weltkampfe. Eine Beziehung des Siegfriedsmythus auf die Götterdämmerung ist wohl abzuweisen, da nach Art und Weise, wie wir den zweiten Teil unserer Sage entstehen und zum Mythus hinzutreten sahen, an eine mythische Grundlage desselben nicht mehr zu denken ist. Von den übrigen von Siegfried erzählten Tatsachen läßt sich keine auf Baldur deuten.[1] Und endlich ist die Deutung Hagens als Todesdorn nicht haltbar: der Name ist vielmehr, wie Müllenhoff ZE. ZfdA. XII. 297. 386 gezeigt hat, auf das Adj. hagus geschickt, anstellig, geeignet, bequem, gefällig zurückzuführen, also wie hagustalt der taugliche, waffenfähige, wehrhafte Mann.

Zu erwägen bleibt der Mythus von Freyr. Von diesem erzählt das eddische Lied Skirnisför und die jüngere Edda d. 37, er habe sich einmal auf Odins Hochsitz gesetzt, von dem alle Welten zu überschauen sind; da sah er im Norden ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, zu dem er in heftiger Liebe entbrennt; aber sie bewahrt ihr Vater, ein Jötun, in seinem Hause, das von wabernder Lohe entflammt und von bellenden Hunden behütet wird; Freyr sendet seinen Diener Skirnir, der aber nur auf Freyrs Rosse und mit Freyrs scharfem, zauberndem Schwerte,

[1] In der Unverwundbarkeit des Helden darf man keine Übereinstimmung mit Baldurs Unverletzlichkeit suchen, denn da diese und die Nib. 101 erwähnte Hornhaut der sagenkundige Verfasser des Biterolf, dem die Erzählung Nib. 88—100 bereits bekannt war, nicht kennt, folgt daraus, daß dieses Detail sich erst um 1200 gebildet hat. Es ist die rohe Auffassung der übernatürlichen Stärke, die der Schutzgott seinem auserwählten Geschlechte verliehen hat. — Anderseits hält Müllenhoff die Unverwundbarkeit für ursprünglich und vergleicht sie mit der Baldurs. Er stellt dazu die Festigkeit Sigmunds und Sinfiötlis gegen Gift. Auch die Fähigkeit, die Gestalt zu vertauschen, kommt in Betracht (Siegmund, die Wölfe, die Trugwerbung).

Digitized by Google

das ein so gutes Schwert ist, daß es in des Mutigen Hand von selbst sich schwingt gegen die Riesen, den Ritt vollbringen kann; Skirnir fährt zu Gerda, die zwar anfangs sich sträubt, sich mit ihres Bruders (Beli) Mörder zu vermählen, aber endlich der Werbung Folge leistet.

Beseitigen wir die Nebenpersonen Skirnir, Freyrs Diener, der Heitere (von at skirna clarescere), wie Simrock gezeigt hat, nur eine Emanation des Gottes, den in älterer Fassung die Sage den Ritt selbst wagen ließ, und Beli, der Brüller, der Beller, den nach der jüngeren Edda Freyr erschlug, da er sein Schwert nicht mehr hatte, während nach der älteren die Tat schon vollbracht ist, da Skirnir zu Gerda dringt, so daß dieselbe — wenn es gestattet ist, beide Berichte zu kombinieren — zwischen Skirnirs Absendung und Werbung fallen muß, woraus sich, da Skirnir Freyr selbst ist, ergibt, daß Beli das Ungetüm, der Hüter ist, welcher die Jungfrau bewacht, also identisch mit ihrem Vater, der sie in die Waberlohe einschließt, und, wozu sogar der Name stimmt, mit den das Haus umheulenden Hunden. Der Sonnengott hat demnach, indem er ein doppeltes Wagnis unternahm, das Ungetüm, das sie bewachte, erschlug und den Flammenwall, der sie umloderte, durchritt, eine Jungfrau finsteren Gewalten entrissen. Diese Jungfrau ist die in den Banden der Unterwelt — das bedeutet die Waberlohe — in der Gewalt der Reifriesen, d. h. im Eisgewande des Winters gefangene Erde, die der Lenz erlöst. Vergleichen wir diese Darstellung mit der nordischen Siegfriedssage, so finden wir eine Übereinstimmung in den wesentlichsten Punkten. Es ergibt sich, daß der Drachenkampf und der Flammenritt verschiedener Ausdruck derselben mythischen Grundidee sind, zu deren Erklärung auch noch alle jene Sagen herangezogen werden können, in denen ein riesischer Vater, ein mächtiger König oder wie ihn dann immer die Dichtung darstellt, seine Tochter allen Bewerbern weigert. War aber der Drache ursprünglich der Hüter der Jungfrau, wie das höchst merkwürdigerweise im Siegfriedsliede

Digitized by Google

noch dargestellt ist, wird diese von ihren Verwandten, ihrem natürlichen Beschützer, gefangen gehalten und ist Brynhild von Odin in den Zauberschlaf versenkt, so ergibt sich daraus die Identität des Gottes und des Drachen; der Gott tritt uns doppelseitig entgegen, indem er in seiner gütigen wie in seiner zürnenden Natur, wie sie im Kreislaufe der Natur zutage tritt, hypostasiert ist. Hieraus dürfen wir aber auch auf die Identität der beiden Hilden schließen, in die die eine Jungfrau des Göttermythus getrennt ist, die also auch nur zwei Seiten desselben Wesens, die freundliche und die feindliche Gottheit repräsentieren.[1] Aber diesen Gang der Entwicklung zu erklären, bietet Schwierigkeiten, denn die Siegfriedssage ist wesentlich kompliziert durch den zweimaligen Ritt des Helden durch die Waberlohe. W. Müller erklärt dies so. Die in der Waberlohe eingeschlossene Jungfrau ist eine in der Unterwelt gegen ihren Willen hausende Gottheit, die der Held befreit; aber da er nicht in seiner wahren Gestalt erscheint (auch in Fiölswinnsmâl Swipdagr als Windkaldr), darum sträubt sich die Jungfrau wider ihn;

[1] Scherer („Der Wasgenstein in der Sage") macht die Identität der Hilde, wie sie uns in der Kudrunsage begegnet, mit der Hildgunde der Walthariusdichtung wahrscheinlich. Beiderseits liege der Typus der gefangenen Jungfrau vor: vom Vater gefangen, ist nur ein Spezialfall; ebenso ist typisch der Kampf zwischen Vater und Sohn, im Spezialfall zwischen Schwäher und Freier. Wie Hetan die Hilde, Hagens Tochter, durch seinen Gesang entführt, so gewinnt in einer poln. Variation des Hildgundliedes der Held die Braut mit Gesang, während eine ags. Version einen zweimaligen Vermittlungsversuch vor dem Kampfe, wie die Kudrun-Hilde, ebenso das Rühmen des Schwertes kennt. Wenn Scherer die drei Wunden der Walthari-Sage als abgeschwächten Ausdruck eines folgenden Wiederauflebens durch die Zauberkunst Hildgundens gleich der Wiederbelebung der Gefallenen in der Hilde-Schlacht durch den Zaubertrank, also Hildgunde als Hilde nimmt, ferner Walther als Sohn des Albheri und stets jugendlichen Elfen mit dem schönen, aber kleinen Hetan gleichstellt und Hagen von Worms, dem Walther die Braut nochmals abgewinnen muß, mit Hagen der Kudrunsage gleichsetzt, so würde daraus entweder hervorgehen, daß eine selbständige Hagensage zur Nibelungen- oder Gunthersage hinzutritt, daß in dem Walthari-Hagen aus dem Verweigerer der Braut scheinbar der Begehrer geworden ist, wie denn oft eine Fabel Anlaß zur entgegengesetzten gibt, und daß, da auch Hagen ein Albensohn ist, wieder die Identität beider Gegner erhellen würde.

Der mythische Sinn der Hilde-Schlacht ist nach Scherer das Schicksal jedes einzelnen Tages, der mit der Nacht in ewigem Wechsel tauscht.

Digitized by Google

nun muß sie der Held verlassen, denn er hat durch die Ermordung des Drachen eine Schuld auf sich geladen, die er durch eine einjährige Dienstbarkeit sühnen muß (ähnlich wie die Drachentöter Kadmos und Apollon); nach diesem Jahre kehrt er in seiner wahren Gestalt zurück, also ist entweder Prünhilt des Helden spätere Gemahlin oder war bereits Kriemhilt die aus der Waberlohe befreite, oder mit anderen Worten: sie sind nur zwei Seiten eines Wesens. (Müller, Versuch S. 58.) Dieser Deutung ist am entschiedensten Zarncke entgegengetreten Beiträge S. 227f. Germ. VIII. 268, der ein ursprüngliches Verhältnis Siegfrieds zu Prünhilt völlig leugnet[1] und behauptet, daß dasselbe aus unserem Nibelungenliede nicht nachweisbar, im Norden aber erst durch eine weitere Spaltung eingeführt sei. (So auch Wislicenus, NL. als Kunstwerk S. 87.) Aber in der Nibelungenôt wird ein früheres Verhältnis Siegfrieds und Prünhildens allerdings vorausgesetzt[2] und die

[1] Gibt doch Zarncke, wie mich R. Heinzel aufmerksam macht, in seiner C-Verbissenheit den gemeinsamen Zug vom Ruderzerbrechen (Lachmann, Kritik der Sage, Schluß) für eine Roheit in A aus!

[2] Die entscheidenden Stellen sind zum Teile schon von Müller a. a. O. S. 56 angezogen. Als die Helden dem Lande Prünhildens nahen, heißt es 371, 4 *daz was niemen mêre wan Sîvride bekant.* vgl. 330, 4. 390, 1. (394 möchte nichts entscheiden: die Szene ist von einem Interpolator der in I. 87 nachgebildet). Prünhilt stürzen Tränen aus den Augen, da sie Kriemhilt an Siegfrieds Seite sitzen sieht, 572: da bricht halb unbewußt eine Erinnerung an das alte Verhältnis durch, ebenso wie 398, 3, wo sie voraussetzt, daß Siegfried sie als Braut heimzuführen gekommen ist. Auch sonst wird es klar, daß nur Siegfried sie bezwingen kann; er selbst weiß 598, 2, daß Guther ihrer nicht Meister werden kann. Daraus ergibt sich die Erklärung einer anderen Verwirrung der Sage: Edda und Nibelungenôt stimmen darin überein, daß Siegfried dem Gunther die Treue gewahrt und des Freundes Gattin nicht berührt habe, was in ethischer Beziehung hochwichtig ist. Aber anderseits kennt bereits die Völss. c. 43 Aslaug, Sigurds und Brynhilds Tochter, und auch Tidrekss. c. 207 genießt er ihre Gunst. Sie beide sind ja dem Zusammenhange nach gleichartige Wesen, füreinander bestimmt. [Sigrdrîfa (= Prünhilt) muß nicht auf drîfa, treiben, direkt bezogen werden, man kann an drifa = Sturm denken.] Völss. c. 30 erscheint Siegfrieds Untreue als ein Hauptbeweggrund für Gunther. W. Grimm HS.[2] S. 370 hat betont, daß damit „die Reinheit seines Charakters schwindet, auf welche die echte Sage ein so großes Gewicht legt, und ein wesentlicher Zug verwischt ist". R. Mayr macht auf den ethischen Grund des Zaubertrankes, der in gewissem Sinne auch für die Trugwerbung zu gelten habe, aufmerksam: daß die deutsche Sage nicht den Mut hat, den Ehebruch einzugestehen und aus der leidenschaftlichen Entschließung der handelnden Personen hervorgehen zu lassen. Müllenhoff stellt fest, daß die niederd.

Digitized by Google

doppelte Beleidigung Prünhilts: in der wahren Gestalt kommend verschmäht sie der Held, in einer Truggestalt bezwingt er sie, liegt hier ganz deutlich vor, während sie in der Edda mangeln würde, sobald man die Ursprünglichkeit des ersten Besuches und der Verlobung leugnet. Sehr glücklich hat W. Müller a. a. O. S. 60 überdies erwiesen, daß es auch ursprünglich drei Werke sind, die der Held um die Jungfrau vollbringen, wie später die drei auch sonst üblichen Kampfspiele gewinnen muß: der Drachenkampf, der Fang des Rosses (man darf das Schmieden des Schwertes dazunehmen: Roß und Waffe gehören zusammen) und der Ritt durch die Waberlohe. Zarnckes Auffassung trennt in letzter Konsequenz aber den Drachenkampf von der Erwerbung der Jungfrau, was unzulässig ist; da er auch sonst kein weiteres Argument hat, als den verworrenen und widerspruchsvollen Charakter der Überlieferung, der sich aber aus dem

Sage die Schuld Siegfrieds bejaht, die altn. überwiegend verneint, die süddeutsche unentschieden läßt. „Im Grunde ist es einerlei, ob Gunther oder Siegfried Brünhild zum Weibe macht", weil Gunther und Kriemhilt nur negative Seiten, das Widerspiel Siegfrieds und Brünhildens sind, daher ganz richtig in der Gripispâ und in der süddeutschen Sage beide Vermählungen gleichzeitig angesetzt seien. An anderer Stelle meint Müllenhoff, „daß sie anfangs unschuldig beieinander ruhen, sei das schönste Bild des eben erst erwachenden Frühlings": das klingt wohl mehr kindisch als kindlich. Lachmann Anm. S. 54 macht aufmerksam, daß aber auch in NN. gerade dieser Vorwurf gegen Siegfried erhoben wird: „ob die Sache wahr oder falsch gewesen sei, wird nicht gesagt" (vgl. aber 810, 1). Diese Verwirrung erklärt sich aus der Genesis der Erzählung: die Heldensage war bestrebt, den Heros in voller Treue darzustellen, hier ist die Keuschheit und Reinheit in der Tat wesentlich; aber ursprünglich konnte nur Siegfried die Walküre bezwingen, das ist die Bedeutung des nächtlichen Kampfes, die sogar noch in dem Symbol des Gürtels, den er raubt, 628, 1 hervortritt, Liliencron Hs. C. S. 43; denn daß im Magdtum ihre Stärke lag, steht ausdrücklich 629, 1: also kann die Bewältigung und Ergebung keinen anderen Sinn haben. Rieger, Germ. III. 193. Gegen W. Grimm ist noch einzuwenden, was J. Grimm, Gesch. d. d. Spr. S. 189 hervorhebt, daß der Schimpf des Ehebruches 782. 783. 796 nur gegen Prünhilt, nicht gegen Siegfried gekehrt wird und daß es nur für das Ethos unserer Dichtung beweist, wenn dieselbe den vorhandenen Anstoß zu beseitigen trachtete. Was den nächtlichen Kampf selbst betrifft, der durchaus nicht etwa neben den Kampfspielen mit dem zweimaligen Ritte durch die Waberlohe zu vergleichen ist, so ist derselbe einfach ein Produkt der poetischen Ökonomie, denn die Fabel konnte das keusche Beilager nicht fahren lassen aus doppeltem Grunde, damit die Treue des Helden im hellsten Lichte hervortrete, und um, wie Steiger richtig bemerkt hat, Ring und Gürtel in die Hand Siegfrieds zu spielen.

Digitized by Google

allmählichen Abhandenkommen des Verständnisses und einem dafür eintretenden Bedürfnisse nach sittlich würdiger Auffassung erklärt, ist seine Ansicht abzuweisen. Die Trugwerbung, von der der Freyrmythus noch nichts weiß, sucht Müller dahin zu erklären, daß während der Zeit der Dienstbarkeit Prünhilt (die falsche Hilde) mit Siegfried buhlen will, während gleichzeitig Kriemhilt von dem falschen Drachentöter umworben wird. Die richtige Sage ist ihm also: Siegfried verrichtet drei Werke, erweckt und überwältigt die Jungfrau;[1] muß sie aber der Sühne halber verlassen; während seiner Dienstbarkeit verlangt sie ein anderes Wesen; doch er kehrt zurück und feiert seine Vermählung oder, da die Identität der Jungfrauen und die des Gottes mit dem Drachen erwiesen ist: Siegfried tötet den Drachen und holt die schöne Göttin aus der Unterwelt, wo sie zürnend gehaust,[2] aber dann wird er ermordet und muß selbst in die Unterwelt zu seiner finsteren Gemahlin, die seinen Tod bewirkt hat; auf der Oberwelt liegt der Drache auf seinem Horte (a. a. O. S. 103). Hierin liegt nun, wie Müllenhoff wiederholt hervorgehoben hat, die wunderbare Amphibolie unserer Sage, die den Jäger zum Wilde macht, aus Liebe Leid und Tod hervorgehen und immer wieder den Mörder zum Opfer werden läßt. Gerade daß Siegfried, der bestimmte Bräutigam, nicht zur verlobten Braut zurückkehrt (wenn auch Gunther nur sein mythisches Gegenbild ist), ist im Sinne der Sage seine tragische Schuld; daß ihn feindliche Mächte, die über ihn verhängte Knechtschaft, daran verhindern, ihn unwürdig machen, ändert nichts daran, denn

[1] Der Name lectulus Brunihildæ (HS. 154) beweist, daß die deutsche Sage Prünhilt schlafend dachte.

[2] Die letzte Spur sieht Müller in den 7 Halbjahren, die Guðrun bei Hiâlprekr (Chilperich) zubringt, Völss. c. 32, oder in den 7 Halbjahren, die sie nach ihres Mannes Tode zu Worms *im gezimber* sitzt, NN. 1042. 1046, die gleich wären den 7 Wintermonaten. — Hiâlprekr wird Völss. c. 21 „von Dänemark" angenommen; anderseits sind Sigurdarkw. II. Regin und Sigurd am Rhein lokalisiert. In der Nornagests. c. 4 ist Hiâlprekr Frankenkönig, der mhd. Helferîch ist somit Chilpericus (561—584 in Soissons), Gemahl der Fredegunde, Gegner der Brunhild. Etwa 600 kam ja die Sage nach Norden, ZfdA. VI, 438 f.

Digitized by Google

diese Knechtschaft hat er selbst verschuldet, allerdings, so kehren wir an die erste Stelle zurück, um zu der Jungfrau gelangen zu können.

Die Knechtschaft ist also ein wesentliches Moment der Sage. Sehr deutlich tritt das noch im Nibelungenliede hervor. Fassen wir dieses als Ganzes, so läßt sich gar kein Grund dafür angeben, warum Siegfried so nachdrücklich Unfreiheit vorschützen muß (denn nicht als vornehmer Lehensträger, etwa wie Gere oder Rüdeger, sondern als Eigenholde erscheint er 401, 4. 402, 1. 574, 3. 667, 3. 746, 3. 764, 3. 781, 4), als eben daß er nur so jener Verpflichtung sich entziehen kann, die er bei seinem ersten Erscheinen in Prünhildens Burg[1] auf sich genommen: es ist notwendig, diese Dienstbarkeit vorzugeben, nur so kann Gunthers Absicht (gedingen) ausgeführt werden 375, 4. Lachmann. Anm. S. 54. Aber durch Müllers obige Erklärung scheint gerade dieser Umstand nicht genügend deutlich. Wir haben in den letzten Zeilen absichtlich das Wort mit einfließen lassen, das zur richtigen Erklärung führt: der Drache liegt wieder auf dem Horte! Der Hort ist Müller bei seiner rein natursymbolischen Erklärung der Schatz der Erde, der Pflanzensegen (S. 94),[2] der im Winter von neidischen Mächten behütet, im Frühlinge mit offenen Händen gespendet wird; nach Müllenhoff „der ganze Segen der Natur, den der Winter verborgen hält". Nun aber zeigt sich an die Bezwingung des Drachens, der unleugbar der Besitzer des Hortes ist, die Dienstbarkeit des Helden geknüpft. Wir haben ein ethisches Verhältnis, für das wir nach einer ethischen Erklärung suchen müssen: sonst kommen wir darauf, zuletzt auch den Hort mit der Jungfrau zu identifizieren, während es in der Tat zwei verschiedene mythische Anschauungen sind, die

[1] In der Thidreksaga sêgard, so daß also die Vorstellung einer Insel vorliegt. Wackernagel wollte Îsenlant als Itisland, Frauenland, auffassen; aber es scheint wirklich Island gemeint.

[2] Meyer, Nibs. S. 12 erklärt das Gold als Symbol der Sonne und identifiziert darum wieder einmal Siegfried-Jason-Karna. — Dagegen Noorden, Symbolae etc.

Digitized by Google

hier zu einer Handlung zusammentraten. Den Hort hat Wilhelm Grimm in seinem Briefwechsel mit Lachmann (ZfdPh. II. 356) zuerst richtig gedeutet als den Wunsch, d. i. nach J. Grimm das, was wir das Ideal nennen, die höchste Vollendung, nach der die Gottheit selbst ringt, und die die epische Sinnlichkeit als Gold darstellt, wie dieses dann umgekehrt wieder das Symbol der höchsten irdischen Macht wird. Im Besitze des Wunsches herrscht die lichte Gottheit; aber die Herrschaft des Lichtes ist in ihrer Dauer beschränkt, dunkle Gewalten bemächtigen sich des Hortes, aber auch sie müssen wieder auf ihn und auf die Herrschaft der Welt verzichten. So scheint in ewigem Kreislauf ein Fluch auf dem Horte zu lasten, der jedem Besitzer Verderben bringt, und darum, ob seiner Verderblichkeit, erscheint der Hort in der Sage als Eigentum der finsteren Mächte. Wer aber die Hand danach ausstreckt, fällt in ihren Bann, über den haben die dunklen Gottheiten Gewalt, er ist ihnen dienstbar geworden. In konkreter Sagengestalt tritt der Hort hervor entweder als Besitz des Drachens oder, nachdem die Spaltung zwischen Drachen und Hortbesitzer eingetreten, im Nibelungen- und Siegfriedsliede als Zwergschatz HS.[2] S. 393, der seine wunderbare Natur noch deutlich ersehen läßt.[1] Zu ihm gehören drei Stücke von höchster Wichtigkeit, Helm, Ring und Schwert. In der nordischen Sage besitzt Fafnir den Ägishelm, vor dem alles Lebende erstarrt; in der deutschen Sage kann man die Tarnkappe vergleichen, die zwölf Männer Stärke verleiht und unsichtbar macht. Weder vom Helm noch von der Kappe heißt es, daß sie zum Horte gehören, aber da sie beide den Hortbesitzern zukommen (Fafnir und Alberich, der zu den

[1] Müllenhoff dürfte mit seiner Vergleichung des nord. Eylimi mit Eugel des Seyfriedsliedes recht haben — jener ist Sigurds Mutterbruder, und sein Sohn Gripir weissagt ihm wie Eugel (Myth. 930 = blühende Au), nord. gripr = res pretiosa kann auf den Schatz gedeutet werden — und tatsächlich die Zwerge die ersten Besitzer des Schatzes zu sein. — Der sterbende Hreidmar fordert seine Töchter auf, Sohn und Rächer zu gebären: davon verlautet weiter nichts. Nun könnte wohl Siegfrieds Mutter die Tochter des ersten Besitzers des Schatzes sein.

Digitized by Google

Nibelungen gehört), ist das wohl gleichgültig. Die Tarnkappe erscheint einmal als das verhängnisvolle, fluchbeladene Stück des Hortes NN. 1060, während sonst die Erinnerung an den Fluch, der auf dem Golde lastet, in der deutschen Sage, speziell im Nibelungenliede verblaßt ist (über den Gedanken in der Klage s. § 12); sonst ist das unheilbringende Schatzstück Andvaris Ring, mit dem man den Schatz beliebig vermehren kann. Von den Eigenschaften des Ringes weiß die deutsche Sage nichts, sondern sie hat dieselben auf ein Rütlein übertragen

1064 *Der wunsch lac dar under, von golde ein rüetelîn.*
der daz het erkunnet, der möhte meister sîn
wol in al der werlde über islichen man.

Hier tritt in der märchenhaften Form die alte, ursprüngliche Bedeutung des Hortes in markanter Weise zutage. An den Ring selbst findet sich nur ein leiser Anklang. Nach den nordischen Berichten gibt Sigurd der Brynhild Andvaranaut bei ihrer ersten Verlobung und empfängt ihn von ihr, da er in Gunars Gestalt kommt;[1] nach Nib. 627 nimmt er den Ring nach dem nächtlichen Kampfe und schenkt ihn Kriemhilt. Dagegen haftet, wenn es auch nirgends ausgesprochen ist, ein Verhängnis auf dem Schwerte Palmunc, wie es in der nordischen Sage nicht zutage tritt: dort führt Sigurd das Schwert Gram, das Odin seinem Stamme geschenkt hat, das aber in seines Vaters Hand an des Gottes Speer zersplittert und für ihn neu geschmiedet ist; doch auch im Horte liegt ein Schwert Hrotte, von dem allerdings weiter nichts erwähnt ist. (HS.[2] S. 393.) Im Nibelungenliede, wo sich des alten Nibelunc Söhne, Nibelunc und Schilbunc[2] (über dessen

[1] So ist Völss. c. 28 mit Säm. Edda 203 und Snorra Edda c. 39 zu vereinigen. Koch hat daher unrecht, wenn er Nibs. S. 42 meint, daß der Ring, den Siegfried NN. 627, 3 der Prünhilt nimmt, strenggenommen nicht Andvaranaut sein könne. Vgl. RA. S. 177.

[2] Vgl. zu Nibelunc-Schilbunc Bit. 6491; HS. 134 (Sêwart-Goltwart). Im Walberan sind die beiden Namen willkürlich verwendet; die Fortdauer des Namens Schiltung ist jedoch höchst bemerkenswert. — Da Kuperan dem Fafnir entspricht, anderseits hier ein Bruderzwist vorliegt, scheint eine Version ähnlich der nordischen auch einmal in Deutschland vorhanden

Digitized by Google

Zusammenhang mit Skeaf und den Skiöldungen s. Myth.[3] 458) über die Teilung des Erbes nicht einigen können, geben sie Siegfried zum Lohne den Balmung, das Kind des Felsens (Uhland I. 294), das gute Schwert, das nie versagt 896. C. 1736, 4: er erschlägt sie damit; er trägt es auf der Unglücksjagd, wo er zwar nicht durch das Schwert, aber doch durch seine eigene Waffe fällt; dann hat es Hagen an sich genommen 1722, 1736, aber Kriemhilt erkennt es und erschlägt ihn damit 2309. Darin stimmen dann alle Versionen der Sage überein, daß der Schatz in den Rhein versenkt wird, d. h. zurückkehrt zu den Geistern der Tiefe.

Diese Erörterung war an dieser Stelle notwendig, um zu zeigen, daß der Sage vom Horte wesentlich ethische Ideen zugrunde liegen, was von seiten W. Müllers bestritten wird. Wir sind aber dann genötigt anzunehmen, daß im Siegfrieds- oder Nibelungenmythus zwei verschiedene Mythen, ein natursymbolischer und ein ethischer, verschmolzen sind; freilich hätte das ethische Element kaum je durchdringen können, wenn ein konkreter Ausdruck — der Hort — nicht auch sonst und zwar in physischer Bedeutung in deutschen Mythen, der Dioskurensage, festgestanden hätte. Immerhin kann, was man nicht zugeben will, neben Müllers scharfsinniger Deutung des natursymbolischen Mythus doch auch Lachmanns ethische Erklärung aufrecht bleiben, Kritik S. 345: „Die Fabel zeigte, wie selbst ein herrlicher, leuchtender Gott, ein Gott des Friedens durch den Sieg, nicht ungestraft die geheimnisvollen Wächter im kalten, nordischen[1] Totenreiche morden und das Gold der nächtlichen Götter dem Drachen rauben darf. Er gewinnt durch den Raub zwar Reichtum und wunderbare Kräfte, aber er kommt auch in die Gewalt

---

gewesen zu sein. Doch ist es fraglich, ob sie einen echten alten Bestandteil des Mythos gebildet habe (Lachmann, Anm. S. 343 über Hreidmar zu berichtigen nach ZE. no. 4).

[1] Das VI. Lied lokalisiert Nibelungelant in Norwegen 682, 3 (710, 2); nicht willkürlich, denn Andvaris Heimat ist Schwarzalfenheim, wofür nach Sn. Edda S. 359 Norwegen gilt. Lachmann a. a. O.

Digitized by Google

der Dämonen. Er muß ihr Bundesbruder werden, sich mit ihrer Schwester vermählen, für den König des Nebelreiches mit dem dämonischen Werkzeuge die umstrahlte Valkyrie aus den Flammen holen, in des Königs Gestalt ihren Widerstand bezwingen: durch den Ring aus dem Schatze vermählt er sich mit ihr: er ist tot, vom Todesdorn,[1] dem Sohn des Schreckens, erstochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt."

Ohne den Mythus von Freyr wäre es kaum möglich gewesen, zum vollen Verständnisse unserer Sage vorzudringen; es haben sich die wesentlichsten Berührungspunkte ergeben; aber doch reicht das, was von Freyr erzählt und überliefert ist, zur Deutung der Nibelungensage nicht aus. Wenn auch der doppelte Ritt Siegfrieds nach W. Müllers Erklärung keine unüberwindliche Schwierigkeit mehr macht und überhaupt, sobald die handelnden Personen Menschen waren, von denen der eine eine menschliche Schuld auf sich nehmen mußte, was die Ermordung des Drachen nicht ist, die doppelte Verlobung nicht zu umgehen war,[2] bleiben doch zwei wesentliche Momente vom Standpunkte des Freyrmythus unerklärt, die Erwerbung des Hortes und der Tod des Gottes. Nun hat zwar W. Müller nachzuweisen versucht, daß es auch von Freyr eine Todessage gegeben habe, und namentlich Sagen aus Saxo Grammaticus (die Drachenkämpfer Frotho, Fridler, Alf u. a.) angezogen, aber ich kann nicht finden, daß der Beweis, der „verschwindende und wiederkehrende Gott" sei in Freyr zu erblicken, irgendwie gelungen ist. Ebensowenig ist jedoch die Annahme einer Verschmelzung zweier so verschiedener Mythen, wie desjenigen von Freyr und des von Baldur, in eine Person — wie sie Steiger, Siegfriedssage S. 43 behauptet hat — zulässig:

[1] Beruhte auf der Deutung des Namens Hagen.

[2] Steigers Versuch S. 35 f., den doppelten Ritt daraus zu erklären, daß zwei verschiedene Gestalten desselben Mythus auf einen Helden übertragen wurden (basiert auf Simrocks Beweis, daß ursprünglich nicht Skirnir, sondern Freyr selbst durch die Waberlohe ritt), ist daher zum mindestens unnütz.

Digitized by Google

wohl aber konnten zwei Mythen auf einen Heros vereinigt werden, wenn sie schon ursprünglich von einer Gottheit erzählt wurden.

Und alles zwingt zu dieser Annahme. Vgl. Müllenhoff in Schmidts Zeitschrift gegen P. E. Müller über den urgermanischen Charakter der Nibelungensage.

Wir haben gesehen, daß die miteinander ringenden Gestalten, der lichte und der finstere Gott, Emanationen eines und desselben Wesens sind; so sind aber auch Freyr und Baldur nichts anderes als zwei nach derselben Seite gelegene Hypostasen des höchsten Gottes. Es ist viel gestritten und wenig bewiesen über die Natur der Wanengötter, zu denen Freyr zählt, ob sie Gottheiten östlicher Stämme seien oder eine ältere von den Asen verdrängte Dynastie u. dgl. m., was für uns gleichgültig ist, und nur das steht fest, daß sich hinsichtlich des Götterkultus im allgemeinen wie bei den einzelnen germanischen Stämmen die Kompetenzen der einzelnen Götter nicht mit jener Schärfe abgrenzen lassen, wie wir es an der klassischen Mythologie gewohnt sind. Freyr ist der Sonnengott, weil sein Symbol der Eber auf das leuchtende Gestirn gedeutet wird, Baldur der Sommergott, weil sein Tod zur Jahreswende fällt, aber ihre Begriffe gehen ebenso ineinander über, wie Freya sich berührt mit Iduna und Gerda und von der Frigga, Holla, Berhta sich nur durch eine gewiß späte ethische Entwicklung des Wirkungskreises scheidet. Wir können also ganz wohl annehmen, daß der Jahresmythus ursprünglich von dem höchsten Himmelsgotte galt, von Wodan; derselbe erfuhr nun eine doppelte Fortbildung, einerseits wurde im Kultus der triumphierende Lichtgott von dem sterbenden geschieden, es entstanden die Hypostasen Freyr und Baldur; anderseits wurde der Himmelsgott ethisch aufgefaßt, der Mythus vom Wunschhort trat hinzu; je mehr nun der Gottesbegriff geläutert ward, desto entschiedener trennte sich die Sage von der Person des Gottes ab, das Wesen, von dem man erzählte, sank zum Menschen herab, freilich nicht zum Alltagsmenschen, er

Digitized by Google

blieb immer noch der Übermensch, der Halbgott, der gottbegnadete Held (Scherer, Vortr. u. Aufs. S. 105).

Ausgesprochen ist die Möglichkeit einer engeren Berührung zwischen Siegfried und Wodan zuerst Myth.[3] S. 358; dann ausgeführt, aber ohne jeden Beweis von Scherer in seinem eben zitierten Vortrage. Nachdem wir die Zulässigkeit dieser Annahme dargetan haben, werden die fernerhin anzuführenden Gründe schwerer wiegen.

Wodan ist der Gott des Sieges; die Völsungen aber sind das Geschlecht des Sieges, das beweist die in unabhängiger Überlieferung zweimal sich findende Namenreihe: Sigmundr, Sigurðr, Sigurdrîfa, Signy (= Siginiuwi) und Sigmund, Siglint, Sîvrit; Sigmundr, der Name von Siegfrieds Vater, dem im Beowulf noch ausdrücklich nach älterer oder unabhängiger Sage der Drachenkampf zugeschrieben wird,[1] ist sogar ein Beiname Odins, Myth.[3] S. 344: wir haben also hier möglicherweise ein Zwischenglied der Entwicklung erhalten. Wenn ferner Siegfried mit den Recken unserer Geschichte, mit Karl dem Großen und dem Staufer Friedrich, im Berge der Erlösung harrt, Myth.[2] S. 366,[2] so wissen wir das Gleiche weder von Freyr noch von Baldur, sondern der bergentrückte Gott der Germanen ist Wodan. Wodan ist aber auch der Herr des Wunsches; wenn auch dahingestellt bleibt, inwieweit J. Grimms bekannte Ansicht richtig ist, daß der Wunsch geradezu ein Beiname oder eine Hypostase Wuotans sei, so tritt er uns doch als der entgegen, dem alle Wunschdinge eigen sind und der den Wunsch verleiht und ihm wieder nachstrebt; dieses Ringen des höchsten Gottes, des Himmels- und Siegesgottes, der in seiner Person selbst das Ideal verkörpert, nach immer höherer Vollendung, täglich befriedigt und nie, zeigt uns den germanischen Glauben auf der höchsten sittlichen Stufe, deren er fähig war, und, absolut gesprochen, gewiß auf keiner verächtlichen:

[1] Vgl. Uhland, Germania II. 344, während Müllenhoff-Scherer einen Irrtum in Beowulf annehmen.

[2] Vgl. aber S. 797 (907) und Raßmann.

Digitized by Google

nur bei einem Volke von hoher sittlicher Kraft, das mit der Tiefe des Gemütslebens die physische Energie paarte, konnte dieser Gedanke reifen. Hierzu kommt denn endlich, daß uns der eine Teil des Mythus, und zwar gerade der wesentliche, noch in einer anderen Form überliefert ist, die keine andere Deutung zuläßt als auf Odin. Ich meine das eddische Lied Fiölsvinnsmâl. Menglada (die Gold- oder Schmuckfrohe) harrt, von der Waberlohe umgeben, im Erdgrunde ihres Verlobten; er kommt unter dem Namen Windkaldr, sich ihr zu vermählen; es wird ihm aber von dem Wächter Fiölswidr der Eingang verwehrt, bis er sich unter seinem wahren Namen Swipdagr zu erkennen gibt und nun jubelnde Aufnahme findet. Welche Göttin in Menglada zu erkennen ist, ob wirklich Freya, ist für uns gleichgültig; ist aber Fiölswidr, der Vielwisser, der Hüter der Gefangenen, seiner Rolle nach als überlegener Beantworter aller vorgelegten Fragen unzweifelhaft Odin selbst, der also die Göttin gefangen hält, so kann nach dem, was sich uns oben über die Spaltung des göttlichen Wesens ergeben hat, keine Frage sein, daß auch sein Gegner Swipdagr-Windkaldr eine Emanation Odins ist. In der Tat stimmen auch die Namen hinzu, denn wenn Swipdagr (von at svipa, beeilen, als Beschleuniger des Tages) für jeden Lichtgott taugt,[1] ist Windkaldr recht eigentlich ein passender Name für den lüftedurchbrausenden Sturmgott Odin. So erklärt sich auch zwanglos die sonst auffallende Wahrnehmung Simrocks Edda[3] S. 405, daß, woran eine Stelle der Skalda sk. 19 keinen Zweifel läßt, derselbe Mythus, den Skirnisför dem Freyr zuschreibt, ursprünglich von Odin erzählt wurde.

Nach alledem kann der Beweis als erbracht angesehen werden, daß Siegfried eine Hypostase des höchsten Gottes ist, der Nibelungensage aber ein Wodanmythus zugrunde liegt.[2]

---

[1] „Tagbringer", „Morgenrot" wäre ein passender Açrinenname.

[2] Hingegen ist es schwer glaublich, wenn Müllenhoff auch noch im Streite der Königinnen mythische Momente findet. Zugegeben, daß dem

Digitized by Google

Über das Fortleben und die Ausbildung der Sage ist noch einiges zu bemerken, da noch manche Punkte unseres Epos durch die vorstehenden Erörterungen nicht berührt wurden.[1]

Siegfried erschien von ältester Zeit an als der eigentliche Mittelpunkt der Sage, der Held *κατ' ἐξοχήν;* wie reich schon in den ersten Jahrhunderten die poetische Tradition sich entfaltete, beweist der bekannte Schluß des Brynhildenliedes der älteren Edda, der schon eine dreifache Variation der Erzählung vom Tode Sigurds kennt: „Hier ist in dem Liede gesagt von dem Tode Sigurds. Und geht es hier so zu, als hätten sie ihn draußen getötet; aber einige erzählen so, daß sie ihn erschlugen drinnen in seinem Bette, den schlafenden. Aber deutsche Männer sagen, daß sie ihn erschlugen draußen im Walde. Und so heißt es im alten Liede von Gudrun, daß Sigurd und Giukis Söhne zum Thing geritten waren, als sie ihn erschlugen. Aber das sagen alle einstimmig, daß sie ihn treulos betrogen und ihn mordeten liegend und wehrlos." (Nach Simrocks Übersetzung.) Das ist die älteste Berufung nordischer Sage auf deutsche Quellen, uns zugleich ein unverwerfliches Zeugnis für das Alter der eigenen Überlieferung. Merkwürdigerweise taucht fast ein Jahrtausend später eine Vermengung der nordischen mit der deutschen Sage auf in Hans Sachs' Tragödie (1558): Siegfried wird bei einem Brunnen unter der Linde schlafend erstochen, was kaum Sachs' eigene Erfindung ist (HS.[2] S. 315),

modernen Streite beim Kirchgang ein älterer im Bade vorausging, — Göttinnen, besonders die Sonne, steigen ins Bad, Myth. 246, 399, 704 — so wäre doch wohl nur die „alte Sitte", daß beide Geschlechter offen im Flusse baden, anzusetzen.

[1] Scherer, der für Müllenhoffs Ansichten „wenige Anhaltspunkte findet," entwirft folgendes Schema der Sagenentwicklung: I. Siegesgeschlecht (ags Königsgenealogie); II. Sonne mit Waberlohe (der Himmelsgott als Wecker); III. die Sonne wird heroisch (Walküre, Sinthgunt); IV. Berchtange-Nibelunge; V. Rerir . . Valis = Vali, Gegensatz Hagen (Gegensatz V identifiziert mit IV); VI. die in III heroisch gewordene Sonne und was zu ihr gehört, also Berchtungen, kriegerisch aufgefaßt; VII. das Siegesgeschlecht und die Kampfbegriffe der anderen Mythen attrahieren sich (Siegfried bekommt Züge von Valis); endlich die Historie. Der Schatz sei sowohl historisch als mythisch.

Digitized by Google

sich aber aus keiner der uns erhaltenen Quellen erklären läßt: denn im Nibelungenliede wird er trinkend ermordet, im Siegfriedsliede aber erscheint die bekannte Linde nicht. Es ergibt sich daraus, trotz Symons unbegreiflicher Zweifel, mit Bestimmtheit der Verlust einer für die Sagengeschichte wichtigen Dichtung. Gesungen ward eben von Siegfried durch alle Zeit und in allen Landen. Die Spielleute, die in Zeiten schwerer Kirchenzucht und unter dem Regimente gestrenger Könige und Herren mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ließen sein Andenken nicht untergehen, sie erhielten es wach im Dorfe, bis in einer Zeit hoher geistiger Erregung die Ritter an den Höfen sich des volkstümlichen Helden bemächtigten und ihn zu einem Ideale der Courtoisie zu überfirnissen trachteten, was freilich nie recht gelungen ist. Dieses Experiment zeigen uns die drei ersten Lieder von der Nibelungenôt, ein richtiger Siegfriedsroman, in dem der Held, dessen Ritt nach Worms hier seine erste Fahrt ist, im Dienste Kriemhildens als ihr Ritter kämpft und siegt.

Das zweite dieser Lieder speziell nötigt uns von einer anderen Liebhaberei der professionsmäßigen Spielmannsdichtung Notiz zu nehmen. Die Fahrenden lieben es, die gewaltigsten Recken des Heldenzeitalters sich gegenüber zu stellen, vornehmlich Siegfried muß sich mit allen messen. Diese Kämpfe werden in der Regel in die Zeit des Aufenthaltes bei König Gunther oder auch vor die Erlösung der Walküre versetzt. Daß Sigurd gegen König Lyngi zieht, seinen Vater zu rächen, ist einfach Nachbildung der Helgisage; aber eigentümlich ist die in der Nornagestsage bewahrte Gegenüberstellung mit dem gewaltigen Wikingerhelden des Nordens Starkadr (Müllenhoff, Nordalb. Stud. I. 191—207. ZGNN. S. 32 f. Uhland VII. 261 f. Lange, Unt. S. 69 f.), den Sigurd, indem er ihm zwei Zähne ausschlägt, in die Flucht jagt. Müllenhoff hat nachgewiesen, daß die Sage nicht ursprünglich nordisch sein kann, da kein Volk seinen Helden gerne unterliegen sieht und Starkadr bei den Nordländern ebenso gewaltig

Digitized by Google

erschien wie Siegfried bei den Sachsen; da nach anderen Berichten (Saxo Grammaticus VI. S. 106) Starkadr im Dienste Fruotes von Dänemark erscheint, haben wir möglicherweise eine Erinnerung an sächsisch-dänische Kämpfe, die uns jedoch nur in einer „nordischen Variante" erhalten ist, deren Lokalisierung im Norden nicht merkwürdig ist, weil der Norden überhaupt die Sage durch sächsische Vermittelung empfangen hat.[1] Den Kampf, den Siegfried im Nibelungenliede gegen die sehr ironisch behandelten Könige Liudegast von Dänemark und Liudeger von Sachsen führt, hat Müllenhoff anfänglich mit dieser nordischen Erzählung in Verbindung gebracht, diese Meinung aber später aufgegeben, da Liudeger und Liudegast der fränkischen historischen Sage angehören und nur nach dem Norden verschoben scheinen. Den Anlaß zum Anwachs solcher Episoden gab die Eifersucht der Stämme, die derartige Themen mit Vorliebe variierte (die Bayernschlacht im XIV. Liede), weshalb sie Müllenhoff nicht mit Unrecht als politische Poesie bezeichnet (Nordalb. St., S. 207). Als etwas anderes zu betrachten ist die rein spielmannsmäßige Gegenüberstellung Siegfrieds und Dietrichs, wie sie vom Ende des XII. Jahrhunderts an beliebt wird und in einer ganzen Reihe von Variationen überliefert ist; im Biterolf, im Rosengarten, in der Vilkinasage: überall muß Siegfried gegen Dietrich unterliegen,[2] nach der rohesten Form der Überlieferung wird er sogar von ihm im Rosengarten erschlagen (Anh. des Heldenbuches). Hierher gehört auch eine Nachricht des Biterolf 9473 f., die W. Grimm HS.[2] S. 76 wohl richtig mit Nib. 1097 kombiniert, wo Rüdeger zu Etzel von Kriemhilt sagt:

si was dem besten manne Sîvride undertân,
dem Sigmundes kinde: den hâstu hie gesehen:
man moht im grôzer êren mit wârheite jehen.

---

[1] Die Sage von Starkadr ist bequem zusammengestellt von Uhland in der Sagengesch. der germ. u. rom. Völker S. 234—475.

[2] Über Parteilichkeit der späteren Dichtung für Dietrich vgl. HS.[2] S. 366 f.

Digitized by Google

An der zitierten Stelle des Biterolf erzählt nun Siegfried selbst, daß ihn Dietrich zu einer Zeit, da er ihm an Kraft noch nicht gewachsen war, zu Etzel entführt habe *(ich versuoch ob ich genidern kan den sînen hôchvertigen muot, dar umbe daz der helt guot mich vuort in Hiunen rîche vil gewalteclîche)*. Unsere Kenntnisse reichen zur Erklärung dieser Erzählung, die wohl auch nur ein üppiger Anwuchs der Spielmannsdichtung ist, nicht aus.

So lebt die Sage: die Nordmänner, die an allen Küsten herumkommen und in den Statuen des Hippodroms ihre heimatlichen Helden zu erblicken meinen, bezeugen es uns, daß Siegfrieds, des Fafnirtöters, Ruhm die Welt durchfliegt und dauern wird in alle Zeiten; aber mit der Sage selbst geht noch eine eigentümliche Veränderung vor.

Der mythische Gehalt der Sage verflüchtigt immer mehr und mehr, er sinkt und wird zurückgedrängt: nur die kritische Sonde vermag noch in den drei ersten Liedern der Nibelunge eine oder die andere halbmythische Anlehnung herauszufühlen: der Flammensee um die Walküre ist erloschen, Siegfrieds helle Augen strahlen nicht mehr schreckendräuend auf den Feind, dafür tritt die Lust am Phantastischen und Abenteuerlichen ein (W. Grimm an Lachmann 26. 6. 1821): Riesen und Zwerge hüten den Schatz, und den Helden schützt seine Hornhaut. Während früher die Sage, sich selbst gleich, bei allen Stämmen und allen Schichten des Volkes in fast gleicher Weise erzählt wurde, tritt von dem Augenblick an, da sich die Hofkreise Österreichs ihrer bemächtigen, eine doppelte Strömung ein. Die eigentliche Sage stirbt mit ihrer Fixierung: die lebendige Tradition verträgt die schriftliche Aufzeichnung nicht; mit der Sammlung der Nibelungenlieder um 1200 ist die eigentliche Sagengeschichte abgeschlossen, ja schon etwas früher, da im letzten Dezennium des XII. Jahrhunderts die Fahrenden ihre Lieder aufzuzeichnen beginnen; die Ausbildung, die sie noch erfährt, bis zum Volksbuche und zur Tragödie Hans Sachs' ist keine organische, sie wird platt und märchenhaft: es ist oft schwer

Digitized by Google

zu entscheiden, ob irgendwo altertümliche Reminiszenz oder jüngere Roheit zutage tritt. Das letzte neue Moment, das vom Epos aufgenommen worden ist, die Hornhaut,[1] die übel zu dem Geiste der Volksdichtung paßt, wird mit Vorliebe gepflegt, der Sonnengott ist zum „gehörnten Seyfried" des Liedes und Volksbuches, endlich gar zum Knaben Säufritz des Märchens geworden (Raßmann, I. 410)![2] Verachtungsvoll sehen die höfischen Dichter auf die Bänkelsängerei von der Hornhaut, und bald ist, was ein halbes Jahrhundert früher die edelsten Kreise ergötzte, auf die Straße verwiesen, wo es die Blinden singen; bald gibt man es auch auf, die alte ritterliche Version noch abzuschreiben, die niemand mehr lesen mag; der brave Hans Sachs ist der letzten einer, der sich des hörnernen Siegfrieds erinnert; spätere kennen ihn nur aus dem Volksbuche, das auf Jahrmärkten feilgeboten wird, oder aus einer oder der anderen Lokalsage, die sich namentlich an rheinische Lokalitäten knüpft.

So schlummert der Recke im Berge, bis ihn in unseren Tagen der gewaltige Ruf einer neuen Zeit erweckt aus seinen Träumen und er hervorschreitet aus seiner unterirdischen Behausung, ein leuchtendes Vorbild der Vergangenheit, dem deutschen Volke selbst vergleichbar, das aus jahrhundertelangem Schlafe erwacht ist, mächtig durch die Gewalt der Waffen, überlegen durch die geistige Art seiner Männer![3]

---

[1] Der Dichter des Biterolf kennt die Unverwundbarkeit noch nicht, wohl aber die Erzählung Nib. 88–100. Da jedoch ein ganzes, wenn auch brancheförmiges Lied (VII.) auf der Voraussetzung der Unverwundbarkeit basiert, in der jungen Interpolation Nib. 101 auch die Hornhaut schon erwähnt wird, ergibt sich mit Bestimmtheit, daß die Bildung dieser Sage ungefähr gleichzeitig ist mit der Abfassung des Biterolf, die gegen Schluß des XII. Jahrhunderts (nicht vor 1195) fällt. ZfdA. XXI. 182 f. M. Haupt äußerte sich in seinen Vorlesungen 1849 über die Unverwundbarkeit: „Solche Sagen entstehen aus der Sehnsucht des Menschen, sich über seine Schwäche zu erheben: die Einsicht, daß dies aber unmöglich ist, spricht sich darin aus, daß eine Stelle verwundbar bleibt."

[2] Siegfriedsmärchen, Raßmann I. 360—411.

[3] Einer Fußnote des † Verfassers zuliebe möge diese „Schlußtirade" (Jen. Litztg. LXXVII, S. 798) trotz Mijnherr stehen bleiben.

Digitized by Google

§ 4. Die Mythen des zweiten Teiles (die Markgrafen).[1]

Von dem Augenblicke an, da zuerst halb unbewußt, dann in voller Klarheit der Gott zum Helden hypostasiert war, entwickelt viele Menschenalter hindurch die Sage eine energische Triebkraft; immer neue Elemente empfängt und zersetzt der flüssige Stoff; bald hier, bald dort, am Rhein, an der Donau schlägt er seinen Wohnsitz auf; Ereignisse und Persönlichkeiten zieht er in seinen Bereich und umwebt sie mit dem duftigen Schleier der Dichtung; allenthalben erzählt, bekannt, gesungen erscheint die Sage immer und überall als alt und vertraut, als etwas, das mit der lebenden Generation herangewachsen, von ihr den spätesten Enkeln bewahrt wird. Die alten Götter sind herabgestiegen von ihrem Hochsitz und haben dem neuen Christengotte den Platz geräumt, dessen Kreuz an den alten Opferstätten thront und unter dessen Zeichen die Stämme neue Siege in den Marken erkämpfen. Die Erinnerung an den alten Glauben ist entschwunden, nur im Brauch erhält sie sich; als Aberglaube, als Legende schießt sie da und dort wieder empor. Unverwüstlich aber, wie Efeu die Trümmer der Burg umrankt, haftet die Spur des alten Glaubens im Epos. Nicht als ob es auf rein mythischer Grundlage erbaut wäre; die gewaltigen Kämpfe des Heldenzeitalters haben ihm vielmehr ihr deutliches Gepräge aufgedrückt,[2] aber ebenso unverkennbar sind auch die mythischen Züge, die es oft an den auffälligsten Stellen bewahrt. In zweifacher Weise kann die alte mythische Grundlage bewahrt werden, entweder sind nur ganz allgemeine Züge des Mythus nachweisbar, oder es wird hie und da ein ganz unbedeutender Nebenzug erhalten (Weinhold, ZfdA. VII. 75), wie überhaupt die jüngste Aufzeichnung oft uralte Züge rettet: so wenn im Siegfriedsliede der

[1] Vgl. G. Matthaei, Rüedeger v. Bechelaren und die Harlungensage. Ein jüngerer historischer Rüedeger neben dem vom X. Jahrh. (Mon. Boica 28, Nr. 116 S. 87 u. Nr. 7 S. 209 bei, Eibel, Zsch. f. öst. Gym. 48, 270—78.)

[2] „Das Epos ist ein Ergreifen der wirklichen Geschichte durch ein Anknüpfen derselben an eine religiöse Grundanschauung."

Digitized by Google

Drache heiß zerschmilzt, ein Umstand, der nirgends erwähnt ist als bei dem Drachenkampfe Siegmunds, wie ihn der Sänger in Beowulf berichtet, oder wenn sich die an sich unbedeutende Notiz, daß den Nibelungen auf ihrer Fahrt zu Etzel die Ruder brechen, durch alle Darstellungen zieht von den ältesten Liedern des Nordens und dem deutschen Epos des XIII. bis zur hvenischen Chronik im XVI. Jahrhundert. Auch die warnenden Träume der Mutter, die Frage nach dem Hort bei der Ankunft im Hunnenlande und am Ende der Ereignisse sowie die Antwort auf diese letzte Frage gehen durch alle Versionen. (Lachmann, Anm. 347.) Was aber die doppelte Art der Erhaltung des mythischen Elementes betrifft, so sehen wir dasselbe im allgemeinen im ersten Teile unserer Nibelungensage und -dichtung vorwalten: der Sonnenheld, der mit dem Drachen kämpft, die Jungfrau befreit und stirbt; aber seine Gegner sind historische Personen, die uns im Gewande der Zeit entgegentreten, wie nordische Recken oder moderne Kreuzritter; der zweite Teil dagegen ruht ganz auf historischer Grundlage; die großen Kämpfe der Wanderzeit spiegeln sich in seinem Rahmen, aber mehr als einmal blitzen Züge auf von hohem Alter, die an die versunkene Götterwelt mahnen. Erinnert das Bluttrinken der Helden und der blutige Bach, der aus dem Hause rieselt, an die katalaunische Schlacht (HS.[2] S. 73; Müllenhoff ZGNS. S. 160), so begegnet uns daneben wieder ein Zug aus der nordischen Erzählung von der Götterdämmerung. Darum ist das Epos ebensowenig eine Darstellung der Hunnenschlacht als des Weltbrandes, es soll auch, wie Uhland treffend sagt, weder Geschichte noch Glaubenslehre sein, sondern echte lebendige Volkspoesie. Deshalb sind alle die fehlgegangen, welche im Ausgange der Nibelungensage nur ein verblichenes Abbild der Götterschlacht sahen, wie sie die jüngere Edda und die Völuspâ darstellen; nichts berechtigt uns, eine mythische Grundlage für den zweiten Teil anzunehmen, dessen Entstehung vielmehr durchaus mit historischen Ereignissen verknüpft ist, und

Digitized by Google

in keiner Weise ist der große Heldenkampf der Burgonden und der heldenhafte Untergang der Wülfinge mit düsteren Anschauungen, die sich in der Lehre vom Weltbrand spiegeln, zu verknüpfen. Aber in der Zeit, da das alte Heidentum, sinkend und erbleichend einem untergehenden Gestirne gleich, seinen letzten Schimmer auf Generationen warf, die es nicht mehr verstanden und doch in heiliger Scheu bebten vor der alten Überlieferung und, gleichwie sie den Bannwald scheuten und seine mächtigen Bäume, so auch in der Dichtung mit gläubigem Schauer den alten Gott walten ließen, indes er bald draußen am Hofe umzugehen begann als nächtlicher Spuk, hat sich an den historischen Kern mancher Zug angesetzt, ursprünglich der Sage fremd, in anderem Zusammenhange vorgetragen, selbständig ausgeführt, uns eine wert- und weihevolle Spur deutschen Altertums.

Zu den Gestalten rein mythischen Charakters, der sich freilich unter ganz bestimmter Lokalisation mit dem Anspruche auf historische Glaubwürdigkeit in anmutigster Weise verbirgt, gehört vor allen *Rüedegêr von Bechelâren der guote marcgrâve.* Länger als ein Jahrtausend haust der milde Graf an der Ostmark deutscher Zunge, aber eine historische Persönlichkeit ist er mitnichten,[1] vielmehr eine durchaus mythische Gestalt, wie Lachmann (Kritik d. Sage S. 338) längst vermutet; er gehört zu Etzels erster Gemahlin; mit ihr ist er zu Dietrich getreten und erst auf diesem Umwege in die Nibelungensage gelangt. Müllenhoff ZGNS. S. 62 hat zuerst die Identität Rüdegers (= Hruodigêr „der Speerkämpfer", der als solcher Ruhm hat) mit Robin *good fellow* und Hrôþbairht-Hruodperaht, dem Knechte Ruprecht, behauptet; erwiesen ist dieselbe in exakter Weise durch die Heranziehung der fundatio coenobii Mellicensis (Pez, Scriptt.

*[1] Nagl macht in der DÖLitG. S. 82—86 die tatsächliche Existenz eines Besatzungskommandanten Rüedegèr von Pechlarn wieder wahrscheinlich. (Vgl. S. 117, Anm. 3.) Aber die mythische Gestalt kann sich immerhin mit der historischen verbunden, dieselbe überwuchert haben.

Digitized by Google

rer. Austr. I. 289), einen genialen Griff Ottokar Lorenz' (Österr. Sagengesch. S. 611 f.), der die Sage von Robin Hood im X. Jahrhundert auf österreichischem Boden auf eben der Stelle nachweist, wo Rüdeger lokalisiert ist (Pöchlarn; die in MA. übliche lateinische Form Praeclara lädt ein, an Perahta zu denken, praeclara berchtero MSD.[2] 273)[1] wo ein Jahrhundert früher schon die Harlungenburg als Denkmal (a. 832 antiquitus castrum) erwähnt wird, wo, wie ich hinzufüge, heute noch wie damals (a. 1075, Förstemann II. s. h. v.) der Flecken Ruprechtshofen den Namen des Gottes oder eines nach ihm benannten Eponymus erhält.[2]

Damit ist jede Berechtigung entfallen, Rüdeger als ein Produkt der Lokalsage aufzufassen; aber Lorenz irrt, wenn er a. a. O. S. 628 den Helden ganz aus Österreich hinaus, dem eigentlichen Bayern zuweisen will, weil er nur an bayrischen Orten erwähnt werde: Tegernsee, Passau, Kremsmünster. Die Nachricht des Tegernseer Metellus um 1160 lokalisiert ihn bereits an der Erlaf ebenso wie

---

* [1] Auch die Bedeutung „Bogenschützen" (vgl. die ungar. Grenzorte „Schützen", n.-ö. Gainfehrn = Gundavarun) ist nicht ausgeschlossen. Nagl in Stieböcks „Alt-Wien", VI, 1897, S. 81.

[2] Die fund. coen. Mell., aufgezeichnet daselbst zwischen 1158 und 1170, erzählt die Gründung des Klosters in folgender Weise: Leopold von Babenberg habe einst den (ungenannt bleibenden) Kaiser auf der Jagd begleitet und sei ihm in einem Augenblicke höchster Gefahr mit seinem Bogen beigesprungen; dafür habe ihm der Kaiser, die Trümmer des Bogens als Wahrzeichen zurückstellend, das nächste erledigte Reichslehen versprochen und, rechtzeitig gemahnt, mit der Ostmark sein Wort eingelöst. Der neue Markgraf vertrieb zunächst seinen Gegner, „Gizo homo potentissimus", und gründete, wo dessen Feste sich erhoben, das Kloster Mölk (mea dilecta!). — Die Analogie der Geschichte mit der von Robin Hood, little John und dem Sheriff liegt auf der Hand; auffälliger ist, daß der Mölker Mönch den Grafen der Ostmark, der Leopolds Vorgänger sein soll, und dessen Tod berichtet wird, nicht nennt; vom XIV. Jahrhundert an gilt eben Rüdeger als dieser Vorgänger; wir sehen also die Sage in einem Zustande der Fluktuation: der historische Babenberger tritt an die Stelle des Gottes, der selbst wieder als Heros Titel und Würde von der historischen Persönlichkeit erhält oder mit anderen Worten: von Leopold wird erzählt, was von Ruprecht, der aus einem Gotte ein Markgraf geworden ist, geglaubt wurde. — Der Lupolt im Rother, dessen Rotte neben Berchter auftritt, erhält zwar Roth. 4847 „Sassen, Turingen" usw., aber, wie schon Rückert richtig bemerkt, ist er doch Liupolt von Osterlande: er erhält in rohem Pragmatismus die turingische Ostmark, weil die bayrische in dieser Sage schon vergeben war.

Digitized by Google

die Nibelungenlieder, die älter sind als die Passauer und Kremsmünsterer Quellen, die Lorenz meinen kann (Klage und Sigmar-Bernardus). Nicht von den Aftergelehrten des XIV. Jahrhunderts ward Rüdeger an die Donau versetzt, auch nicht von den ritterlichen Sängern des XII., sondern seit den ersten Zeiten deutscher Kolonisation gebührt ihm hier sein Platz zu Rechte.

Ist aber die Identität Rüdegers mit Hruodperaht erwiesen, so ist zunächst seine mythische Rolle genauer zu umschreiben.[1]

Rüdeger erscheint in der Sage als Brautwerber und Ehestifter; nach Vilks. c. 39 f. wirbt er für Atli um Erka, König Osantrix' Tochter, die der Vater den Freiern versagt; durch List gewinnt er die Braut für seinen Herrn und wird selbst mit deren Schwester Bertha vermählt. Hier hat uns die mit Unrecht verachtete und mit Ungeschick kritisierte Thidreksaga denn doch einen alten Mythus bewahrt. Erka, Herka, Helche ist ursprünglich der Name einer Göttin, die nach der Sage dem Atli vermählt ward anstatt der historischen *Ἠρκα* des Priscus, nachdem der eigentliche Name seiner mythischen Gemahlin Ospirin, den nur der Waltharius bewahrt hat, wie die deutsche Form für den Namen des Vaters vergessen war; den Oserich, Vater der Helche, nennt nur der Biterolf 1962.[2] Diese Göttin erscheint nun als die umbuhlte Braut; wir haben schon oben (S. 91 f.) erörtert, daß diese Sagen vom Vater, der dem Freier die Tochter verweigert, auf einen Natur(Jahres) -mythus zurückgehen, der den höchsten Gott nach zwei verschiedenen Seiten, als gütige und zürnende Gewalt, hypostasiert zeigt; ebenso ist bereits oben (S. 75) darauf hingewiesen, wie es möglich wurde, daß der durchaus historische Attila in ganz bestimmten Mythen und Sagen an die Stelle trat, die Rolle übernahm, die ursprünglich

[1] Ausführlich handle ich über den „Mythus vom Markgrafen Rüdeger" im Jahrgange 1877 (LXXXV) der Sitzgsber. der kais. Ak. d. Wiss. in Wien. (Phil.-hist. Kl. Sitzung vom 31. Januar.)

[2] Der Name Oserich Mon. Boica a. 1146, 1156, 1165 (IX 415, 427, 444), Mone, Unters. 95.

Digitized by Google

dem höchsten Gotte zukam. In diesem Kreise nun finden wir unsern Markgrafen,[1] und die Erzählung, die ihn unter zwei verschiedenen Gestalten als Rôdingeir und Rôdolfr vorführt, gibt uns genügenden Aufschluß über die Entwicklung des Mythus. Wie die Vereinigung der Koseform Robin mit dem Namen Wodans in Robin Hood zeigt (Myth.[3] S. 417), war Hruodperaht (= der Ruhmglänzende) ursprünglich nur ein Beiname des höchsten Gottes, A. Kuhn, ZfdA. V. 483; damit stimmt wohl auch, daß Ruodbert Vater der guoten vrouwen ist, HZ. II. 350 f.; Myth.[3] S. 357; wenn er hier von dem Gotte als sein Diener und Begleiter losgelöst erscheint, gab wohl die berichtete Vermählung mit Bertha hierzu Veranlassung. Es erscheinen zwei nach lokaler Tradition verschiedene Formen derselben Sage, die nur im Namen der begehrten Braut abwichen, in der allgemein üblichen Weise derart verschmolzen, daß der Vereiniger, weit entfernt, ihre Identität auch nur zu ahnen, beide Göttinnen nebeneinander als Schwestern gelten ließ, Hruodperath aber hypostasierte und ihn mit Perahta vermählte; die Vilkinasage jedoch, die in Übereinstimmung mit ihren deutschen Quellen Rüdeger die Gotelinde als Gattin gibt, mußte, um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, die Gestalt weiter spalten und so finden wir neben Rôdingeir, Gudelindas Gemahl, den sonst nirgends vorkommenden Rôdolfr (= Hruodwolf = Ruhmwolf), Berthas Gatten, deren Identität W. Grimm HS.[2] S. 182 mit Recht behauptet hat.

Diese Werbung Rüdegers für Attila[2] ist also wesentlich und ursprünglich, und wir werden demgemäß die der nordischen Sage unbekannte, im deutschen Epos nur nach der ethischen Seite verwertete Sendung um die zweite Gattin Kriemhilt nur für eine Bildung ex analogia zu halten haben. Wichtiger für die Kritik der Sage ist der

* [1] Vgl. noch Lämmerhirt, Etzel u. Rüedegêr. — Wilmanns, Beiträge etc.

[2] Müllenhoff, Zs. XII. 349 behandelt das Verhältnis zwischen Siegfried, Ortnît, Hartnît, Osangtrix und Rôther, wozu Vilks. c 356 Atli als Brautwerber um Siegfrieds Witwe Oslâ gezogen wird.

Digitized by Google

Bund, den der Markgraf selbst durch die Verlobung seiner Tochter mit Giselher mit den Burgondan eingeht, und der ihm, ähnlich wie Siegfried die Ehe mit der Burgonden Schwester, in das Verderben stürzt. Wieder kommt hier die Fassung der Vilkinasage in Betracht, der in einem Punkte wenigstens sicher höheres Alter zukommt. Nach Vilks. c. 373. 388 empfängt (nicht Gernot,[1] sondern) der Bräutigam Giselher ein Schwert als Gastgeschenk, und durch seine Hand fällt Rüdeger. Diese gewiß ältere Tradition ist in der deutschen Darstellung gemildert: es mochte zu anstößig erscheinen, den Schwäher durch den Schwiegersohn fallen zu lassen, und zudem bot die Notwendigkeit, den Tod Rüdegers durch eine dritte Person herbeizuführen, erwünschte Gelegenheit, dem sonst im Epos überflüssigen und bis zum Schlusse unbeschäftigten Gernot zu einer Rolle zu verhelfen. Daß nach Vilks. c. 358 dies Schwert Gram ist, einst Sigurds Waffe, die Rodingeir von Gunther erhalten, wird man für eine Erfindung des Sagaschreibers halten dürfen, die nur beweist, daß und welches Gewicht man der Hintangabe der Waffe von seiten des Markgrafen beimaß. Auch in den Nibelungen wird das Schwert viel gerühmt und nachdrücklich hervorgehoben, daß es die eigene Waffe ist, durch die Rüdeger fallen muß 1633, 4. 2123, 3. 2154, 1. 4. 2157, 1. 2158, 1. Die Hingabe der Waffe um den Preis eines Verlöbnisses erscheint demnach als wesentlich;[2] daß ihr irgend eine mythische Bedeutung zukommen muß, geht auch daraus hervor, daß das Thema mehrfach variiert wiederkehrt: in den Nibelungenliedern kommt das Schwert an Gernot, der Schild an Hagen, und auch dieses letztere Thema ist doppelt variiert; einmal erhält Hagen den

[1] Der Name Gêrnôt, landschaftlich nicht zu fixieren, kommt seit dem VIII. Jahrhundert vereinzelt vor (Mone, Unt. 61), ist also nicht aus der Sage geschöpft, sondern in dieselbe eingedrungen.

[2] Auch Walther verliert im Kampfe Schwert und Schwerthand. Verlust des Schwertes (Freyr) und der Schwerthand (Týr) scheinen sich hier in einer Wurzel zu vereinen. Die Wasgensteiner führen nach Scherer abgehauene Hände im Wappen.

Digitized by Google

Schild Nudungs,[1] den Wittich erschlagen 1636 f., dann, — offenbar Variante gleicher Bedeutung, im Epos als ethisches Motiv ausgebeutet — den Schild Rüdegers 2131 f.[2] Die eddische Erzählung von der Schuld, den Einbußen und dem Untergang der Götter gibt uns den Schlüssel zum Verständnisse. Eine der hauptsächlichsten Einbußen ist das gepriesene Zauberschwert des Sonnengottes, Freyrs, das er hingegeben hat, um die Riesin Gerda zu erlangen (S. 90 f.), und dessen Verlust ihm im letzten Kampfe den Tod bringt. Skirnisf. 9. 23. 25. SnEdda. Gylfag. c. 37. 51. Stimmt nun gleich der Mythus von Freyr mit der Sage von Rüdeger in den Grundzügen und in Einzelheiten überein, so ist dennoch nicht eine Übertragung des Mythus von Freyr auf Hruodperaht anzunehmen, da wir den letzteren vielmehr direkt an Wodan anzuknüpfen gezwungen sind, sondern es ist einer Vermutung beizupflichten, die Simrock Edda[8] S. 405. 437 ausgesprochen, daß nämlich der von Freyr erzählte Mythus ursprünglich von Wodan gegolten habe, was für die Gegenden, in denen Hruodperaht auftaucht, um so wahrscheinlicher dadurch wird, daß wir in der schon oben (S. 73) angezogenen fund. mon. Cremifanensis Wodan mit den wesentlichen Attributen des Sonnengottes ausgestattet gefunden haben. (Vgl. S. 101.) Es ist demnach anzunehmen, daß in den bayrischen Donaugegenden Hruodperaht, zu dem Perahta gehört, wie Frouwa zu Frô,[3] überhaupt des letzteren Stelle eingenommen habe, ein Gott der Zeugung und Fruchtbarkeit, daher denn später in der Sage Ehestifter und Ideal ritterlicher Milde, dessen sonstiges Auftreten als

---

[1] Der Name Nudung, in der patronym. Form „bayrisch-national", stirbt in Oberdeutschland zu Anfang des X. Jahrhunderts aus, kommt nach der Mitte des XII. wieder auf und erhält sich ein Jahrhundert.

[2] Daß Hagen dem schlafenden Eckewart das Schwert nimmt, 1571, 4., könnte leicht auch hierher gehören.

[3] Zimmer, Zs. XIX. 173, macht aufmerksam, daß öfter von einem solchen Götterpaare die eine Person ganz zurücktritt: so erscheint bei den ingväischen Stämmen nur Nerthus, im Norden nur Niördhr. So mag zur Zeit der Christianisierung Hruodperaht eben im Verschwinden gewesen sein, während sich Perahta festsetzte.

Digitized by Google

Geleiter der Helden, Führer der Heere, Hort der Gastfreundschaft unmittelbar an Wodan selbst erinnert.[1]

Zu erörtern bleibt noch, wie sich des Gottes Eintritt in die Heldensage vollzog.

Hruodperaht gehört zu Helche: als die Sage von Attila und Helche mit dem Harlungenmythus verschmolz, so daß der Hunnenkönigin Söhne zu Opfern des bösen Ermenrich wurden — also bereits nach der Vereinigung der Dietrichs- und Ermenrichssage —, trat Hruodperaht (in diesem Sinne kann man ihn dann immerhin „eine Steigerung Eckharts" nennen, Heller, Blätt. d. Ver. f. Landk. von Nied.-Öst. VII. 155) in die Dietrichssage ein; da diese ein inniges Verhältnis zwischen der schützenden Helche und dem landflüchtigen Dietrich annahm, war auch die innige Freundschaft ihres milden Dieners von vornherein gegeben; durch Dietrich tritt dann Rüdeger in den Kreis der Nibelunge – später als jener, das beweist, daß er der älteren nordischen Überlieferung, die doch den großen Gotenkönig schon kennt, fremd geblieben ist.[2] Das Eintreten Hruodperahts oder Rüdegers, so müssen wir ihn an dieser Stelle schon nennen,[3] bringt nun in der Ökonomie der

---

[1] Daß „mit Rother Berchta schon im XII. Jahrhundert (sic) in Verbindung gebracht war, dadurch, daß Pippin, ihr Gemahl, Rothers Sohn hieß (4782)", bemerkt Sommer, Flore S. XXVIII. — Aus Mone, Unt. 76 erhellt übrigens, daß noch spät ein Zusammenhang zwischen Rother und Rüdeger empfunden wurde. Konstanzer Urkunden a. 1344 kennen einen Bertoldus dictus Rugger, derselbe wird aber dreimal als dictus Birhter daneben gestellt. Berhter erscheint Roth. 3423 f. als Gegner eines Elbewin von Rîne (= Alberich?). — Zu untersuchen ist noch der Zusammenhang mit dem wilden Fruote in Kûdrûn, Rabenschlacht, Rosengt. — Seifrid Helbling II. 1301, VII. 364, XIII. 111. Langebek, SSRR. Danicarum I. 15, 19, 21, bes. 47, 79; Dahlmann, Forschgen. auf d. Geb. d. Gesch. I. 237 f. Myth.[3] XXXV. 288; Haupt, Engelhard S. XI f.

[2] Damit wird Wilmanns Ansicht, daß es einen Abschluß der Nibelungensage mit dem Eingreifen Rüdegers und unmittelbar daranschließendem Saalbrande ohne Dietrich gegeben habe, hinfällig. Anderseits hält Müllenhoff es kaum für möglich, daß Dietrich und Rüdeger nicht gleichzeitig, also im VII. Jahrhundert, in die Sage eingetreten seien, da nach alter Ordnung die Amelunge in den Streit verwickelt würden. Ebenso Henning, Anz. IV. 64. Doch hat es damals weder ein Pechlarn noch Markgrafen gegeben. — * Muth kehrt also selbst zur historischen Stütze zurück.

[3] Daß, wie Heller a. a. O. beibringt, in Passauer Urkunden des

Digitized by Google

Nibelungendichtung mannigfache Verschiebungen mit sich. Die Werbung um Kriemhilt haben wir bereits als eine Nachahmung der ursprünglichen Sage von der Entführung der Erka bezeichnet; daß Rüdegers Tod für Dietrich der Anlaß zum entscheidenden Eintritte in die Handlung wird, entspricht ihrer engen Beziehung und ist eines der schönsten Momente deutscher Heldendichtung; Produkt der poetischen Ökonomie endlich ist des Markgrafen spät erfundene, in der älteren Überlieferung nicht einmal benannte Tochter, durch die der Bund mit den Burgonden gestiftet wird, denn auf eine sehr späte Notiz, nach der Rüdeger selbst (das entspräche genau der Form des Freyrmythus) mit einer Tochter Gunthers vermählt war, glaube ich kein Gewicht legen zu dürfen.[1] Nicht unmöglich wäre es endlich, daß zu der Anknüpfung an Giselher, der, wie die lex Burg. beweist, von jeher in der Sage feststand (was von Gernot nicht behauptet werden kann), die Namensähnlichkeit mit dem riesischen (homo potentissimus) Gegner Hruodperahts an der Donau, Gizo, Veranlassung gab.

Diese Vereinigung der Rüdeger- und Nibelungensage aber vollzog sich, als unter dem siegreichen Banner der Ottonen fränkische und bayrische Kolonen von den verödeten Grenzstrichen Besitz nahmen und mit stillem Grauen allenthalben auf die Reste einer unheilvollen und doch gewaltigen Vergangenheit stießen; die Trümmerhaufen römischer Kastelle, avarischer Ringe, ungrischer Warten bevölkerte die Phantasie des regen Völkleins, das sich unter den rührigen babenbergischen Grenzgrafen tapfer behauptete, mit den Gestalten der Sage, und die Tradition, die auf der neuerworbenen Erde haftete, sog es mit Begierde auf, so daß das Donautal die eigentliche Wiege und der klassische Boden der nationalen Epik wurde.

Noch andere Gestalten traten gleichzeitig mit Rüdeger

X. Jahrhundests ein Graf Rüdeger als Zeuge vorkommt, genügt anzumerken, solange wir nicht mehr von ihm wissen, als die beiden Stellen Mon. boica XXVIII. Nr. CXVI. S. 87., Nr. VII. S. 209 bieten.

[1] Anhang des Heldenbuches vd. Hagen 89 HS.[2] S. 291.

Digitized by Google

in die Sage: Astolt,[1] der Wirt von Mölk, nach Müllenhoffs mündlicher Äußerung mit Wolfrât in den Dioskurenmythus gehörend, Besitzer eines Schatzes nach 1268, 3, ein Held der österreichischen Lokalsage, im Biterolf von etwas größerer Bedeutung, bisher nicht determiniert (vgl. HS.[2] S. 141); wohl auch Eckewart, der wie ein Irrlicht, das ringsum die dunkle Gegend für einen Augenblick erhellt, durch unser Epos streicht.

Der Markgraf Eckewart gehört zu Kriemhilt: er folgt ihr bei ihrer ersten, bei ihrer zweiten Vermählung 645, 4. 1141, 2. 122$^3/_4$; 1571 f. aber schlummert er auf Rüdegers Mark. Daß die nun folgende Erzählung eine doppelte Auffassung der Sage zeigt UG. S. 26 f., ist klar: zuerst warnt Eckewart die Nibelunge vor ihrer Schwester; hier nennt er Rüdiger seinen Herrn und bejammert Siegfrieds Verlust; gerade umgekehrt meldet er dann Rüdeger die Ankunft der Nibelunge, was angesichts des Verderbens, das sich hieran knüpft, ebenfalls als eine Warnung gelten muß, und hierbei nennt er nun Gunther seinen Herrn. Erklärlich wird dies nur aus seiner allgemeinen mythischen Rolle als Warner. Beide Formen der Überlieferung können nebeneinander gelten. Eckewart, d. i. nicht der des Schwertes wartet, sondern der mit Schrecken dräut, Myth. S. 146, Wackernagel, Germ. IV. 138; Uhland ebda. VI. 347, der Pfleger, Warner und Rächer der Harlunge, der als treuer Eckhart vor dem Venusberge sitzt und mit dem weißen Stabe, dem κηρύκειον, als ψυχοπομπός, Myth. 523, vor dem wütenden Heere zieht, zeigt sich in seiner Doppelrolle; als Diener der Göttin im Berge oder Pförtner der Unterwelt wehrt er ein unberufenes Eindringen in dieselbe, W. Müller, Versuch. S. 126; aber dem Gotte, der aus dem Berge hervorbraust, macht er die Bahn frei: immer ist sein Bestreben, Verderben von den Unbesonnenen abzuwenden. Zunächst ergibt sich, was für uns schon genügend feststeht, die Identität Kriemhildens mit einer in

[1] Auf -olt endigen Riesennamen, Myth.[3] 436.

Digitized by Google

der Unterwelt hausenden Göttin; demnach hütet Eckewart die Mark ihres Reiches und warnt die Unbesonnenen, einzudringen. Aber indem er nun dem Heere als Warner vorauseilt, sehen wir, daß auch diese todgeweihte Schar zu vergleichen ist dem Totenheer der Lüfte. Sein Führer ist Hagen, nicht Gunther 1466, in dessen Gestalt hier wieder die Amphibolie des Mythus hervortritt; der finstere Bewältiger des lichten Gottes, nach Müllers Auffassung auch der riesische Hüter der gefangenen Jungfrau, wozu seine Rolle als Hagen Todbringer 1917, 4. 1958, 4. 2005, 4. und Gegner Irings stimmt, Weinhold ZfdA. VII. 75, kehrt er hier die lichte Seite hervor: er zieht als eigentlicher seelengeleitender Wodan-Hermeias der bleichen (1530, 2) Schar voran. Damit ist zugleich einiges für Erklärung dieser sonst auch dunklen Partie des Epos gewonnen. Der Übergang über den Strom bedeutet den Eintritt in die Unterwelt, darum zerschlägt Hagen mit Recht das Schiff, denn indem er den Fergen erschlug, gleich Eckewart ein Hüter der Unterwelt, hat er das Heer dem Untergange geweiht. Es bleibt noch immer manches dunkel: das Eindringen dieser mythischen Vorstellung in die Nibelungensage, deren Grundlage in diesem Teil historisch ist, das Verweben mit einer Lokalsage, wie es die von dem Donauweibchen scheint; daß Eckewart, schlafend betreten, die Waffe verlieren muß; die Besorgnis Rüdegers um Eckewart 1582, 4. So alt sicher die Sage ist, der epischen Überlieferung scheint sie lange fremd geblieben zu sein und an dieser Stelle vielmehr in die Klimax der Warnungen (Träume der Frauen vor der Fahrt, allen Formen der Sage gemeinsam, Lachmann Kritik S. 346; die Prophezeiung der Meerweiber; Eckewart; endlich Dietrich) eine solche durch Rüdeger zu gehören. Dafür spricht mir, daß sich dieselbe in Gotelindens Munde neben Eckewarts Warnung in der Vilks. c. 369 erhalten hat und auch in unserem Nibelungenliede Dietrich die Sache so voraussetzt 1661, 4. (Vgl. Uhland VIII. 202—250; insbesondere 246.)

Digitized by Google

Ist das mythische Gepräge von Eckewarts Gestalt auch noch in unserem Epos unverkennbar, so hat dagegen der gleichfalls durchaus mythische Iring davon keinen Zug mehr aufzuweisen; ein Markgraf zu Dänemark oder, wie uns andere Quellen belehren, richtiger aus Lothringen, lebt er mit Irmenfried von Thüringen[1] und Hawart von Dänemark,[2] dessen Mann er ist, an Etzels Hofe, besteht und verwundet Hagen mit seinem guten Schwerte Waske 1988, 4, das sonst Walther von Spanien zukommt, fällt aber im zweiten Gange. Nach Klage 185 f. leben die drei Fürsten in des Kaisers und des Reiches Acht bei dem Könige der Hunnen. (Vgl. Bit. 7725 f.) Wieder aus einer anderen Quelle erfahren wir, warum sie flüchtig sind: es ist die Erzählung de Suevorum origine, Müllenhoff, ZfdA. XVII. 57—70. Danach sind sie vor dem fränkischen König Theodorich entwichen, an dessen Stelle der Kaiser getreten wäre HS.[2] S. 119; abweichend davon ist die Darstellung bei Widukind I. 9—13, wonach Theodorich den Irmenfried, der als sein Schwager erscheint, mit Hilfe der Sachsen besiegt und den Iring besticht, seinen König Irmenfried zu töten, doch da er die vollbrachte Tat verleugnet, von Iring selbst ermordet wird; er legt die Leiche des alten Herrn auf die des Frankenkönigs und bahnt sich mit dem Schwerte seinen Weg; „mirari tamen non possumus, in tantam famam praevaluisse, ut Iringis nomine, quem ita vocitant, lacteus coeli circulus usque in praesens sit notatus". Die Straßen am Himmel aber unterstehen dem Asen Heimdall, der nach einem eddischen Liede den Beinamen Rîgr führt; dieses aber ist nach J. Grimm

[1] Ein Hermanfrid wurde durch Theodor, Chlodwigs Sohn, 535 seines Reiches und Lebens beraubt. Rud. v. Fulda SS. II. 674; Widuk. I. 9—13. Eine nordschwäbische Sage (HS. 117 f.) gibt den Schluß, Irminfrid sei mit 50 Leuten zu Attila entflohen.

[2] Ein Sachse Hathubât (hd. Hadubôz) nahm Anteil an der Zerstörung des thüringischen Reiches. Vgl. aber Wackernagel Litg.[2] S. 115, Note. Die Dänen galten (als Machthaber im deutschen Norden im IX. Jahrhundert) für Repräsentanten der norddeutschen Helden. Die Verbindung mit Etzel fällt erst ins XI. Jahrhundert, denn bei Widukind ist der Held noch selbständig. Hadu- weist nach Wackernagel l. c. auf mythischen Bestand.

Digitized by Google

verkürzt und verdichtet aus Iringr. Die Identität Irings mit Heimdall steht also außer allem Zweifel. Historisch ist Irmenfried von Thüringen ein Zeitgenosse Theodorichs d. Gr., mit dessen Nichte Amalabirga er vermählt war, die Widukind zu einer Schwester des Franken Theodorichs, eines Sohnes des Chlodwig, macht. Daß in Irmenfried der überhaupt etwas problematische Gott Irmin steckte, scheint mir sehr fraglich; ob, wie W. Grimm HS. a. a. O. und Menzel, Germ. VI. 134. 140 meinen, ein mythisches Wesen in die thüringische Geschichte eingeführt worden sei, oder ob es doch auch einen historischen Iring gegeben habe, Gervinus I.[5] 89, ist nicht zu entscheiden. Da durch Widukind feststeht, daß Iring bereits im X. Jahrhundert ein Held der Sage war, kann er leicht noch früher als Rüdeger in den Untergang der Nibelunge verflochten worden sein: die Version, die die Schwaben an die Stelle der Sachsen setzt, rückt ihn zuerst neben Attila.

Bei einem möchte ich noch verweilen: die drei mythischen Gestalten des zweiten Teiles Rüdeger, Eckewart und Iring erscheinen als Markgrafen, entsprechend ihrer Stellung als Götter niederen Ranges, als Götterdiener oder Götterboten, als Gefolgsleute des mächtigen Königs oder seiner Gemahlin, der sich auch hier wieder an Wodans Stelle geschoben und um den die germanische Sage die Könige der Wanderzeit insgemein versammelt hat. Es wäre verlockend, im Markgrafenamte der drei Helden eine Erinnerung an Grenzheiligung und Grenzgottheiten zu suchen; ich finde aber sonst keinerlei Anhaltspunkt dafür. Dagegen scheint mir aus dem Umstande ihrer Stellung das hervorzugehen, was sich auch sonst ergeben hat, daß ihre Einbeziehung in die kyklische Sage zu der Zeit erfolgte, als durch die siegreichen Kämpfe der sächsischen Könige gegen die Barbaren des Ostens das von dem großen Karl begründete Markgrafenamt seine höchste politische und nationale Bedeutung gewonnen hatte.

Digitized by Google

§ 5. Die Mannen der Könige.

Es bleiben uns noch einige Gestalten zu erörtern. Wenn wir absehen von den Bayern[1] Gelpfrât und Else, von denen nicht zu sagen ist, als daß sie da sind, daß sie bayrische Stammesheroen aus dem Dioskurenkreise sein dürften, einem Hengist-Horsa, einem Suith-Suen vergleichbar,[2] oder von Herrât, Nentwins Tochter, der Gemahlin Dietrichs, die kaum in die Handlung eingreift, und wie natürlich von allen jenen, die nach anderer Sage nur erwähnt werden,[3] nur noch die Mannen der Könige.

Gleich der Eingang des Epos zählt die Burgonden auf, wie Lachmann Anm. S. 9 bemerkt hat, in Gruppen zu dreien: drei Könige, Hagen mit zwei Verwandten, dann noch zweimal drei Herren; eine Strophe, die anderer Anordnung folgt, teilt Hofämter unter sie aus: Dankwart ist Marschall, Ortwin Truchseß, Sindolt Schenke und Hunolt ist Kämmerer.

Über Hagen nur weniges. In der Erörterung der Sagengeschichte ist hinlängliches Licht auf seine Persönlichkeit gefallen; seinen Charakter aber hat die Dichtung zu sehr nach der ethischen Seite aus- und umgebildet, daß hier nur einige besondere Umstände zu notieren kommen. Nach den nordischen Quellen und dem Siegfriedsliede ist Hagen einer der burgundischen Brüder, in allen deutschen Gedichten des XII. und XIII. Jahrhunderts ihr mâc und vornehmer Lehensmann. In NN. ist sein Vater Aldrian, im Waltharius Agazien,[4] eine mythische

---

* [1] Vgl. John, Ein bayr. Herzog im Nib.-L.

[2] Myth.[3] S. 319, Note; ZE. erste Nachlese; Mone, Unters. z. t. HS. S. 20—22. Der Name Gelpfrat wird in Bayern mit dem XII. Jahrhundert häufig, Mone, Unters. S. 21 f.

[3] Das Nibelungenlied setzt voraus: 1. Rüdiger ist ellende (Müllenhoff meint, daß auch dies „ellend" im Mythus seinen Grund haben könnte — etwa dazu Walthers Vergeiselung?); 2. die Sage von Walther und Hildegund; 3. von Siegfrieds Jugend; 4. Siegfrieds ersten Besuch bei Prünhilt; 4. Siegfried war bei Etzel; 6. Dietrichs Flucht und Vermählung mit Herrat; 7. die Rabenschlacht und Nudungs Tod. Lachmann an W. Grimm, ZfdPh. II. 520.

[4] Agacie nach Müllenhoff nur verderbt aus Haguthie, Hagadeo = Hagustalt, der junge waffenfähige Mann.

Digitized by Google

Gestalt (Lachmann, Kritik 345, Müllenhoff, ZfdA. XII. 297, XIII. 182); nach Vilks. c. 169 ist er ein Stiefbruder der Könige: die Mutter Oda wird schlafend von einem Elben bewältigt; daher des Recken bleiches Gesicht. Im Waltharius, wo er im Kampfe ein Auge einbüßt, heißt er von trojanischem Geschlechte, eine Anknüpfung an die bekannte Abstammungssage der Franken, als deren nationaler Held er allgemach erscheint, ohne daß deswegen die Versuche, eine historische Persönlichkeit als ihm zugrunde liegend zu erweisen, irgend geglückt wären. Schon Fredegar bringt die gelehrte Fabelei einer Colonia Troiana.[1] Später machte man aus Troja Tronia (Tronege, Troneje), einen Flecken im elsässischen Nordgau (Lachmann, Anm. S. 8. 336 u. * Wehrmann, Heimat Hagens*), wie man überhaupt die Helden um den Rhein lokalisierte; so kam namentlich auch Volker der Spielmann, in dem sich das ritterliche Sängertum späterer Jahrhunderte in bewußter Weise verherrlichte, nach Alzeje in der Pfalz, dessen Herren eine Fidel im Wappen führten, ZE. XXVI. XXXIX., und Siegfried erhielt sein Königreich in Niederland zu Santen, wie nach Mone und Müllenhoff noch heute am ganzen Niederrhein der Name „Xanten" (ad sanctos martyres) gesprochen wird,[2] d. h. nach oberdeutscher Vorstellung: er kam weit in die Ferne und blieb doch ein rheinischer König (vgl. Koch, Nibs. S. 19). Daß Hagen und Volkêr so nahe beieinander lokalisiert sind, läßt auf ihre Zusammengehörigkeit schließen. Volkêr schleudert 1954 den Speer über die Heunen, das ist Odins Todesweihe. Auffallend ist nur, daß hier der Speer vom Feinde herrührt: Wodan überläßt Helden die todbringende Waffe. „Volker" dürfte in „Volc-gêr" zu zerlegen sein.[3] Die beiden

* [1] Vgl. Dippe, Die fränk. Trojanersage; Christ, Bezüge usw.

[2] Vielleicht ist ein Zusammenhang mit S. Victor zu denken. — *Vgl. Nagl, Geogr. Namenkunde, 1903, S. 79, Anm. 3.

[3] Wie Apollon Verderber und Musaget zugleich ist, so könnte Volkêr der videlaere von dem Todbringer Volc-ger = Hagen differenziert sein. — Er ist übrigens nur einigen der Lieder bekannt, die der Verfasser der Thidreksaga benutzte, und fehlt, gleich Dancwart, im Biterolf. — Dankwart erscheint im XIII., XIV., XV., XVI., XVIII. Liede, in der Klage 707, 1181, 1894, und DFl. 8575.

Digitized by Google

an Hagen gereihten Ortwin und Dankwart kennt keine ältere Fassung der Sage. Ist es schon an und für sich auffallend, sie in unmittelbare Beziehung zu Hagen gesetzt zu finden, so wird dies noch um so belangreicher, wenn wir ihre Stellung in der Dichtung ins Auge fassen. Der eine Ortwin tritt nur in der ersten Hälfte des Gedichtes auf, während Dankwarts Rolle erst mit dem XIV. Liede — dem Zuge der Burgonden ins Hunnenland beginnt. Ortwin greift überhaupt nur in folgenden echten Strophen in die Handlung ein: 82. 118. 272. 305. 808. 812. (d. i. im I., III., VII. Liede); auch sonst wird er selten erwähnt und so, daß man deutlich die Absicht der Interpolatoren merkt, an ihn wie an andere burgundische Mannen zu erinnern, so wenn er im Sachsenkriege ficht 177. 200. 210., wenn er Vorbereitungen trifft und ausreitet zum Empfange Prünhildens 504. 526ᶜ. 540ᶜ. 719. oder buhurdiert 739; bemerkenswerter ist, daß 1049 er mit Gêre gesandt wird, Kriemhilden zur Versöhnung zu bewegen; ganz beiläufig die Hindeutung auf Kriemhildens Brautfahrt 1288 und 1428, wo er neben den anderen Burgonden Etzels Boten beschenkt. Mit dieser Strophe (1428) verschwindet er in A ohne jede weitere Erwähnung; der wichtige Bearbeiter von C, dem dies anstößig war, hat Ortwins Abtreten zu motivieren versucht; er läßt ihn nämlich, sehr bezeichnend für die Art und Weise der ganzen Bearbeitung, ganz rationell, aber ohne jedes Verständnis der beiden Charaktere *'Rûmoldes râte'* sich anschließen. Ganz eigentümlich stellt sich uns sein Bild dar, wenn wir die echten Strophen betrachten. In der augenblicklichen Verlegenheit, da man am Hofe zu Worms bei Siegfrieds Eintritt nicht weiß, mit wem man es zu tun hat, springt Ortwin mit dem Rate ein, seinen Oheim Hagen zu befragen 82; ebenso erscheint er 272, da Gunther bezüglich des Festes zu keinem Schlusse kommen kann (Liliencron, Über die Nibelungenschrift C. S 21), als der „geschwinde Ratgeber" (Müllenhoff, ZGNN. S. 35); er rät, die Frauen am Feste teilnehmen zu lassen, um dadurch Siegfried fester zu ketten; der

Digitized by Google

letztere Gedanke ist wohl in der an dieser Stelle in völlig höfischem Tone fließenden Erzählung nicht ausgesprochen, ergibt sich aber aus dem Zusammenhange der Sage (Lachmann, Kritik der Sage. S. 345), insbesondere aus dem Vergleiche mit ihrer nordischen Form. (Völss. c. 26.) In demselben (III.) Liede wird er noch einmal, beiläufig zwar, aber in auffälliger Verbindung genannt; beim Behurt heißt es 305, 4: *Ortwîn und Hagen grôzer wunder vil began.* Auffällig aber ist diese Verbindung hier deshalb, weil es sonst Grundsatz der echten Lieder ist, jeden Helden nur da zu erwähnen, wo er wirklich tätig in die Handlung eingreift; während im Gegensatze hierzu die Interpolatoren die ihnen bekannten Helden möglichst oft anzubringen suchen, eines der entschiedensten Kriterien der Unechtheit. Nun hat aber Hagen im III. Liede keine Stelle; 305 und die darauf folgende Strophe 306, die ohne die vorhergehende unzulässig ist, müßte also in Konsequenz dieses Grundsatzes ausgeschieden werden. Lachmann, der anfangs (Über die urspr. Gestalt S. 74) hier sogar den Beginn eines neuen Liedes annahm, hat beide Strophen jedoch unangefochten gelassen und, obwohl er sich nirgends über seinen Grund äußert, denn entgangen ist ihm die unnütze Erwähnung Hagens sicherlich nicht, mit vollem Rechte. Wir treffen Ortwin — nur von den echten Bestandteilen ist hier die Rede — erst im VIII. Liede wieder; er kommt 808 zum Gericht, das die Burgonden über Siegfried halten (sprâche ist nicht nur sermo, sondern auch iudicium, R. A. S. 746), und tritt 812 sofort dem Rate Hagens bei, Siegfried zu töten:

jane kan in niht gehelfen diu grôze sterke sîn.
erloubet mirz mîn hêrre, ich tuon im allez leit.

Trotz dieser entschiedenen Äußerung greift er in der Folge nicht in die Handlung ein. Die Erwägung der angezogenen Stellen führt uns zu folgenden Ergebnissen: 1. Ortwin ist, wie Müllenhoff zuerst bemerkt hat, der Ratgeber *κατ' ἐξοχήν* 82. 272. 812. — 2. Seine Ratschläge sind verderbliche: Kriemhilt am Feste teilnehmen zu lassen, der Grund zu

Digitized by Google

Siegfrieds tiefer Verkettung mit den Nibelungen; er rät 812 zu des Helden Tode. — 3. Er ist in untrennbarer Beziehung zu Hagen 82. 812, und damit ist auch die Strophe 305 als echt gerettet. Nun ist aber Ortwin ein austrasischer Stammesheld; wie Müllenhoff nach seiner Lokalisation in Metz vermutet, ein Ahnherr des arnulfingischen Hauses, wenn auch nur ein fingierter, denn „die fränkische Sage kann mit Grund kaum ein anderes Geschlecht nach Metz verlegt haben".[1] (ZfdA. VI. 440. ZGNN. S. 28, Note.) Der fränkische Held wurde demnach dem prototypen Stammesheros Hagen als Vetter an die Seite gestellt und überkam Funktionen, die ursprünglich dem letzteren zufielen: so den Rat, die Frauen zum Feste beizuziehen, der, ganz analog den Zaubertränken der eddischen Grimhild, das Verderben über Siegfried heraufbeschwört, in unseren Liedern, die es vergessen haben, daß es sich um eine Verstrickung des lichten Helden in die Netze der Finsternis handelt (W. Müller, Lieder von den Nib. S. 292), aber völlig harmlos erscheint, so daß er zum Charakter Hagens in der jüngeren Auffassung nicht mehr paßt; das war der Grund, weshalb hier wie an anderen Stellen Ortwin Hagens Platz einnahm, so daß er fast nur eine Emanation desselben scheint, was Dankwart, lediglich ein Produkt der poetischen Ökonomie, wirklich ist (vgl. S. 364); er heißt Hagens Bruder, Aldriânes kint 1876. 2217. Fassen wir nur die echten Teile der Dichtung ins Auge, so finden wir ihn vor 1464. (XIV.) gar nicht erwähnt; die Interpolationen, wo sie nicht ganz gehaltlos sind, stellen ihn, namentlich im IV. Liede, neben seinen Bruder Hagen. Er tritt erst von dem Momente an hervor, wo der Zug der Burgonden nach Hunnenland anhebt und die Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe größeren Raum einzunehmen beginnen und wo es notwendig wird, neben den

[1] Da im Bit. zwei Ortwine vorkommen (HS. 130), von denen der eine der „ältere" ist, im Waltharius aber Gamelo als der „Alte von Metz" gilt, so hielt J. Grimm diesen für den alten Ortwin. — Im Rosengarten (W. Grimm 1195 „wie der rise limmet") ist Ortwin Riese und Riesenbruder.

Digitized by Google

eigentlichen Führer des Zuges einen Marschall zu stellen; so ist demnach das Hofamt, auf das wir bei Ortwin gar keine Rücksicht zu nehmen hatten, bei Dankwart der Ausgangspunkt der Entwicklung. Daß die Spielleute selbstgeschaffene Gestalten mit Vorliebe pflegten, sehen wir an Volker: auch von Dankwart, obwohl ihn die ältere Sage gar nicht kennt, hat ein eigenes Lied existiert, das in unser Epos verflochten wird, Dankwarts Aristie 1858—1916.

Insofern nun die Rolle Ortwins als kluger Berater in die erste, die Dankwarts, des streitkühnen Helden, in die zweite Hälfte der Fabel fällt, ergänzen sich beide (Ortwin tritt nicht auf nach 812, Dankwart nicht vor 1464) gegenseitig, sowie sie als Repräsentanten der Klugheit und Kühnheit zwei verschiedene Seiten von Hagens Wesen fortbilden.

In dem Markgrafen Gêre hat man den in Ottos d. Gr. Elbekriegen berühmt gewordenen Gero († 995) sehen wollen; ob es möglich ist, daß ein historisch kampfberühmter Mann, der in der Absicht, ihn zu feiern, in die Dichtung einbezogen wird, zu einer so tatenlosen Rolle im Epos verurteilt wäre, lasse ich dahingestellt.[1]

Noch eine Gruppe: Küchenmeister, Schenke, Kämmerer, die Namen durch Annomination gebunden, Rûmolt, Sindolt, Hûnolt.[2] Die beiden letzteren kommen im Nibelungenliede nur in unechten Zusätzen vor, im zweiten Teile

[1] Nun meint aber Müllenhoff, die Verbindung Gêres mit Eckewart entscheide für die historische Auffassung auch bei letzterem. Ein Mitbewerber Heinrichs II. um die Kaiserkrone war Eckart von Meißen, † 1002. Da aber die Sage ganz bestimmt Eckewart und Eckehart unterscheidet, so erhebt sich das Bedenken gegen Müllenhoff, warum die angebliche historische Gestalt in der Sage Eckewart (mit w) heiße; außerdem müßten der Eckehart der Geschichte und der angeblich historische Eckewart der Sage in der Tragik ihres Geschickes eine Übereinstimmung zeigen. Vielmehr sind Eckewart und Eckehart nur Varianten eines mythischen Grundnamens wie Rüdegêr und Ruodpereht, wie Hadubôt und Haduwart, wie Sigmund und Siegfried. Es kann also nur umgekehrt die historische Person, wenn von ihr Lieder umgingen, auf die ältere, mythische eingewirkt haben.

[2] Über diese s. Muth, Unters. u. Exk. III. (S. Nikolaus und Rûmolt der Küchenmeister). — Weinhold, ZfdA. VII. 25, erblickt in Sindolt und Hunolt mythische Gestalten, die er bis auf die beiden gestirnverfolgenden Wölfe Hati und Sköll zurückführen zu dürfen meint.

Digitized by Google

verschwinden sie gänzlich, Lachmann, Anm. S. 9. 149, sie sollen eben nur die beliebte Zwölfzahl komplettieren. Über Rûmolt ist ein leiser Schimmer von Humor ausgegossen; rüstig und klug erscheint er, doch unkriegerisch; ist der im Volksbuch erscheinende Zweikampf der Feiglinge Jorcus und Zivelles, von denen letzterer des Königs Viehaufseher ist, wirklich und gut sagenhaft, ZfdA. VI. 4, so wäre ein Zusammenhang der Gestalten nicht ganz undenkbar, wobei aber zu beachten bleibt, daß erst die jüngste Bearbeitung des Nibelungenliedes Rûmolt wirklich zum Feigling stempelt.

Über Dietrich und seine Mannen kann hier nicht gehandelt werden; sie gehören in eine Darstellung der Amelungensage.[1] Es kommen vor Hildebrand,[2] Wolfbrand, Wolfwin, Wolfhart,[3] Wichart, Ritschart, Gerbart, Helferich, Helmnot und Sigestap, wozu, um die Zwölfzahl voll zu machen, nach HS.[2] S. 104 Wicnant aus der Klage und Sigehêr aus dem Biterolf gerechnet werden können. Der Untergang der Wülfinge ist eine Episode der Dietrichsage; aber nichts berechtigt zu der Anschauung, als ob man zu irgend einer Zeit die gesamte Nibelungensage nur als eine Episode im Amelungenzyklus aufgefaßt hätte, wie Zarncke will. Als wesentlich ist nur festzuhalten, daß die Verflechtung der Berner Helden in den Kampf durch Markgraf Rüdegers Fall herbeigeführt wird.

Der Brennpunkt, um den sich alle Fürsten des zweiten Teiles gruppieren, ist Etzel-Attila; sein Vater war Botelunc. In dieser Form ist der Name selbst Patronymicum; in der Edda heißt er Buðli (= Gebieter) von got. biudan, altn.

---

* [1] Schneege, Theodor. d. Gr. in der kirchl. Trad. d. MA. etc. Jiriczek, DHS. I. 156—172.

* [2] Literatur über das Hildebrandslied: Braune, Altd. Lesebuch[4] 1897, S. 170 ff. — Wadstein, Beitr. zur Erklärung des Hildebrandsliedes. — Frank, Die Überlieferung des Hildebrandsliedes. — Trautmann, Finn und Hildebrand.

[3] Ein Wolfrât von Tengelingen im Rother, insbes. 4865 f. — Die Erinnerung an die Wülfinge erscheint in Steiermark lebendig von 1138—1320, was als Zeugnis für das Erwachen der epischen Dichtung um die Mitte des XII. Jahrhunderts zu betrachten ist; sie verbreitet sich über den ganzen Umfang des alten Herzogtums Bayern. Mone, Unt. S. 16—19.

Digitized by Google

bioða offerre, iubere; ZfdA. X. 161; sein Bruder ist Blödelin, der historische Bleda, Mitregent Attilas († 444/5); die Etymologie des Namens (= Schwächling) liegt auf der Hand, a. a. O. S. 168; gab die Unbesonnenheit, mit der er Kriemhildens Aufreizung Folge leistet, Anlaß hierzu? Etzels Sohn ist Ortliep; er ist an die Stelle der eddischen Erpr und Eitill getreten, a. a. O. S. 175, die gleich ihm von der Mutter geopfert werden. Die Fürsten und Mannen an Etzels Hofe (von Rüdeger ist abzusehen und die Iringsgruppe schon besprochen) reihen sich in drei Paare. Râmunc und Hornboge: auf das hohe Alter dieser ursprünglich alliterierenden synonymen Namen, die Zieler oder Schützen, hat Müllenhoff a. a. O. hingewiesen; Schrûtan und Gibeke (über diese ebda S. 166) und die beiden Spielleute Swemmel und Werbel; die Namen erklärt Müllenhoff als Hwerbilo gyrovagus und Sweimilo d. i. der Schweifer, der Fahrende. Zieht man die drei Helden zu, die Klage 173 f. genannt werden, Hermann von Polen, Sigeher aus der Walachei und Walber aus der Türkei, so ist es leicht, auch hier die Zwölfzahl zu erhalten.

§ 6. Rückblick.

Wir haben die Geschichte der Sage im engsten Zusammenhange gesehen mit der Entwicklung der Nation und dem erwachenden Bewußtsein ihrer Einheit: ihre fortschreitende Kultur und ihre welthistorische Stellung spiegeln sich wider in der Vollendung der Sage. Es ist ein langer Weg vom Mythus zum Epos, aber er führt aufwärts von den Anfängen bis zum Höhepunkt mittelalterlichen Lebens.

Einen ursprünglich unbedeutenden Lokalmythus erhebt der energische Stamm der Franken, in aufsteigender Entwicklung begriffen, mit mächtigem Schwung der Phantasie zu höchster poetischer Vollendung, indem er den größten Gedanken hineinlegt, den der germanische Glaube hervorzubringen fähig war. Schon heftete sich das Kreuz an die Donnerseiche und klang der metallene Weckruf eines

Digitized by Google

neuen Gottes durch den urbar gemachten Wald, aber noch vor seinem völligen Zusammenbruche hatte sich das versinkende Heidentum zu einer Leistung aufgerafft von solcher sittlicher und poetischer Kraft, daß diese deutsche Mythe sich getrost neben jede klassische und orientalische stellen kann. Aber längst schon hatten die Stämme und Völker den Firnenwall der Alpen und die breite Flut der Donau übersetzt und hatten, ihr Herzblut vergießend zur Gründung einer neuen Welt auf dem Schutt und Moder des in völliger Auflösung begriffenen Römerreiches, an der blauen Bucht von Bajae wie an den fernen Gestaden des Ozeans neue Reiche gegründet unter stolzen Königsgeschlechtern, mächtige und siegreiche Krieger, milde und gerechte Herren. Den Norden durchpeitschte inzwischen der rasende Schwarm, der sich von Osten ergossen, unter seinem Könige Attila, der Geisel Gottes, die Völker vor sich niederstreckend und zur Heeresfolge nötigend, die Lande verheerend und seinem Zepter unterwerfend, bis er endlich nach Menschenaltern der Verheerung der vereinten Erhebung der abendländischen Welt in den Niederungen der Marne erlag. Aber nicht den Stämmen, die glanzvoll in die Wanderzeit getreten waren und ungeahnte Erfolge erfochten hatten, war es bestimmt, den Ruhm des germanischen Namens durch alle Zeiten zu tragen, sie mußten verbluten und erlagen einem südlichen Himmel, einem klareren Glauben, einer höheren Kultur. Doch die in der Heimat zurückgeblieben waren, klug bauend auf den Untergang der Römerwelt, die ihnen auch nichts bieten konnte als ihre Felder und Wälder, und dem neuen Glauben, der ja auch Kampf und Sieg verhieß, mit Begier entgegenkamen, die Franken wurden die Träger des nationalen Gedankens, der Kern, um den die Stämme zum Volk kristallisierten.

Aber wie der deutsche Hofherr noch immer scheu die Türe schloß, wenn in den heiligen Nächten der alte Gott die Lüfte durchbrauste, oder sich's nicht nehmen ließ, auf luftiger Bergeshöhe dem scheidenden Sommer

Digitized by Google

seinen Scheiterhaufen zu zünden, ob man auch längst im Tale unten Messe las und die Neugebornen taufte, so schwand auch das Gedächtnis an die große Vergangenheit nie aus dem Gemütsleben des Volkes: die Sage, wie sie im Heldenzeitalter sich ausgebildet hatte, wurde bewahrt, gepflegt, gesungen überall, wo Deutsche wohnen.

Zu derselben Zeit, da das merowingische Reich die oberdeutschen Stämme unter gemeinsamem Zepter vereinigte, gaben die Franken durch die Verschiebung der Stummlaute dem Gerippe der Sprache neue Festigkeit, zugleich ein unverwüstliches Dokument ihres hegemonischen Berufes. Seit der Zusammenhang zwischen Lautverschiebung und Alliteration erkannt ist, ist es überflüssig, auf den weiteren mit Ausbildung und Pflege der nationalen Sage noch besonders hinzuweisen.

Als wieder Jahrhunderte später die deutschen Kolonen in die entvölkerten Marken zogen, von der Glocke bald zum Gebete, bald zum Kampfe gerufen, und mit Blut und Schweiß eine neue Heimat gewannen, zur Zeit, da in der Berührung mit Slaven, Welschen, Ungarn zuerst ein nationales Bewußtsein erwacht und man für das ganze Volk nur einen Namen zu gebrauchen beginnt, fluktuiert unter dem rührigen Grenzvolk wieder der flüssige Sagenstoff, den jene aus ihren Gauen und Dörfern mitgebracht, wird weitererzählt und umgebildet.

Doch jene Stämme, die dem neuen Glauben und der neuen Herrschaft, dem Kreuze, das die Franken brachten, am längsten widerstrebt, die alten Erinnerungen am zähesten gewahrt, wie sollten sie nicht auch das Ihre zur Fortbildung der nationalen Sage beigesteuert haben? In der Tat weisen auch die nächsten Spuren und Zeugnisse nach Niederdeutschland.

Als endlich unter der glänzenden Herrschaft eines Geschlechtes, wie nie ein stolzeres auf einem Throne gesessen, die Straßen sich füllten und drängten von Wallern, die unter dem Kreuzeszeichen nach dem Gelobten Lande zogen; der Ritter die Burg, der Bauer den Hof verließ,

Digitized by Google

stürmische Seefahrt zu wagen, mit Moslim und Heiden zu kämpfen; die Rückkehrenden Wunderdinge erzählten von der Zauberpracht des Orients; da neue Verkehrswege sich öffneten, Handel und Wandel erblühten, die bisher unbedeutenden Städte zu stattlichen Emporien erwuchsen, der Bauer frei wurde, der Fürst sein Haupt stolzer trug neben dem Könige, der Bürger sich fühlen lernte neben dem Herrn, im Zeitalter der Kreuzzüge bei voller Hingebung der Gemüter und lebhafter Anregung der Phantasie, griffen die vornehmsten und edelsten Kreise jenes Stammes, der durch seine geographische Lage am unmittelbarsten von der Begebenheit des Tages berührt wurde, zugleich aber in der Jugend und Kraft seiner Entwicklung von der modernen, aus Frankreich importierten Romantik unbeleckt geblieben war, griff der Hof von Wien und die österreichische Ritterschaft nach den alten Liedern, mit deren Vereinigung das wirkliche Leben der Sage für immer erlöschen mußte. Die Parallele auf sprachlichem Gebiete versagt nicht: schon hatten die Bayern-Österreicher begonnen, die vokalischen Längen zu Diphthongen zu verschieben — später eine der charakteristischen Eigentümlichkeiten der neuhochdeutschen Sprache.

So sehen wir die Geschichte der Sage auf das innigste verflochten nicht nur mit dem Geistesleben, sondern mit der gesamten historischen Entwicklung unseres Volkes, und wie sich im Inhalte derselben die Sitte des Altertums am treuesten erhalten hat und der Charakter des Volkes am reinsten darstellt, so ist ihr Bildungsgang ein Spiegelbild der wirklichen Geschichte. Wo ein Stamm geistig befähigt und physisch tüchtig genug ist zur Herrschaft, da finden wir ihn als Träger des nationalen Sagenstoffes, und wo deutsches Volkstum nur einen Fuß breit neuen Boden gewinnt, da hören wir auch die alten Weisen ertönen: so tief fühlt, so zäh denkt das Volk. Darum ist es nicht bedeutungslos, daß auch in der tiefen Erniedrigung zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, als der Blick sich sehnsuchtsvoll rückwärts wandte nach dem

Digitized by Google

Glanz und Ruhm der Kaiserkrone, die nationale Sage der Vergessenheit wieder entrissen und von der Forschung und Dichtung mit Liebe und Begeisterung gepflegt wurde; darum sollen wir uns ihrer auch erfreuen in den Tagen des Ruhmes, denn eine große Vergangenheit ist der Stolz der Nation und die treue Pflege der Erinnerung ist die unverbrüchliche Gewähr einer siegesfrohen Zukunft.

Digitized by Google

II. Überlieferung und Entstehung.

A. Die Überlieferung des Epos.

§ 7. Die Handschriften.[1]

Bevor wir die Entstehung des Epos, das unter dem Namen des Nibelungenliedes ein Hort der Nation geworden ist, erörtern, wie im voranstehenden die genetische Entwicklung seines Inhalts gezeigt worden ist, ergibt sich die Notwendigkeit, den Zustand der Überlieferung genau zu erwägen; denn die Frage nach der Entstehung des Gedichtes ist an sich zwar unabhängig von der Frage nach dem Verhältnis der verschiedenen Texte, in der Diskussion der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts aber sind beide derart verquickt worden, daß auch für uns die Erörterung der Entstehung nur nach einer eingehenden Orientierung über die Handschriften möglich ist.

Wir besitzen das Epos in nicht weniger als 28 mehr oder minder vollständigen Handschriften, die uns in 31 Fragmenten erhalten sind; nur von wenigen Werken jenes Zeitraumes ist uns eine solche Zahl von Manuskripten überliefert, und halten wir dazu, daß nach dem Verhältnisse der einzelnen Texte untereinander der Verlust von beiläufig einem Dutzend Handschriften verschiedenen

* [1] Vgl. jetzt Kettner, Handschr. Verhältnisse des Nibelungenliedes. — Fr. Burg, Nibelungenemendationen post festum. — A. Schleicher, Über Strophe 76 der Nib. N. (älter). — Vgl. auch Anm. zu § 11.

Digitized by Google

Alters mit Sicherheit angenommen werden muß, so ist dieser Umstand allein schon ein schlagender Beweis für die Verbreitung und Beliebtheit der Nibelunge vom XIII. bis in das XVI. Jahrhundert. Zur Orientierung in dieser reichen Überlieferung werden nach Lachmanns Vorgange Pergamenthandschriften des XIII. und XIV. Jahrhunderts mit großen, alle übrigen mit kleinen Buchstaben bezeichnet. Der Wert der Handschriften ist nach Inhalt und Ausstattung ein sehr verschiedener: unter den jüngsten ist die zierliche Berliner Bilderhandschrift (b) und das kostbare Ambraser Heldenbuch (d); andere weit wichtigere und ältere, so die Hohenems-Münchener A oder die Berliner I, repräsentieren nur einen ganz geringen äußeren Wert. Die ältesten Handschriften fallen in den Anfang des XIII. Jahrhunderts; lange konnte die Hohenems-Laßbergische C für die älteste aller, möglicherweise für das Original der darin enthaltenen Bearbeitung gelten; doch ist vermutlich die ihr nahe verwandte R auf dem germanischen Museum älter, ebenso die ihr ferner stehende Berliner O; zu diesen treten noch die Linzer und Prager, M. und S; letztere vier spärliche Fragmente.

Die Frage nach dem Alter der Texte ist natürlich von der nach dem Alter der Handschrift ganz unabhängig, denn es kann eine junge Handschrift einer sehr alten Vorlage oder dem Original selbst folgen und daher einen älteren Text überliefern als eine nachweislich früher geschriebene, und so ist es in der Tat bei den Nibelungen der Fall, indem sich uns ergeben wird, daß die in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts geschriebene Handschrift A, die eben, was unbestreitbar ist, einer sehr alten Vorlage folgt, den ursprünglichen Text bewahrt gegenüber Handschriften, die, obwohl wie C und R ein halbes Jahrhundert älter, doch nur Bearbeitungen enthalten.

Von den 28 Handschriften ist die Wiener k eine Bearbeitung des XV. Jahrhunderts, die als solche ebensowenig wie ein in Darmstadt aufgefundenes Bruchstück m für das Verhältnis der Texte in Betracht kommt; denn wenn

Digitized by Google

sich auch erkennen läßt, welcher unserer verschiedenen Überlieferungen die Verfasser gefolgt sind, ist doch der Text in k zu korrupt und zu selbständig umgestaltet, als daß es gestattet wäre, dieses jüngste Produkt zur Kritik des Strophenbestandes oder Wortlautes heranzuziehen; nicht also ihr Alter, sondern ihre Beschaffenheit erlaubt von dieser Handschrift vorläufig abzusehen, umsomehr als sie leider noch nicht als genügend bekannt betrachtet werden kann (* doch vgl. jetzt Kelle und Lunzer unten zu k). Ebenso bleiben außer Betracht das Fragment einer alten niederländischen Übersetzung T und ein paar Strophen c, die uns nur in Druck so elend überliefert sind, daß sich mit Sicherheit nicht bestimmen läßt, ob sie nicht etwa doch einer der uns erhaltenen Handschriften direkt entstammen.

Unter den übrigen 24 Handschriften sind 9 so weit erhalten, daß sie trotz einzelner Lücken, die teilweise (wie sicher bei d und h, wahrscheinlich bei a) schon auf die betreffenden Vorlagen zurückgehen, als vollständig gelten: ABCDIabdh (ganz ohne Lücke sind nur A und B; im Texte der Nibelunge auch D); 14 Fragmente, die zusammengenommen kaum den vierten Teil des Gedichtes enthalten, sind EFHKLMNOQRSgil; eine, G, enthält nur ein Fragment der Klage, eines selbständigen Gedichtes von (in der ältesten Form) 2158 Reimpaaren, das seinem Inhalte nach als eine Fortsetzung der Nibelunge betrachtet ward und vollständig in ABCa, lückenhaft in Dbd und den Fragmenten G und N (oder P. s. u.), auszugsweise in Ih erhalten ist;[1] da also die Klage nirgends selbständig erscheint, ist anzunehmen, daß auch G das Bruchstück einer Nibelungenhandschrift ist.

Da die Auffindung neuer Fragmente nicht ausgeschlossen ist, erscheint die Angabe der Zeilenzahlen der erhaltenen Manuskripte nicht überflüssig, und ich stelle dieselben zusammen, soweit sie mir bekannt sind. Es haben

[1] Die Hss., welche die Klage enthalten, sind mit der größten Ausführlichkeit besprochen von Edzardi S. 1—10 seiner Ausgabe.

Digitized by Google

26	Zeilen	g	34	Zeilen	E
27	„	l	36	„	MT
28	„	Q	39—54	„	B (s. S. 141 f.)
28—34	„	h	40—41	„	I
29	„	R	43—46	„	S
30—32	„	i	49	„	N (P s. u.)
30—33	„	Cl	49—52	„	A
31—33	„	m	52	„	K
32	„	D	69	„	d
33—34	„	G	74	„	O

Die beiden letztgenannten Hss. sind jedenfalls dem Formate nach die gewaltigsten, da sie (wie nur noch K) überdies dreispaltig sind.

In diesen sämtlichen Handschriften ist unser Epos in wenigstens drei verschiedenen Gestalten überliefert; welche die ursprüngliche ist, soll sich aus der Untersuchung im folgenden Paragraphen ergeben; hier schicke ich nur zur Vereinfachung voraus, daß der kürzeste Text (A) 2316, der sogenannte „gemeine Text," B (weil er den meisten Hss. zugrunde liegt) 2376—2398; der längste C aber bei dem jüngsten Herausgeber gar 2440 Strophen zu vier Langzeilen zählt, wobei zu beachten ist, daß ein ähnliches Verhältnis auch für die Klage obwaltet. Der kürzeste und der gemeine Text unterscheiden sich von C durch die Benennung, die der Verfasser von C dem Gedichte in der letzten Strophe gab; die Schlußworte in A und B lauten: *ditze ist der Nibelunge nôt;* in C: *daz ist der Nibelunge liet;* zwei abweichende Benennungen, die, wenn auch nur der letztere Name populär geworden ist und ich ihn auch deshalb auf dem Titel dieser Schrift beibehalten zu sollen geglaubt habe, in der modernen Diskussion Paniere verschiedener Schulen geworden sind.

Diesen drei Gruppen ordnen sich nun die verschiedenen Handschriften ein; doch ist, wie sich herausstellen wird, zwischen B und C eine Übergangsgruppe, nach ihrem vornehmsten Repräsentanten sei sie I genannt, anzunehmen, die, während sie in den Lesarten noch dem gemeinen

Digitized by Google

Texte folgt, um 20 Srophen, die sich auch in C finden, reicher ist. Die Handschriften gruppieren sich demgemäß also:

Nibelunge nôt	I. Kürzester Text	A
	II. Gemeiner Text	$BD^2LMNS^2b^2cgi$
	III. Übergangsgruppe	HIKOQdhl
Nibelunge liet	IV.	$CD^1EFGRS^1ab^1$

DS (und b) sind zweimal aufgeführt, weil sie im Anfange des Liedes wie der Klage C, dann B folgen; sie sind Mischhandschriften; da in den Lesarten N sich S und D naheverwandt zeigt, war ihre Anlage möglicherweise, was die uns erhaltenen Trümmer nicht zu entscheiden erlauben, dieselbe, so daß diese vier Hss. nebenher als eine Mischgruppe zu führen wären. Die Übergangsgruppe I ist zuerst von Zarncke ebenfalls in zwei zerlegt worden, eine selbstständiger redigierende IKQhl und eine dem Texte C näher stehende HOd; eine Unterscheidung, die aber noch der sorgfältigsten Untersuchung bedarf, weil namentlich das Verhältnis von O zum gemeinen Texte noch nicht genügend aufgeklärt ist.[1]

Die meisten Herausgeber haben ihren Ausgaben ein Handschriftenverzeichnis, wie das folgende ist, vorangestellt; die Hss. sind alphabetisch angeordnet; Provenienz und Alter, Format und Umfang sind mit möglichster Genauigkeit angegeben; außerdem ist bei jeder Handschrift die kritische Ausgabe, die sie gefunden hat, bei den Fragmenten der beste Abdruck genannt; absolute Vollständigkeit nach beiden Richtungen ist nicht angestrebt; die älteren Ausgaben werden im III. Teile aufgezählt; ganz unkritische (A von Braunsfels, C von Nabert u. a.) verdienen keine Erwähnung; von DIabdhk existieren keine selbständigen Ausgaben oder Abdrücke.

A, die Hohenems-Münchener Hs, daher von vd. Hagen bezeichnet EM; zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts; Mone, Unt. S. 61 (vgl. HS.[2] Nr. 113) bemerkt ein Zeugnis

[1] Über die Gruppen l und d Paul, Nibfrage S. 92 f.

Digitized by Google

für den Montfortischen Besitz der Hohenemser Hss. im XIV. Jahrhundert (Vers 5: als ich ez hân gelesen); jetzt auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. germ. 34); 58 Blätter in Quart, zweispaltig zu 50—52 Zeilen: S. 1—94 NN., 94—116 Klage; sie allein gibt den kürzesten Text. Lachmann: „der größte Teil ist von zwei wenig sorgfältigen Händen nicht schön geschrieben, von denen die zweite 1659, 3 beginnt. Von einem dritten Schreiber ist Str. 89: er lehrte den ersten die Strophenanfänge auszeichnen durch weiteres Einziehen der 2., 3. und 4. Langzeile. Ein vierter schrieb 1664, 4 — 1666, 4 und 1904, 1—3, ein fünfter 1767, 2 — 1769, 2." Zu vgl. ist vd. Hagen, Monatsber. der königl. preuß. Ak. 1853. S. 334—353; er leugnet, daß Str. 89 von einer anderen Hand herrühre; das beigedruckte Faksimile entscheidet jedoch nicht, weil die Besichtigung der Hs. zeigt, daß diese Hand schon 88, 2 beginnt; von dem zweiten Schreiber gibt er richtig an, daß er eine feinere, schärfere, etwas kleinere Schrift schreibe (auch daß er sich schwärzerer Tinte bediene, Edzardi S. 3 nach Zarncke, ist richtig); daß 1767, 2 — 1769, 2. 1904, 1—3 von fremder Hand herrühre, bestreitet Hagen, wie Autopsie lehrt, mit Unrecht. Da übrigens die Gegner Lachmanns, dessen Kritik von A ausgeht, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Hs., ihre Treue und Glaubwürdigkeit zu verdächtigen, muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß weder des ersten noch des zweiten Schreibers Schrift Schwierigkeiten für jemanden bietet, der überhaupt lesen gelernt hat; ja von 1659 an sind die Züge ganz ausnehmend scharf, fast zierlich.[1] Die Hs. trägt gegenwärtig neuen gepreßten Ledereinband; früher auf Schloß Hohenems, gelangte sie in den Besitz des Prager Professors M. Schuster, der sie 1810 nach München verkaufte.

Faksimile: Laßbergs Liedersaal IV. 1821. (so Zarncke, Ausg. S. XXXVII; die Exemplare der k. k. Universitätsbibl.

[1] Diese zweite Hand zeigt namentlich in Rücksicht auf die Form einzelner Buchstaben einen entschieden jüngeren Charakter als die erste.

Digitized by Google

zu Wien und der kgl. Bibliothek in München enthalten jedoch kein Faksimile; dasselbe gilt bei CDd.)

* Laistner, der Archetypus etc. (phototyp. Abdr.)*

Ausgabe: Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Überlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart hrsggb. von Karl Lachmann. (So lautet der Titel seit der 2. Ausgabe.) 1. Ausgabe Berlin, G. Reimer, 1826; 2. ebda. 1841; 3. ebda. 1851. gr. 8°. XII. u. 370 SS. und 1 Blatt (nach dieser, die von L. noch selbst bis auf das Titelblatt besorgt ist, ist hier durchgehends zitiert); 4. ebda. 1867; 5. ebda. 1878 (einige Emendationen zur Kl., keine zu NN.); * 12. ebda. 1901 *; daneben eine Reihe billiger Textabdrücke, in die L.s Emendationsvorschläge jedoch ohne weitere Bezeichnung aufgenommen sind. In den Ausgaben seit 1841 sind die unechten Strophen kursiv gedruckt; verderbte oder überflüssige Wörter sind in Kursivschrift oder kleineren Lettern gedruckt; unter dem Texte sind die Plusstrophen des gemeinen nebst jenen Stellen angeführt, wo keine Handschrift zu A stimmt. Vollständigen Variantenapparat aus ABCDEFGHILcghi gibt Lachmann in den Anmerkungen. (S. das Literaturverzeichnis.)

Erwähnt sei noch Vollmers Ausgabe, Leipzig 1843, weil dieselbe Lachmann Anlaß zu einigen Berichtigungen bot (er hatte aus Versehen zwei Verspaare der Klage ausgelassen); im übrigen kann sie nach Sommer, Jahrb. für wiss. Kritik, 1843 (Nov.) Nr. 82 keinen Anspruch erheben, als eine kritische zu gelten.

B, die St. Galler Hs., daher bei vd. Hagen G; XIII. Jhdt.; auf der Stiftsbibliothek zu St. Gallen; Folio; zweispaltig, zumeist 54 Zeilen, gegen Ende die Zeilenzahl abnehmend bis auf 39, sehr oft 42; abgesetzte Strophen von der zweiten Seite an; auf der ersten Seite der Strophenbeginn nur durch große Buchstaben bezeichnet, was hin und wieder auch später noch der Fall; Verse nie

Digitized by Google

abgesetzt, aber die Zeilen, mitunter auch Halbzeilen durch Zäsurpunkte geschieden; NN. S. 291—415, Klage 416—451; eine Hand bis 22, 1 *geheizen,* von da an eine überaus sorgfältige bis 380, 4, von da an bis Ende eine dritte (das Urteil Lachmanns über die dritte Hand S. VI seiner Ausg., 3. Aufl., vollständig zutreffend); sie gibt den „gemeinen Text" in 2376 Strophen. Früher den Grafen von Werdenberg, im XVI. Jahrhundert dem Historiker Ägidius Tschudi gehörig, gelangte sie 1773 in den jetzigen Besitz.

Ausgaben: vd. Hagen 1816. 1820. s. u. Dazu vgl. Lachmann, Jen. Litztg. 1817, Nr. 132, S. 113 f. und 1820 Ergänzungsblätter S. 169–224.

Der Nibelunge nôt. Mit den Abweichungen von der Nibelunge liet, den Lesarten sämtlicher Handschriften und einem Wörterbuche hrsggb. von Karl Bartsch. I. Teil. Text. Leipzig, Brockhaus, 1870. XXXII und 394 SS. Unter dem Texte stehen die Abweichungen und Plusstrophen von C; der Text selbst umfaßt durch Zuziehung von Str. 1, 3 und 491⁴ aus C 2379 Strophen. II. Teil. Erste Hälfte. Lesarten, ebda. 1876. 1 Bl. und 292 SS. Zu den Lesarten sind außer den von Lachmann bereits in seinen Anmerkungen verglichenen, von denen ABD neu kollationiert sind, angezogen KMNOQRSabdl.[1] (Neben dieser Ausgabe noch zwei andere von Bartsch; die eine als

[1] Ich habe das während meiner Arbeit erschienene Buch nicht ausnützen können; auch ist die Verläßlichkeit der Zusammenstellung erst zu erproben; doch scheint es mir in dieser Hinsicht, gerade bei der zwischen Bartsch' und meinem Standpunkte waltenden Verschiedenheit, eine Pflicht zu gestehen, daß ich bei einigen flüchtigen Stichproben in D keinen, bei kaum einem Dutzend in d folgende Fehler gefunden habe: 756, 11 (Bartsch 813, 11) hat die Hs. *ze Liechtmesse;* in der Aventiurenüberschrift von 2018 (Bartsch 2081) haben die Worte *Wie Sal In* große Initialen; ebenso ist bei der Überschrift vor 1446 (Bartsch 1506) unmöglich zu erkennen, daß in der Hs. buchstäblich steht: *Wie die Nibelunge zun Hůnen fueren;* bei d scheint (man vgl. Henning, Anzeiger zur ZfdA. I 139) also eine neuerliche Vergleichung nicht überflüssig; denn Bartsch bietet offenbar die Textabweichungen leider ohne jene buchstäbliche Genauigkeit, die bei einer Sammlung von Lesarten nicht entbehrt werden kann. Über die Zuverlässigkeit der Vergleichung von A werde ich an anderer Stelle ausführlich referieren.

Digitized by Google

III. Band der „deutschen Klassiker MA." 1. Aufl. 1866, 4. 1875 und eine Schulausgabe" 1874.) * Vgl. Lit.-Verz. * P. Pieper, Die Nibelungen, I. Teil, Einltg. u. d. Kl. II. Teil, Nibelunge Not 1891 (gemäßigter Anhänger Bartsch'). — Kettner, Die Plusstr. der Nibhs. B. — Schroeder, Bruchst. der Nib.-Hs. B. — Bartsch, *ἅπαξ λεγόμενα.*

C, die Hohenems-Laßbergische Hs., daher bei vd. Hagen EL; erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts; auf der Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen; Quart; 120 Blätter, von denen 6 fehlen, enthaltend NL. S. 1—89, Klage 89—114; durch den Abgang dieser 6 Blätter entstehen drei große Lücken 1390, 3 — 1410, 7. 1436, 2 — 1531, 3. 1557, 1 — 1582, 3; schön und korrekt von einer Hand geschrieben. Die Hs. war ursprünglich zu Hohenems; daselbst von Bodmer 1756 entdeckt; dann lange Zeit zu Wien feilgeboten; von Kaiser Franz bereits zum Ankaufe für die kais. Hofbibliothek bestimmt, der jedoch infolge der Indolenz ihres damaligen aristokratischen Vorstandes wieder rückgängig wurde; von Jakob Grimm während des Kongresses in wenigen Tagen rasch ausgezogen, Altd. Wälder II. 145 f.; endlich vom Freiherrn von Laßberg erworben; noch immer im Privatbesitze; außer von Laßberg von keinem der Herausgeber verglichen; in einem Winkel Deutschlands so gut wie unzugänglich.

Faksimile: Schönhuth. Das Nibelungenlied etc. Heilbronn und Leipzig. 1841. 2. Aufl. 1847.

Abdruck: Laßberg. Liedersaal IV. 1821 (über das Faksimile s. die Angabe zu A). Dieser paläographisch genaue Abdruck ist bei der Situation der Hs. von der höchsten Wichtigkeit; sowohl Lachmanns als Bartsch' Varianten, Holzmanns wie Zarnckes Ausgaben beruhen auf demselben.

Ausgaben: Bodmer (1757.) von Str. 1582 an; Myller (1782) bis 1581 aus A, von da an aus C. s. u. § 8.

Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes hrsggb. und mit

Digitized by Google

einem Wörterbuch versehen von Adolf Holtzmann, ord. Professor an der Universität Heidelberg. Stuttgart 1857. XX und 424 S. 2. Aufl. 1868. Die Lücke von C ist aus a ergänzt; das Variantenverzeichnis beruht auf willkürlicher Auswahl; die Ausgabe zählt 2440 Strophen. Das Buch ist unentbehrlich durch die beigefügte Konkordanz der Zählung Holtzmanns, Laßbergs und Hagens, die, da Holtzmann noch entgegenkommend genug war (was z. B. Bartsch in den Lesarten bereits für überflüssig hält), bei jeder Strophe Lachmanns Zählung zur Rechten zu bemerken, auch für Lachmanns Ausgaben verwendbar ist. (Außerdem eine „Schulausgabe" 3 Auflagen; die letzte besorgt von Holtzmanns Schüler, Hölder in Tübingen.)

Das Nibelungenlied hrsggb. von Friedr. Zarncke. Leipzig. Wigand 1856. 5. Auflage 1875. 12°. CXXVI und 445 S. 8. Aufl. 1894. Die Ausgabe ergänzt die Lücke aus a und zählt 2445 Strophen, die nach Seiten, auf jeder Seite wieder von 1—7, gezählt sind.[1] Voraus geht eine ausführliche Einleitung, die aber den Standpunkt des Herausgebers nicht begründet, sondern voraussetzt; vollständiges Ausgaben- und bislang vollständigstes Literaturverzeichnis; angehängt ist eine kurze Besprechung der Plusstrophen, die in C fehlen; Lesarten

[1] Durch den zufälligen Umstand. daß Z. auch Herausgeber des mhd. Wtb. war, ist die gelehrte Welt gezwungen, von dieser höchst unpraktischen Manier, bei der man nämlich immer eine Ziffer mehr zu zählen hat als notwendig (Lachmann 792, 3 = Zarncke 129, 2^3) und die von der Laune der Verlagsbuchhandlung (Wahl andres Formates!) abhängig ist, Notiz zu nehmen Bartsch zählt in seiner Ausgabe nach Strophen von B + 3; in seinen Untersuchungen (1865) zitierte er noch nach Lachmann; gegenwärtig nach sich selbst. Jede Zählung, die nicht auf den effektiven Stand einer Hs. gegründet ist, ist natürlich eine willkürliche. Das zweckentsprechendste wäre es gewesen, Lachmanns Zählung nach Strophen von A (Plusstrophen nach Versen von 5 ab gezählt) beizubehalten; das erlaubte jedoch die Eitelkeit der jüngsten Herausgeber nicht, so daß die Beschäftigung mit Nibelungenstudien dadurch zu einer wahren Nervenpein geworden ist. (Lachmann 622, 6—20 = Bartsch 674, 5—20 = Zarncke 102, 1^1—4^4; aber wo sich eine Plusstrophe von Cl an B schließt, ist auch die Verszählung um 4 verschoben!) Zudem begnügen sich Bartsch und Zarncke, die Zahlen der anderen Herausgeber an den oberen Rand der Seite zu setzen, was mitunter gleichfalls überaus unbequem ist und zu Irrungen Anlaß gibt.

Digitized by Google

der Liedgruppe; ein Eigennamenregister und ein für den elementaren Gebrauch bestimmtes Wörterbuch. (1874 eine „Schulausgabe", * 3. Aufl. 1879.)

D, die zweite Münchener Hs.; XIII.—XIV. Jahrhundert; auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. germ 31.); 168 Blätter in Quart; Nib. Blatt 1—143, 144—168 die Klage, die ohne ersichtliche Veranlassung v. 1568 abbricht; Titel: *Daz ist daz Bouch Chreimhilden;* die Hs. folgt bis Nib. 268 und bis Klage 341 dem Texte C, von da an jedesmal dem gemeinen; der schön und stattlich geschriebene Codex war vor 1519 Eigentum der bayrischen Familie derer von Gumppenberg, wurde von Wiguleius Hund 1575 auf dem Schlosse Prunn an der Altmühl aufgefunden und an die herzogliche Bibliothek geschenkt. Doch macht Mone, Unt. 101, aufmerksam, daß Hund nicht aus D die Nachricht von Pilgrim haben könne, weil der Klage in dieser Hs. gerade die bezügliche Stelle fehlt.

E; zweite Hälfte des XIII. Jhdts; auf der Bibliothek des Freiherrn von Röder zu Offenburg; zwei Blätter in 4°. Nib. 250, 3 — 296, 4.

Abdruck: Leichtlen, Forschungen 1820. I. 17—32; berichtigt Holtzmann, Ausgabe S. VI.

F; auf der Bibliothek des Grafen Batthyani zu Karlsburg in Siebenbürgen; ein Quartblatt, früher auf einen Bücherdeckel geklebt, Nib. 1904, 1 — 1914, 2.

Abdruck: vd. Hagens Germania I. 337 f. * Alter, Fragment F 1898.

G; auf der Bibliothek zu Donaueschingen; ein zerrissenes Doppelblatt in 4°, gleichfalls früher als Deckelblatt verwendet; Stellen aus der Klage zwischen 847—1363; nicht abgedruckt, jedoch von Lachmann nach einer Abschrift Laßbergs verglichen.

H; ehemals Docen in München gehörig, gegenwärtig jedoch verschollen; es waren vier Blätter groß 4°. Nib. 1230, 3 — 1283, 2. 1500, 2 — 1549, 4. Eine Abschrift Docens in München „Doceniana c. 69".

Abdruck: vd. Hagens Germania I. 322 f.

Digitized by Google

I; Ende des XIII. Jhdts; auf der kgl. Bibliothek zu Berlin; 68 Blätter klein Folio, Nib. Blatt 1—57, daran schließt sich bis Blatt 61ᵃ ein Auszug der Klage; über die Lücke Str. 7—12 s. u., außerdem fehlen Str. 1456—1567. Faks. vd. Hagens Germ. III. — Nach Müllenhoff (bei Scherer) „in sehr gemeinem, vielleicht schwäbischem Text geschrieben mit vielen Abbreviaturen".

K; XIII.—XIV. Jhdt; alemannischer Heimat; auf der kgl. Bibliothek zu Berlin; zwei Pergamentblätter in Folio, Nib. 1712, 3 — 1774, 1 und 2254 — 2313, 4 (1732, 2 — 1753, 2 und 2274, 1 — 2294, 4 jedoch nur höchst verstümmelt). Abdruck und Faksimile: vd. Hagens Germania III. 1 f.

L (früher e und f); XIV. Jhdt; auf der kgl. Bibliothek zu Berlin; zwei Blätter und zwanzig Streifen in 4°; die Blätter von zwei verschiedenen Händen: fast vollständig Nib. 1505, 4 — 1532, 1 (e); mehr als hundert ganze oder verstümmelte Langverse zwischen 849, 3 und 1016, 4 (f). Von Görres entdeckt, zum Teil an W. Grimm, zum Teil an A. W. Schlegel, von beiden an Lachmann, von diesem der Berliner Bibliothek geschenkt.
Abdruck: Lachmann, ZfdA. I. 111—116. W. Grimm, Altdeutsche Wälder III. 241—249.

M; XIII. Jhdt; auf dem Museum Francisco-Carolinum in Linz; ein Blatt in Folio; Nib. 1329—1364. Abdruck (schlecht) und Faksimile (vorzüglich) im 5. Ber. über das Museum Franc.-Car. Linz 1841, S. 41—59. Vgl. Muth, Sitzb. d. Wiener Akad. LXXXIX Bd., S. 667 f.
Abdruck: vd. Hagens Germania V. 1 f.

N (und P); Fragmente derselben Hs. (Bartsch, Germania XIII. 195 f.); ein Blatt und zwei Falze in Folio auf der Universitätsbibliothek zu Würzburg (N), ein ganzes und zwei in Falze zerschnittene Doppelblätter auf dem germanischen Museum in Nürnberg (P). N enthält Nib. 1542, 2 — 1585, 1. 1383, 1—3, 1415, 2—4. 1830, 4 — 1831, 2. 1840. 1851. 1860; P sehr lückenhaft 1377, 3 — 1420, 1. 1824, 3 — 1863, 2. 2022, 1 — 2062, 2. 2142, 2 — 2181, 4, außerdem vollständig Kl. 538—741.

Digitized by Google

Faksimile und Abdruck: vd. Hagen, Monatsbr. der kgl. preuß. Ak. 1853. S. 402 f. (P.)

F. Roth in vd. Hagens Germania V. 209 f. VII. 116 f.

K. Roth, Kleine Beiträge IV. 16. S. 65 f.

O; XIII. Jhdt; auf der kgl. Bibliothek zu Berlin; ein Stück eines dreispaltigen Doppelblattes in Folio; Nib. 1052, 5 — 1059, 1. 1066, 2 — 1075, 1. 1117, 4 — 1125, 4. 1134, 1 — 1142, 2. 1150, 3 — 1156, 4. 1231, 1 — 1238, 4. Vorlage von d? jedenfalls nahe verwandt; das Fragment stammt aus Tirol, wo es von den Innsbrucker Jesuiten zum Einbanddeckel war verwendet worden; Abstammung und Verwandtschaft lassen Hagens Ansicht sehr plausibel erscheinen, daß es ein Stück des *„helldenpuchs an der Etsch"* sei; vgl. unten bei d.

Faksimile und Abdruck: vd. Hagen, Monatsbr. der kgl. preuß. Ak. 1852. S. 445—458.

Q; XIV. Jhdt; Grieshabers Fragment; gegenwärtig wo? zwei Doppelblätter in 4°; Nib. 910, 4 — 933, 4. 976, 4 — 998, 1.

Abdruck: Pfeiffer, Germania I. 207—213.

* Vgl. Braune, Rosenheimer Nib.-Fragmente.

R; XIII. Jahrhundert (Anfang? wenn sich doch der Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit zu einem Faksimile aufgeschwungen hätte!); auf dem germanischen Museum zu Nürnberg; anderthalb Blätter in 4°, früher als Deckelblatt verwendet; Nib. 1259, 3 — 1264, 2. 1275, 4 — 1279, 4. 1409, 1 — 1416, 2. 1417, 1 — 1427, 2 (zur Ergänzung der Lücke in C 1409. 1 — 1410, 7 verwertbar).

Abdruck: Holtzmann, Germania III. 51—56.

S; XIII. Jahrhundert; zwei Doppelblätter in 4° zu Prag; das eine, sehr verstümmelt, auf der k. k. Universitätsbibliothek, das andere im Besitz des ehem. Ministers Jiretschek. Nib. 1. 5. 218, 4 — 219, 3. 227, 2 — 228, 1. 236. 244—245, 2. 857, 3 — 861, 2. 865, 4 — 870, 2. 875—896, 1. 900, 2 — 905, 1. 909, 2 — 914, 2. 918, 3 — 923, 3.

Abdruck: Pfeiffer, Germania VIII. 187—196.

Digitized by Google

a; XV. Jahrhundert; in Maihingen auf der fürstlich Wallersteinischen Bibliothek; 210 Blätter klein Folio (Papier); Nib. Blatt 1—191, Klage 191—260; die Hs. beginnt nach einer prosaischen Einleitung mit Str. 325; es fehlen ohne Lücke 341—381, 1. 665—720, 4; von zwei Händen geschrieben, deren erste sehr nachlässig. Zu kollationieren mit dem Faks. bei vd. Hagen, Wallerst. Hs.

Die Einleitung lautet: *Da mann tzallt vonn ckrist gepurde Sibenn Hunndertt Jar darnach Inn dem Vietzistenn iar, Da was Pipanus vonn Frannkchreich romischer Augustus; der Hueb Sich ze Rom und satztt Sich genn ckostanntinopell vonn ungehorsam der Römär vnd verswuer, das er nimer mer dar chäm; Auch Satztt er ze vogt ann seiner statt Herdietreich chunig zw gottlandt, denn Mann die tzeit nennt Herrdietreich vonn pernn. pey denn tzeiten lebt der Weis römer Boetzius, denn Herdietreich vieng vmb das, daz er die Römär vast vor Im frist mit seiner weishaitt, vnd lag geuangen vnntz ann seinenn tod. Pein Herdietrichs tzeitten dez Romischenn vogtz vergienng sich die auennteur dez pueches vonn denn Rekchenn vnd vonn Kreymhilldenn.* Zum Schlusse der Klage folgende Verse: *Disez buch ist maister ian – des schol niemant irr gan — noch keinen czweifel han — got in nymmer schol verlan — der wunsch im stät sey getan Amen.*

Faksimile: vd. Hagen. Monatsber. der kgl. preuß. Ak. 1854. S. 573—588.

Abdruck der in C fehlenden Strophen: Zarncke, Beiträge (s. Literaturverzeichnis) S. 245 f. Holtzmann, Unt. b; nicht vor Mitte des XIV. Jahrhunderts; wie Strophe 1656, 61—65 beweist;[1] auf der kgl. Bibliothek zu Berlin;

[1] Bartsch, Germania XIII. 196 f., danach Ausgabe S. XIII hat zwar behauptet, daß die Hs. nicht über den Ausgang des XIII. Jhdts herabzusetzen sei, da an dieser Stelle von Pulver keine Rede sei: „der Saal sollte durch Anzünden des Schwefels mittelst brennender Kohle in Brand gesetzt werden“ (!); aber da wohl niemand Lust verspüren dürfte, diese Erklärung ernst zu nehmen, bleibe ich bei der obigen (Zarnckes) Ansicht: zu alledem setzt b die Handschrift D voraus, die nach dem Schriftcharakter kaum mehr dem XIII. Jahrhundert angehört. Ich habe am 29. IV. 1877 die Hs. in Berlin gesehen und finde es geradezu unbegreiflich, wie man dieselbe ihrem Schriftcharakter nach noch ins XIII. Jhdt setzen kann.

Digitized by Google

192 Blätter in Folio (Papier) mit 37 Bildern zu Beginn der Aventiuren. Nib. Blatt 3—158, Klage 159—188. Es fehlen Str. 1—19. 34, 3 — 44; dafür hat die Hs. zwei Interpolationen: 23 Strophen nach 1656; 2313—14 aber sind zu vier Strophen erweitert; Zarncke reiht die Handschrift daher unter die jüngeren Bearbeitungen. Die Klage bricht ab 1976, worüber zu vgl. Edzardi p. 7 ff. Die Hs. gehört zur Gruppe D; jedoch war D, das eine ältere Form scheint, kaum die unmittelbare Vorlage. Früher im Besitze von Hundeshagen in Mainz, 1867 für die Berliner Bibliothek erworben; die einzige Bilderhandschrift der Nibelunge.

Die Plusstrophen folgen hier nach Bartsch, Lesarten S. 290 f. und 289.

1656 *Do die burgonde chomen auf daz veld,*
Auf schluog man drey kunigen so herlich gezelt:
Sy stiessen auf die vanen, die waren von golde rot.
Da westen nicht die herren, daz in so nahent waz der dot.

Da gieng die frawe kriemhild an ain zinnen hin dan,
Da sach sy auf dem velde reiten mangen man,
Des frewt sich taugenlichen die wunder schone mait:
„Aller erst so wirt gerochen des kunen seifriden leip,

Der mir so mortlichen ze tod ward geschlagen;
Daz chan ich vntz an mein ende nimmer mer verclagen
Obe der grossen eren, die ich verlorn han:
es gelag an frawen arme nie so dugenthaffter man.

Sein vil grosse dugent macht mir herzenlait,
Wan ich dar an gedencke, als er von mir rait
Mit so gar gesundem leib, so mert sich mein clag,
Mir darf niemat weisen waz ich gross laides trag!

Got het mir in zuo ainem mann aus aller welt erkorn:
Wer dausent mann dugende an ainem man geborn,
Dannoch waz ir mere, deu Seifrid aine truog.“
Die frawe clagt vil sere, zu dem hertzen sy sich schluog.

Schier wurden dem bernere die mere chunt getan.
Man sach in da vil drate über den houe gan,
Mit im hillpranden nach ritterlichen siten:
„Vil edle kuniginne, daz solt ir lassen vermiten,

Digitized by Google

25 *Daz man euch nicht sach wainen zuo dirre hochzeit,*
Und habt her besendet aus fremden landen weit
Vil mangen werden recken und mangen piderman:
Daz man euch sicht wainen, daz stet ew übel an!“

29 *„Ich man dich deiner trewe, herre hillteprant,*
Ob du ye gab enpfiengd von meiner gebenden hant
So rich mich an hagen, darumb gib ich dir gold
Und bin dir untz an mein ende mit guoten trewen hold!“

38 *Do sprach der berner: „ir seit ain vbel weib,*
Daz ir ewren magen ratent an den leip,
Und habt so mangen poten zum rein nach in gesant:
So sind sy ew chomen ze hause mit werlicher hant.“

37 *„Naina her hillteprant, als lieb ich ew sey,*
Nun enpfach mir von dem reine die kunig alle drey
Und hais sy ligen zuo vellde: untz morgen so es werd tag,
So waren ich sy mit trewen des allerpesten so ich mag.“

41 *Hart gezogenlichen rait maister hillteprant,*
Da er die drey kunig von dem reine vand;
er enbaist vil ritterlichen und lie sich auf die knie,
Das er die drey kunige von dem rein enpfie:

45 *„Bis wilkumen gunther, kunig von dem rein,*
Sam sey gernot, der liebe pruder dein,
Und geiselher der junge und hagen, ain starcker man
Und manig schneller recke, der ich aller nit genennen kan.

49 *Ew enbewt der berner, der liebe herre mein,*
Fruntschafft und hullde und gantzen dienst sein
Und haist ew ligen ze vellde: untz es werde tag,
So warnt er ew mit trewen des pesten des er mag.

53 *Got müss euch behutten vor aller schlachte not:*
Vor vierdhalbem jare waz euch berait der tot:
Es hat ewr schwester kriemhild geschworn vil mangen ait,
Daz sy an ew wöll rechen die iren grossen herzenlait.

57 *Er enpewt ew, daz ir meident, als lieb ew sey daz leben,*
Daz newe haus bey der tuonaw ist ew herberge geben,
Daz sult ir mir gelauben, und cham ewr darein ain hor,
Ir müstent alle sterben und cham ewr kainer ze wer!

61 *Sagent in drei roren, die sind innan hol,*
Die sind geworcht schone mit schwebel und mit kol,
Die sol man an zunden, so die dische sint berait,
Daruor sult ir euch hutten, ir stoltzen hold vil gemait!“

Digitized by Google

65 *Des erschrack der kunig sere, die red waz im lait:*
„Nun lon dir Got, hilltenprant, daz du uns hast gesait,
Daz du hast gewarnet uns ellende man.
Ach daz wir hie zuo den hunen lutzel trewen funden han!“

69 *Des erlachten die jungen und heten es für spot,*
Do sprachen die weysen: „darvor behüt uns got;
Wir seyen durch grosse trewe geriten in daz lant,
Sy hat vil mangen poten hin zum rein nach uns gesant.“

78 *Nun sprach gezogenlichen der kunig gernot:*
„Hat uns mein schwester kriemhilt geladen in den dot,
Wir seyen durch grosse trewe geriten zuo der stat,
Wann uns mein schone schwester von dem rein ze hause pat!“

77 *Do sprach der videlere der chune volker:*
„Ich pin von dem reine durch gab geriten her,
Der wil ich mich verzeihen,“ so sprach der spileman,
„Ich videl mit dem schwerte daz aller peste daz ich kann;

81 *Ich erzaig in mein done, daz sy müssent auf hoher stan,*
Und wellent sy nicht erwinden, es mag in also ergan,
Ich schlag ir ettlichem ain geschwinden geigenschlag,
Und hat er liebe mage, den er es wol clagen mag!“

85 *Als hillteprant der allte wollte dannan gan,*
Geiselher der junge pat in stille stan,
Er gab im ainen mantel, den er im zuo den eren truog:
Für dreissig marck goldes het er pfandes genuog.

89 *Als zuo im genam den mantel maister hillteprant,*
Er rait gezogenlichen, da er den von pern vand:
„Secht ir den reichen mantel, den ich an mir han,
Den gab mir geiselher der junge, da ich von im wolte gan!“

2313, 3 — 2314, 2 lauten in b:

ermitten da der borte iren leib het umbgeben,
da muost die kuniginne verliesen ir werdes leben.

5 *Daz schwert, daz schnaid so drate, daz sy sein nit enpfant*
daz si het gerueret. unsanft sy sprach ze hant:
„dein waffen ist verplawen: du solt es von dir legen:
es zimpt nicht wol ze tragen aim als zirlichen degen!“

9 *Da zoch er von dem vinger ain ring rot guldein,*
er warff in ir vor die fusse, er sprach: „hebtir daz vingerlein
auf von der erden, so habt ihr war, edel wip!“
sy naigt sich nach dem golde; da viel entzway ir werder leib.

Digitized by Google

2314 *Nun ist auch gelegen kriemhilt, owe der not,*
wie recht gar unmüssig waz da der dot!

„c, eine Pergamenthandschrift, die er sehr alt nennt, fand Wolfgang Lazius, der in seiner Schrift de gentium aliquot migrationibus NN. 72—75. 1813. 1814. 1858, 1. 2. 1894—1900, 1. 2072—2075, 2. 2076, 1. 2. 2106, 3 — 2107, 3. 2132, 3. 4. 2155, 3 — 2156, 2 daraus anführt" (Lachmann). Lazius (Anfang des XVII. Jhdts) hat die Stellen arg verderbt; sie stimmen, soweit kenntlich, zum gemeinen Texte; auch einen eigenen rohen Versuch in der Nibelungenstrophe hat er beigefügt (S. 353), der euhemeristischen Auslegern allerlei zu denken gegeben hat (vgl. aber auch Waitz, Jahrb. Heinr. I. Neue Bearbeitung. S. 240):

Doch palt hat jm verkürczt sein starckes leben
dschlacht, wie er war von khayser Haynrich vertriben,
vnd mit sampt den Hungern an jn gelan,
war geschlagen so offt der Hewnisch man.

d; XVI. Jhdt; auf der Ambraser Sammlung oder dem k. k. Münz- und Antikenkabinett *gegenwärtig im k. k. Hofmuseum* in Wien; 238 Bl. größtes Folio (Pergament); dreispaltig; Nib. Blatt XCV—CXXVIII, Klage CXXXI— CXXXIX; Titel: *Ditz Puech heysset Chrimhilt;*[1] die Hs. ist sehr selbständig im Strophenbestande (s. u.); Lücken sind Blatt CXXII^b, wo auf der ersten Kolumne 13 Zeilen, dann die ganze zweite und dritte Kolumne für 1756—1786 leer blieben; nach 1857 bleiben leer auf Blatt CXXIII^a 16 Zeilen der zweiten Kolumne und die ganze dritte, ferner die ganze Rückseite und das ganze Blatt CXXIV, genau der Raum für 1858—1964; der Text bricht ab mit 2071, der Schluß fehlt: doch ist Raum gelassen und wie an den früheren Stellen sorgfältig dreispaltig vorliniiert: Blatt CXXVIII^b Kolumne 1, von der nur 20 Zeilen beschrieben sind, bis CXXXI^b: also, da der Schreiber 10—11 Strophen auf die 69 Zeilen einer Spalte bringt, für 170—190 Strophen; zugezählt aber müssen werden die 6 Spalten eines hinter CXXX herausgeschnittenen, bei der Paginierung, die von dem Ver-

[1] Wohl aus der Analogie des folgenden: *Ditz Puech heysset Chautrun-*

Digitized by Google

fasser des konfusen Inhaltsverzeichnisses herrührt, bereits nicht mehr vorhandenen Blattes: demnach ergibt sich Raum für 230—260 Strophen; der Abgang aber beträgt genau 244 Strophen und 3 Überschriften, für die sonst je nach Umständen je 5—27 Zeilen in Anspruch genommen werden. Man sicht daraus, wie genau der Schreiber über den Umfang seiner Vorlage orientiert war und wie sorgfältig er kalkulierte. Die Handschrift (zugleich u. a. die einzige der Kudrun[1] und des Biterolf) ist im Auftrage Kaiser Maximilians I. 1504—1515 von Johann Ried, Zöllner am Eisack, geschrieben; nach 1517 vom Maler vollendet; ihre Vorlage ist das in den bezüglichen Aktenstücken wiederholt erwähnte *„helldenpuech an der Etsch"* (s. o. bei O), vgl. Archiv für Gesch. Tirols I. 100 f. (der Inhalt im wesentlichen wiederholt Germania IX. 381 f.); sie gehört zu den prächtigsten und kostbarsten, die existieren; Abbildungen zu den Nibelungen enthält sie nicht; gegenwärtig trägt sie soliden und modernen Einband.

R. v. Muth, zu der Nib.-Hs. d (ZfdA. XXI, 87 f.).

e, f s. o. L.

g; XV. Jahrhundert; 17 Blätter (Papier) auf der Heidelberger Bibliothek; Nib. 1188, 3 — 1292, 2. 1499, 4 — 1551, 2. 1577, 2 — 1627, 2. 2216, 2 — 2229, 1; direkte Abschrift von L.

Abdruck: vd. Hagens Germania I. 180 f.

h; XV. Jahrhundert; von Meusebach 1830 zu Lachmanns Benutzung erworben, gegenwärtig auf der kgl. Bibliothek zu Berlin; 168 Blätter klein Folio (Papier); Nib. Blatt 1—144 (das erste Blatt ist fast völlig zerstört), daran schließt sich in 33 Doppelspalten die Klage; Abschrift von I. — * H. Römheld, Über die Nib.-Hs. h und die Iwein-Hs. a, 1899.

i; XV. Jahrhundert; ein Papierblatt 8° auf der kgl. Bibliothek zu Berlin; Nib. 223—238, 1.

Abdruck: Hoffmann. Altdeutsche Blätter. I. 47 f.

* [1] Man vgl. daher das Faksimile bei Nagl uud Zeidler, DÖLG. I zu S. 112; bei Könnecke, Bilderatlas 1887, S. 26; bei König, Lit.-G.

Digitized by Google

l; XIV. Jahrhundert; auf der mittelalterlichen Sammlung in Basel; fünf Doppelblätter (Papier) in 4°; enthalten in alemannischer Mundart Nib. 1296—1310. 1341, 4 — 1404, 2. 1434—1450, 2. 1484, 4 — 1501, 2. 1548, 4 — 1584, 3. 1627, 4 — 1643.

Abdruck: W. Wackernagel. Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift. Basel 1866.

Damit ist die Reihe der zur Textkritik anziehbaren Handschriften erschöpft; an dieselben sind die Bearbeitungen zu reihen:

T; XIII. Jahrhundert; zwei Blätter 8° ehedem im Besitze von Serrure zu Gent, gegenwärtig nach AfdA. IV. 80 auf dem British Museum Eg. 2323 Farnb. (sic); eine niederländische Übersetzung des gemeinen Textes, von der erhalten Nib. 885, 2 — 904. 978—999.

Faksimile: Serrure, Vaderlandsch Museum v. nederduitsche Letterkunde 1855.

Abdruck: vd. Hagens Germania I. 339 f.
Pfeiffer, Germania I. 213 f.

k; XV. Jahrhundert; ehedem auf der Bibliothek des Piaristenkollegiums in Wien, als cod. pal. (15478) 3145 für die k. k. Wiener Hofbibliothek erworben; eine durchgreifende entartete Bearbeitung des Textes C „der Nibelunger liet“ im Hildebrandstone, d. h. der in der 8. Halbzeile um eine Hebung verkürzten Nibelungenstrophe. Die Handschrift war bis 1881 noch so gut wie unbekannt, da man auf die lückenhaften Angaben Holtzmanns, Germania IV. 315—337 (wozu zu vgl. Zarncke, Ausgabe S. 372—376) angewiesen war; aus der Handschrift wurden ca. 20 ihr eigentümliche Strophen beigebracht, die Holtzmann samt und sonders, Zarncke wenigstens zum Teile für „echt“ hält. Es wäre müßig, dieselben anzuführen, solange noch zu untersuchen ist, ob die Handschrift nicht noch andere bemerkenswerte Zusätze oder Abweichungen enthält.[1] Es genügt die

[1] Mittlerweile 1881 herausgegeben von Kelle, Bibl. d. Lit.-Ver. — *Dazu Xantippus, Ein bißchen Nib.-Kritik (angebl. hohes Alter des Textes) — Stölzle, Der Dichter des Siegfriedliedes mit dem des Nib.-L. k identisch?

Digitized by Google

Anführung einer Stelle, die Holtzmann für „entscheidend", Zarncke seit 1867 gleichfalls für „echt" erklärt.

2017 5 *Da eylet auff die geste drey fursten weit erkant,*
von Polant waz der eine, herczog Herman genant,
und aus der Walacheye Sigher, der küne degen,
und Wallach auss den Turcken, die woltten streittes pflegen.

9 *Wol mit zweitausent recken si brachten mit in dar,*
darunter manger ritter waz da in irer schar.
die mant die kuniginne und auch der kunig reich
und klagten in mit trewen ir leit so klegeleich.

13 *Da globten si zu fechten, man ghis in landes vil*
und reichen schacz von golde, als ich euch sagen wil.
si waren gewapnet feste und trungen in daz hauss:
ir keiner mit dem leben kam nymmermer darauss!

Das Entscheidende dieser Stelle soll sich ergeben aus dem Vergleiche mit Klage 173 f.:

der herzoge Herman, *ein vürste ûzer Poelân,*
und Sigeher von Walâchen *vil flîzeclichen râchen*
175 *der edeln Kriemhilde leit.* *zwei tûsent rîter gemeit*
si brâhten zuo der wirtschaft, *die von der edeln geste kraft*
sît alle wurden verswant. *dar het durch Kriechischiu lant*
brâht ûz Türkîe *Walber der edelfrîe*
zwelf hundert sîner man: *die muosen alle dâ bestân,*
180 *swaz ir von Kriechen was bekomen,* *und swaz die dâ heten genomen*
des Kriemhilde goldes *und Etzeln soldes.*

Eine auffallende Ähnlichkeit: nur etwas gar zu deutlich! Die Hs. k enthält die Klage nicht, aber der Verfasser kannte dieselbe und entnimmt ihr, wie etwa der 200 Jahre ältere des Textes C die Nachricht von Etzels Abfall vom Christentume, diese Stelle; aus dem Walberan ist ein Walach geworden; die Kriechen sind ausgefallen, entweder weil das Wort in der alten Bedeutung Slaven nicht mehr verstanden wurde, oder weil dem Umstand Rechnung getragen werden sollte, daß ein türkischer Fürst im XV. Jahrhundert seine Truppen nach Ungarn überhaupt nicht mehr durch „Kriechischiu lant" zu führen brauchte; im übrigen ist die Anordnung, die Zahlen, sogar

Digitized by Google

das Gold und das Ende aus der Quelle beibehalten. Wenn also irgendwo, läßt sich hier die Interpolation erweisen. Zudem kann man aus dem größeren Zusatze in b Zeile 29—32, 81—85 sehen, wie diese kümmerlichen Überarbeiter ihren Stoff im vorhinein aus dem folgenden erschöpfen. Zum Vergleiche mit b diene noch folgende Strophe aus k:

(nach 2313, 1) *er sprach: „ir müsset gelten den helt an allen wangk.*
ir gehisst meinem herren, ir wollt si leben lan;
des muss hie ewer leben czu einem pfande stan!“

Sein schwert er ob dem weibe hoch in die lüfte wag
(folgt 2313, 2).

Ob die Hs. in der Tat stellenweise dem gemeinen Texte folge, bleibt zu untersuchen; daß sie eine ältere Hs. als C voraussetze, ist eine ganz vage Behauptung; ein vollständiger Abdruck ist weniger irgend welcher textkritischer Rücksichten halber, als vielmehr deshalb wünschenswert, weil sich über die Fortbildung der niederen Sage im XV. Jahrhunderte wahrscheinlich manches gewinnen ließe; insbesondere, wenn die Vermutung richtig wäre, daß unsere Hs. jenes Gedicht enthält, auf welches im Siegfriedsliede verwiesen wird (*vgl. Stölzle). Dieses schließt Str. 179: *Wer weiter hören wöll, So wil ich jn hin weisen, Wo er das finden söl, Der less Seyfrides hochzeyt.* k soll aber überhaupt nur zwei Überschriften haben: vor 1: *Das ist die erst hochczeit mit seyfridt aus niderlant und mit krenhilden*[1] und vor 1803: *das ist die ander hochczeit kunig eczel mit krenhillden auss purgunderlant.*[2]

m (von Zarncke ganz unmotiviert mit Unterbrechung der alphabetischen Folge der Hss. w genannt); XV. Jahrhundert; ein Pergamentblatt klein Folio, das leider nur das Bruchstück eines Aventiurenverzeichnisses enthält; der

*[1] Aus dieser Form krenhilt ist zu ersehen, daß im bayr.-öst. Dialekt khreə̃hüld gesprochen wurde, eine Entstellung, über welche eine von mir im April 1905 geschriebene Aufklärung in der „Österr. Rundschau“ doch wohl endlich erscheinen wird. 26. XII. 1906.

[2] Daraufhin auf die Identität des Verfassers beider Gedichte zu schließen (Zarncke, Einl. S. XXIV; *Stölzle), ist schlechtweg unkritisch.

Digitized by Google

Inhalt des Liedes vom hürnen Seyfrit ist vollständig und, wie eine Berechnung aus den Blattziffern ergibt, in größerer Ausdehnung, als er uns vorliegt, in den Nibelungentext (Od) verarbeitet; wahrscheinlich benutzte also der Verfasser unmittelbar jene Lieder, die bald darauf zum Siegfriedsliede redigiert wurden.

Abdruck: Weigand, ZfdA. X. 142—146; danach Bartsch, Ausgabe. I. S. XXV—XXVII; auch ich halte dasselbe für wichtig genug, um es vollständig mitzuteilen;

I. *1. Abinture wie*[1] *siferit wusch zu striede und wie er hurnyn wart vnd der nebuelunge hurt gewan E er ritter wart.* —ij

2. A. w. siferit reit vz sinez vater lande mit zwolf kunen reckin vnd wie er kam zu gunter vnd siner hilden. jx

3. A. w. hagin sach siferiden zum ersten vnd sagete syme herre von siner groszin ebinture. xj

4. A. w. siferit ludegast vnd sinen brudir hirtzogin ludegere gein wormez brachte gefangin. xjx

5. A. w. siferit kriemylden zum ersten wart sehin vnd sie sich in hertzin liep gewonnen. xxiij

6. A. w. gunter noch kriemilde farin wolde vud wie sie hindert ein wildir drache. xxvij

7. A. w. kriemilde nam ein wildir drache vnd furte sie uff einen hohin stein. xxxj

8. A. w. siferit die juncfrauwe von dem drachin steine gewan mit manchyr groszin arbeit. jxxxx

9. A. daz siferit den drachin hatte vbir wondin und fur mit siner juncfrauwe an dem rin. xxxxiiij

10. A. w. siferit reit von isinstein gen nebelunge lant vnd holte siner manne dusint. lij

11. A. w. gunter siferiden gein burgundin riden vnd sinen frunden kunt dede daz er vnd kriemelt quemen. lvj

12. A. w. gunter vnd kremhilt gein wormez kamen vnd wie sie in phangen worden. ljx

13. A. w. gunter vnd siferit zum ersten zu bette gingin vnd wie iz den herren beide ir ging. lxij

[1] So immer. — Die üblichen Abkürzungen sind aufgelöst.

Digitized by Google

14. A. w. siferit vnd sine frauwe schieden vnd kamen in sin vater lant. lxvij

II. *15. A. w. der bose find rit daz brunhilt kriemilden vnd siferiden begunde haszinde.* lxjx

16. A. w. gunter vnd brunhilt santen zu kriemhilde und zu siferide. lxxj

17. A. w. siferit und kriemhilt gein wormez quamen in gantzin treuwen. lxxiij

18. A. w. sich die zwo konigin schulden vnd bruwen eynen groszin mort. lxxvij

19. A. w. gunter vnd hagin siferiden boschlich vir riedin vnd wie sie in hindir giengen in groszin vntrvwen. lxxxj

20. A. w. siferit mortlich ir slagin wart von hagin. lxxxiiij

21. A. w. kriemilt clagete irz mannez dot vnd wie er be stadit wart zu der erden lxjxxx

22. A. w. segemunt so trureclich wedir heim reit an sinen son vnd kriemelt bleip zu burgondin. lxxxxiij

23. A. w. konige etzel warp vm kriemylt vnd wie rudiger kam zu burgundin. lxxxxviij

24. A. w. schone rudigern flehete frauwe kriemhilde E daz sie lobin konig etzeln zu manne. ciij

25. A. w. kriemilt zu bettelare kam vnd wie sie in phangin wart. cvj

26. A. w. etzel reit gein kriemilde vnd wie er sie in phing in sime lande. cjx

27. A. w. daz kriemelt warp daz ir brudir kam zün hunen also det brunhilt vor daz siferit kam zün burgundin. cxij

28. A. w. etzel swamel vnd felbel zu dem rine sante noch sime swagir daz er queme zu der hochzit. cxiiij

Hier bricht das Verzeichnis leider ab; es ist flüchtig und ungenau geschrieben: längst bemerkt ist, daß bei 6, 11 und 12 für Kriemhild Brunhild einzusetzen ist; Bartsch verbessert die Blattzahl bei der 21. âventiure lxjxxx in jlxxxx und *lobin* in 24. zu *lobite;* statt 11. *ridē* ist zu lesen

Digitized by Google

sande, statt 24. *rudigern rudiger,* 1. *wusch* ist * wohl Dialektform* für *wuchs,* 2. *sinē* habe ich statt *sinen* aufgelöst *siner.* Die Ähnlichkeit der Aventiurentitel 22. 25. 26 und 27, sowie der böse Feind (15) aus Nib. 756, 9 lassen keinen Zweifel, daß das Original der Bearbeitung nächstverwandt war mit d.

§ 8. Die Redaktionen.[1]

An eine kritische Erörterung der Entstehung des Gedichtes ist nicht eher zu denken, als eine sichere Basis für dieselbe gewonnen ist, oder mit anderen Worten: die Untersuchung über Alter und Entstehung des Nibelungenliedes hat nur dann Aussicht auf Wert und Erfolg, wenn zuvor die Frage zur Entscheidung gebracht ist, welcher der verschiedenen uns überlieferten Texte als der älteste der Kritik zugrunde zu legen ist. Jede Verquickung der beiden Fragen ist vom Übel.

Es handelt sich nicht darum zu entscheiden, welcher Text der beste oder der vollständige ist, sondern ob einer die ursprüngliche Form des Epos überliefert oder welcher doch derselben am nächsten kommt. Es muß demnach von jeder Rezension untersucht werden, ob sie durch Zusätze aus einer kürzeren oder durch Abstriche aus einer längeren hervorgegangen ist; ferner ob eine der uns überlieferten Redaktionen eine andere der vorhandenen voraussetzt; und endlich, wie sich die Handschriften zu ihren Grundformen, den Texten oder Rezensionen, verhalten. Denn daß die Frage nach dem Alter der Texte von dem der Handschriften völlig abhängig sei, ist schon oben bemerkt worden; wenn also in diesem und den folgenden Paragraphen die verschiedenen Redaktionen nach den Handschriften, aus denen wir sie kennen, mit A, B, C, I bezeichnet werden, ist es dessenungeachtet nicht das Verhältnis dieser selbst, sondern ihrer Vorlagen, der Originale der einzelnen Bearbeitungen, was uns beschäftigt: wir

* [1] Eine bequeme Zusammenstellung bezw. Übersicht über die Redaktionsfrage bis 1897 bietet Schönbach, Christentum etc. S. 32—54.

Digitized by Google

substituieren der Bezeichnung der Texte zur leichteren Orientierung die der Handschriften.[1]

Diese Untersuchung nun kann bei einer so reichen und verschiedenartigen Überlieferung und bei der Wichtigkeit der daranschließenden Fragen leider nicht kurz abgetan werden. Hängt doch von ihrer Entscheidung das Urteil über die literarische Stellung des Epos und seinen ästhetischen Wert, über seine Verwendbarkeit für die nationale Erziehung und über die ethischen Grundanschauungen unseres Volkes ab! Jeder der drei Rezensionen A, B und C aber ist bisher von irgend einer Schule das relativ höchste Alter zugesprochen worden: denn seit man begonnen, mit Hintanstellung aller Errungenschaften der philologischen Kritik die Autorität Lachmanns auf diesem Gebiete zu erschüttern, sind, wie im strittigen Acker das Unkraut, die originellen Ansichten über das Verhältnis unserer Texte emporgeschossen.

Die Gegner haben es Lachmann zum Vorwurfe gemacht, daß er selbst das Verhältnis der Handschriften oder richtiger gesagt der Texte nie zum Gegenstande besonderer Erörterung gemacht hat. Mit vollem Unrecht! Denn fürs erste hat L. in den Rezensionen von 1816 und 1820 das Verhältnis A—B—C schon abschließend erörtert. Anderseits muß man sich vergegenwärtigen, unter welchen Umständen er an die Kritik unseres Epos trat: Bodmer hatte im Jahre 1757 den Schluß (ab 1582) der Hs. C herausgegeben; die nächsten Ausgaben von Myller 1782 und die älteste vd. Hagens 1810 geben ohne eine Kenntnis des Verhältnisses der Handschriften einen gemischten Text, der bis 1581 aus A, von da an aus C schöpft: Bodmer hatte nämlich, da Myller an seine erste vollständige Ausgabe ging, diesem statt C.s die Hs. A aus Hohenems gesandt; der erste, der erkannte, daß hier verschiedene

[1] Von der hie und da angewandten, sehr logischen, aber typisch häßlichen Bezeichnung der Texte durch Sternchen *A, *B, *C, *I glaube ich absehen zu sollen, da eine Verwechslung denn doch nicht leicht möglich ist.

Digitized by Google

Texte amalgamiert seien, war, wie mir Zacher nachweist, Gieseke 1798[1] und nach ihm der Bahnbrecher unserer Wissenschaft, Jakob Grimm, in seinem Aufsatze „über das Nibelungen Liet“ 1807 (Klein. Schriften IV. 1.); auch vd. Hagen suchte sich nun in der Sache zu orientieren; er hielt die St. Galler Handschrift für den ältesten Text und legte dieselbe seinen folgenden Ausgaben (1816 und 1820, bei welcher er zuerst den Titel „der Nibelunge Noth“ anwandte) zugrunde; methodische Ordnung kam in die Angelegenheit erst durch Lachmann, der, nachdem er 1816 mit der glänzendsten und bedeutendsten aller Habilitationsschriften: „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelunge Noth“ hervorgetreten war, nun selbst eine Ausgabe vorbereitete; zu dem Ende nahm er Abschrift oder verglich sämtliche damals bekannte Handschriften, keine geringe Arbeit in einer Zeit, da der literarische und gewöhnliche Verkehr noch mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte als heute; auf diesem Wege gelangte er zu der Überzeugung, daß die nächstliegende Ansicht über das Verhältnis der Texte, daß nämlich die reicheren durch Erweiterung aus den kürzeren hervorgegangen seien, die einzig berechtigte sei; den kürzesten Text, wie ihn die Handschrift A bietet, erkannte er für den ältesten; diesen legte er seiner im Jahre 1826 vollendeten Ausgabe zugrunde; der Weg der Entwicklung, den er annahm, war also, graphisch ausgedrückt: A—B—I—C; den Beweis durfte er durch seinen vollständigen Variantenapparat für erbracht halten.

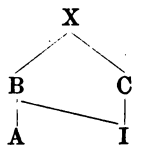
Seine Meinung blieb die herrschende; selbst wer wie Jakob Grimm oder vd. Hagen Lachmanns Ansicht über die Entstehung des Epos nicht teilte, akzeptierte doch diese Grundlage seiner Kritik; unangefochten galt der Text A als der älteste, bis — 3 Jahre nach Lachmanns Tode — Holtzmann in seinen „Untersuchungen“ die neue Ansicht aufstellte, der Text C sei der älteste, die anderen durch

[1] Müllenhoff z. J. Grimm, Kl. Sch. 4, 3; vd. Hagen, Sammlung für altd. Lit. u. Kunst 1812 I. 1. 1—14.

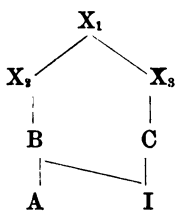
Digitized by Google

Verkürzung aus demselben hervorgegangen. Der Weg, den er annahm, war also gerade der entgegengesetzte: C—I—B—A.

Theoretisch ist die eine Ansicht so zulässig als die andere: wir haben unter den zahlreichen Bearbeitungen mittelhochdeutscher Gedichte sowohl Beispiele für Erweiterung als für Verkürzung. Zusätze kommen ebensogut vor als Abstriche. Diese doppelte Möglichkeit nun faßt die dritte Theorie ins Auge, die, weil sie von der zwischen A und C in der Mitte liegenden Handschrift B ausgeht, von des Urteils baren und der Leitung gewohnten Leuten, die in der Hitze des Streites den sicheren Leitstern verloren hatten, als eine vermittelnde begrüßt wurde, als ob es ein Paktieren gäbe in Sachen wissenschaftlicher Überzeugung; das ist Bartsch' Lehre,[1] entwickelt in seinem gleichfalls „Untersuchungen" betitelten Buche: B und C seien Bearbeitungen, ersteres die treuere, letzteres die freiere eines verlorenen Originals, A aus B, I aus C entstanden, also:



oder genauer



So liegt die Frage, mit der wir uns nun in völliger Objektivität zu beschäftigen haben; zu ihrer Entscheidung ist eine Vergleichung der Texte untereinander im einzelnen unausweichlich. Ein gemeinsamer Archetypus wird sich uns ergeben: vorausgreifend deute ich auf die Bemerkung § 10, Fußnote zu Nib. 1201—2; § 11 zu 491; Ende

* [1] Bartsch hat seine Anschauungen weiter fortgesponnen in „Der Nib.-N. mit den Abw. von der Nib..Liet" II. (Wörterb.) 1880 und in seinen „Ges. Vortr. u. Aufsätzen" 1883 (bes. S. 88—108 über die dichterische Gestaltung der Nibsage). — Vgl. F. Bech, Nib. 698, 2—3 (Germ. XXXVI. 350—51).

Digitized by Google

§ 11 (Henning).[1] Bei jeder Textvergleichung sind die Lesarten im weitesten Sinne das entscheidende; hier, wo es sich um Texte von verschiedenem Umfange handelt, ist es natur- und sachgemäß, jeden Text mit dem ihm an Umfang nächststehenden zu vergleichen; wir gehen hierbei von dem kürzesten Texte A aus und vergleichen denselben zunächst mit dem gemeinen B; auf den hieraus gewonnenen Ergebnissen fußend dann diesen mit dem längsten C.

Wir haben dabei zunächst zu untersuchen, ob die Strophen, welche in einer Rezension sich vorfinden, in der anderen fehlen, nach Inhalt und Form so beschaffen sind, daß ihre spätere Hinzufügung oder Weglassung wahrscheinlich ist: im ersteren Fall ist jeweilig der kürzere, im anderen der längere Text der ältere; dann, ob diese hinzugefügten oder weggelassenen Strophen einen einheitlichen Charakter tragen, so daß die Operation mit denselben einer bestimmten Hand zugeschrieben werden kann; ob sich in den Abweichungen der Lesarten ein gleicher Charakterzug erkennen läßt; endlich, ob sich Gründe für das Vorgehen eines Überarbeiters plausibel machen lassen.

Nach den Ergebnissen dieser Untersuchung werden wir unser Urteil zu formen haben, welche literarhistorische Stelle jeder Rezension zukommt.

§ 9. Der kürzeste und der gemeine Text (A und B).

„Handschriften" — so führte Scherer in seinem Kolleg einst aus — „sind historische Quellen. Die Grundsätze, nach denen man historische Quellen zu prüfen hat, sind längst festgestellt. Aber die Kategorien gut und schlecht kommen dabei nicht in Anwendung.[2] — Die erste Grund-

---

* [1] Vgl. Müllenhoff, Die alte Dichtung von den Nibelungen, ZfdA. XXIII., 113 ff. (dazu Litbl. 1880, Sp. 49 f.); P. Symons, PBB III. 287 ff.; Koegel, Gesch. d. d. Lit. bis AM. I., 1., 172 ff., I., 2., 198 ff. — Kettner, Die österr. Nibelungendichtung (Ursprung von A).

* [2] Vgl. § 10, Fußnote zu Nib. 2232.

Digitized by Google

frage ist, zu konstatieren, ob vorhandene Quellen voneinander unabhängig sind. Wir haben gesehen, daß alle Nib.-Hss. auf eine Quelle zurückgehen, und Zarncke zweifelt nicht, daß die Hss. untereinander im Abhängigkeitsverhältnis stehen: es findet nach ihm eine stufenweise Verschlechterung statt. — Also diese Quellen sind voneinander abhängig; nach welchen Prinzipien kann über Abhängigkeit entschieden werden? Präzisieren wir die Frage. Damit, daß ich sage, wir haben eine Reihe verschiedener, aber voneinander abhängiger Dokumente, damit ist gesagt: ein bestimmtes, ursprüngliches hat bestimmte allmähliche Veränderungen, Umwandlungen erlitten, die allmählich alle ermittelt werden. Es ist klar, daß wir zu diesem Zwecke das Prinzip der Veränderung vor allem kennen müssen. — Wo kann die Ursache der Veränderung sitzen? Was ist die bewegende Kraft, welche Veränderungen bewirkt?

Wir vergleichen die Handschriften untereinander; das sind Werke von Menschen. Menschen, d. h. Individualitäten, stehen zwischen den Stufen der Entwicklung, welche uns vorliegen. Wenn die Hs. A anders ist als die Hs. B, so beruht das darauf, daß der Mensch — im gegebenen Falle eine literarische Persönlichkeit, sei sie noch so untergeordnet, vielleicht bloß ein Schreiber —, der aus irgend welchem Grunde Veränderungen vornimmt, zwischen A und B steht; die Veränderung, welche mit dem Texte vorgenommen wird, vollzieht sich in der Seele eines Menschen, sie ist also eine psychologische Tatsache, sie muß nach den Grundsätzen psychologischer Begreiflichkeit beurteilt werden, sie muß sich verständlich machen lassen. [Sie kann nun entweder I. absichtlich oder II. unabsichtlich entstanden sein.]

I. Aber weiter? welche psychologische Tatsache liegt vor? Was muß in der Seele eines Menschen vorgehen, damit er sich veranlaßt sehe, einem gegebenen Texte eine andere Gestalt zu verleihen? Es muß offenbar über den gegebenen ursprünglichen Text von seiten

Digitized by Google

jener Persönlichkeit ein verwerfendes Geschmacksurteil gefällt werden, d. h. er übt Kritik und handelt im Sinne dieser Kritik.

Daraus ergibt sich: absichtliche Veränderungen eines Textes sind nach der Meinung desjenigen, der sie vornimmt, allemal Verbesserungen.

II. Unabsichtliche Veränderungen bei der Überlieferung von Texten müssen auf einer Trägheit der Aufmerksamkeit und auf dem so ungehinderten Spiel des psychologischen Mechanismus beruhen. — Das Resultat, bezüglich Kennzeichen, wird immer ein Verstoß gegen Grammatik oder Logik sein, und zwar ein Verstoß im allernächsten Zusammenhange, ein Verstoß, der die Konstruktion stört, der die Folgerichtigkeit einer Reihe von Sätzen aufgibt oder — bei Gedichten — dem Metrum widerspricht."

Eine Vergleichung des Strophenbestandes in A und B ergibt, daß in B 3 Strophen mangeln: 1, 3 und 21, die in A stehen, über die unten gehandelt wird, wogegen B[1] 65 Strophen besitzt, die A abgehen. Höchst auffällig ist nun die Verteilung dieser Plusstrophen über das Gedicht: von den 65 Strophen fallen 57 auf die VI.—X. âventiure = Lachmanns IV. und V. Liede oder genau präzisiert zwischen Strophe 338—663; d. h. $^7/_8$ der Zusätze fallen gerade in $^1/_7$ des ganzen Epos. Diese Art und Weise der Verteilung schließt jeden Gedanken an Zufall bei der Veränderung, Ergänzung oder Verkürzung des ursprünglichen Textes aus. Daß nicht daran zu denken sei, daß diese Strophen etwa durch Nachlässigkeit des Schreibers von A ausgefallen seien, hat ausführlich erörtert E. Pasch, Die Nibelungenhandschriften A und C. S. 96: Nachlässigkeit kann entweder zu bewußtem oder unbewußtem Überspringen

---

[1] Nicht wie K. Hofmann, Zur Textkritik S. 3 angibt, 62; Hofmann hat übersehen, daß Bartsch in seine Ausgaben die Strophen 1 und 3 aus A, 491, 5 - 8 aus C aufgenommen hat, wodurch er 2379 Str. erhält; B hat 2376 Strophen, also 60 mehr als A, worunter aber 65 Plusstrophen; das Versehen ist um so auffälliger, als Hofmann ganz richtig sämtliche 65 aufzählt! — * Vgl. jetzt Kettner, Plusstrophen d. Nib.-Hs. B.

Digitized by Google

einzelner Abschnitte führen; bezüglich der absichtlichen Auslassung aus Trägheit ist nun zu bedenken, daß die Verschiedenheit des Strophenbestandes häufig eine bald mehr bald minder bedeutende Änderung des Wortlautes der Nachbarstrophen mit sich bringt, so daß, wer den Text verkürzte, auch die Mühe der Umdichtung nicht scheuen durfte; so natürlich es nun bei einem Bearbeiter ist, der seine Vorlage erweitert, daß er auch sonst den Text mit seinen Zusätzen in Einklang zu bringen sucht, so unzulässig ist diese Annahme bei einem Schreiber, der darauf ausgeht, es sich bequem zu machen; ist die Auslassung aber eine unabsichtliche, aus reinem Übersehen entsprungene, so wird sie Wesentliches und Unwesentliches, im Zusammenhange Fühlbares wie Entbehrliches treffen; es sind daher die Plusstrophen nach ihrem Inhalte und ihrem Verhältnisse zum Zusammenhange zu prüfen, was zwar Bartsch, Unters. S. 304, ausdrücklich ablehnt, wohl nur weil es zu einem für ihn unerwünschten Resultate führt; doch ist es ganz unumgänglich notwendig, denn sollte es sich ergeben, daß fast alle oder sämtliche Plusstrophen in B entbehrlich, einzelne sogar im Zusammenhange störend sind, so könnte doch niemand mehr glauben, daß ein Schreiber, der so saumselig war, daß er von 382 Strophen 57 ausließ, in seiner Liederlichkeit keine einzige wichtige, wesentliche, gehaltvolle, inhaltreiche getroffen hätte!

Wird also erwiesen, daß die Auslassung von Strophen Veränderungen des Textes mit sich gebracht und daß sich dieselbe nur auf ihrem Inhalte nach entbehrliche Strophen erstreckt hätte, so ist diese Annahme überhaupt abzuweisen und bleibt keiner anderen Raum, als daß in diesem Falle der kürzere Text der ältere, die Plusstrophen aber Zusätze seien. Das bleibt zu untersuchen.

Zunächst kommt zu erwägen, ob Abweichungen des Textes, wie selbe sonst zwischen A und B obwalten, auch in dem fraglichen Abschnitte 325—662 (das sind die Grenzen der âventiuren) vorkommen? Die Frage muß

Digitized by Google

unbedingt bejaht werden. Charakteristische formelle Eigentümlichkeiten des Textes B sind

1. das Ausfüllen der Senkung. Dies wird natürlich sehr oft durch ein einzelnes Wort erreicht, und Bartsch nimmt daher an, daß diese einsilbigen Wörter durch Nachlässigkeit der in der Tat nicht mehr sorgsam geschriebenen Handschrift A ausgefallen seien. Dem steht aber entgegen, daß die Tendenz nach Ausfüllung der Senkung, wie namentlich Liliencron, Über die Nibelungenhs. C S. 175—191 schön gezeigt hat, in der klassischen Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung eine fortschreitende ist; sehen wir nun hie und da den ganzen Charakter des Verses verwischt, z. B. 328, 3 A *ich wil umb ir minne wâgen den lîp* — B *ich wil durch ir minne wâgen minen lîp;* 268, 2 A *von stade er schieben vaste began* — B *von stade begunde schieben der kräftige man;* 622, 4 A *versuochende angestlîchen* (Onomatopöie; Malerei durch Spondeen) — B *er versuocht ez angestlîchen,* so dürfen wir auf Bartsch' Frage, Unters. S. 79, was denn wahrscheinlicher sei, daß die Besserer die metrischen Fehler (nicht allein vom Fehlen der Senkung, sondern auch von anderen Wortdifferenzen ist dabei die Rede) berichtigten oder daß der Schreiber von A durch Weglassungen und Verletzungen den Versbau zerstörte, unbedenklich erwidern: das erste, denn das fortdauernde Streben nach Feilung der Form ist erweislich und unbestreitbar.

2. Neigung und Abneigung inbezug auf gewisse Worte; so vermeidet B gerne das Wort *michel,* wenn auch nicht durchaus; dagegen finden sich häufiger in B als in A: *grôz, groezlich, starc, sorge,* worüber zu vgl. Bartsch, Unt. 262 f., 309 f. Auf diesen Umstand gehe ich hier nicht näher ein, weil er für unsere Untersuchung an sich nicht entscheidend ist, weil man immer für die Neigung des einen Textes die entgegengesetzte des anderen subsumieren könnte und daher aus dem Wortbestande nur im Zusammenhange mit den anderen einschlägigen Fragen der Textkritik ein bestimmtes Resultat zu gewinnen ist.

Digitized by Google

3. Austriazismen in Reimen und Worten (140, 2 *widerwinne,* 102, 9 *tuon: suon,*[1] 421, 5 *bewarn: geswarn* u. a.).

4. Streben nach Präzision des Ausdruckes

a) durch Vermeidung der Wiederholung desselben Wortes z. B. 2, 1. 57, 3. 253, 1. 275, 2 u. häufig. Hier läßt sich nun Bartsch die Frage zurückgeben: Was ist wahrscheinlicher, daß der Abschreiber statt eines passenden Ausdruckes den bereits einmal vorgekommenen (weil er ihm in der Feder war, hat man alles Ernstes behauptet) wiederholte oder daß ein Überarbeiter den Stil durch Einführung eines anders lautenden Synonyms glättete?

b) durch Wahl bezeichnenderer Epitheta, was häufig mit der eben erwähnten Tilgung der Monotonie zusammenfällt: 8, 4 A *in allen strîten unverzaget* — B *in scarpfen strîten;* 514, 1 A *Giselher der junge* — B *der snelle;* 572, 4 A *über liehtiu wange sach man vallen trahen dan* — B *ir vielen heize trähene über liehtiu wangen dan* u. ö.

c) durch Setzung des Pronomens für den Artikel, des Eigennamens für das Pronomen oder den Gattungsbegriff; das erstere wohl noch mehr um Ausfüllung der Senkung willen, das zweite in allgemein epischer Weise 330, 4 A *wie ez umb die vrouwen stât* — B *um Prünhilde;* 340, 4 A *daz solt du mir sagen* — B *daz soltu Gunthere sagen* u. ö.

Indem also diese Eigentümlichkeiten, wie diese wenigen Beispiele schon genügend dartun, sich ebenso auf den interpolierten oder verkürzten als auf alle anderen Teile des Gedichtes erstrecken, ergibt sich, daß die Verschiedenheit der beiden Texte A und B sich nicht auf die Abweichung im Strophenbestande beschränkt, sondern eine durchgreifendere und allgemeinere ist. Allerdings aber finden sich in dem Abschnitte, der jene Abweichungen

---

* [1] Vgl. iem, ien, Guompilâ, Guonvarun u ä. Nagl, Deutsche Mundarten (Wien, Fromme) I. Bd. S. 25 ff. (Übrigens liegt hier vielleicht ein mitteldeutscher Kolonistendialekt vor.)

Digitized by Google

insbesondere aufweist, auch häufigere und schwieriger erklärbare Verschiedenheiten der Lesart, insbesondere in Wahl der Ausdrücke, als an anderen Stellen; ich notiere, indem ich auf Divergenzen, die sich aus der Einschiebung oder Weglassung von Strophen erklären, keine Rücksicht nehme: 401, 3 A *durch dich mit im ich her gevarn hân* — B *ja gebôt mir her ze varne der recke wolgetân* (metrischer Anlaß); 403, 2 A *lât uns sehen iwer spiel geteiltiu* — B *iwer spil diu starken;* 440, 4 A *des freuten sich die degene* — B *des freute sich dô Hagene;* 470, 4 A *sô wil i'u leides lâzen hie nicht geschehen* — B *warumbe er dô des gerte, des hôrt in niemen verjehen;* 522, 4 A *er gab ez ir vil schoenen meiden* — B *ir naehstem ingesinde;* 330, 3. 342, 3. 373, 2. 400, 1. 415, 1. 465, 4. 470, 4. 522, 4. 593, 3. 4. 599, 1. 2. 604, 4. 636, 4. 655, 4. 656, 3. 658, 2. Die Zahl und Art dieser Divergenzen schließt die Möglichkeit einer Entstehung auf unabsichtliche Weise absolut aus: eine der beiden Redaktionen ist eine Bearbeitung; nur so viel steht klar: das Vorgehen des Überarbeiters war zwischen der VI. und X. âventiure, im 2. Siebentel des Epos, ein durchgreifenderes; so sind wir denn abermals zu der Erwägung der nunmehr vereinfachten, immerhin aber noch doppelten Möglichkeit geführt, ob Erweiterung oder Verkürzung, worüber uns nur die von Bartsch perhorreszierte oder wenigstens Germ. Studien II. 2 nur nach vorhergehender Annahme seiner Resultate gestattete Prüfung der Plustrophen endgültig belehren kann.

Die Vergleichung, wie sie im folgenden gegeben ist, ist auch kurz vorgenommen von Max Rieger in seiner Streitschrift gegen Holtzmann: Zur Kritik der Nibelunge 1855 und von Konrad Hofmann, Zur Textkritik der Nibelunge 1873; ausführlicher allerdings nur vom ästhetischen Standpunkte handelt darüber Hugo Wislicenus in seinen Beiträgen zum Nibelungenliede 1875 (nach seinem Tode veröffentlich von Bartsch, Germ. Studien II, 3—54); er ist ein begeisterter Gegner Lachmanns, der feinfühlend manche schöne Bemerkung gibt; aber, wie wir sehen

Digitized by Google

werden, ist gerade die Partie seiner „Beiträge“ (im Gegensatze zu seiner Behandlung der Plusstrophen in C) die schwächste: wir können vorgreifend sagen, daß ihm seine Absicht, die Plusstrophen in B ästhetisch und nach den Grundsätzen der poetischen Ökonomie zu rechtfertigen, nirgends gelungen ist. Sehr bemerkenswert sind dagegen die wenigen Winke, die Müllenhoff, ZGNN. S. 90—92 gegeben hat. * Kettner, l. c.

Strophe 102 hat Hagen geraten, Siegfried wohl zu empfangen; Gunther erwidert 103 *dô sprach der künec des landes: 'nu sî uns willekomen'* und geht ihm entgegen; B läßt Hagen und Gunther noch einmal Rede und Gegenrede wechseln, 102, 5—12.

Dô sprach der künec rîche 'du maht wol haben wâr,
nu sich wie degenliche er stêt in strîtes vâr,
er und di sînen degene, der vil küene man.
wir sulen im engegene hin nider zuo dem recken gân'.

'Daz mugt ir', sprach dô Hagene, 'wol mit êrn tuon:
er ist von edelem künne, eins rîchen künegs suon.
er stêt in der gebaere, mich dunket, wizze Krist,
ez ensîn niht kleiniu maere, dar umber her geriten ist'.

Diese beiden Strophen sind höchst lehrreich. Bartsch erklärt ihren Ausfall graphisch, d. h. durch unwillkürliches Abirren des Schreibers infolge gleichen Anfangs- oder Schlußwortes. Scherer, ZföG. XXI. 405, hat aber mit Recht betont, daß graphischer Irrtum überhaupt nur dort als Erklärungsgrund angenommen werden darf, wo die Auslassung entweder erwiesen oder aus anderen zwingenden Gründen wahrscheinlich ist; zudem begeht Bartsch hier eine arge Inkonsequenz: der graphische Irrtum, den man, stritten keine anderen Gründe dagegen, hier zugeben dürfte, wo fast eine ganze Halbzeile gleichlautet *dô sprach der künec,* würde voraussetzen, daß die Vorlage von A auch in abgesetzten Langzeilen geschrieben war, was allerdings wahrscheinlich ist, von Bartsch Einleitung zu seiner Ausgabe S. XV aber, wenn auch ohne Erfolg, vgl. Scherer a. a. O. und Spervogel S. 304, doch sehr nachdrücklich

Digitized by Google

bestritten wird. Unter der Voraussetzung der Versteilung für die Stammhandschrift könnte also, das sei nochmals betont, wenn irgendwo, hier Abirren der Feder zugestanden werden; aber wie richtig Scherers bezügliche Warnung ist, kann man auch gerade hier lernen: die beiden, mit Zäsurreim ausgezeichneten, im metrischen Bau sonst tadellosen Strophen sind im Wortbestande ganz abweichend vom Nibelungentexte A: *vâr* in der Bedeutung Absicht findet sich nicht mehr, nur 2068, 4 *ze vâre* insidiose (Grimm, Gr. IV. 149); ebenso ist *krist,* obwohl in nur wenig jüngeren volkstümlichen Gedichten (z. B. der ersten Bearbeitung des Alpharts) diese Beteuerung häufig ist, in den Nib. ἅπαξ εἰρημένον; *degenlîche* ist ein Lieblingswort des Textes B (recht auffällig 469, 2); auch *kleiniu maere* steht meines Wissens nirgends wieder. Die beiden Strophen sind also Zusatz einer späteren Hand; auch das Motiv des Interpolators ist noch deutlich erkennbar, während ein Grund für absichtliche Auslassung hier wie überall nicht geltend gemacht werden kann. „Der Entschluß des Königs kam zu abrupt" (Hofmann S. 6.); nun hat aber Lachmann (Anm. S. 17. Müllenhoff, ZGNN. S. 29) das Abgerissene gerade als charakteristisch für den Ton dieses Liedes, oder wenn man lieber will, dieses Abschnittes erkannt, und in der Tat wird bei Lektüre des Textes A eine Lücke durchaus nicht fühlbar, so daß auch auf diesem Wege die spätere Zufügung dieser Strophen erweislich ist.

Dagegen muß bei der nächsten Plusstrophe zugestanden werden, daß sie nicht kurzweg als Zusatz bezeichnet werden kann.

338 fragt Gunther, ob er seine Mannen zur Fahrt nach Isenlant aufbieten solle, dreißigtausend wären rasch besandt; ihm erwidert Siegfried 339:

'Der gesellen bin ich einer, der ander soltu wesen,
der drite daz sî Hagene: wir sulen wol genesen:
der vierde daz sî Dancwart, der vil küene man.
tûsent man mit strîte geturren nimmer uns bestân.'

Digitized by Google

Hier scheint nun der Übergang allerdings zu schroff, und ich glaube Hofmann beipflichten zu müssen, der a. a. O. sagt, „daß man sich nach strenger und oft wiederholter Erwägung des Gedankens nicht erwehren könne, daß auch in A eine Strophe ausgefallen sei, in welcher die Gesellen zuerst kollektiv genannt wurden".[1] B hat nämlich nach 338 folgende zwei Strophen:

'Swie vil wir volkes vüeren', sprach aber Sivrit
'ez pfligt diu küneginne sô vreislîcher sit,
di müesen doch ersterben von ir übermuot,
ich sol iuch baz bewîsen, degen küene unde guot.

Wir suln in recken wîse varn zetal den Rîn.
die wil ich dir nennen, die daz sulen sîn.
selbe vierde degene varn wir an den sê.
so erwerben wir die vrouwen, swi ez uns dar nâch ergê'.

Die beiden Strophen zeigen nun durchaus nicht denselben Charakter: so schlecht die erste, so ganz passend ist die zweite mit ihren vier syntaktisch unverbundenen Sätzen (Zacher); 338, 6 = 329, 2; 338, 8 ihrzt, 10 duzt Siegfried; so unbesonnen ging doch ein Interpolator nicht vor; demgemäß ist 338, 5—8 unbedenklich zurückzuweisen, 9—12 aber, umsomehr da Siegfried 339 wieder duzt, als Ausfall in A anzusehen. Vgl. jedoch Müllenhoff ZGNN. S. 91.

341 hat Siegfried die Notwendigkeit betont, sich für den Zug auf das allerbeste auszustatten, darum wendet sich 342, 1 Gunther an seine Schwester Kriemhilt; in B aber gehen zwei Strophen voraus 341, 5—12:

Dô sprach der degen guoter 'sô wil ich selbe gân
zuo mîner lieben muoter, ob ich erwerben kan,
daz uns ir scoenen meide helfen prüeven kleit,
die wir tragen mit êren vür die hêrlichen meit'.

---

[1] Der Strophenbestand des Liedes wird durch Aufnahme einer Strophe an dieser Stelle in den Text A nicht beeinflußt, da 338 und 339 ohnedies unecht sind.

Digitized by Google

Dô sprach von Tronege Hagne mit hêrlîchen siten
'wes welt ir iwer muoter sölher dienste biten?
lât iwer swester hoeren, wes ihr habet muot:
sô wirdet iu ir dienest zuo dirre hovereise guot'.

Ältere Interpolatoren hatten in diesem Abschnitte Kriemhilt ganz besonders hervorgehoben (Lachmann, Anm. S. 49); um das Gleichgewicht herzustellen und weil es schicklich scheint, übrigens in der später noch zu besprechenden Tendenz aller Interpolatoren, sämtliche Personen möglichst oft anzubringen, sind diese höfischen Strophen eingeschaltet; sie sind höchst unangenehm: Zäsurreim; Hagens Attribut ist sehr auffällig: *hêrlîch* wiederholt sich in zwei aufeinanderfolgenden Zeilen, wird 348, 8. 14 wieder angebracht; man sieht, Fehler, die des Überarbeiters Hand, wo sie ihm aufstoßen, sorglich emendiert, passieren ihm, wenn er selbständig zu dichten versucht. Das höchst Überflüssige dieser Strophen hat der sehr verständige Verfasser des Textes C, der nichts ohne Grund tut, gefühlt und darum, um ihr Vorhandensein doch zu rechtfertigen, höchst prosaisch geändert 341, 12 *sie ist sô künste rîche, daz diu kleider werdent guot;* das erste Beispiel fortschreitender Verderbnis des Textes, das uns im Verlaufe unserer Untersuchung aufstößt.

Nach **348** vier ganz gehaltlose Strophen 348, 5—20:

Dô sprach der künec rîche 'vil liebiu swester mîn,
âne dîne helfe kund ez nicht gesîn.
wir wellen kurzwîlen in Prünhilde lant:
da bedorften wir ce habene vor vrouwen hêrlîch gewant'.

Dô sprach diu juncvrouwe 'vil lieber bruoder mîn,
swaz der mînen helfe dar an kan gesîn,
des bring ich iuch wol innen, daz ich iu bin bereit.
versagt iu ander iemen, daz wære Kriemhilde leit.

Ir sult mich, rîter edele, nicht sorgende biten,
ir sult mir gebieten mit hêrlîchen siten.
swaz iu von mir gevalle, des bin ich iu bereit
und tuon ez willeclîche' sprach diu wünneclîchiu meit.

Digitized by Google

'Wir wellen, liebiu swester, tragn guot gewant.
daz sol helfen prüeven iwer edeliu hant:
des volziehen iwer magede, daz ez uns rehte stât,
wande wir der verte hân deheiner slahte rât'.

Diese Strophen sind überaus zierlich; der Anfang der ersten und zweiten Strophe, Ansprache und Antwort korrespondieren genau; man beachte ferner das Aufnehmen desselben Prädikates 13, 14 *ir sult* und die suchenden Silben 16; das alles zeigt den Einfluß der höfischen Poesie bester Zeit; die Interpolation aber wird klar durch die letzte Zeile, die an sich ganz ungehörig ist und nur verständlich wird durch 361, wo Kriemhilt von der Reise abrät.

358, 5—8 eine Strophe:

Dô sagte man den recken, in wæren nu bereit,
diu si dâ vüeren solden, ir zirlîchen kleit,
alsô si dâ gerten. daz was nu getân:
done wolden si niht langer bî dem Rîne bestân.

Jetzt heißt es in **359** weiter, daß nach den Recken gesandt wurde, damit sie die Kleider probieren, worauf B fortfährt 359, 5—8

Vür alle di si kômen, di muosen in des jehn,
daz si cer werlde hæten bezzers niht gesehn:
des möhten si se gerne dâ ze hove tragn:
von bezer recken wæte kunde niemen niht gesagn.

Diese Strophen habe ich eben nur angezogen und ausgehoben, damit man in übersichtlicher Anordnung ihre völlige Nichtigkeit erkenne; selbst Wislicenus sieht sich veranlaßt zu sagen: „nicht mit Unrecht hat A hier gekürzt"; aber dem Schreiber von A die methodische Ausscheidung schlechter Strophen zuzuschreiben, ist unzulässig, denn sonst hätte ihm noch manches Wüste und Vage zum Opfer fallen müssen; aber die ganze Ansicht von einer Verkürzung aus Geschmacksrücksichten ist überhaupt als Gegenstand ernster Diskussion nicht zulässig, weil damit den Leuten des XIII. Jahrhunderts eine ganz moderne

Digitized by Google

Auffassung imputiert wird: wir werden es noch wiederholt sehen, daß diese Schreiber nur dann eliminierten, wenn sie zugleich einen formellen oder sachlichen Anstoß zu beseitigen trachteten, der, eben weil ihre ästhetische Anschauung eine ganz andere ist, für uns nicht überall und oft nur schwer fühlbar ist.

Weit bemerkenswerter ist die Strophe **376**, 5—8; Siegfried sagt:

'Jane lob ichz niht sô verre durch die liebe din,
sô durch dîne swester, daz scoene magedîn.
diu ist mir sam mîn sêle und sô mîn selbes lîp:
ich wil daz gerne dienen, daz si werde mîn wîp'.

An der Stelle ist die Strophe absolut unpassend: 374. 375 hat Siegfried seinen Begleitern eingeschärft, ihn als Gunthers Mann anzugeben; 376 sichern diese das zu; dann spricht in unserem Zusatze Siegfried wieder fort. Offenbar gehört die Strophe also nicht nach, sondern vor 376; dann hätten aber die Anfangsworte 376, 1 *des wâren si bereite* geändert werden müssen, während hinter 376 am Schlusse der âventiure bequemer Platz war; ist die Strophe also vor 376 nach dem Wortlaute unmöglich, nach 376 aber ganz unpassend, so ergibt sich eben, daß sie ein Einschub ist: die Erinnerung an das alte Knechtschaftsverhältnis war längst dahin, darum fühlte ein Bearbeiter das Bedürfnis, Siegfrieds auffällige Erklärung zu motivieren; so entstanden diese ganz höfischen, fast weichlichen Verse.

383, 5—16; drei Strophen:

Ir wâren niwan viere di kômen in daz lant.
Sîvrit der küene ein ros zôch ûf den sant.
daz sâhen durch diu venster diu wœtlîchen wîp:
des dûhte sich getiuret des künec Gunthers lîp.

Er habt im dâ bî zoume daz zierlîche marc,
guot unde schoene, vil michel unde vil starc,[1]
unz der künec Gunther in den satel gesaz.
alsô diente im Sîvrit; des er doch sît vil gar vergaz.

[1] Metrum!

Digitized by Google

Dô zôg er ouch daz sîne von dem schiffe dan.
er het solhen dienest vil selten ê getân,
daz er bî stegereife gestüende helde mêr.
daz sâhen durch diu venster di vrowen schoen unde hêr.

Diese Erzählung ist nichts weiter als die Ausführung der freiwilligen Dienstbarkeit Siegfrieds; Vers 9. 10 sind Nachahmung von 418, 2, 3. 425, 2, 3, ein deutliches Beispiel, wie Überarbeiter archaisieren und den Ton ihrer Vorlage zu treffen suchen, s. u. Str. 882; *stegereif ἅπαξ εἰρημένον*; Vers 16 = 7; was Wislicenus zur Verteidigung dieser Strophen vorbringt, daß das Schauen der Frauen ein echt epischer Zug sei, ist nichtig, denn es steht schon und weit besser in der vorhergehenden Strophe:

wætlichiu wîp (.)
an diu engen venster kômen si gegân,
dâ si die helde sâhen: daz was durh schouwen getân.

Daß die Strophen „ganz vortrefflich, lebendig und inhaltsvoll" seien, ist auch nicht wahr; im Gegenteile sind lederne Reflexionen, wie sie die letzte gibt, sonst durchaus nicht im Tone der Nibelunge.

Nach **385,** wo eine Beschreibung des Reitzeuges gegeben ist, werden in B auch die Waffen geschildert, 5—8:

Mit spern niwesliffen, mit swerten wolgetân,
diu ûf die sporn giengen den wætlîchen man:
diu vuorten di vil küenen, scharpf unde breit.
daz sach alliz Prünhilt, diu vil hêrlîche meit.

niwesliffen ἅπαξ εἰρημένον; das Wort *hêrlîch* ist nicht zu übersehen; endlich ist zu vergleichen 74, 1 *diu ort der swerte giengen nider ûf die sporn; ez vuorten scharpfe gêren die rîter uz erkorn*; diese Stelle ist nachgeahmt, aber mit Auslassung der unhöfischen Worte *ort* und *gêr.*

392, 5—8:

Dô wart vrouwen Prünhilde gesaget mit mœren,
daz unkunde recken dâ komen wœren
in hêrlîcher wœte gevlozen ûf der vluot.
dâ von begonde vrâgen diu maget shoene unde guot.

Nachahmung von 80, 81: *nû wâren deme künige diu maere geseit, daz dâ komen waeren ritter wol gemeit;* nur aus *in*

Digitized by Google

waete lieht gevar 81, 2 ist wieder *hêrlîchiu* geworden; die Neigungen des Überarbeiters, die Einheit seines Stiles treten immer deutlicher hervor.

394 und 395 schließen so eng aneinander, daß eine gehörige Dosis Selbstgefälligkeit dazu gehörte, die beiden Strophen durch eine vier Strophen lange Interpolation zu trennen. 394 sagt ein Gesinde zu Prünhilt, daß einer unter den Recken Siegfried scheine, da fährt die Königin rasch auf: *'und ist der starke Sîvrit komen in mîn lant durch willen mîner minne, ez gât im an den lîp'*; dieser unmittelbare Anschluß wird durch folgenden langen Zusatz, 394, 5—20 unterbrochen:

Der ander der gesellen der ist so lobelîch:
op er gewalt des hête, wol wær er künic rîch
ob wîten vürsten landen, und maht er diu hân,
man siht in bî den andern sô rehte hêrlîche stân.

Der dritte der gesellen der ist sô gremlîch,
unt doch mit schoenem lîbe, küneginne rîch,
von swinden sînen blicken, der er sô vil getuot.
er ist in sînen sinnen, ich waene, grimme gemuot.

Der jungeste dar under der ist sô lobelîch:
magtlîcher zühte sihe ich den degen rîch
mit guotem gelæze sô minneclîche stân.
wir möhtenz alle vürhten, hete im hi iemen iht getân.

Swie blîde er pflege der zühte und swi shoene sî sîn lîp,
er möhte wol erweinen vil wætlîchiu wîp,
swenner begonde zürnen. sîn lîp ist sô gestalt,
er ist in allen tugenden ein degen küene unde balt.

V. 15 *gelæze*, 18 *erweinen* ἅπαξ εἰρημένα; das Adverbium *blîde* ist sonst nicht belegt;[1] in V. 4 abermals *hêrlîche*. Diese Strophen mit ihren gleichen, aber nicht episch formel-, sondern schülerhaften Anfängen haben etwas unsäglich Gezwungenes: etwa als ob ein launischer Herr

[1] Die Attribute, die hier der Überarbeiter den Recken beilegt, scheinen in Österreich überaus vulgär gewesen zu sein; ich schließe das aus dem häufigen Vorkommen derselben als moderne Porsonennamen in den Donaugegenden: Löblich, Grömling, Blaidt.

Digitized by Google

seinem Schreiber aufgetragen, hier wolle er von jedem Recken etwas hören, wie uns Ähnliches von einem nordischen Könige berichtet ist. Wenn überdies in diesem Zusammenhange zuerst von Siegfried, dann von Gunther und Hagen, zuletzt von Dancwart die Rede ist, erscheint Prünhildens oben zitierter hastiger Ausruf ganz unverständig; ein Ausfall dieser Strophen könnte nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, wenn die Reihenfolge etwa die umgekehrte wäre; wie sie da stehen, sind sie ein Zusatz.

Nach **417** eine Strophe, in der ein Überarbeiter seine Belesenheit zeigen will: 353, 2 *Zazamanc* hat ihm das damals noch neue und viel gelesene erste Buch des Parzival ins Gedächtnis gerufen, und nachdem Kriemhilt mit Seide von Zazamanc wirkte, läßt er Prünhilt in solcher von *Azagouc,* das bekanntlich Parz. I. neben dem ersten erwähnt, paradieren 417, 5—8:

Vernemt noch von ir wæte: der hæte si genuoc.
von Azagouc der sîden einen wâffenroc si truoc,
edel und rîche: ab des varwe schein
von der küneginne vil manic hêrlîcher stein.

Was war dem Manne nicht alles *hêrlîch!* Eine solche Strophe von einem Schreiber, der sie einmal vorfand, absichtlich auswerfen lassen, heißt ihn gegen den Geschmack und die Richtung seines Zeitalters handeln lassen!

419, 4 lautet (da nämlich der König Prünhildens gewaltigen Ger heranschleppen sieht) psychologisch wohl motiviert und episch gedrungen: *Gunther der edele dar umbe sorge gewan.* In Anlehnung an diese Schlußzeile entsteht eine ganze elende Strophe, in der Gunther wahrhaft erbärmlich erscheint 419, 5—8:

Er dâhte in sînem muote 'waz sol ditze wesen?
der tiuvel ûz der helle, wi kund er dâ vor genesen?
wær ich ze Burgonden mit dem lebene mîn,
si müeste hie lange vrî vor mîner minne sîn'.

Ebenso wie diese Zusatzstrophe spinnt auch **421,** 5—8 den Gedanken der unmittelbar vorhergehenden Strophe

Digitized by Google

fort. Dancwart ist in Zorn geraten, daß die Recken waffenlosen Weibern unterliegen sollen; hätten er und Hagen ihre Waffen, *'sô möhten samfte gân mit ir übermüete alle Prünhilde man.'* B fährt fort:

'Daz wizzet sicherlîchen, si soldenz wol bewarn.
und hæt ich tûsent eide ce einem vride geswarn,
ê daz ich sterben saehe den lieben hêrren mîn,
jâ müesen lîp verliesen daz vil schoene magedîn'.

428 schlägt einen raschen, energischen Ton an, den die folgende Strophe fortsetzt:

Unde wære im Sivrit niht dâ ze helfe komen,
sô hete sie Gunther sînen lîp benomen.
er gie dar tougenlîche und ruort im sîne hant.
Gunther sîne liste harte sorclîch errant.
Er sprach 'gip mir von handen den schilt lâ mich tragen...

Trefflich schildert das ἀπὸ κοινοῦ die Hast und Spannung des beginnenden Kampfes; B aber schaltet nach 428 eine Strophe ein, und auch 429, 1 lautet verändert:

'Waz hât mich gerühret' dâht der küene man.
dô sach er allenthalben: er vant dâ niemen stân.
er sprach: 'ich pinz Sivrit, der liebe vriunt dîn.
vor der küneginne soltu gar ân angest sîn.
Den shilt gip mir von hende und lâze mich den tragen...

Die Riesin hat 427, 3 schon zum Wurfe ausgeholt; in B aber wird ganz ruhig und bedächtig konversiert, so daß die ganze Stelle ihr charakteristisches Gepräge verliert. Wenn Wislicenus sagt: „daß diese Strophe echt ist und von A weggelassen ward, ergibt sich schon daraus, daß die erste Zeile demgemäß geändert werden mußte," so ist gerade das Gegenteil wahr; denn wer aus Nachlässigkeit — so erklärt Bartsch, Unt. S. 288 die Entstehung des ἀπὸ κοινοῦ an dieser Stelle! — ausläßt, wird entweder die Notwendigkeit einer Änderung nicht bemerken, oder wenn er zu träge ist, zu schreiben, wohl auch zu träge sein, neu zu stilisieren; aber ganz erklärlich ist die täppische Veränderung von 429, 1 bei einem Überarbeiter, der

Digitized by Google

durch eine Zusatzstrophe den hastigen Gang der Erzählung unterbrach.

Diese Absicht tritt auch im folgenden Zusatz hervor **429**, 5—8: Siegfried erklärt seine *'liste'*:

'Nu hil du mîne liste, dine soltu niemen sagen:
sô mac diu küneginne vil lûcel iht bejagen
an dir deheines ruomes, des si doh willen hât.
nu sih tu wi diu vrouwe vor dir unsorclîchen stât.'

In der Tat steht Prünhilt noch immer mit ihrem Speere, den sie, wie gesagt, schon so lange gezückt hat: 427, 3 *den gêr si hôhe zucte: dô gie ez an den strît* — man sollte meinen, es wäre deutlich genug. Nun schleudert endlich die Magd ihre Waffe, daß Siegfried das Blut aus dem Munde bricht; er schießt zurück, da heißt es in B

432, 5—8:

Er dâhte 'ich wil niht schiezen daz schoene magedîn'
er kêrte des gêres snîde hindern rücke sîn:
mit der gêrstangen er shoz ûf ir gewant,
daz ez erklanc vil lûte von sîner ellenhaften hant.

„Heroisch ist das aber nicht", sagt kurz und treffend K. Hofmann (überdies der letzte Vers = 435, 4 *daz lûte erklanc ir gewant*); A fährt fort und B hält nicht der Mühe wert zu ändern: *daz fiwer stoup ûz ringen, als ob ez tribe der wint . . . . sine mohte mit ir krefte des schuzzes nit gestân;* ob da wohl ursprünglich der Dichter Siegfrieds Galanterie im Sinne hatte? Die Strophe ist nichts anderes als eine verzerrende Übertreibung der Körperkraft, die der Held *'von sînen schoenen listen'* besaß, und ein vielleicht mit einem guten Bratenstück gewürdigtes Kompliment gegen die Damen der ritterlichen Gesellschaft, in deren Solde dieser Überarbeiter dichtete.

437, 5—8:

Der sprunc der was ergangen, der stein der was gelegen.
dô sach man ander niemen wan Gunther den degen.
Prünnhilt diu schoene, diu wart in zorne rôt.
Sîvrit hæte geverret des künic Guntheres tôt.

Digitized by Google

verren ἅπαξ εἰρημένον. Die Strophe zerbröckelt nach Versen in vier Sätze; dennoch ist sie unserem modernen Geschmacke nicht unangenehm, sie trägt eben jenen Charakter, der der späteren Poesie eigen, auch in unsere neuhochdeutsche Balladendichtung gedrungen ist und den Lachmann zu Nib. 1182 als „holzschnittartig" bezeichnet hat; aus solchen Wendungen erkennt man, wie eben die Blütezeit des mittelalterlichen Epos schon den Keim des Verfalles birgt.

442 hat Siegfried die Tarnkappe zurückgetragen und kommt wieder zu den Frauen: *dâ er und ander degene alles leides vergaz;* in B nun knüpft hieran noch eine Strophenreihe 442, 5—16, wozu auch 442, 4 einleitend lautet:

er sprach zuo dem künege und tet vil wîslîche daz;

'Wes pîtet ir mîn, hêrre? wan beginnet ir der spil,
der iu diu küneginne teilet also vil?
unt lât uns balde schowen wi diu sîn getân'
sam ers niht enwesse gebârte der listige man.

Dô sprach diu küniginne 'wi ist daz geschehen,
daz ir habt, hêr Sîvrit, der spil niht gesehen,
diu hie hât errungen diu Guntheres hant?'
des antwurte ir Hagene ûzer Burgunden lant.

Er sprach: 'dâ het ir, vrowe, betrüebet uns den muot:
dô was bî dem scheffe Sîvrit der helt guot,
dô der vogt von Rîne diu spil iu an gewan:
des ist ez im unkündic' sprach der Guntheres man.

Man beachte an diesen Strophen das Bestreben, möglichst viele Personen ins Gespräch zu ziehen; der kräftige Schluß des IV. Liedes wird durch diese Interpolation, die ganz rationalistisch ist und das Bestreben zeigt, sich den Zuhörern recht verständlich zu machen, arg entstellt.

Die Strophe nach 486 trifft mit ihrer fast possenhaften Übertreibung, die Zarncke Ausg. XIV mit Recht tadelt, den Ton des Übrigen, weil eben der ganze Abschnitt

Digitized by Google

eine sehr späte und sehr schlechte Interpolation ist; Prünhilt skandalisiert sich über Dancwarts Freigebigkeit in seinem Kammeramte 486, 5–8:

'Er gît sô rîche gâbe; jâ wœnet des der degen,
ich habe gesant nâch tôde: ich wils noch lenger pflegen.
ouch trûwe i'z wol verswenden, daz mir mîn vater lie.'
sô milten kamerære gewan noch küneginne nie.

Abgesehen von der sonstigen Trivialität ist besonders der gegen alle epische Manier ungenannte Vater der Walküre, über die doch auch in unserem Epos noch ein mystisches Halbdunkel gebreitet ist, anstößig.

Der Gang der Erzählung **497—500** ist in B etwas verändert: 496 hat Hagen den König aufgefordert, Botschaft vorauszusenden nach Worms. 497 fordert Gunther Hagen wieder auf, als Bote zu reiten, der aber 498 meint, Siegfried schicke sich hierzu besser; 499 läßt Gunther Siegfried rufen und sagt ihm 500 den Auftrag, 4 *dô daz erhôrte Sîvrit, dô was der recke vil bereit.* In B ist Hagens Weigerung motiviert 497, 5–8:

Des antwurte Hagen 'ich pin niht bote guot.
lât mich pflegen der kamere. beliben ûf der vluot
wil ich bî den vrowen, behüeten ir gewant,
unz wir si bringen in der Burgende lant',

ein Zusatz, der eben nur leer ist; desto störender 499, 5—8:

'Des ger ich an iuch, Sîvrit, nu leistet mînen muot,
daz ich ez iemer diene', sprach der degen guot.
dô widerredete iz Sîvrit, der vil küene man,
unz daz in Gunther sêre vlêgen began.

Auch hier ist Zarncke a. a. O. beizustimmen, wenn er diese Weigerung Siegfrieds, die eben A und C nicht haben, als aller Zucht und Sitte Vergessen bezeichnet. Daß Siegfried in Gunthers Dienste als Bote reitet, entspricht durchaus der alten Auffassung ihres Verhältnisses; es zeigt sich aber, was schon bei 376 f. bemerklich wurde, daß dem Redakteur des Textes B die Untertänigkeit

Digitized by Google

Siegfrieds unbehaglich war. In direktem Widerspruche steht die Strophe zu dem oben angeführten 500, 4.

519, 5—8 eine höchst entbehrliche, formell untadelige Strophe; Kriemhilt weint vor Freude über Siegfrieds Botschaft: in B trocknet sie auch ihre Tränen:

Mit snêwîzen gêren ir ougen wol getân
wischte si nâh trehenen. danken si began
dem boten dirre mære, diu ir dâ wâren komen.
dô was ir michel trûren unt ir weinen benomen.

526, 5—12:

Sindolt und Hûnolt unt Rûmolt der degen,
vil grôzer unmuoze muosen si dô pflegen,
rihten daz gesidele vor Wormez ûf den sant.
des küniges schaffaere man mit arbeiten vant.

Ortwîn und Gêre dine wolden daz niht lân,
si sanden nâch den vriunden allenthalben dan:
si kunden in di hôhzît, diu dâ solde sîn.
dâ cierten sich engegene diu vil shoenen magedîn.

schaffaere ἅπαξ εἰρημένον; hier tritt das Bestreben zutage, das sich von den ältesten Interpolationen bis zu den jüngsten immer wieder verfolgen läßt, an passender Stelle möglichst viele Recken anzubringen und gelegentlich wieder an halb oder ganz vergessene Personen zu erinnern.

529, 5—8:

Dô sprach diu shoene Crimhilt 'ir mîniu magedîn,
di an dem antpfange mit mir wellen sîn,
di suochen ûz den kisten diu aller besten kleit:
sô wirt uns von den gesten lob unt êre geseit.'

531, 5—8:

Ûffe dem hove wâren diu vrowen pfert bereit
den edeln juncvrowen, als ich iu hân geseit.
diu smalen vürbüege sach man di moere tragen
von den besten sîden dâ von iu iemen kunde gesagen.

So unbedeutend die erste dieser beiden „Hofdamenstrophen" ist, von der zweiten wird sie vorausgesetzt.

Digitized by Google

532 heißt es, daß 86 Frauen Kriemhilt geleiten; ihr Putz wird geschildert; dann schließt die Strophe kurz: *dar kom ouch wol gezieret vil manic waetlîchiu meit;* an diesen letzten Vers nun knüpft ausführend in B 532, 5—8:

Fümfcec und viere von Bürgunde lant:
ez wâren ouch di hôhsten, die man inder vant.
di sach man valevahse under liehten porten gân.
des ê der künec gerte, daz wart mit vlîze getân.

valevahs ἅπαξ εἰρημένον (nach Bartsch, Unt. S. 310 höchstens mehr um 1200 in Gebrauch).

Nach **540** zwei Strophen höfischer Etikette, die zugleich wieder möglichst viele Personen heranziehen und ohne 526, 9 nicht gut denkbar sind, 540, 5—12:

Der herzoge Gêre Crimhilt zoumte dan
niwan vür das bürgetor: Sîvrit der küene man
der muost ir vürbaz dienen. si was ein schoene kint.
des wart im wol gelônet von der juncvrowen sint.

Ortwîn der küene bî vroun Uoten reit,
vil geselleclîchen manic rîter unde meit.
ze sô grôzem antpfange, des wir wol mügen jehen,
wart nie sô vil der vrowen bî ein ander gesehen.

Daß, wie Wislicenus behauptet, diese Strophen für den Zusammenhang und das Verständnis notwendig seien, ist nicht wahr; niemand, der von 540 zu 541 (oder 542, denn 541 ist eine unechte Strophe) liest, kann eine Lücke fühlen; sein weiterer Grund aber: „Siegfried würde fast gar nicht genannt und ist doch eine Hauptperson" ist ganz hinfällig, wie er, sich widersprechend, bei Betrachtung der Plusstrophe 565ª in C S. 8 selbst gefühlt hat: dem Fortsetzer des IV. Liedes war es nur um die Gegenüberstellung der beiden Frauengestalten zu tun, daher übersieht er Siegfried; dadurch aber ergibt sich eine der wenigen Schönheiten des sonst schwächlichen Liedes, daß nämlich sein plötzliches Hervortreten 561, 2 desto schärfer markiert ist.

Digitized by Google

Zu **551** eine Plusstrophe; ich führe beide an:

AB. *Wider ein ander giengen maget unde wîp.*
man sach dâ wol gezieret vil manegen schoenen lîp.
da stuonden sîdîn hütten und manic guot gezelt:
der was dâ gar ervüllet vor Wormez allez daz velt.

B. *Von des küneges mâgen wart dringen dâ getân.*
dô hiez man Prünnhilde unt Criemhilde gân,
unt mit in al die vrowen, dâ man schate vant.
dar brâhten si di degene ûzer Burgunden lant,

weil man behauptet hat, daß die „Nennung der Zelte ganz zwecklos und ohne Sinn" wäre, wenn nicht darauf folgte, daß man hineinging! Daß sie für die Frauen bestimmt sind, zeigt aber 551, 1—4 ohnedies ganz unzweideutig; 5—8 ist daher wieder eine völlig gehaltlose Ausführung.

554, 5—8 Hagen Tronje hat den Buhurt geschieden, in B heißt es weiter:

Dô sprach der hêrre Gernôt 'diu ros lâzet stân,
unz ez beginne kuolen: sô sul wir ane vân
dienen shoenen wîben vür den palas wît;
sô der künic welle rîten, daz ir vil bereite sît.'

Die Strophe soll, wie Hofmann sagt, das Reiten des Königs 557 vorbereiten; auch wird nach der wiederholt bemerkten Tendenz Gernot wieder angebracht.

Recht augenfällig ist das Vorgehen des Überarbeiters — ich denke, so können wir nach den gewonnenen Resultaten schon ungescheut sagen — bei dem folgenden Beispiel. 559 heißt es: 1. Sitzplätze waren gerichtet, da wollte der König 2. mit den Gästen zu Tische gehen, da sah man bei ihm 3. die schoene Prünhilde, die da 4. in des Königs Lande Krone trug, mächtig genug; in B folgender Zusatz **559**, 5—8:

Vil manic hêrgesidele mit guoten tavelen breit
vol spîse wart gesetzet, als uns daz ist geseit.
des si dâ haben solden, wi wênec des gebrast!
dô sach man bî dem künege vil manigen hêrlîchen gast,

der aber herzlich schlecht an die vierte Zeile schließt; er klappt zu der zweiten; die beiden letzten Verse 7. 8

Digitized by Google

sind elende Lückenbüßer! *tavel ἅπαξ εἰρημένον*; die Gäste sind wieder einmal *hêrlîch.*

582 schließt: *Sîvrides kurzwîle, diu wart groezlîchen guot;* in B wird der Gedanke dieses Schlußverses aufgegriffen und ausgeführt 582, 5—8:

Dô der hêrre Sîvrit bî Criemhilde lac
unt er sô minneclîche der juncvrowen pflac
mit sînen edelen minnen, si wart im sô sîn lîp:
er naeme vür si eine niht tûsent anderiu wîp.

Der vorgefundene Text ist der natürliche Ausgangspunkt für die dürftige poetische Inspiration des Interpolators, der nach dem kurzen Aufschwunge im 3. Verse im 4. so kläglich erlahmt.

Zwischen 583 und 584 ist eine Strophe in sehr störender Weise eingeschoben; daß sie ursprünglich nicht da gestanden haben kann, zeigt der enge Anschluß der beiden Strophen aneinander: 583, 2 ist mit den Worten *nu hoeret disiu maere, wie Gunther gelac bî vrouwen Prünhilde* die folgende Szene ausdrücklich und genügend eingeleitet; nun schreitet 584, 1 Prünhilt zum Bette, und Gunther glaubt sich am Ziele seiner Wünsche; da steht inzwischen in B noch folgende Strophe 583, 5—8:

Daz volc was im entwichen, vrowen unde man:
do wart diu kemenâte vil balde zuo getân.
er wânde er solde triuten ir minneclîchen lîp:
jâ was iz noch unnâhen ê si wurde sin wîp.

Wislicenus behauptet, die Strophe sei unentbehrlich; Hofmann findet, man vermisse sie in A nicht, und das ist auch das Richtige, was jeder, der unbefangen von 583 zu 584 liest, selbst empfinden wird. Die damalige Sitte zeigt der Zusatz allerdings: aber den Inhalt dem Brauche ihrer Zeit nach Möglichkeit anzupassen, ist gerade ein Stigma aller Interpolatoren.

Ganz müßig ist 585, 5—8:

Minneklîche triuten, des kund er vil begân,
ob in diu edele vrowe hete lâzen daz getân:

Digitized by Google

dô zurnde si sô sêre, daz in gemüete daz.
er wânde vinden vreude: dô vant er vîntlîchen haz.

Die erste Zeile führt den Gedanken von 583, 4 fort (wie Lachmann den korrupten Text hergestellt hat: *der hât ê dicke samfter bî anderen wîben gelegen*). Hier ist noch eines zu beachten: in A geht hier die Schilderung nirgends über die Grenze des Naiven, es ist nicht mehr gesagt, als notwendig; dem Überarbeiter aber war die Situation nach Geschmack: das beweisen Stellen, die A gewiß nicht aus Prüderie weggelassen hat, 582, 6. 585, 5, vor allen 628, 7. 8.

589 hängt Gunther am Nagel und bittet ihn zu lösen; 590 spottet Prünhilt seiner, ob er hängen wolle, bis ihn seine Kämmerer finden; 591 gelobt er ihr Ruhe, und nun fährt 592, 1 fort: *dô lôste si in balde etc.;* nach 589 in B noch folgendes:

Sine ruohte wi im wære, want si vil sanfte lac.
dort muost er allez hangen di naht unz an den tac,
unz der liehte morgen durh diu venster shein,
ob er ie craft gewünne, diu was an sînem lîbe klein.
(Thidreks. c. 228.)

Diese Strophe ist aber aus 600 geflossen, wo es heißt:

Dâ hieng ich angestlîchen die naht unz an den tac,
ê si mich enbunde. wie samphte si dô lac!

Mit diesen Worten erzählt nämlich Gunther dem Siegfried den Vorfall, wie es scheinen könnte, in Widerspruch zu der oben zitierten Stelle 592, 1, was Lachmann Anm. S. 86 als eine einfache Übertreibung erklärt; übrigens existiert der Widerspruch nicht, wenn wir *balde* in seiner ursprünglichen Bedeutung „kühnlich, sehr, mit Fug", Bartsch, Unt. S. 195, nehmen. Daß Prünhildens Drohung mit den Kämmerern nur am Morgen gesprochen werden könne, wie Wislicenus behauptet, ist unrichtig; zeitig ausgesprochen ist die Drohung vielmehr noch peinlicher, da dem König dann nicht nur Schande, sondern auch längere Qual in Aussicht gestellt ist.

Digitized by Google

601, 5—8:

Dô sprach der hêrre Sîvrit 'du maht wol genesen.
ich wæne uns ungelîche hînaht sî gewesen.
mir ist din swester Crimhilt lieber danne der lîp.
ez muoz diu vrowe Prünhilt noch hinte werden din wîp.'

Unnütz und zusammengebettelt, V. 2 aus 598, 1; V. 3 aus 582, 7, diese beiden aus 605, 3.

Nun folgt eine Strophe, die sich nicht an den Gedanken der vorhergehenden, sondern der folgenden anlehnt, **607**, 5—8:

AB. *dô si vor den künigen ze tische solden gân,*
in volgte an daz gesidele vil maneger wætlicher man.
B. *Der künec in guotem wâne dô vroelîchen saz:*
daz im gelobte Sîvrit, wol dâht er ane daz.
der eine tac in dûhte wol drîzec tage lanc:
an sîner vrowen minne stuont im aller sîn gedanc.
AB. *Der künec beite kûme, daz man von tische gie.*

Man sieht deutlich, wie in B durch indirekte Ausführung des in A kurz angedeuteten Gedankens die natürliche Strophenfolge gestört ist.

628, 5—8:

Er pflac ir minneclîchen, als im daz gezam:
dô muoste si verkiesen ir zorn und ouch ihr sham.
von sîner heinlîche si wart ein lützil bleich.
hey waz ir von der minne ir vil grôzen crefte entweich!

628, 7 ist der einzige Vers, an dem auch, wer Holtzmanns alberne Entrüstung über diese Szene nicht teilt, Anstoß nehmen muß: höfisches Raffinement ist neben volkstümliche Naivität getreten. Cäsur 628, 5 *minneclîchen,* 8 *minne,* 629, 2 *minneclîchen,* 630, 1 *minneclîche!* 628, 8, das den Anschein des Sagenhaften hat, stammt aus 629, 1 *done was ouch si niht sterker danne ein ander wîp,* das sich wieder zwanglos an 628, 4 *dô lâgen bî ein ander der künic und diu schoene meit* anschließt. Den Zusatz „in seiner Weise meisterhaft" zu finden, war eine ästhetische Verirrung Wislicenus'.

Digitized by Google

637, 5—8 Kriemhilt spricht:

Si sprach zuo zir manne 'wenne sul wir varn?
daz ich sô harte gâhe, daz heiz ich wol bewarn.
mir suln ê mîne brüeder teilen mit diu lant.'
leit was ez Sîvride, dô erz an Criemhild ervant.

Die Plusstrophe verändert in rügenswerter Weise den Zusammenhang; in A bieten nach der folgenden Strophe die Könige unaufgefordert ihrem Schwager durch Giselhers Mund Anteil an ihrem Lande, während in B Kriemhilt die heischende ist. Hierin kann ich unmöglich mit Wislicenus eine „erste Andeutung der Herbigkeit ihres Charakters" sehen; es scheint mir vielmehr ein völliges Verkennen desselben. Die ganze Szene 637 f. rührt bereits ursprünglich von einem Interpolator her, der Siegfrieds Verhältnis zu den Burgonden, das ihm dadurch, daß sich der Held als Gunthers Dienstmann ausgegeben hat, verschoben erschien, wieder auf seine Weise in das rechte Licht setzen will; juristisch mag die Interpolation immerhin beachtenswert sein (Zacher), die Strophe 637, 5—8 aber, aus 641 gefolgert, stimmt ganz und gar nicht zu dem Bilde der Kriemhilde, wie sie uns hier noch entgegentritt, unbefangen genug, nach Hagen als Heimgesinde zu verlangen.

640, 3. 4 lauten in A:

'got lâziu iwer erbe immer sælic sîn:
jâ tuon ich ir ze râte mit der lieben vrowen mîn.'

in B mit der daran schließenden Plusstrophe

'got lâziu iwer erbe immer sælic sîn
unt ouch die liute drinne. ja getuot diu liebe wine mîn

Des teiles wol ze râte, den ir ir woldet geben.
dâ si sol tragen krône, und sol ich daz geleben,
si muoz werden rîcher dann iemen lebender sî;
swaz ir sus gebietet, des pin ich iu dienstlîchen bî.'

Hier wird die Ausführung des Gedankens der vorhergehenden Schlußzeile und die dadurch hervorgerufene Änderung des Textes völlig klar. Ja, wenn sich nachweisen

Digitized by Google

ließe, daß A die überlaufenden Konstruktionen nicht duldet, stünde die Sache anders; unter den obwaltenden Umständen aber erscheint die Strophe nur als ein Zusatz übelster Qualität.

655, 5—8:

Swie grôz ir hôhzît bî Rîne was bekant,
noch gap man hie den helden vil bezer gewant,
denne sie ie getrüegen noch bî allen ir tagen.
man möhte michel wunder von ir rîcheite sagen.

Hier tritt der Pferdefuß zutage: muß es gesagt werden, welchem Stande ein Überarbeiter angehört, der so nachdrücklich von der Qualität der Festgeschenke spricht und so gut weiß, was zu einem anständigen Feste gehört?! Man vergleiche die Abweichungen der Lesart 634, 3: um des Königs Willen wird beim Feste in Worms geschenkt in A *manegen küenen,* in B. *manigen varnden man.*

659, 3 — 660, 4 war die Rede von Siegfrieds Söhnlein; es sind ihm also volle 6 Zeilen gewidmet. Weit flüchtiger wird 662 Gunthers Sohn erwähnt. Mit 662 schloß ganz gewiß der Abschnitt, mag man ihn nun *liet* oder *âventiure* nennen; die Überschrift vor 667 ist einfach verschoben. An diesem Schlusse nun hält der Interpolator inne und sucht die unebenmäßige Behandlung der beiden Kinder auszugleichen in einer Strophe, die, wie ungefähr 26, 3, ein kurzes Bild standesgemäßer Erziehung gibt **662**, 5—8:

Wi rehte vlizeclichen man sîn hüeten hiez!
Gunther der edele im magezogen liez,
di ez wol kunden ziehen ce einem biderbem man.
hey waz im ungelücke sît der vriunde an gewan!

Von hier ab finden sich nur wenige, vereinzelte Zusätze mehr, samt und sonders, wie die vorhergehenden, ohne sachlichen Gehalt.

Im VIII. Liede sind zwei Plusstrophen **882**, 5—8 und **886**, 5—8. Die erste lautet:

Digitized by Google

Dô sprâchen sîne jegere 'mügez mit vuoge wesen,
so lât uns, hêr Sîvrit, der tier ein teil genesen.
ir tuot uns hiute lære den berc und ouch den walt'.
des begonde smielen der degen küene unde balt.

Zu bemerken ist, daß diese Strophe, die ihr Inhalt und ihre etwas höfische Wendung unbedingt als leeren Zusatz erweist, und die, wenn sie selbst in A stünde, als unecht bezeichnet werden müßte, sich im Sprachgebrauche genau an die echten, nicht an die unechten Strophen des Liedes anschmiegt. Reim *wesen : genesen* 889, 3. *walt: balt* 859, 1. 871, 1. 872, 3; Cäsur *jegere* 873, 4. 882, 2, *Sîvrit* 7mal in den echten Strophen; 3. *berc und ouch der walt* = 883, 3 *der berc und ouch der tan;* 4. *degen küene unde balt* = 872, 4. Man sieht, der Überarbeiter sucht den altertümlichen Ton seiner Vorlage zu treffen: er archaisiert. Daß die Strophe ursprünglich nicht im Texte gestanden haben kann, erhellt daraus, daß das Anfangswort von 883, 1 *sie,* das sich auf die Burgonden in 882, 4 ebenso beziehen muß wie — dem Sinne nach — dasselbe Wort 884, 2, durch diesen Zusatz eine ganz falsche Beziehung erhält, so daß, wie es im Bartschschen Texte auch faktisch der Fall ist, 884, 2 (= Bartsch 942, 2) vollkommen unverständlich wird.

König Gunther läßt zum Imbiß laden: *dô wart lûte ein horn zeiner stunt geblâsen;* B fährt fort 886, 5–8:

Dô sprach ein Sîrrides jegere 'hêrre, ich hân vernomen
von eines hornes duzze, daz wir nu suln komen
zuo den herbergen: antwurten ich des wil'.
dô wart nâch den gesellen gevrâget blâsende vil.

Man erkennt die Erweiterung der vorhandenen Strophe, der sogar die Ausdrücke *herberge, horn, blâsen* entnommen sind. Der Grund der Einschiebung ist höfische Etikette: der König von Niederland läßt das Signal des Königs von Burgund beantworten; sehr abstechend ist das gegen die heroische Einfachheit in 887, 1 *dô sprach der hêrre Sîvrit 'nû rûmen wir den tan':* kein unnützes Wort!

Digitized by Google

996, 2 hat Kriemhilt gesagt: *ir sult nicht eine lân hînte mich bewachen den ûz erwelten degen,* sie bittet 998, 2 *pfaffen und müniche belîben,* von denen heißt es nun 998, 4 *si heten naht vil arge und vil müelîchen tac;* wodurch ihre Anstrengung so groß war, steht in B, lahm genug, **999,** 5—8;

Di drîe tagecîte, sô wir hoeren sagen,
di dâ kunden singen, daz si muosen tragen
vil der arbeite. waz man in opfers truoc!
di vil arme wâren, die wurden rîche genuoc.

(Bartsch' Kommentar hierzu wird von Zacher als völlig unsinnig bezeichnet.)

1598 verhandelt Dankwart und Rüdeger über die Beherbergung des burgundischen Trosses; B hat eine Plusstrophe, in der aber nichts enthalten ist, was nicht in der vorhergehenden oder folgenden stünde, 1598, 5—8:

('ir sult haben guote naht)
Und allez iwer gesinde. swaz ir in daz lant
habt mit iu gevüeret, ros und ouch gewant,
dem schaffe ich sölhe huote, daz sîn niht wirt verlorn,
daz iu ze schaden bringe gegen einigem sporn.'

Volker sagt **1614,** wäre er von fürstlichem Geblüte oder besäße er eine Krone, so wollte er um Rüdegers Töchterlein freien; darauf ziert sich in B Rüdeger mit folgender Strophe, 1614, 5—8:

Dô sprach der marcgrave 'wi möhte daz gesîn,
daz immer künec gerte der lieben tohter min?
wir sîn hi ellende, beide ich und mîn wîp:
waz hilfet grôziu schoene der guoten juncvrouwen lîp?'

Daß die Verse mit der raschen Entschlossenheit Rüdegers 1617, 1 in offenem Widerspruche stehen, hat Müllenhoff, ZGNN. S. 90 bemerkt. Aber noch eines: der Text B setzt ja die Werbung eines Königs voraus, von der Volker nicht einmal hypothetisch gesprochen hat. Volker ist Rüdeger nicht ebenbürtig, das lehrt der ganze Zusammenhang; nur die unechte 9, 4 hat den Dienstmann neben die Markgrafen gestellt; aber Rüdeger ist fürstlichen Ranges,

Digitized by Google

er und seine Gattin führen stehend das Standesprädikat *edele,* und niemand nimmt Anstoß, da Giselher endlich wirklich wirbt: es ist offenbar eine ganz standesgemäße Heirat. Wozu also die selbstquälerischen Schwierigkeiten dieser Plusstrophe? Es ist eben dem Überarbeiter ein doppelter Lapsus widerfahren, indem er nicht nur auf Rüdegers Stand vergaß, sondern auch vorwegnahm, was erst im Verlaufe eintritt. Komisch ist es, wie die *juncvrouwe* im Schlußverse ihres Vaters stehendes Epitheton erhält.

1818 5–8, die letzte Plusstrophe in B:

Swes dâ iemen pflæge, sô was ez niwan schal.
man hôrt von schilde stoezen[1] *palas unde sal*
harte lût erdiezen von Gunthêres man.
den lop da sîn gesinde mit grôzen êren gewan.

Auch hier hat Hofmann richtig den Grund der Zufügung bemerkt: „der Dichter hält für notwendig, ausdrücklich zu sagen, daß die Burgonden im Turniere siegten. Man zweifelt aber ja ohnehin nicht daran." 1819, 1 *ir* bezieht sich in beiden Texten auf die Burgonden, A 1818, 3; B 1818, 8; daß ihm in A diese Beziehung mangele, hätte nicht behauptet werden sollen.

Damit sind die Zusätze erschöpft; sehr beachtenswert ist noch der Anlauf zu einem Zusatze, den entweder der Schreiber der Handschrift B selbständig versuchte oder insofern irrig aus seiner Vorlage nahm, als er dort auch bereits, vielleicht nicht deutlich genug, getilgt sein mußte. Diese in der Geburt verunglückte Plusstrophe steht zum Schlusse einer âventiure nach 537 und ist gedruckt bei Lachmann Anm. S. 77, neuerdings auch bei Bartsch, Lesarten S. 63. — 537, 2—4 lautet:

di si dâ vüeren solden, die kômen dar zehant,
der hôchgemuoten recken ein vil michel kraft.
man truoc ouch dar mit schilden manegen eschînen schaft.

[1] In B ist der Vers metrisch und orthographisch entstellt.

Digitized by Google

Dafür in B buchstäblich

D *er hochmöten recken was ein vil mich -*
el crapft. man trvch ovch dar mit shil -
den vil manich esshinen schapft. di si
brechen wolden vmb der eren pris.
sich vlizzen sich der tvgende mit zvhten
chiusch vnt wis.

Der Zusatz ist durchstrichen; die hier kleingedruckten Worte sind ausradiert; man hat ein deutliches Beispiel, wie die Schreiber darauf ausgingen, den Text zu erweitern; auch die höfische Tendenz der Zeit wird klar; *kiusch* wäre wieder ein ἅπαξ εἰρημένον; auch die überlaufende Konstruktion, die sich hiermit (gegen Holtzmanns verkehrte Annahme, der Bartsch Ausgabe S. XIX beizupflichten scheint) deutlich und unwiderleglich als ein Kennzeichen späterer Hände erweist, ist nicht zu übersehen.

Suchen wir nach dem breiten Gange der Untersuchung, uns mit Rücksicht auf die eingangs aufgestellten Fragen ein gegenständliches und endgültiges Urteil zu bilden, so müssen wir sagen: alle Plusstrophen der Handschrift B sind ihrem Inhalte nach entbehrlich, fast alle ihrer Form nach tadellos; nur bei einer einzigen 338^{b} ist ein Ausfall aus A wenigstens wahrscheinlich; bei einigen, die den Zusammenhang stören oder Veränderungen im Wortlaute der Nachstrophen nach sich ziehen, läßt sich auch im einzelnen die spätere Einschiebung in den ursprünglichen Text bis zur klaren Einsicht nachweisen; sie sind im Wortbestande vielfach von den übrigen Strophen abweichend und tragen ein einheitliches Gepräge. Angebracht sind diese Strophen teils am Ende der Abschnitte, häufiger aber dort, wo der Schlußvers einer Strophe Gelegenheit bot, den Gedanken fortzuspinnen 428^{a} 532^{a} 582^{a} 585^{a} u. ö; sie suchen mitunter ein gewisses Ebenmaß der Handlung herbeizuführen 341^{ab} 622^{a} 886^{a}; entwickeln gerne, freilich oft durch Übertreibung, verunglückte Stimmungsbilder 376^{a} 419^{a} 421^{a} 1614^{a}; die meisten aber zeichnen sich aus durch feinen Ton, höfische Zierlichkeit, Rücksicht auf die Frauen,

Digitized by Google

leere Beschreibung von Kleidung und Anzug 341[ab] 348[abcd] 358[a] 359[a] 417[a] 423[a] 529[a] 531[a] 532[a] 655[a] u. ö.; einige verfolgen speziell den Zweck, dem Hörer einzelne Gestalten, die er vergessen haben könnte (oder für die sich etwa die eine oder die andere Person des Zuhörerkreises besonders interessiert haben könnte), wieder vor Augen zu führen; es sind das die umfangreichsten Einschaltungen 394[abcd] 442[abc] 526[ab] 540[ab]. Für die Auslassung dieser Strophen ließ sich — und das ist entscheidend — nirgends ein äußerer oder innerer Grund geltend machen.

Durch diese Betrachtung der Verschiedenheit des Strophenbestandes, die keinen Zweifel läßt, daß die Plusstrophen des Textes B spätere Zusätze sind, sind wir einer Vergleichung der Lesarten überhoben; nur auf wenige Stellen soll noch Bedacht genommen werden, die Bartsch Ausgabe S. XIX herausgehoben hat, um darzutun, daß der Text A angeblich bereits den Charakter der höfischen Dichtung in reicherem Maße als die anderen trage; es sind im ganzen sechs Stellen, die zwar an sich nicht beweisend wären, da überall diese geringfügigen Änderungen von dem späten Schreiber herrühren könnten; aber wir haben allen Grund, an ihrer Echtheit und Ursprünglichkeit nicht zu zweifeln, da sich diese Bedenken in anderer Weise erledigen.

292, 1 A. *Er neig ir minneclîchen, genâde er ir bôt.*
si twanc gên ein ander der seneden minne nôt.
B. *Er neig ir vlîzecliche: bî der hende si in vie.*
wie rehte minneclîche er bî der vrouwen gie!

Abgesehen davon, daß A hier den Zäsurreim beseitigt haben müßte, der ein ganz untrügliches Zeichen des späteren Ursprunges ist, scheint auf den ersten Blick A höfischer — es ist aber nur lyrischer; in B ist wieder wie 583[a] 655[a] 662[a] auf Sitte und Brauch der Zeit Rücksicht genommen: das paarweise Handinhandgehen bei festlichem Anlasse entspricht durchaus dem höfischen Zeremoniell (ganz ähnlich ändert C 688, 3. 4.); also A ist hier minder höfisch als B, dem schon der Mittelreim die spätere Stelle zuweist.

Digitized by Google

390, 4 A. *dô begunde Sîvrit den hovesite sagen.*
B. *do begonde im Sîvrit dâ von diu rehten maere sagen.*

Abermals ist der Schein gegen A; aber wieder läßt sich nur annehmen, daß B geändert hat: der letzte Halbvers *den hóvesîte ságen*[1] hat eben nur drei Hebungen, B aber bildet einen zwar platten, jedoch korrekten Vers von 4 Hebungen; wenn A geändert hätte, wäre es wohl um ein Flickwort für die 4. Hebung verlegen gewesen?

863, 4 A. *dô weinde âne mâze daz vil wunderschoene wîp.*
B. *des hêrren Sîvrides wîp.*

Für jüngeres Alter des Textes A hätte die Stelle nicht angeführt werden sollen, denn das Wort *wunderschoene* steht schon Rother V. 111.

904, 4 A. *hei waz man rîterspîse den stolzen jegern dô truoc!*
B. *rîcher spîse.*

Es existiert auch nicht die leiseste Berechtigung, den Text A wegen des überhaupt sonst nicht belegten Wortes *rîterspîse* für den jüngeren zu erklären; B mag gerade um des ungewöhnlichen Wortes halber getilgt haben; übrigens kann bei dieser ungemein geringfügigen Abweichung auch eine Buchstabenverwechslung vorliegen.

973, 4 A. *daz wolden si niht lâzen; daz dô ir herze vol durchsneit.*
B. *dô siz niht lâzen wolden, ei was ir waerlîchen leit.*

Dieses *ei* „sollte *er* werden", bemerkt (* nach Lachmann Anm. *) Bartsch, Lesarten S. 123; *'ei was'* verbessert C in *'daz was'*; man sieht, erst der Schreiber von B hat hier geändert; wo ist der glatte Vers, die künstlichere, ebnere Konstruktion? doch wohl in B. Wenn man also recht gut begreift, warum ein Überarbeiter den schwerfälligen Text in A änderte, läßt sich ein Abgehen von dem einmal vorliegenden Texte B nicht begründen.

988, 4 A. *mit triwen si in klageten: ir ougen wurden nazzes blint.*
B. *mít den ánderen sínt.*

Hier dürfte Bartsch wohl im Rechte sein; der Lückenbüßer in B ist so kläglich, daß er, wenn er ursprünglich

* [1] Nehmen wir aber *dén* als Hebung, so ist die Metrik auch wieder altertümlicher.

Digitized by Google

sein sollte, in der Tat zur Verbesserung herausforderte; auch kommt *naz* als Substantivum erst im Tristan häufiger vor; aber abgesehen davon, daß eine solche ganz vereinzelte Stelle absolut nichts beweist, vergleiche man einmal diesen Vers mit

360, 4. *des wurden liehtiu ougen von weinen trüebe unde naz,*

wie weit ist noch von diesem Verse bis zur Lesart in A? keine Spanne![1]

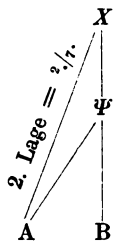
Wir haben also Bartsch gegenüber keinen Grund, von der Annahme der relativen Ursprünglichkeit des Textes A gegenüber dem Texte B abzugehen. Schwerer wiegend und aller Beachtung wert ist eine andere Hypothese zur Erklärung des Verhältnisses der Texte A und B, die von K. Hofmann in den Sitzungsber. der Münchener Akademie 1870. I. 527 und in der wiederholt zitierten Schrift „Zur Textkritik der Nibelunge" aufgestellt worden ist.

Hofmann argumentiert in höchst geistreicher und scharfsinniger Weise, indem er die Frage daraufhin zuspitzt, wie das sonderbare Verteilungsverhältnis der Plusstrophen in B zu erklären sei; erwägt man, sagt er, daß die Vorlage von A, wie fast alle mittelalterlichen Handschriften, aus Quaternionen bestand und daß die Plusstrophen gerade in das 2. Siebentel fallen, so wird man unter der Voraussetzung — das ist eben die Hypothese —, daß es gerade 7 Quaternionen waren, zu der Annnahme geführt, daß der zweite Quaternio, die zweite Blätterlage der Vorlage fehlte und aus einem anderen Codex ergänzt wurde, der aber einen um 57 Strophen kürzeren Text lieferte; da nun weiter anzunehmen wäre, daß zwischen den Texten der beiden Codices eine gleichförmige Strophendifferenz geherrscht hätte, berechnet Hofmann den Umfang

[1] Sehr übel angebracht ist, was Bartsch a. a. O. S. XX sagt: wäre der Text in A an diesen Stellen ursprünglich, so hätte ihn das höfisch gesinnte C gewiß nicht getilgt. Lag denn C überhaupt der Text A vor? von wem und wo ist das je behauptet worden? wie wäre denn dann C in den Besitz sämtlicher Plusstrophen von B gekommen?! Es ist etwas Herrliches um die Geduld des Papiers!

Digitized by Google

des kürzeren Textes auf 2316 — (7 × 57) = 1974 oder rund 2000 Strophen. Graphisch stellt sich Hofmanns Hypothese, wenn der gemeine Text mit Ψ, der kürzere, dem die 2. Lage entnommen worden sein soll, mit X bezeichnet wird, etwa so dar:



Hofmanns Ansicht wäre, wenn erweislich, von der größten Tragweite, nicht für die Anschauungen über die Entstehung des Gedichtes, denn Lachmanns wie Bartsch' Schule setzt ältere Entwicklungsphasen voraus, und von beiden Seiten ist sie aus diesem Gesichtspunkte für annehmbar erklärt worden (Schönbach ZfdöG. XXV. 363 f. Fischer, Germ. XX. 121), wohl aber für die Textkritik, denn damit erst wäre nach Lachmanns eigenen Worten sein Ausspruch, daß jedes Wort, das nicht in A steht, nur den Wert einer Konjektur habe, erledigt. Lachmann wollte mit diesem Satze, der halbreifen Jungen so viel Verdruß gemacht hat, nichts anderes sagen, als daß, weil neben A nur spätere Bearbeitungen des Nibelungentextes existieren, alle Abweichungen der Lesart, die also aus Mißverständnis, Flüchtigkeit oder Absicht hervorgegangen sein müssen, nicht wertvoller seien als die Resultate moderner Kritik in methodischer Anwendung; aber an derselben Stelle sagt er Ausg. S. X: „wäre nur eine Handschrift näher mit A verwandt als mit einer der übrigen, so war die älteste Lesart weit seltener zweifelhaft" d. h. so müßte eine solche in weit ausgiebigerer Weise zur Herstellung des Textes herangezogen werden. Hofmanns Hypothese würde nun eine weit nähere Verwandtschaft zwischen A

Digitized by Google

und dem gemeinen Texte voraussetzen, als sie nach dem einheitlichen Charakter des letzteren und den durchgängig nachweisbaren Eigentümlichkeiten dieser Bearbeitung möglich ist. Endlich ist Hofmanns Ansicht aus einem formellen Grunde nicht zulässig; eine ältere Berechnung steht der seinigen gegenüber, die er zuvörderst zu widerlegen die Pflicht gehabt hätte.

Scherer, Spervogel S. 305 f. handelt über die Vorlage von A; er weist hier wie ZfdöG. XXI. 405 f. vgl. Lachmann, Anm. S. 153, 162 nach, daß dieses Original abgesetzte Langverse hatte, und berechnet danach die Beschaffenheit der Vorlage. Die Nibelunge haben 2316 × 4 = 9264 Langzeilen, wozu 2160 der Klage kommen, was = 11424 Zeilen. A hat 50—52 Zeilen, d. h. durchschnittlich 51 Zeilen auf der Spalte; dieselbe Zahl kann auch für die Vorlage angenommen werden, wie a. a. O. S. 306 bewiesen ist; dividiert man 11424 : 51 = 224, so erhält man die Spaltenzahl; die Vorlage wie A und die meisten Hss. zweispaltig angenommen, erhält man 224 : 4 = 56, die Blattzahl des Originalcodex; 56 Blätter sind aber 7 Quaternionen. Die Vorlage von A hatte also 7 Quaternionen. So nimmt auch Hofmann an; er hat aber die Klage vergessen, deren Vorhandensein im Urcodex durch ihr Vorkommen hinter jeder der Redaktionen hinlänglich bewiesen ist. Ein Quaternio der Vorlage von A umfaßte also nicht, wie Hofmann annimmt, $^1/_7$ der Nibelunge, ungefähr 325 Strophen, sondern $^1/_7$ der Nibelunge mehr (dem Raume nach) um $^1/_7$ der Klage (2160 : 4 = 540 : 7 = 77), also mindestens 400 Strophen — und damit ist seine bestechende Hypothese widerlegt.[1]

Wir haben also allen Grund auf unserer Ansicht, zu der wir auf dem Wege induktiven Beweises gelangt sind, zu beharren: der gemeine Text (B) ist eine Bearbeitung

[1] Paul, Zur Nibfr. S. 12, der a. a. O. auch gegen Scherer polemisiert, hat aufmerksam gemacht, daß der ausgefallene Quaternio nach Hofmanns Rechnung nicht cca. 325, sondern 325 + 57 (das sind die in A fehlenden) Strophen haben mußte, was wieder zu den 338 der ersten Lage nicht stimmt.

Digitized by Google

des kürzesten Textes (A) durch einen österreichischen Fahrenden in ritterlichem Solde.

Wir haben aber kein Recht, diese Rezension, die der Zeit nach ihrer Vorlage unmöglich ferne stehen kann, etwa eine schlechte zu schelten; sie ist selbständig und maßvoll; der Überarbeiter ergänzt, aber zerstört nicht; daß er dem Geschmacke seiner Zeit entgegenkommt, kann kein Vorwurf für ihn sein, seine Fassung ist dadurch zur Vulgata geworden; Mangel an Pietät kann ihm nicht vorgeworfen werden; das hat Lachmann am besten erkannt, indem er sagte, in B stehe das Epos in der höchsten Blüte, „hier hat es den Grad der Vollkommenheit erreicht, den jenes Zeitalter der damaligen Gestalt geben konnte".

Aber nicht um ästhetische Fragen handelt es sich, sondern um kritische; nicht um den besten Text, sondern um den echten!

§ 10. Nôt und liet (AB und C).

Auf Grundlage des gewonnenen Resultates haben wir nun die Vergleichung des Textes C, des Liedes oder der Liedergruppe, mit dem (ihm näher als A stehenden) Texte B vorzunehmen; eine bei der durchgreifenden Verschiedenheit beider Redaktionen noch umfassendere, aber bei dem ausgeprägten Charakter von C minder schwierige Aufgabe.

Seit Holtzmann die Ansicht von der Ursprünglichkeit des Textes C ausgesprochen hat, ist diese Frage in einer ganzen Reihe von Streitschriften behandelt worden, von denen nicht alle gleiche Bedeutung beanspruchen können, einzelne aber über den Eintagswert sich erheben. Mit der Frage philologischer und ästhetischer Textvergleichung haben sich insbesondere beschäftigt: Müllenhoff, Zur Gesch. der Nibelunge nôt S. 83—99. Rieger, Hofmann und Wislicenus in den im vorigen Paragraphen zitierten Abhandlungen, vornehmlich aber Liliencron, Die Nibelungenhandschrift C, 1856; Pasch, Die Nibhss. A und C, ZfdGymnw. XVII. 1. 81—115; Zacher, Briefe üt er neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, Neue Jahrb. f. Phil. u.

Digitized by Google

Päd. 78 Bd.; endlich Bartsch, Untersuchungen (S. 310—321, Verschiedenheiten im Strophenbestande).

Eines haben wir vorweg gewonnen: die oben mitgeteilte Ansicht Holtzmanns, der Weg der Entstehung sei gewesen C—B—A, ist insofern unhaltbar, als A nicht aus B hervorgegangen ist; es könnte aber A aus C oder C aus B entstanden sein; die letztere Beziehung untersuchen wir, denn sie ist die behauptete und bestrittene.

Das Verhältnis der Gruppe I zur Not- und Liedklasse wird teils unter einem, teils im weiteren Verlaufe speziell erörtert.

Was den Strophenbestand betrifft, hat C (+ a) gegen den gemeinen Text 94 Plusstrophen, von denen es 16 mit I, 22 mit d teilt (das eine Strophe ganz selbständig hat 329^{c}); doch ist streng genommen die Zahl nicht derart zu fixieren, wie es beim gemeinen Texte möglich war, denn mehrfach ist in C der Wortlaut oder auch der Inhalt einer Strophe ein ganz anderer als der der entsprechenden in AB; kommt dazu in einigen Fällen noch eine Versetzung von dem ursprünglichen Platze, so ist mitunter schwer zu sagen, ob man es mit einer umgearbeiteten oder völlig neuen Strophe zu tun habe.

Sehen wir von der Lücke in I ab, so teilt C mit Id folgende Plusstrophen: 756^{ab}. $*848^{a}$. 858^{a}. 910^{a} (= C 905^{a}). 939^{a} (= C 942^{a}). 1052^{ab}. 1064^{a}. 1201^{a}. 1513^{a} (= C 1511^{a}). 1524^{abc}. 1775^{a}. 1835^{ab}. 1837^{ab}. 1848^{a}; nicht in I, wohl in Cd 329^{ab}.

Nur in C(a) finden sich $*22^{a}$. 44^{a}. $*94^{a}$. $13\ldots^{a}$. 271^{a}. 324^{a}. 334^{ab}. 372^{a}. 419^{b}. 423^{a}. 475^{ab}. 565^{a}. 601^{a}. 622^{a-d}. 720^{a}. 936^{a}. 938^{a}. 1012^{ab}. 1076^{a}. $*1077^{a}$. 1082^{a-b}. 1114^{a}. 1228^{a}. 1229^{ab}. 1237^{a}. 1352^{a}. 1408^{ab}. 1410^{abc}. 1459^{a}. 1460^{ab}. 1463^{a}. 1524de. 1682^{a}. 1755^{abc}. 1817^{a}. 1848^{bc}. 1857^{a} 1888^{a} 1939^{ab}. 1963^{a}. 1964^{a}. 2023^{a}. 2057^{a}. 2094^{a}. 2159^{a}. 2228^{a}. 2305^{a}. 2316^{a}. (Die Zusammenstellung in dieser Form rührt von Bartsch, Unt. S. 310 her.) Bei den mit * bezeichneten könnte es im obigen Sinne fraglich sein, ob sie als eigentliche Plusstrophen anzusehen sind.

Digitized by Google

Weiter für 482—486 zwei völlig andere Strophen; 497ᵃ. 498, dann 499ᵃ. 500 sind zu je einer völlig veränderten Strophe zusammengezogen, ebenso 1812. 1813; eine neue Strophe für 609. 610; drei neue für 1654. 1655.

Außerdem fehlen in C von in A enthaltenen Strophen: 3. 21. 25. 96. 489. 498. 500. 546. 555. 643. 644. 711. 768. 830. 858. 994. 995. 1000. 1080. 1192. 1193. 1463. 1504. 1525. 1594. 1825. 1948. 2137. 2258.

Mehr als 100 neuen stehen demgemäß ungefähr 30 mangelnde Strophen gegenüber; in der Ausgabe von Holtzmann hat das Nibelungenlied 2440, bei Zarncke 2445 Strophen; beide haben auch anderen Texten Strophen entnommen.

Die vorstehenden Daten genügen, um zu zeigen, daß wir es hier auf der einen oder auf der anderen Seite mit einer völligen Bearbeitung zu tun haben. Die Fragen sind aber etwas anders zu stellen als bei der Vergleichung von A und B, wo die Verschiedenheit des Strophenbestandes den Hauptunterschied bildete, weil wir es eben nicht mit einem dem Umfange, sondern vielfach auch dem Inhalte nach völlig verschiedenen Texte zu tun haben. Gerade dieser tiefgehende Unterschied aber macht es auch leichter, entscheidende Momente zur Feststellung des eigenen Urteils zu gewinnen. Es ist also nicht notwendig, wie bei dem gemeinen Texte, Plusstrophe für Plusstrophe daraufhin zu prüfen, ob dieselbe ein Zusatz sei oder ursprünglich, sondern es ist nach den leitenden Gesichtspunkten des Verfassers dieser Redaktion zu forschen; dann erst, ob sich aus diesen auch die Verschiedenheit des Strophenbestandes erkläre; und bei beiden Momenten wohl darauf zu achten, in welchem genetischen Verhältnisse die abweichenden Texte zueinander stehen.

Voran reihe ich eine Anzahl Stellen, in denen nicht nur die Lesart der Not (AB) von der des Liedes, sondern mehrere Handschriften oder Texte, das ist für diesen Fall einerlei, voneinander abweichen; dieselben sollen erkennen

Digitized by Google

lassen, ob eine bestimmte fortschreitende Divergenz, Verbesserung oder Verderbnis, nachweisbar ist.

240, 3 A. *Sîvrît der junge, der wætliche man.*
B. *der wætliche recke Sivrit der junge man.*
C. *minneclîche*

Eine Änderung war hier entschieden nur notwendig, wenn der Text A vorlag; den Text C zu emendieren war keine Veranlassung; in A aber scheint der * zweimalige Artikel für einen Begriff nicht gefallen zu haben; * B hat also A geändert; C aber aller Wahrscheinlichkeit nach wieder den Text B in seiner allenthalben hervortretenden, von Liliencron an Dutzenden von Beispielen nachgewiesenen Tendenz, die Senkungen auszufüllen, a. a. O. S. 176 f. Also hier schon ergäbe sich uns der Entwicklungsgang A—B—C; aber natürlich ist eine vereinzelte derartige Stelle nicht beweisend.

328, 3 A. *ich wil umb ir minne wâgen den lîp*
B. *ich wil durch ir minne wâgen minen lîp*
C. *durch ir unmâzen schoene sô wâge ich minen lîp.*

Abermals fortschreitende Tendenz der Ausfüllung der Senkungen; statt der 10silbigen Langzeile in A steht in C eine 13- oder 14silbige; wie konnte aus C in diesem Falle A werden? wer vermöchte das zu erklären? Wie dagegen aus A durch Vermittlung von B C entstanden sein kann, liegt klar genug.

Am zwölften Tage ihrer Fahrt sind die Recken gegen Isenstein gekommen:

371, 4 A. *daz was niemen mêre wân Sîvrîde bekânt.*
B. *daz was ir deheinem niwan Sîvrîde bekânt.*
C. *das het von Tronege Hagene ê vil selten bekânt.*

B hat wieder an der Form gefeilt; in C aber steht: nicht einmal Hagen kannte das Land, er, der doch Land und Leute allüberall besser kannte als irgend einer und nie um Auskunft verlegen wurde, der πολύτροπος unseres Epos; offenbar verstand der Verfasser von C die alte Sage und

Digitized by Google

die in diesem Satze liegende Anspielung auf das Verhältnis Siegfrieds zu Prünhilt nicht nur nicht mehr, sondern verfuhr rationalistisch; wohl dürfte auch A der Mythus nicht mehr bewußt gewesen sein, es beließ aber den überkommenen Zug unverändert (Zacher).

401, 3 A. *dúrch dích mít ím | ich hér gevárn hán:*
waerer nicht mîn hêrre ich hetez nimmer getân

B. *ja gebôt mir hér ze várné | der récke wólgetân:*
möht ich es im geweigert hân, ich het iz gerne verlân.

I. *er gebôt mir her ze varne, der recke wol geborn*
möht ich ims versaget hân, ich hetez gerne verborn

C. *ja gebôt mir hér ze várné | der récke wólgetán:*
wan daz ich entorste ich hiet ez gerne verlân.

Bei diesen Beispielen bleibt wohl über die Ursprünglichkeit des Textes A kein Zweifel; alle übrigen Hss. milderten die Beziehung auf Siegfrieds Dienstverhältnis; *weigern* ist ein seltenes Wort; *verbern ἅπαξ εἰρημένον* in den Nibelungen, bei den höfischen Epikern überaus häufig. * Auch das Metrum wird von A zu C immer glatter. *

429 4 A. *dô er in bekande, ez was im liebe getân.*
BI. *dô er in reht erkande*
C. *dô er vernam diu maere, der künic troesten sich began.*

Ausfüllung der Senkung führt hier zu einem völlig neuen Verse; ganz töricht wäre anzunehmen, daß etwa der Verfasser des Textes A gedrungenere Verse bauen wollte.

596, 1 A. *Vil degen swert dâ nâmen sehs hundert oder baz,*
den künigen ze êren: ir sult wizzen daz.

B. *Vil junger degen swert dâ nâmen, sehs hundert oder baz.*
den künegen al ze êren: ir sult wol wizzen daz.

I. *Fümfhundert swertdegne und dannoch baz*
den künegen wurden zêren: ir sult wol wizzen daz.

C. *Vil knappen swert dâ nâmen, vier hundert oder baz,*
den künegen ze êren: ir sult gelouben daz.

B verwickelt sich beim Ausfüllen der Senkungen in argen Fehler: *degen* ist im Texte nur übergeschrieben,

Digitized by Google

die Glosse *junge* hat das Metrum zerstört; I weicht am weitesten ab, doch stimmt es im 4. Halbverse im Ausfüllen *(wol)* mit B; C hat für *wol wizzen* den glatteren Ausdruck *gelouben;* tadellos ist nur Text A und C; entscheidend aber hier ist, daß, wie wir unten sehen werden, höfische Überarbeiter immer die Zahlangaben vermindern, weil ihnen rationalistische Skrupel aufdämmern, so daß auch hier der Weg von A zu C außer Zweifel steht.

869, 2 A. *vil manic ritter balt*
volgéten Gúnthére und Sîvride dan.
Gêrnôt und Gîselhêr die wolden dâ heime bestân.

B. *vil manic ritter balt*
volgeten Gunthere unde sînen man.
Gêrnôt und Gîselhêr die wârn dâ heime bestân.

I. *manic ritter balt*
volgeten Gunthere ūn Hagen sinē man.
Gêrnôt und Gîselhêr die wârn dâ heime bestan

C. *vil manec degen balt*
riten mit dem wirte, man vuort ouch mit in dan
vil der edeln spîse, die di helede solden han.

Hier ist die fortschreitende Verderbnis des Textes leicht erkenntlich; wie aus C einer der drei anderen hätte werden können, ist schlechtweg unerklärlich; sobald man aber von A ausgeht, liegen die Motive klar: B weiß, daß Siegfrieds Gefolge an der Jagd nicht teilnimmt: die Nibelunge werden ja erst 962 mit der Schreckensbotschaft geweckt; darum die nichtssagende Redensart in B; I führt Hagen ein, weil er für die Jagd in der Tat die Hauptperson ist; C aber logischer als I ändert völlig, denn es teilt mit I die Plusstrophe 858ᵃ (s. u.), die den Text der letzten Zeile, wie ihn ABI haben, völlig überflüssig macht.

834, 4 A. *wol mich daz ich des heldes hân ze râte getân!*
BC. *wol mich deich sîner hêrschaft hân ze râte getân!*
I. *wol mich deich sîner hêrschaft ein ende nû gelebet hân!*

Man sieht, nachdem der Weg A—B für uns feststeht, wie die Änderung in I den Text B voraussetzt.

Digitized by Google

1045, 4 AB. *sîd rach sich wol mit ellen des küenen Sîvrides wîp.*
I. *mit vlize*
C. *harte swinde in grôzen triuwen daz wîp.*

Über die Tendenz, Kriemhilt zu entschuldigen, die in I vorbereitet, in C durchgeführt wird, ist noch ausführlicher zu handeln.

Das folgende Beispiel fortschreitender Verderbnis des Textes gibt Liliencron S. 75: Strophe 1201, 4 sucht Rüdeger Kriemhildens Bedenken zu zerstreuen, daß Etzel ein Heide sei; Rüdeger sagt in A:

'die rede sult ir vrouwe lân.
1202. *Er hât sô vil der recken in kristenlîcher ê,*
daz iu bî dem künige nimmer wirdet wê.
waz ob ir daz verdienet, daz er toufet sînen lîp?
des muget ir gerne werden des küneges Etzelen wîp.'

I hat nun aus der Klage Kunde davon, daß Etzel früher Christ war, und schiebt eine diesbezügliche Strophe ein, aber ohne den Text von 1202 zu ändern, 1201, 5—8:

'die rede sult ir vrouwe lân.
Ern ist nicht gar ein heiden: des sult ir sicher sîn,
er was vil wol bekêret, der liebe hêrre mîn,
wan daz er sich widere vernoijieret hât.
welt ir in, vrowe, minnen, sô mac sîn noch werden rât.
Er hât so vil der recken etc.

C, das mit I diese Plusstrophe teilt, ändert den Text von 1202, indem es besser an die vorhergehende Strophe knüpft und die Schlußverse sinngemäß anpaßt; also 1201, 4—8=I, dann fährt C fort:

Ouch hât er sô vil recken in kristenlîcher ê,
daz iu bî dem künege nimmer wirdet wê.
ir mügt ouch lîhte erwerben, daz der vürste guot
wider ze gote wendet beide sêle unde muot.

Hier sieht man nun deutlich, wie der Interpolator in I noch ungeschickt genug war, sich mit der rohen Einfügung der Notiz zu begnügen, der elegantere Bearbeiter von C jedoch den Text glättet, oder lassen das *ouch* in 1202, 1 und *wider* 1202, 4 einen Zweifel, welchen Text C vorgefunden hat? Mit Recht konnte Liliencron sagen, daß

Digitized by Google

diese einzige Stelle für sich allein entscheidend und beweisend wäre für die gesamte Handschriftenklassifikation.[1] Und in noch höherem Grade gilt das von der berühmten Strophe 1849:

AB. *Dô der strît niht anders kunde sîn erhaben,*
— Kriemhilt leit daz alte in ir herzen was begraben —
dô hiez si tragen ze tische den Etzelen suon.
wie kund ein wîp durch râche immer vreislîcher tuon?

I. *Dô die vürsten alle gesazzen über al*
unde ezzen begunden, Kriemhilt hiez in den sal
tragen dar ze tische den Etzelen suon.
wie möht ein wîp durch râche immer vreislîcher tuon?

C. *Dô die vürsten gesezzen wâren über al*
unt nû begunden ezzen, dô wart in den sal
getragen zuo den vürsten das Etzelen kint:
dâ von der künec rîche gewan vil starchen jâmers sint.

---

[1] Ich füge eine Stelle bei, aus der zwar keinerlei Entscheidung für die Genesis der Handschriften zu gewinnen ist, die aber die Eigentümlichkeiten der einzelnen charakteristisch hervortreten läßt und, indem alle außer A Besserungsversuche anstellen, zeigt, daß der Fehler aus einer gemeinsamen Quelle aller stammt, der also auch in diesem einzelnen Falle A am treuesten folgt. Kriemhilt grüßt den bezwungenen Gunther:

2299, 3 A. *si sprach: 'willekomen Gunther, ein helt ûz Burgonde lant'*
'nu lône iu got Kriemhilt, ob mich iwer triwe des ermant.'

BD. *dô was mit sînem leide ir sorgen vil erwant.*
si sprach: '(wis D) willekomen Gunther ûzer Burgonden lant'

K. *si sprach: 'willekom Gunther von Burgunden lant,*
ich hân iuch hie zen Hiunen vil gerne bekant.'

Ih. *si sprach vroelîchen: 'willekomen Gunthêr,*
ein künec von Burgonden, ich gesach dich nie so gern mêr'

C. = B. *ir sorge ein teil benomen,*
si sprach: 'künec Gunther sît mir grôze willekomen.'

Lachmann, Anm. S. 284, hat hinter der Verderbnis in A den echten Text erkannt; nur die erste Zeile bedarf einer „kleinen Nachhilfe“:

'willekomen Gunther, ein helt ûz erkant.'

Wenn Wislicenus S. 54 die Änderung Lachmanns „viel zu gewaltsam findet, um vom kritischen Standpunkte aus gerechtfertigt zu sein“, sieht man nur, daß seine paläographischen Kenntnisse zur Beurteilung derartiger Fragen noch nicht ausreichend waren: *si sprach* und *ûz Burgonden* sind Glossen; ersteres eine in allen Hs. überaus häufige, und für *helt ûz .. lant* ist *helt ûz erkant* gewiß keine „gewaltsame“ Besserung.

Digitized by Google

Die Strophe hat ihre Literatur: Holtzmann, Unters. S. 27 und (geg. Liliencron) Germania II. 126; Zarncke, Ausgabe S. XV., zur Nib.frage S. 17; Dressel, Charakter Kriemhildens S. 16 f.; Döring, ZfdPhil. II. 73; — Müller, Lieder von den Nib. S. 300; Müllenhoff, ZfdA. X. 175; Steiger, Siegfriedssage S. 96; — Rieger, Zur Kritik S. 86, ZfdA. XI. 206 f.; Liliencron, Zur Nibhs. C. S. 112; Bartsch, Unters. S. 320; Wislicenus, Beiträge S. 52. — Ich glaube mich aber kurz fassen zu können, weil die Sache klar liegt.

Holtzmann hat die Lesart A als „sinnlose Übertreibung" getadelt, Zarncke als einen „tollen und gedankenlosen Einfall", als „arge Effekthascherei" hingestellt; Döring findet die Erzählung „plump und roh". Das alles kann uns hier gleichgültig sein; die Hauptsache ist, daß die Lesart A einen uralt sagenhaften Zug bewahrt: Ortlieb unseres Epos entspricht dem Erpr und Eitill der nordischen Sage (s. o. S. 40), die Gudrun tötet und dem Vater vorsetzt, das „thyestische Mahl" unserer Sage; ganz ähnlich opfert Signi, Wölsungs Tochter, ihre Söhne, weil sie sich untauglich erweisen zur Blutrache an Siggeir, dem eigenen Vater. Hierzu tritt in unserem Epos noch ein ethisches Motiv: Kriemhilt kann das Kind der Ehe nicht lieben, die sie nur um der Rache willen eingegangen.[1] Die Lesart in A ist also alt und seelisch wohlbegründet; roh ist die Ausführung dieses Zuges etwa im Anhange des

[1] Nur weil es sich eben um eine Frage rein ethischer Natur handelt, die aber für das Handschriftenverhältnis ganz entscheidend ist, sei es hier erlaubt anzuführen, wie ein moderner Dichter — und wahrlich nicht der geringste — über dieses Motiv, das den Holtzmann und Konsorten die Gänsehaut über den Rücken lockt, dachte. Hebbel (Kriemhilds Rache IV. 4) läßt Kriemhilde zu Hagen sagen: „Sieh diese Krone an und frage dich! Sie mahnt an ein Vermählungsfest, wie keins Auf dieser Erde noch gefeiert ward, An Schauderküsse zwischen Tod und Leben, Gewechselt in der fürchterlichsten Nacht, Und an ein Kind, das ich nicht lieben kann!" Das ist die moderne tragische Würdigung und Ausführung des alten epischen Motivs, das Schwächlingen aller Zeiten, von den höfischen Überarbeitern des XIII. bis zu den ihnen geistesverwandten Kritikern unserer Zeit, anstößig war. Oder ist etwa Hebbel auch „toll und gedankenlos", „plump und roh", ein „Effekthascher"?! In der kritischen Küche zu Leipzig wird vielleicht auch das behauptet werden!

Digitized by Google

Heldenbuches, nicht in der Nibelunge nôt. Ein anderes und weit verständigeres Argument aber war, daß die Veranlassung zum Kampfe in unserem Epos genügend durch Blödels Anfall auf Dankwart, den ja auch Kriemhilt veranlaßt hat, motiviert ist, hier also eine Verschränkung zweier Motive einzutreten scheine. Dagegen hat Wislicenus a. a. O. eingewendet, daß mit der bekannten Änderung der Motive in der deutschen Sage auch das Verfahren gegen Etzels Sohn ein anderes werden mußte: früher nur ein Opfer der Rache ward er nun ein Werkzeug derselben; ein Dichter konnte aber recht wohl dieses zweite sagenhafte Motiv benutzen. Letzteres ist aber eben nur eine Meinung, keine Erklärung; diese hat Rieger gegeben, indem er nachwies, daß Str. 1849—1857 einem anderen Liede entnommen wurde, das wahrscheinlich Ortliebs Tod zum Mittelpunkt seiner Darstellung machte, worüber im folgenden noch zu handeln ist.

Alles das genügt, um die Möglichkeit und Zulässigkeit der Lesart AB zu erweisen; im übrigen ist es leicht, die Korruptel zu verfolgen. I suchte das Motiv zu tilgen und läßt Kriemhilt nur den Befehl geben, das Kind zu bringen; das Motiv, das in AB in großartiger Wendung steht, ist verschwiegen, aber ganz sinnlos ist die letzte Zeile stehen geblieben, die im Zusammenhange des Textes I absolut unverständlich ist; diesen unklaren Text nun feilte C, warf die letzte Erinnerung an das alte epische Motiv hinaus, indem das Kind nun gar nicht mehr auf Geheiß der Mutter gebracht wird, änderte die dunkle Schlußzeile und rundete die Strophe in seiner Weise durch Einfügung des Zäsurreimes.

Der umgekehrte Weg ist hier nicht denkbar; indem durch Vers 1 = C, 3. 4 = AB die Mittelstellung von I bis zur Evidenz klar wird, ist die Möglichkeit einer Entstehung von I aus C hier durch zweierlei Umstände ausgeschlossen: die letzte Zeile konnte von einem Überarbeiter I nicht ohne allen Sinn und Verstand angebracht werden; wohl aber war es möglich, daß sie aus Unbedachtsamkeit

Digitized by Google

stehen blieb; auch hatte I gar keinen Grund, den Zäsurreim zu tilgen, und endlich ist der Reim *suon : tuon* als selbständiges Produkt von I höchst zweifelhaft, da für diese Redaktion in keiner Weise wie für einzelne Lieder oder den gemeinen Text die österreichische Heimat[1] erwiesen werden kann. Der zweite Umstand aber, der uns zugleich über die Motive der Überarbeiter aufklärt, bezüglich deren jemand noch im Zweifel sein könnte, ist, daß nachweislich der Text I in geringerem, der Text C in höherem Maße die Tendenz besitzt, Kriemhilt zu entschuldigen. Eine Stelle dieser Tendenz (1045, 4) ist uns schon entgegengetreten oben S. 206, worin man mit gutem Fuge den leitenden Gedanken der Redaktion C in Rücksicht auf den Charakter Kriemhildens erblicken kann. An mehr als zwanzig Stellen läßt sich dies beweisen, an denen überall, was Kriemhilt belasten könnte, beseitigt, ihr mildere Absichten beigelegt, die Schuld von ihr ab insbesondere auf Hagen gewälzt wird. Nur die bezeichnendsten sollen besprochen werden.

Im gemeinen Texte gibt, allerdings anfänglich nicht in böser Absicht, doch Kriemhilt den Anlaß zu dem verhängnisvollen Zanke der Königinnen; in IC wird von vornherein die Schuld auf Prünhilt geschoben durch folgende Plusstrophen am Schlusse der âventiure 756, 5—12:

Do gedâht diu küniginne 'ine mac niht langer dagn.
swie ich daz gevüege, Kriemhilt muoz mir sagn,
war umbe uns alsô lange den zins versezzen hât
ir man, derst unser eigen. der vrâge hân ich keinen rât.

Sus warte si der wile, als ez der tiuvel riet.
die vröude unt ouch die hochgezît mit leide si dô schiet.
daz ir lac amme herzen, ze licht ez muose komen.
des wart in manegen landen von ir jâmers vil vernomen.

Im weiteren Verlaufe heißt es dann zweimal 766, 4 *Kriemhilt diu vil schoene daz sêre zürnen began* und 769, 4 *die vrowen wurden beide vil sêre zornic gemuot;* beide Stellen

[1] Vgl. oben S. 168.

Digitized by Google

unterdrückt C, wieder konsequenter als I, indem es an der ersten Prünhilt weiter sprechen läßt und zwar abermals vom Zinse, also herausfordernd: *'mich müet, daz ich sô lange niht zinss von im gehabet hân'*, die zweite Stelle aber ganz ausläßt. Genau dasselbe Verhältnis wie bei 1849: I bahnt die Änderung an, C führt sie durch.

973, 4 wurde in anderem Zusammenhange schon oben S. 196 angezogen. Siegfrieds Mannen wollen ihren Herrn an den Burgonden rächen, Kriemhilt mahnt ab:

B. *dô siz niht lâzen wolden, daz was ir wærlîchen leit.*
C. *ob siz nicht wenden kunde, daz wære ir bêdenthalben leit.*

In C fürchtet Kriemhilt also nicht, wie in B, nur für ihre Mannen, sondern auch für ihre Angehörigen, ihre Brüder.

Bei Gelegenheit der Sühne zwischen Kriemhilt und ihren Brüdern hat C eine Änderung, die den Charakter Hagens völlig zur Gemeinheit verzerrt; Gunther durfte, heißt es, nicht vor ihr erscheinen:

1054, 3 AB. *wær ir von sîme râte leide niht getân,*
sô möht er vreveliche dicke sîn zuo ir gegân.

In C bezieht sich die Stelle auf Hagen und lautet:

durch des hordes liebe was der rât getân:
dar umbe riet die suone der vil ungetriuwe man.

Gesteigert bis zum Übermaße ist die Feindseligkeit gegen Hagen in einer Plusstrophe 1077, 5—12 (die ganze Stelle ist ausführlich und geistvoll besprochen Liliencron S. 67 f.). (Vgl. übrigens 717, 4.)

Ern mohte des hordes sît gewinnen niht,
daz den ungetriuwen vil dicke noch geschiht.
er wânde in niezen eine, die wîl er möhte leben.
sît moht ers im selben noch ander nieman gegeben.

Eine direkte Beschuldigung Kriemhilds in AB wird förmlich in eine Entschuldigung verwandelt 1334, 1—3:

Digitized by Google

AB. *Ich wœne der übel vâlant Kriemhilt daz geriet,*
daz sie sich mit vriuntschefte von Gunthere[1] *schiet,*
den si durch suone kuste in Burgonden lant.

C. *Sine kunde ouch nie vergezzen, swie wol ir anders was,*
ir starken herzen leide: in ir herzen si ez las
mit jâmer zallen stunden; daz man sît wol bevant.

Sehr beachtenswert ist, was Liliencron S. 82 zu dieser Stelle bemerkt: „Wollte C die Feindschaft gegen Gunther beseitigen, so mußte es diese Stelle ändern; wollte umgekehrt ein Umarbeiter sie in den Text von C hineinändern, so brauchte er diese Stelle keineswegs darum zu ändern."

1654, 55 ist in C das prächtige Bild zerstört, das uns in der Not entrollt ist; Kriemhilt steht im Fenster, da die Boten mit der Nachricht von der Ankunft der Burgonden heranstreichen, und frohlockt über das Gelingen ihres Planes: *'swer nemen welle golt, der denke mîner leide, und wil im immer wesen holt'.* C hat den Racheplan auf den einzigen Hagen eingeschränkt, an Stelle von 1654 und 1655 hat es folgende drei Strophen, 1654[abc] (1—12):

Dô diu künginne vernam diu mære,
ir begunde entwîchen ein teil ir swære.
von ir vater lande kom ir vil manic man:
dâ von der künic Etzel vil manigen jâmer sit gewan.

Si gedâhte tougenliche 'noch möhte is werden rât:
der mich an mînen vreuden alsô gepfendet hât,
mag ich daz gevüegen, ez sol im leide ergân
ze dirre hôchgezîte: des ich vil guoten willen hân.

Ich solz alsô schaffen daz mîn râche ergê
in dirre hôchgezîte, swi ez dar nâch gestê,
an sînem argen lîbe, der mir hât benomen
vil der mînen wunne: des sol ich nu ze gelte komen.'

Das Motiv der Um- und Zudichtung bleibt stets das nämliche; wer aber könnte erklären, warum und wie aus der Lesart des Liedes die der Not entstanden sei? In der Tat haben die Gegner unserer Ansicht derselben nie und

[1] A. Gîselhêre.

Digitized by Google

nirgends eine Betrachtung im einzelnen, immer nur allgemeine Redensarten entgegengestellt.

Kriemhildens Frage nach dem Horte wird, man muß gestehen, sehr verständig und richtig motiviert, dabei aber wieder die Veranlassung zu ihrem Vorgehen dem Hörer ins Gedächtnis gerufen, 1682, 5—8:

'Jane rede ihz niht dar umbe deich mêre[1] *goldes welle gern.*
ich hâns so vil ze gebene deich iwer[1] *gâbe mac enbern.*
ein mort und zwêne roube, die mir sint genomen,
des möhte ich vil arme noch ze liebem gelte komen.'

Schon in der Schlußzeile der vorhergehenden Strophe 1681, 4 hatte C einen ganz feinen Pinselstrich angebracht; es heißt vom Horte:

AB. *des hân ich zit vil swœre und manegen trûrigen tac*
C. *nâch im und sîme herren hân ich vil manegen leiden tac.*

Und so wird selbst bei Kleinigkeiten daran erinnert, daß Kriemhildens Vorgehen ein berechtigtes sei.

1707, 2 AB. *diu küneginne hêr*
was des vil genoete, daz si in tœte leit,
C. *daz si gerœche ir leit.*

1721 legt Hagen, der der Schildwacht pflegt, Kriemhilt zum Hohne den Balmung über seine Kniee:

1722, 3 AB. *ez mande si ir leide: weinen si began.*
ich wœne ez hete dar umbe der küene Hagene getân.
C. *ich wœn iz hete Hagene ir ze reizen getân.*

Bei der zweiten Schildwacht (nach der Darstellung unseres Epos) sucht Kriemhilt die Hunnen zum meuchlerischen Überfalle zu stacheln; IC unterschieben ihr wieder nur böse Absicht gegen Hagen allein, 1775, 5—8:

É daz si Kriemhilt het al dar gesant
si sprach: 'ob irs alsô vindet, so sît durch got gemant
daz ir dâ slâhet niemen wan den einen man,
den ungetriwen Hagenen: die andern sult ir leben lân.'

---

* [1] *mêre* u. *iwer* sind in diese beiden Zeilen überflüssig eingeschaltet.

Digitized by Google

Ganz so an der Stelle, wo Kriemhilt Dietrich von Bern um Hilfe anfleht und Hildebrand ihr ablehnend erwidert, 1837, 5—12:

'Ich wolt et niwan Hagenen, der mir hât leit getân.
er morte Sîvriden, den mînen lieben man.
der in ûz den andern schiede, dem wær mîn golt bereit.
engultes ander iemen, daz wær mir inneclîchen leit.'

Dô sprach aber Hiltebrant 'wie kunde daz geschehen,
daz man in bî in slüege? ich liez iuch daz gesehen,
ob man den helt bestüende, sich hüebe lîht ein nôt,
daz arme unde rîche dar umbe müesen ligen tôt.'

Zu Beginn des letzten Abschnittes, wo es heißt, daß Kriemhilt *ir herzeleit errach an ir naehsten mâgen unde an vil manegen man,* hat C eine vielsagende Zusatzstrophe, in der die Schuld von Kriemhilt auf niemand geringeren als den leibhaften Teufel geschoben wird, 2023, 5—8:

Sine het der grôzen slahte alsô niht gedâht.
si het es in ir ahte vil gerne dar zuo brâht,
daz niwan Hagene aleine den lîp dô hete lân.
do geschuof der übel tiuvel, deiz über si alle muose ergân.

Allerdings die bequemste Weise psychologischer Motivierung!

Zum Schlusse noch eine ausgiebige Milderung, die selbst unbefangene Parteigänger der Hs. C nicht zu verteidigen wagen:

2303. *Si lie si sunder ligen durch ir ungemach,*
daz ir sît dewedere den andern nie gesach,
AB. *unz si ir bruoder houbet hin vür Hagen truoc.*
der Kriemhilte râche wart an in beiden genuoc.

C. *swie ez verlobet hête daz vil edele wîp,*
si dâht 'ich riche hiute mîns vil lieben mannes lîp.'

Noch einmal wird uns so ihr Motiv ins Gedächtnis gerufen und noch einmal die Schuld an Gunthers Tode auf Hagen gewälzt; Kriemhilds Absicht soll gegen ihren Bruder nicht gerichtet gewesen sein, Hagen zieht ihn aus Treulosigkeit ins Verderben, 2305, 5—8:

Digitized by Google

Er wiste wol diu mære, siene lîeze in niht genesen.
wie möhte ein untriuwe immer sterker wesen?
er vorhte, sô si hête im sînen lîp genommen,
daz sie danne ir bruoder lieze heim ze lande komen.[1]

Eine, wie Liliencron feinfühlend ausgeführt hat, übrigens sehr ungeschickte Änderung, denn in AB rafft sich Kriemhilt mit den Worten (die freilich auch in C stehen): *'ich bringez an ein ende'* zur entscheidenden, lange vorbereiteten Rachetat auf, in C aber handelt sie aus gemeiner Goldgier. Mit Grund hat Rieger, Zur Kritik S. 13, gesagt, daß dieser Zustand und der nach 1077 genüge, um den Charakter Hagens jeder Würde zu entkleiden, und uns des Rechtes beraube, auf die stärkste Seite unseres Epos, auf die Charakteristik, stolz zu sein.

Wenn nun die Frage erhoben wird, woher diese Tendenz, Kriemhilt zu entschuldigen, ihren Charakter zu mildern, die Verantwortung auf Hagen zu wälzen, stammt, so können wir sagen, aus der naiven Anschauung der höfischen Kreise. Man fragt sich, was ist aus den Leuten — im Diesseits und im Jenseits — geworden? In einer Zeit tiefster religiöser Überzeugung, in der überdies die äußere Beglaubigung der poetischen Fabel außer Zweifel stand, ist dann besonders die zweite Frage von ungeheurer Tragweite. Wir sehen das in klarster Weise in der Klage;[2] gibt dieses ganze Epos nur Antwort auf die Frage, was die Überlebenden anfingen, und hat ein österreichischer Bearbeiter (B) es noch zum Schlusse dieses Epos für nötig gefunden, in possenhafter Ausführlichkeit die weitere Frage zu behandeln, was denn mit König Etzel geschehen sei, Edzardi 4703 f. *sumelîche jehent, er wurde erslagen, so*

---

[1] Sehr ungeschickt sucht diese Strophe, ob welcher sogar Holtzmann stuzig geworden ist, zu verteidigen H. Fischer, Forschungen S. 21. Dagegen wieder sehr treffend Rieger, Zur Kritik S. 18: „Die Versuche zur Ehrenrettung K.s. gehen aus einer schwächlichen Auffassung des epischen Gedankens hervor. Die echte K. verfolgt ihr Ziel unverwandten Blicks, unbekümmert, wie viel Unschuldige darum fallen, und zwar ist von Rechts wegen Gunther ebenso Ziel der Rache wie Hagen."

[2] Vgl. Schönbach, Das Christentum usw.

Digitized by Google

sprechent sumelîche nein . . . . . des wunders wirde ich nimmer vrî, weder er sich vergienge oder in der luft enpfienge oder ob er lebendec wurde begraben oder ze himele ûf erhaben, ob er ûz der hiute truffe oder sich versluff in löcher der steinwende oder mit welhem ende er von dem libe quaeme, oder waz in zuo zim naeme. ob er vüere inz abgrunde, oder ob in der tiuvel verslunde, oder ob er sî verswunden, daz enthât nieman noch ervunden: so beschäftigt sich der Dichter der Klage sehr ernstlich und angelegentlich mit Kriemhilds Seelenheil. Lachmann 276 f.

heiden unde kristen,
alsô leide getân,
gelouben wil der mære,
habe von solhen schulden,
geworben hab sô verre.
ir sêle niht enwolte.
der müese zuo der helle varn:
daz ich nâch dem mære
des buoches meister sprach daz ê:
Sît si in trîwe tôt gelac,
sol si ze himel noch geleben.
swes lîp mit triwen ende nimt,
diu wârheit uns daz kündet:
Swer den andern durch haz
waz got mit im getuot?
und sô gar vor sünden vrî,
genœdic an der lesten zît,

ez wart den namen beiden,
von ir einer listen
daz beidiu wîp unde man
daz si der helle swœre
daz si gein gotes hulden
daz got unser herre
der daz ervarn solte,
daz hiez ouch ich vil wol bewarn,
zer helle der bote wære.
dem getriwen tuot untriwe wê.
an gotes hulden manegen tac
got hât uns allen daz gegeben,
daz der dem himelrîche gezimt.
vor got er sich versündet,
verteilt. wie mag er wizzen daz,
niemen dunke sich sô guot
ern bedürfe wol daz im got sî
sô man uns allen lôn gît.

919
dâ man Kriemhilde vant.
hiez man zesamne bringen.
durch daz si wâren kristen,
war ir sêle solten komen.

idoch truog man in dannen,
diu kint von Burgondenlant
daz geschach ûf den gedingen;
ir engel vil wol wisten,

An Hagens Schuld, des *vâlant, der ez allez riet,* und Verdammnis ist der ritterlichen Gesellschaft kein Zweifel; aber an Kriemhilde ist des Hörers Interesse unwillkürlich mit voller Macht gefesselt, daher bei einem Publikum, dem Glauben das bewegende Motiv seines Lebens ist, die Skrupel über ihre Schuld; daher die in der Klage angebahnte, in

Digitized by Google

die Nibelungenrezension I aufgenommene, in C durchgeführte Tendenz, die Schuld von ihr auf den jedenfalls verlorenen Hagen abzuwälzen. Das Vorschreiten dieser Tendenz ist also durchaus im Geiste des Zeitalters; wieder wäre die umgekehrte Absicht einer Feindseligkeit gegen Kriemhilt, wie sie von Zarncke behauptet wird, ganz unmotiviert, im Widerspruche zum poetischen und sozialen Treiben der Höfe, deren Einfluß auf die Entwicklung der Dichtung sich geltend macht.[1] Für die Großartigkeit des Charakters waren höfische Bearbeiter nicht mehr empfänglich; wie sollte sie erst durch Umarbeiter, denen Zarncke „bänkelsängerischen Ton" vorwirft, geschaffen sein?!

So ist aus äußeren Gründen der Textentwicklung wie aus inneren der Veränderung der Motive die spätere Entstehung, das jüngere Alter des Textes C mit völliger Bestimmtheit erwiesen; der Text C setzt den gemeinen voraus.

Wenn aber Zarncke, Ausgabe XXVI. f., gegen Liliencron, den siegreichen Verteidiger des Textes AB, polemisierend, behauptet, dieser habe, indem er immer die Frage so stellte, wie man denn hätte darauf verfallen können,

[1] Den Gegenbeweis aus dem Inhalte hat in umfassender und, man muß gestehen, geistreicher und fesselnder Weise Dressel zu führen gesucht. Charakter Kriemh. Coburg 1857. Die Schrift, in der der Verf. aus der verschiedenen Behandlung des Charakters in nôt und liet die Ursprünglichkeit des Textes C darzutun sucht, unterscheidet sich von anderen derartigen, namentlich Zarnckes Versuchen, durch das Streben nach ästhetischer Wahrheit. So wird denn gerade gegenüber Zarncke die ästhetische und ethische Zulässigkeit von 1849 und 2303 nach dem gemeinen Texte vertreten. Dressel geht jedoch von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß in AB im Gegensatze zu C von vornherein der Racheplan Kriemhildens so kolossal angelegt sei, wie er dann ausgeführt wird, was tatsächlich unrichtig ist. Wenn auch der oben zitierte Satz Riegers vollkommen berechtigt ist, so ist doch in AB nirgends gesagt, daß die Rache auch auf Gunther gerichtet sei. C aber zeichnet sich dadurch aus, daß es alle Schuld an aller außer Hagens Untergang von der Königin abzuwälzen sucht. Wenn Dressel S. 9 aus dem Umstande, daß bei der Landung der Burgonden Gunther von Kriemhilt nicht erwähnt wird, folgert, daß sich dahinter der Kampf in ihrer Brust berge, so widersprüche das also der Darstellung in AB an sich noch durchaus nicht; faßt man aber nur die echten Strophen ins Auge, so wird auch Hagen nicht erwähnt, nur Gernot — Giselher kennt das XIII. Lied nicht — und damit ist als ursprünglich erwiesen, daß sie die beiden nicht nennt, denen sie Rache sinnt.

Digitized by Google

den passenden Wortlaut von C in den schlechteren von A zu verwandeln, einen richtigen philologischen Grundsatz unrichtig angewandt, so entstellt Zarncke den Sachverhalt. Denn nirgends wird von den Verteidigern der Handschrift A behauptet, der Text A oder der gemeine sei deshalb älter als C, weil er schlechter sei, sondern unsere Behauptung geht dahin, daß (mit oder ohne Anwendung des auch von Zarncke zugestandenen Grundsatzes, daß von zwei abweichenden Texten der schwierigere die Präsumtion der Echtheit für sich hat) im großen ganzen wie im einzelnen wohl allgemein nachgewiesen werden kann, nach welchen Motiven und auf welche Weise man sich die Entstehung des Textes C aus dem gemeinen denken könne, daß aber im Gegenteil nirgends und an keiner Stelle ein vernünftiges Motiv oder ein kritischer Grund dafür angegeben werden könne, wie der Text C zum gemeinen oder endlich zu A verkürzt worden wäre, was selbst Holtzmann, Klage S. IX, zugestehen muß: „der Bearbeiter des gemeinen Textes hatte bei seinen Änderungen keine bewußte Absicht"! Dieser Beweis ist von gegnerischer Seite niemals auch nur versucht, geschweige denn geführt worden: er lastet aber auf denjenigen, die unserer auf die Quelle selbst gegründeten, umfassenden Beweisführung gegenüber ihre unerwiesene, weil unerweisliche Behauptung von der Ursprünglichkeit des Liedes aufrechterhalten.[1]

Zur Beleuchtung des Gesagten füge ich als Beispiel zwei einander entsprechende Strophen bei, deren Inhalt in beiden Bearbeitungen ganz gleich ist, deren Wortbestand sich aber nur zum Teile deckt, deren Ton endlich ganz verschieden und charakteristisch ist. Möge jeder Unbefangene, der die Poesie etwa des XIV. Jahrhunderts nur einmal flüchtig gestreift hat, urteilen, ob A altertümlich ist oder roh und entartet:

2232 AB. *Mit swinden slegen grimme der schœnen Uoten kint*
enphie Wolfharten, den küenen helt, sint.

[1] Zarncke setzt übrigens den Lit. Ztbl. 1875. S. 458 angetretenen Rückzug fort ebda. 1876. S. 1704.

Digitized by Google

swie starc der degen wære, er kunde niht genesen.
ezn dorfte künec sô junger nimmer küener sîn gewesen.

C. *Mit grimmen slegen swinden der edeln Uoten kint*
empfie vil pitterlîche den küenen recken sint.
swie küene Wolfhart wære, er mohte niht genesen
vor dem jungen künige: niemen dorfte küener wesen.

Uote heißt *diu edele,* nicht mehr *diu schoene* (s. u.); *pitterlîche* ist, obwohl auch in AB vorkommend, ein Lieblingswort von C, ein Überarbeiter aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts brauchte das Wort gewiß nicht zu meiden; der Satzbau der zweiten Strophenhälfte ist weit reinlicher in C; *mohte* für *kunde* ist ein, ich möchte sagen, subjektiver Ausdruck; nicht: es war nicht möglich, daß er davonkam, sondern: er war nicht im stande, sich zu retten. Aber weit eindrucksvoller ist die lapidare Sprechweise des Textes AB; das nachhinkende Adverbium *pitterlîche* schwächt den Eindruck in C; die mangelnde Senkung *helt sint* zwingt langsamer und nachdrücklicher zu lesen; und der Schluß, der in C matt und schwächlich ist, klingt in AB geradezu eindrucksvoll: aus der in würdiger Weise abschließenden Reflexion in AB ist in C ein kläglicher Lückenbüßer geworden; aber dafür hat C keine Härte der Konstruktion, sorgfältigeren Satz- und Versbau; es geht also nicht, kurzweg zu sagen: dieser Text ist besser, jener ist schlechter,[1] sondern A ist älter, C eine Bearbeitung; wer sich an der Kraft des Volksliedes erfreuen will, lese A in Lachmanns Herstellung; wer an glattem, höfischem Stile Vergnügen findet, dem sei es gegönnt, sich's bei Zarncke zu suchen!

Es obliegt uns nun, den Versuch zu machen, ein Bild von dem Verfasser der Rezension C zu gewinnen, seine Anschauungsweise, seine Motive, seine Methode oder Manier darzulegen.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Über-

[1] „Welche Lesart die bessere ist, geht die Kritik eigentlich gar nichts an, sondern nur was beglaubigt ist." Lachmann an W. Grimm. 20. Sept. 1821.

Digitized by Google

arbeitung C auf planmäßiges Vorgehen begründet ist; das zeigt sich darin, daß Strophen der Vorlage ausgelassen und durch dem Inhalte nach entsprechende nicht immer am gleichen Platze ersetzt werden, so 22^{a} für 21, 94^{a} für 96, 1077^{a} für 1080, der Schluß 858 gestrichen und als 848, 5 (Idh) vorweggenommen; daß, was an einer Stelle etwa übergangen worden, an einer anderen nachgetragen wird oder umgekehrt, was aus dem folgenden Texte vorweggenommen wird, dann an der entsprechenden Stelle wegbleibt: dies ist ganz besonders an jenen Stellen auffällig, wo C eigentümliche Nachrichten der Klage in seinen Nibelungentext aufgenommen hat und dieselben dann in der Bearbeitung der Klage selbst ausläßt. Müllenhoff, ZGNN. S. 79—83. Bartsch, Unters. S. 320 f. Aus der Klage stammt nicht nur jene oben besprochene Tendenz, Kriemhilt zu Ungunsten Hagens zu entschuldigen (das oben zitierte 2023^{a} ist fast wörtlich gleich Kl. 130 f.), sondern auch die Nachricht, daß Etzel früher Christ gewesen sei, s. o. S. 206 f., wofür die entsprechende Stelle Kl. 491—494 in C ausfällt; endlich die längste aller Interpolationen, die Stiftung der Abtei Lorsch durch Ute 1082^{a-b}, weshalb die betreffende Nachricht Kl. 1840 f. in C zwar nicht gänzlich ausgeschieden, aber doch gekürzt ist. Auch die Tilgung der Widersprüche zwischen den Nibelungen und der Klage gehört zu den Tendenzen von C: so inbetreff Hawarts Fall oder der Heimat Irincs, ferner inbezug auf den Tod Hagens und Gunthers durch Kriemhilde Kl. 1967 und Nib. 2303 (AB) gegen C, oben S. 214.

Das Planmäßige im Vorgehen des Bearbeiters zeigt sich auch in einem Streben nach einheitlichem Stile; wo ein Abschnitt zu abgebrochen beginnt oder schließt, ist er sofort mit seinen Zusätzen bei der Hand. Namentlich die noch deutlich erkennbaren, abgerissenen Anfänge der alten Lieder, aus denen das Epos entstanden ist, und die mitten in eine Situation versetzen, sind ihm anstößig und er sucht sie zu verwischen, wie es eben geht. Das zeigt sich Str. 13. 138. 663. 1242.

Digitized by Google

572, 1 AB. *der künic was gesezzen unt Prünhilt diu meint*
C. *ouch was der wirt gesezzen*

1013, 1 AB. *der sweher Kriemhilde gie, dâ er si vant.*
C. *dô brâhte man den herren, dâ er Kriemhilde vant.*

1083, 1 AB. *daz was in einen zîten dô vrou Helche erstarp.*
C. *daz geschah in den gezîten*

Wie die Strophenübergänge glättet er auch sonst wohl hier und da das Satzgefüge: statt der einfachen Satzfolge des alten Textes hat er kunstvollere Perioden; obwohl ihm, wo er selbst dichtet, der Satzbau nicht immer gelingt (s. Str. 44ᵃ); insbesondere subordiniert er, wo AB Koordination hat (hierher gehört auch die von Liliencron S. 168 f. notierte Abneigung gegen die appositionelle Fügung).

189, 1 AB. *er wolt in vüeren dannen: dô wart er an gerant*
C. *do er in dannen vüerte*

450, 1 AB. *er gruoztes minnecliche; jâ was er tugende rîch*
C. *wand er was tugentrîch*

693, 3 AB. *sie ladent iuch ze Rîne an eine hochgezît;*
sie sæhen iuch vil gerne, daz ir des âne zwîvel sît.
C. *wande si iuch gerne sæhen.*

1339, 1 AB. *si dâhte zallen zîten 'ich wil den künec biten*
C. *si wolden künec biten.*

1668, AB. *Dô sprach der voit von Berne 'waz sol ich iu sagen?*
ich hære alle morgen weinen unde klagên
mit jæmerlîchen sinnen daz Etzelen wîp . . .'

C. *'waz sol ich iu mêre sagen,*
wan alle morgen vrüeje weinen unde klagen
hære ich vil jæmerlîche . . .'

2003, 3 AB. *si weinde sîne wunden: ez was ir grimme leit*
C. *wande ez was ir leit.*

2246, 3 AB. *er sach och Hilbrande in sîner brünne rôt:*
dô vrâgter in der mære, als im diu sorge gebôt.
C. *als er Hildebranden ersach von bluote rôt.*

Digitized by Google

Noch ein für das Verhältnis der Texte sehr belehrendes Beispiel sei angeführt 608, 1 A *der künic beite kûme daz man von tische gie;* B hat davor eine Zusatzstrophe, in der vom König eben die Rede war (s. o. 607[a]), es kann also sagen *er erbeite kûme u. s. f.;* C verknüpft subordinierend die Strophen und macht einen überladenen Vers: *wand er erbeite kûme, daz man (ze naht) von tische gie.*

Dazu stimmt, was Pasch, Die Nibhss. A und C. S. 113 f. bemerkt, daß in C Konjunktiv und indirekte Rede gegen A überwiege; er zählt in 100 Strophen von C (757—858) 10 Konjunktive mehr als in A.

Am Ende der âventiuren setzt der Überarbeiter gerne Strophen zu, oft aus keinem anderen Grunde, als den Übergang zu vermitteln;[1] so 44, 5—8, wo es von Siegfried heißt:

In torste (mit D) *niemen schelten sît do er wâfen genam.*
ja geruowete vil selten der recke lobesam
suochte niwan strîten. sîn ellenthaftiu hant
tet in zallen zîten in vremeden rîchen wol bekant.

Die Strophe enthält nichts, was nicht insbesondere Str. 22 schon gesagt wäre; aber der Bearbeiter versucht sich hier im Reimen; man beachte die durchgereimten Zäsuren.

1229 schließt die âventiure damit, daß vor Kriemhildens Ankunft Boten an Etzel gesandt werden mit der Nachricht von dem glücklichen Erfolge der Werbung Rüdegers; dann hebt der nächste Abschnitt an 1230, 1: *die boten lâzen rîten: wir suln iu tuon bekant etc.,* d. h. doch: lassen wir die Boten reiten und beschäftigen wir uns nun wieder mit anderem; C aber hat, da der Übergang zu schroff schien, zwei Plusstrophen, 1229, 5—12:

Die boten strichen sêre; in was der reise nôt,
durch die grôzen êre und durch rîchiu botenbrôt.
[dô si ze lande wâren mit den mœren komen,
dô het der künec Etzel nie sô liebes niht vernomen.

[1] Zusammengestellt sind diese interpolierten Aventiurenschlüsse bei Fischer, Forschungen S. 19.

Digitized by Google

Durch disiu lieben mære hiez der künec geben
den boten solhe gâbe, daz si wol möhten leben
mit vreuden immer mêre dar nâch unz an ir tôt.
mit liebe was verswunden des küniges kumber unde nôt.][1]

Die boten lâzen rîten und tuon iu daz bekant usw.

Das heißt nun ganz richtig und logisch: So lassen wir die Boten reiten und machen euch bekannt etc.; man sieht, wie C darauf aus ist, * halbfertige Bilder fertig zu malen. *

Recht auffällig ist dieses Bestreben 1963 f.:

AB 1963. *'Nu enweiz ich wes si bîtent' sprach der spîlman.*
'ine gesach nie helde mê sô zagelîchen stân,
dâ man hôrte bieten alsô hôhen solt.
jâ ensolt in Etzel dar umbe nimmer werden holt.

1964. *Die hie vil lasterlîchen ezzent des küneges brôt*
unde im nu geswîchent in der grœzisten nôt,
der sihe ich hie manegen vil zaglîchen stân,
und wellent doch sîn küene: si müezens immer schande hân.'

1965. *Dô rief von Tenemarke der marcgrâve Irinc: usw.*

C 1963. 1—3 = A. *so rehte rîchen solt.*
si möhten gerne dienen die bürge unt ouch daz rôte golt.'

Etzele der vil rîche hête jâmer unde nôt.
er klagte bitterlîche mâge unde manne tôt.
dâ stuont von manegen landen vil recken gemeit;
die weinten mit dem künege sîniu kreftigen leit.

1964. *Des begunde spotten der küene Volkêr:*
'ich sihe hie sêre weinen vil manegen recken hêr:
si gestênt ir herren übele in sîner starken nôt.
jâ ezzens si mit schanden nu vil lange hie sîn brôt.'

Dô gedâhten in die besten: er hât uns wâr geseit,
doch enwaz ez dâ niemen so herzenlîche leit
als ouch Îringe dem helede ûz Tenelant:
daz man in kurzen zîten mit der wârheit wol bevant.

1965. *Dô rief von Tenemarke usw.* = AB.

---

* [1] Das von mir Eingeklammerte ist ein Vorausgreifen des Überarbeiters C, gleichsam ein Zukunftsbild, schon als erfüllt gedacht im vorhinein. Erst mit 'Die boten lâzen rîten' spinnt sich der natürliche Faden weiter, um aber sofort abgerissen und erst 1277 wieder angeknüpft zu werden.

Digitized by Google

Hier ist es unschwer, die Motive der Überarbeitung zu erkennen; 1963, 5—8 dient der weiteren Motivierung von Volkers Rede; zugleich gibt der Redakteur ein Beispiel sorgfältigeren Mittelreims, als er A 1964, 1 steht, das ob dieser Ungenauigkeit umgegossen wird; 1964, 5—8 soll das plötzliche Auftreten Irings vermitteln. Wieder ist hier der Gang der Erzählung in C viel glatter; aber könnte jemand das Vorgehen eines Überarbeiters vernünftig motivieren, der auf Kürzung ausging? 1965, 1, abgerissen wie es ist, ist in AB ganz begreiflich; in C will es zu 1964, 7. 8 gar nicht passen: da ist der Text eben zu glatt geworden; oder war es dem Überarbeiter AB, wenn C das Ursprüngliche sein soll, um den Zäsurreim *lasterlîchen : geswîchent* zu tun, warum hat er dann die binnengereimte Strophe 1963, 5—8 entfernt? Man sieht nur, wie sich an jeder einzelnen Stelle die Verkehrtheit der Ansicht von der Ursprünglichkeit des Textes C zeigen läst.

Doch das ist für uns erledigt; was hier nachgewiesen werden sollte, ist das überlegte, planmäßige Vorgehen des Überarbeiters; zu weiterer Charakterisierung seines Verfahrens sei noch die bekannte Schlußstrophe angeführt, in der er, wie Bartsch ganz richtig beobachtet hat, nach der Analogie der Klage *(ditze liet heizet diu klage)* das Epos umgetauft hat:

2316 AB. *Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach:*
wan rîter unde vrouwen weinen man dâ sach,
dar zuo die edelen knehte ir lieben vriunde tôt.
hie hât daz mær ein ende: ditze ist der Nibelunge nôt.

C. *Ine kan iuch niht bescheiden waz sider dâ geschach:*
wan kristen unde heiden weinen man dô sach,
wîbe unde knehte unt manige schœne meit:
die hêten nâch ir vriunden diu aller grœzisten leit.

Ine sage iu nu nit mêre von der grôzen nôt,
die dâ erslagen wâren, die lâzen ligen tôt,
wie ir dinc an geviengen sît der Hiunen diet.
hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge liet.

Zu Beginn folgt der Überarbeiter der Vorlage, nur statt der *rîter unde vrouwen* setzt er mit einer Phrase, die er

Digitized by Google

aus der Klage gelernt hat und immer wieder anbringt, *kristen unde heiden,* zugleich Zäsurreim gewinnend; jetzt weinen Christen, Heiden, Weiber und Knechte, es wäre unhöfisch, der Jungfrauen nicht auch noch zu gedenken, — so entsteht der Schluß der ersten Strophe; nun wirtschaftet er weiter mit dem erübrigenden Reimpaare *tôt : nôt;* Vers 7 paraphrasiert Vers 1; Vers 2 erfüllt, obwohl ein erbärmlicher Lückenbüßer, doch seinen Zweck, es ist gereimt; nun hilft er sich weiter mit zwei Wendungen aus dem Schlusse der Klage und dem vorletzten Halbverse aus 2316 A: „so ist die große Wirkung der Schlußstrophe zerstört" (Rieger) und so ist das Epos neu getauft.

Aber das Weinen aller möglichen Kategorien entspricht der kleinlichen Gewissenhaftigkeit in Beachtung des Unwesentlichen, der Pedanterie, die auch sonst vielfach hervortritt; z. B. an der von Liliencron bemerkten Stelle 26, 2:

AB. *in hiez mit Kleidern zieren Sigmunt und Sigelint*
C. *in hiez mit wœte zieren sîn muoter Sigelint;*

weil nur die Rüstung Sache des Vaters, die Kleidung aber der Mutter ist; oder 169, 4 (264, 3. 1464, 2. 1903, 3.):

AB. *dô het sich ouch hie heime der künec Gunther besant.*
C. *do heten ouch sich hie heime die drîe künege besant.*

Kriemhilt hält Prünhilden den Ring vor, den ihr Siegfried genommen, da sagt Prünhilt (in C mit juristischer Schärfe) 791, 1:

AB. *Si sprach: 'diz golt vil edele daz wart mir verstoln' . . .*
C. *'Diz golt ich wol erkenne, ez wart mir verstoln' . . .*

Kriemhilt bittet bei Siegfrieds Begräbnisse so innig 1008, 4:

AB. *daz man zebrechen muose den vil hêrlîchen sarc.*
C. *daz man wider ufbrechen muose den hêrlîchen sarc.*

Man vgl. 50. 2. 166, 3. 171, 3. 248, 1. 250, 4. 465, 2. 529, 2. 791, 1. 902, 4. 1008, 4. 1095, 1. 1131, 4. 1328, 4. 1448, 3 u. v. a. Stellen.

Überaus pedantisch ist der Verfasser auch in der Anwendung der Attribute; so erhält Uote, die in echt epischer Anschauung als Königin wie alle vornehmen Frauen trotz ihres hohen Alters in AB stets *schoene* heißt,

Digitized by Google

in C stets ein anderes Attribut; 1448, 3 spricht der Bischof von Speier anstatt *zuo der schoenen Uoten* in C gar *ze der alten küneginne*. Und das ist um so bemerkenswerter bei einem Manne, der sonst die kleinlichsten Etiketterücksichten wahrt und überhaupt bestrebt ist, die höfische Sitte überall, wo es nur angeht, zur Geltung zu bringen. Es genügt, hierfür einige bezeichnende Beispiele hervorzuheben.

117, 4 sagt Siegfried zu Ortwin, nach AB seine Kraft, nach C seinen Rang hervorhebend,

AB. *jan dorften mich dîn zwelve mit strîte nimmer bestân.*
C. *ja enzimt dir niht mit strîte deheinen mînen gnôz bestân.*[1]

339, 1 erwidert Siegfried auf Gunthers Frage, wer ihn nach Isenstein begleiten solle, in C die Personen courtois anordnend und den König ihrzend,

AB. *Der gesellen bin ich einer, der ander soltu wesen.*
C. *Der gesellen sît ir einer, der ander sol ich wesen.*

570, 4 AB. *von helden wart gekûsset diu edel küneginne sint*
C. *nâch siten*

969, 2 AB. *man sold mir siben soume met unde lûtertranc haben hergevüeret.*
C. *wîn unde lûtertranc.*

Daß *met* um 1200 nur mehr ein Getränk der unteren Klassen war und daß, denselben als fürstliches Getränk anzuführen, zu den Volksmäßigkeiten der Nibelunge gehört, bemerkt Wackernagel, ZfdA. VI. 263, aber wie achtsam auf die Sitte seiner Zeit mußte ein Bearbeiter sein, der hier (wie schon Rieger S. 64 anführt) und 1750, 3 das unscheinbare Wörtchen als störend tilgte. (251, 3 ist *met* als Getränk für die Verwundeten unbedenklich stehen geblieben!)

977, 4 AB. *die edelen burgære kômen gâhende dare.*
C. *vil der burgære*

[1] Die Stelle ist übrigens auffällig; ganz Ähnliches wird von Siegfried im Biterolf 10873 f. berichtet; da sagt Siegfried zu Heime 10883 *'der von arde ein künec sî, dem sult ir wan slege drî bieten und deheinen mêr, wan ir sît . . . eines küneges eigen man'.* Hat C nun hier eine Reminiszenz an den Biterolf, denn daß der Verf. von C dieses Gedicht kannte, ist auch sonst warscheinlich, oder ist in beiden Dichtungen die Spur irgend einer Sage vom Stolze Siegfrieds, der einem nicht ebenbürtigen Helden den Kampf geweigert habe?

Digitized by Google

edele ist ein Ausdruck, der von der Geburt gebraucht wird, es bedeutet hochgeboren, adelig, etwa noch vornehm, keineswegs kommt es den Burgleuten zu (vgl. 2008, 3 *der edel videlaere;* C *der küene).*

C odit profanum vulgus:

1082, 4 AB. *si was im getriuwe; des ir diu meiste menege giht.*
C. *si was triuwen stæte, vnt tet vil willechliche daz.*

1662 grüßt Dietrich die Burgonden, indem er sie bei Namen nennt: Gunther und Giselher, Gernot und Hagen, ebenso Volker und Dankwart der schnelle; C ordnet pedantisch nach dem Range:

Sît willekomen, her Gunther, Gêrnôt und Gîselhêr,
Hagene unde Dancwart : sam sî ouch Volkêr
und allez iwer gedigene.

1804, 1 AB. *dô gie vil grôziu menige mit der küneginne dan.*
C. *dô gie diu küneginne mit grôzer menege dan.*

Man sieht die Ängstlichkeit eines Höflings, der fürchtet, mit einer nicht courtoisen Wendung bei seinen Gebietern anzustoßen, oder wenigstens die Art eines Mannes, dem das Beobachten des Zeremoniells zur zweiten Natur geworden ist; welcher gewöhnliche Sterbliche des XIII. oder XX. Jahrhunderts, wenn er nicht hoffähig ist, könnte sonst hier an dem Texte AB Anstoß genommen haben? Hierher gehören auch die beiden Zeremonienmeisterstrophen 1848, 5—8 und 13—16 (9—12 gehört in eine andere Kategorie):

Wie si ze tische gienge, daz wil ich iu sagen.
man sach dâ künege rîche krône vor ir tragen.
vil manegen hôhen vürsten und manigen werden degen
sach man vil grôzer zühte vor der küneginne pflegen.
Ir ander ingesinde zen herbergen âzen.
den wâren truhsœzen ze dienste lâzen:
die muosen ir mit spîse wol ze vlîze pflegen.
ir wirtschaft und ir vreude wart sît mit jâmer widerwegen.[1]

[1] Einmal ist dem Überarbeiter widerfahren, daß er in höfischem Übereifer einen Widerspruch in die Erzählung gebracht hat: 1581 bringt Eckewart dem Rüdeger, der ihn schon von ferne kommen sah, die Nachricht vom Anrücken der Burgonden, 1589, 4 heißt es ausdrücklich: *ez wesse niht vrou Götelint, diu in ir kemenâten saz.* C aber, um ja die Hausfrau nicht zu vergessen, läßt 1581, 4 die Botschaft an Rüdeger bestellen *und ouch Gotelinde, dô was in liebe geschehen.* Ich erwähne

Digitized by Google

Demselben Motiv im wesentlichen entspringt die Interpolation 271ª (damit Ortwin nicht ungefragt rede, Lil. S. 21.); die Zusammenziehung der possenhaften Strophen 482—486 in zwei, wobei die ungebührliche Furcht Prünhildens vor Dankwarts Freigebigkeit beseitigt ist, sie im Gegenteile im Lichte voller höfischer Milde erscheint; die Entfernung der in B interpolierten Strophe 496ª, welche die Weigerung Siegfrieds, als Bote voranzugehen, enthält, und manches andere, das zum Teile wie noch die Entfernung von Strophe 643, 644 (Verlangen Kriemhildens nach Hagen als Heimgesinde und dessen Weigerung), von 1192, 1193 (Verhandlungen Rüdegers am Wormser Hofe, den Zusammenhang störend) und 1825, das den Frauendienst zu ironisieren scheinen könnte, als gelungene Besserung anzusehen ist. In Beziehung auf den Frauendienst sind überhaupt noch einige Stellen bemerkenswert, die teilweise zu den besten in C gehören:

210, 4 AB. *die kunden in dem strîte zem tôde manegen nider legen (: degen)*
C. *von den vil manic vrouwe schaden grôzen dâ gewan (: man).*

698, 2 A. *sît daz Kriemhilde ze wîbe gewan*
Sîvrit mîn sune
C. *sît Kriemhilt ze man Sîvrit mînen sun gewan.*

Ganz ähnlich 1807:

AB. *Kriemhilt mit ir vrouwen in diu venster gesaz*
zuo Etzeln dem rîchen.
C. *In des sales venster Kriemhilt gesaz*
mit maneger schœnen vrouwen, mit vreuden âne haz.
Etzel der rîche gesaz ouch zuo zir nider.

Hierher gehören zwei fast weichliche Strophen, die K. Hofmann Hofdamenstrophen schilt, 130ª und 720ª. 130, 5—8:

Ze hove die schœnen vrouwen vrâgten mære,
wer der stolze vremde recke wære,
'sîn lîp der ist so schœne, vil rîche sîn gewant',
dô sprâchen ir genuoge 'ez ist der künec von Niderlant'.

dieses Versehen nur darum, weil es von Bartsch gutgeheißen ist; derselbe bildet sich nämlich hier 1591, 3 (Ausgabe S. 272) einen der famosen Verse seines „Originals": *unde sîner konen (: komen)* und das, trotzdem er 1589, 4 vor Augen haben mußte.

Digitized by Google

720, 5—8:

Der vrouwen arebeiten was ouch niht kleine,
da sie bereiten ir kleider: die edeln steine
mit glanze verre glesten, verwieret in daz golt,
dô si sie âne leiten, daz in die liute wurden holt.

Was den Damen der ritterlichen Gesellschaft anstößig sein könnte — es war ihnen das allerdings vieles nicht, was es uns heute ist — oder richtiger gesagt, wodurch sie sich getroffen fühlen könnten, so die Erwähnung von falscher Farbe und jeglicher Art Kleidungstrug, ist sorgfältig eliminiert 549, 3. 4; eine ganze Strophe 1549 mußte dieser Vorsicht zum Opfer fallen. Endlich seien noch ein paar Strophen erwähnt, die durch ihre Diktion auffallen, die auf eine Höhe der Entwicklung der höfischen Poesie hindeutet, wie sie wenigstens vor Hartmann nicht erreicht war; so daß, wer mit den Erzeugnissen der höfischen Modepoesie jener Tage nur einigermaßen vertraut ist, Anstand nehmen müßte, abgesehen von anderen noch zur Erörterung kommenden Umständen, diese Verse vor cca. 1210 anzusetzen: 1052, wo von der Sühne zwischen Kriemhilt und ihren Brüdern gehandelt wird, zwei Zusatzstrophen mit fast zart sentimentaler psychologischer Motivierung (schon in I) 1052, 5—12:

Si sprach: 'ich muoz in grüezen: irn welts mich niht erlân.
des habt ir grôze sünde. der künec hât mir getân
sô vil der herzen swære gar âne mîne scholt.
mîn munt im giht der suone, im wirt daz herze nimmer holt.'

'Dar nâch wirt ez besser' sprâchen ir mâge dô.
'waz ober ir an verdienet, daz si noch wirdet vrô?
er mac si wol ergetzen' sprach Gêrnôt der helt.
dô sprach diu jamers rîche 'seht nu tuon ich swaz ir welt.'

1255, eine für uns schon im ältesten Texte ihrem Inhalte nach höfisch erscheinende Strophe, ist in C noch weiter modernisiert.

AB. *Mit zühten zuo ein ander gie vil manic meit.*
dô wâren in die recken mit dienste vil bereit.
si sâzen nâch dem gruoze nider ûf den clê.
si gewunnen maneger künde, die in vil vremde wâren ê.

Digitized by Google

C. *Mit zühten zuo ein ander si sâzen ûf den clê.*
die gerne vrouwen sâhen, den was dâ niht ze wê.
ir süeziu ougen weide brâht in hôhen muot,
den wîben sam den mannen, als ez noch vil dicke tuot.

Der Ausdruck *ougen weide* ist überhaupt nicht älter als Hartmanns Gedichte; Nib. 299, 4 als Stelle des III. Liedes möchte leicht der älteste Beleg sein. Für die höfische Tendenz der Bearbeitung vgl. unter anderem noch 234, 4. 249, 4. 279, 2. 323, 2. 348, 1. 375, 2. 503, 4. 506, 3. 546. 582, 8. 688, 3. 977, 4. 1041, 4. 1392, 4. 1804, 1. 1821, 1. 2314, 3.

Zu der höfischen Richtung der Überarbeitung stimmt die an vielen Stellen hervortretende Neigung, christliche, beinahe geistliche Beziehungen anzubringen.[1] Der beliebten Antithese *kristen unde heiden* ist schon gedacht worden; sie findet sich 1810, 4. 2316, 2; recht auffällig in der oben absichtlich übergangenen Zwischenstrophe der Interpolation nach 1848, 9—12:

Der wirt der schuof den gesten den sedel über al
den hôhsten und den besten, zuo zim in den sal,
den kristen und den heiden ir spîse er underschiet.
man gab genuoc in beiden, als ez der wîse künec beriet.

und in einer von Liliencron S. 119 mit Grund getadelten Weise in der Zusatzstrophe 2228, 5—12:

Swie vil von manigen landen gesamnet wære dar,
vil vürsten krefteclîche gegen ir kleinen schar,
wærn die kristen liute wider si niht gewesen,
si wæren mit ir ellen vor allen heiden wol genesen. Kl. 1959.

Der aus der Klage genommenen Nachricht, Etzel sei nicht *gar ein heiden,* er habe sich vielmehr *vernoîjieret* 1201[a], ist bereits gedacht; dazu gehört der fromme Rat, den Bischof Pilgrim seiner Nichte auf den Weg gibt

* [1] Schönbach, Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung. I. (Nibelunge), II. Klage. Die Hs. hat manches aus der Klage, der wohl eine lateinische Niederschrift, nämlich die auf Pilgrims Befehl angefertigte, zugrunde liegt (unten § 13, * Anm. zu Pilgrim), wieder aufgenommen, während A naiver, volkstümlicher, gegenüber Kultureinflüssen selbständiger ist.

Digitized by Google

1270, 1 AB. *Der bischof vriuntlîche von sîner nifteln schiet,*
daz si sich wol gehabete, wie vast er ir daz riet.
C. *daz si den künec bekêrte,*

An Stelle einer aus anderen Gründen entfernten Strophe 1463, 5—8:

In denselben zîten was noch der gloube kranc.
doch vrumtens einen kappelân, der in messe sanc:
der kom gesunder widere, wand er vil kûme entran.
die andern muosten alle dâ zen Hiunen bestân.

Die ganze Episode vom Kaplan, die an und für sich keinen anderen Zweck hat, als die heidnische Prophezeiung der drei Nixen mit einem christlichen Timbre zu umgeben, ist mit viel größerer Ausführlichkeit behandelt; am Schlusse der âventiure finden sich in Hd 3, in a 5 Zusatzstrophen, 1524, 5—24:

Dô des küneges kappelân daz schif zerhouwen sach,
hin wider über daz wazzer er ze Hagenen sprach
'ir morder ungetriuwêr, waz het ich iu getân
daz ir mich âne schulde hiute ertrenket woldet hân.'

Des antwurt im Hagene 'nu lât die rede wesen.
mir ist leit ûf mîne triuwe, daz ir sît genesen
hie vor mînen handen: daz wizzet sunder spot',
dô sprach der arme kappelân 'des wil ich immer loben got.

Ich vührt iuch nu vil kleine, des sult ir sicher sîn.
nu vart ir zuo den Hiunen: sô wil ich an den Rîn.
got enlaz iuch nimmer zem Rîne wider komen:
des wünsch ich iu vil sêre; ir hêt mir nâch den lîp benomen.'

Dô sprach der künec Gunther zuo sînem kappelân
'ez wirt iu wol gebüezet, swaz iu hât getân
Hagen in sînem zorne, und kum ich an den Rîn
wider mit mînem lebene: des sult ir ân angest sîn.

Vart wider heim ze lande, wan ez muoz nu sîn.
ich enbiute mînen dienest der lieben vrouwen mîn
und andern mînen mâgen, als ich von rehte sol.
ir sagt in liebiu mære, daz wir noch alle varen wol.'

Es ist eine der übelsten Interpolationen, wie sich der Kaplan und Hagen schelten, der König Hagen zuschanden redet, damit ja dieser allein schuldig scheine, jener aber auch

Digitized by Google

nicht von dem Verdachte der Mitschuld durch Stillschweigen getroffen werde; der nicht sehr christliche Wunsch V. 15. 16 steht in krassem Widerspruche zu der leichten, ironischen Weise, mit der die ganze Affaire in AB behandelt ist (1520, 1 *dô stuont der arme priester und schutte sîne wât.* 1525, 4 *der muose uf sînen vüezen hin wider zuo dem Rîne gân).* Es war Holtzmann vorbehalten, in diesem elenden Gezänke eine der Hauptschönheiten des Epos zu erblicken, ein altheidnisches Element in dem Kaplan zu erkennen, den Fluch für den Hauptgrund des Verderbens zu erklären und mit dem Fluche des Chryses, den Apollon vollzieht, zu vergleichen! (Unt. S. 117.)

Höfisch und christlich zugleich ist es, wenn der Überarbeiter den Satan, den er als instigator mali recht gut anzubringen weiß 756, 9. 2023, 8; s. o. S. 214, nicht eitel nennen läßt 1682, 1 A *ich bringe iu den tiuvel.* C. *Daz ist verlorn arebeit!*

Ein ganz vereinzelter fatalistischer Ausdruck, den ich für wesentlich zu halten nicht geneigt bin, weil er einem Lückenbüßer gar zu ähnlich sieht (vgl. Lachmann, Anm. S. 90), ist sorgfältig getilgt; es heißt, Siegfried verheimlichte Kriemhilden Prünhildens Kleinod,

631, 3 AB. *unz si under krône in sîme lande gie.*
swaz er ir geben solde, wie lüzel erz belîben lie.
C. *diz kleinoet err dâ heime doch ze jungest gap.*
daz vrumte vil degene mit samt im selben in daz grap.

Dazu ist ein Vers einer ganz weltlichen und höfischen Zusatzstrophe zu halten, der in gnomischer Weise einen christlichen Grundsatz ausspricht 271, 8 *ein ieslîch lop vil stœte ze jungest an den werken lît.*

Neben den höfischen und christlichen Elementen der Umdichtung tritt ganz besonders das Streben des Überarbeiters nach Deutlichkeit und Glaubwürdigkeit hervor; er sucht überall umständlich zu erklären, den Inhalt — nicht wie der Verfasser von B den Ausdruck — zu präzisieren; mitunter genügt ihm eine geringfügige Änderung, oft aber setzt er ausführend und erläuternd Strophen zu;

Digitized by Google

ja die meisten Zusätze verdanken dieser Tendenz ihre Entstehung; umgekehrt entfernt er wieder Strophen, die (wie 94 oder 1192. 1193. 1825) störend im Zusammenhange sind. So ist manches, was der Text C bietet, als wirkliche Verbesserung anzuerkennen; häufiger aber verfällt der Verfasser bei seinen Erklärungsversuchen in arge Plattheiten, die freilich, was zu seinen Gunsten geltend gemacht werden muß, ganz im Geschmacke seiner Zeit und Umgebung sind, und die von einem späteren Überarbeiter entfernen zu lassen, wie dies diejenigen lehren, die in C den ursprünglichen Text des Epos sehen, diesem den kritischen Sinn unseres Jahrhunderts imputieren heißt. Oft, wie gesagt, genügt ein Federstrich, so wenn uns 441, 4 noch einmal in Erinnerung gebracht wird, daß der Sieg über Prünhilt nur Siegfried zu danken sei: *von Sîvrides ellen si wâren komen ûzer nôt,* oder wenn es bei der falschen Botschaft heißt

823, 4 AB. *der künec begunde zürnen, dô er diu mære bevant.*
C. *do begunde zurnen Gunther, als ob ez wære im unbekant;*

aber im allgemeinen überwiegt doch der Hang zu breiter Ausführlichkeit.

So bewundert in C König Gunther bei der Ankunft in Isenstein die mächtige Burg in einer tadellosen, aber ganz leeren Strophe, die uns Zeugnis gibt für die geringe poetische Kraft des Überarbeiters 372, 5—8:

Ine hân bî mînen zîten, ine wolde lüge jehen,
sô wol erbouwen bürge mêre nie gesehen
in deheinem einem lande, als ir hie vor uns stât.
er mac wol wesen rîche, der si hie gebouwen hât.

Um nichts besser ist eine Zusatzstrophe 419, 9—12, die sich an 419ª anlehnt; eher erträglich die folgende, die nur den Gedanken der vorhergehenden ausführt, in der Prünhilt gestattet hat, den Recken ihre Waffen auszufolgen, 423, 5—8:

Mir ist alsô mære, daz si gewâfent sîn,
als ob si blôze stüenden, sô sprach diu künegîn.
ich envürhte niemens sterke, den ich noch habe bekant.
ich getrouwe wol gedingen in strîte vor sîn eines hant.

Digitized by Google

Hier spricht Prünhilt, als ob sie eine Ahnung davon hätte, daß sie es mit zweien aufnehmen muß.

An Stelle von 858, das in veränderter Form hinter 848 steht (es ist eine Zusatzstrophe in I; da es dem Inhalte nach mit 858 sich deckt, entfernt C konsequent letzteres), ein ganz merkwürdiger Zusatz, 858, 5—8:

Dô die vil ungetriwen ûf geleiten sînen tôt,
si wistenz al gelîche. Gîselher und Gêrnôt
wolden niht jagen rîten. ine weiz durh welhen nît
daz si in niht enwarnden: idoch erarneten siz sît.

Diese Strophe kennzeichnet so recht den Überarbeiter von C als Exegeten: er will erklären, wie es kam, daß die jüngeren Brüder an der Jagd nicht teilnahmen (A oder das VIII. Lied erwähnt ihrer einfach nicht) und daß sie dennoch durch ihre Halbheit, das Geschehenlassen des Frevels, eine Mitschuld auf sich laden, die sie später büßen. Diese Exegese kann Zarncke in seinem Original natürlich nicht brauchen, deswegen interpungiert er Beiträge S. 161: *si wistenz algemeine, Gîselher und Gêrnôt wolden nicht jagen rîten* und erklärt „als die ungetreuen Gunther und Hagen Siegfrieds Tod beschlossen, da war es allgemein bekannt, daß Giselher und Gernot an der allgemeinen Jagd nicht teilnehmen würden. In der Tat sind sie auf derselben nicht zugegen, und eben darauf haben Hagen und Gunther ihren Plan gebaut, da sonst Siegfried an den jüngeren Brüdern einen Schutz gefunden haben würde." An dieser Auseinandersetzung ist eben gar nichts Wahres; denn man muß fragen: warum wollten denn Gernot und Giselher nicht jagen reiten, wenn sie von dem Mordanschlag nichts wußten? Wie hätten sie Siegfried denn dann warnen können, was unterlassen zu haben ihnen C ausdrücklich als tragische Schuld beimißt? Was berechtigt zu der ungeheuerlichen Annahme, die jüngeren Brüder wären zugunsten ihres Schwagers ihrem Bruder und König und ihrem mâc Hagen entgegengetreten? und wie erklärt sich die Auseinandersetzung, daß Gunther und Hagen auf die

Digitized by Google

Abwesenheit ihren Plan gebaut hätten, an dieser Stelle am Ende des Abschnittes?

Nach 910 wird uns in einer eigenen Strophe eingeschärft, daß Siegfried von dem geplanten Verrate keine Ahnung hatte — als ob das nötig wäre! In ganz abgeschmackter Weise aber wird der Vorgang vor der Ermordung des Helden so dargestellt, als ob Gunther und Hagen vorausberechnet hätten, daß Siegfried ihnen beim Trinken am Quell den Rücken bieten würde, während es doch nichts weiter ist als das rasche Ergreifen der Gelegenheit durch Hagen, was 915, 4 ausdrücklich gesagt ist

920, 2 AB. *Gunthêr sich dô neigte nider zuo der vluot:*
als er hete getrunken, dô rihte er sich von dan.
alsam het ouch gerne der küene Sîvrit getân.

C. *Gunther sich do legte nieder zuo der vluot,*
daz wazzer mit dem munde er von der vlüete nam.
si gedâhten daz ouch Sîvrit nach im müese tuon alsam.

Im VIII. Liede war dem Verfasser von C, wie dem des gemeinen Textes im IV. und V. der Gang der Handlung zu rasch (obwohl es in dieser Richtung mit dem I. IV. XVI. keinen Vergleich aushält), wie die gegen das Ende desselben sich häufenden Interpolationen deutlich zeigen: 936ᵃ, wo Siegfried noch nachdrücklicher den Burgonden seinen Tod vorwirft und so die ohnedies breite Klage des Sterbenden noch verlängert wird; 938, 5—8 ein Zusatz elendester Art, durchgereimt; Siegfrieds letzte Worte sind hier: *geloubt an rehten triuwen, daz ir iuch selben habt erslagen!* und die noch zu besprechende Strophe 939ᵃ.

Ein stark interpolierter Abschnitt ist die Erzählung vom Raube des Hortes, an welche der lange Lorscher Zusatz angefügt ist; hier hat der Überarbeiter zugefügt 1064ᵃ, versetzt 1076ᵃ und motiviert 1077ᵃ (s. o. S. 211); rein ausführend sind auch die Zusatzstrophen 1228ᵃ, die Gelegenheit gibt, unter den Begleitern Kriemhildens auch Volker anzubringen; 1237ᵃ, wo, weil es 1236, 3 heißt, daß Bischof Pilgrim ihr von Passau nach Bayerland hinauf entgegengeritten sei, ausdrücklich gesagt wird, wo sie

Digitized by Google

übernachtete, *ze Pledelingen* (Plattling an der Isar, das der Verfasser mutmaßlich aus dem Biterolf kannte)[1], und 1352[a], das des Königs zu kurze Antwort 1352, 4, sein Fest solle sein *zen naehsten sunwenden tagen,* zu einer ganzen Strophe breittritt.

Rumolds Rate, der wesentlich verändert ist (s. u.), folgt eine Interpolation, die das Zurückbleiben oder vielmehr das Verschwinden einzelner Personen noch weiter begründen soll 1410, 5—16:

Entriuwen sprach dô Rumolt 'ich solz der eine sîn
der durch Etzeln hôchgezît kumt nimmer über Rîn.
zwiu solde ich daz wâgen daz ich wœger hân?
die wîle ich mag immer, wil ich mich selbe leben lân.'

'Des selben wil ich volgen' sprach Ortwîn der degen,
'ich wil des geschäftes hie heime mit iu pflegen'
dô sprâchen ir genuoge, si woldenz ouch bewarn
'got lâz iuch, liebe hêrren, zuo den Hiunen wol gevarn.'

Der künec begunde zürnen, dô er daz gesach,
daz si dâ heime wolden schaffen ir gemach.
'dar umbe wirz niht lâzen, wir müezen an die vart.
ez waldet guoter sinne, der sich alle zît bewart.'

Von diesen Zeilen sind 5—8 eine leere Ausführung; 9. 10 sollen Ortwins Abtreten vom Schauplatz erklären, in der Tat kennt ihn dieser Teil des Epos nicht mehr; ob man V. 16, gnomisch wie er ist, dem König in den Mund legen darf, oder ob es nicht vielmehr eine allgemeine Reflexion des Dichters ist, scheint mir zweifelhaft. Daß nach einer derartigen Weigerung die spätere Bestellung Rumolds als Vogt geradezu lächerlich erscheint, bemerkt Wislicenus S. 16.

Die schöne Strophe 1504, zu der Lachmanns von ihm selbst angezweifelte Konjunktur, daß die letzte Zeile zu lauten habe: *mit eime schiltvezzel erz vil schiere gebant,* anzunehmen ist,[2] muß ausfallen, weil es dem Überarbeiter

---

*[1] Wohl aus der lat. Grundl. d. Pilgr. geschöpft. Vgl. S. 230, Anm. 1.

[2] Ich freue mich der Übereinstimmung mit J. Hoffmann, der, wie aus dem letzten Blatte der Dissert. de Nib. altera parte zu ersehen ist, diese Ansicht als Promotionsthese verteidigt hat. Daß der Zug alt und

Digitized by Google

unmöglich erscheint, im angeschwollenen Strome mit einem zerbrochenen Ruder zu fahren. Wenige Strophen weiter zeigt sich der nüchterne Sinn dieser Rezension noch auffälliger. Hagen, der sich gerühmt, daß er der allerbeste Ferge am Rheine war, schifft die Burgonden über die Donau; die Möglichkeit, daß ein Mann ein ganzes Heer an einem Tage übersetzte, machte dem guten Manne, von dem die Redaktion I stammt, Kopfzerbrechen; er erklärt, das Schiff war eben so groß, daß 400 Mann auf einmal fahren konnten und — die übrigen Recken ruderten mit. 1511, 5—8:

Hd. *Das schif was ungevüege starc und wît genuoc*
fümfhundert unde mêre ez wol ze mâle truoc
ir gesindes mit der spîse ir gewæfen über vluot.

C. *Das schif ze sîner lenge was starc wît und grôz:*
des in dem gedrenge manic helt genôz.
ez truoc wol mit ein ander vier hundert über vluot.
CHd. *an riemen muosten ziehen des tages manic recke guot.*

Die größte Geistesverwandtschaft mit dieser Strophe zeigt ein anderer Zusatz, der sich jedoch in der Rezension I nicht findet, 2057ª. 2055 heißt es, daß in dem brennenden Hause das Feuer dicht — *genôte* — auf die Recken fällt, so daß sie es an den Schilden zu Boden gleiten lassen; 2056 fordert sie Hagen auf, an die Wand zu treten und die Brände in das Blut zu stampfen, dennoch findet es C unbegreiflich, daß die Helden am Leben bleiben konnten, und sucht sich das zu erklären 2057, 5—8:

Die geste half daz sêre, daz der sal gewelbet was:
dâ von ir deste mêre in der nôt genas,
wan daz si zen venstern von viure liten nôt.
dô nerten sich die degene als in ir ellen daz gebôt.

Holtzmann, Unters. S. 31, „Kampf um der Nib. Hort" S. 62, und Zarncke, Beiträge 240 f. Germania IV. 437,

sagenhaft sei, hat Lachmann Anm. S. 195 betont, und durch eine nichtssagende Konstruktion zwei Strophen zu verknüpfen (die echte 1504 und die unechte 1505), dabei aber den Zusammenhang der ersteren zu stören, sieht einem unbeholfenen Interpolator wohl gleich. Zarncke, Ausg. S. XV. erblickt in diesem Zuge eine unpassende Übertreibung. Habeat sibi!

Digitized by Google

Ausgabe S. XV haben diese Stelle und eine kleine damit zusammenhängende Änderung, die deutlich die Planmäßigkeit im Vorgehen bei der Redaktion des Textes C zeigt, zu verteidigen gesucht. Diese zweite hierher gehörige Stelle ist 2225, 3

AB. *(si sluogen) daz man ort der swerte vil hôhe vliegen sach.*
C. *ime gewelbe stecken sach.*

Zarncke hat insbesondere geltend gemacht, daß Hagen meine, die Recken sollten zu der den Fenstern gegenüberliegenden Wand treten, und findet auch hier wieder eine Erhöhung der Furchtbarkeit im gemeinen Texte. Müllenhoff, ZGNN. S. 93, dem hier Bartsch, Unt. S. 316 beistimmt, konnte mit Recht die Ungereimtheit bespötteln, Dachbrände durch die Fenster hereinfallen zu lassen. Zu der Auffassung in C stimmt 2061, 1. 2063, 3 nicht. Da wähnen Etzel und Kriemhilt, die Burgonden wären tot; die Königin meint gar, es sei unmöglich, daß noch einer am Leben sei. Das beweist zur Genüge, daß die Darstellung des gemeinen Textes die ursprüngliche, in der ganzen Dichtung waltende Anschauung war. Auch zwei Stellen der Klage zeigen deutlich genug, daß der Dichter dieses Epos den Saalbau eingestürzt dachte. Kl. 294. *daz hûs daz lac gevallen ob den recken allen.* Kl. 853. *man hiez den helt guote heben ûz dem aschen.*[1]

Daß übrigens der Verfasser von C und nicht der des gemeinen Textes Übertreibungen liebt, erhellt aus einer anderen Strophe, die den Schlußsatz der vorhergehenden, Rüdegers rührende Klage: *ich wil uf mînen vüezen in das ellende gân* ausführt und dadurch aller Wirkung beraubt, 2094, 5—8:

Alles guotes âne so rûm ich iu diu lant.
mîn wîp und mîne tohter nim ich an mîne hant,

[1] Sommer, ZfdA. III. 212. meinte hier (wohl nach Lachmann, Anm. S. 288) in den Anschauungen der Klage einen Widerspruch zu finden und zitierte V. 790. 821. 891. 1064. 1139. 1246, wo das Haus als stehend angenommen werde. Mit Unrecht. An allen diesen Stellen ist nur von Außenteilen des Hauses die Rede: Türen, Wände, Fenster — einzelne Rudera, die doch jeden Brand überdauern.

Digitized by Google

ê daz ich âne triuwe beliben müese tôt.
ich het genomen übele iuwer golt alsô rôt.

Dazu nehme man die krasse Strophe 2159, 5—8:

Dâne wolde ir deheiner dem andern niht vertragen.
vil maniger âne wunden dar nider wart geslagen,
der wol genesen wære. ob im wart solch gedranch,
swie gesunt er anders wære, dêr in dem bluot doch ertranch.

Und nun entscheide man, wo die Übertreibung, noch dazu in rohster und häßlichster Weise, zu suchen ist, in AB oder in C?!

Ausführende und erläuternde Strophen gegen das Ende des Gedichtes sind insbesondere noch 1835^{ab}, in denen Etzels Macht über seine Hunnen verdeutlicht werden soll und seine Billigkeit gegen die Gäste, indem er, da Volker den heunischen Markgrafen erschlagen, seinen Leuten wehrt, gewaffnet zu Tische zu gehen; 1888^{a}, wo, da Dankwart blutbesprengt die Nachricht vom Untergange der Knechte bringt, der Überarbeiter umsichtig daran erinnert, daß das gerade in dem Moment war, da Ortlieb an den Tischen herumgetragen wurde: *von disen starken mœren wart daz kindelîn verlorn;* 1939^{ab}, wo sich Dietrich und Rüdeger entfernen, da sie mit dem Kampfe nichts zu tun haben wollen, mit dem banalen Schlusse, wenn sie sich dessen versehen hätten, was bevorstand,

sine wæren von dem hûse niht so sanfte komen,
si heten eine stroufe an den vil hüenen ê genomen.

Mit diesem Streben, seine Erzählung plausibel zu machen, hängt die Eigentümlichkeit zusammen, daß er in seinem Sinne Ordnung in die Zahlenangaben zu bringen sucht, was schon Rieger S. 16 aufgefallen ist. Übertriebene Angaben werden verringert; manchesmal aber läßt sich gar kein Grund für sein Vorgehen geltend machen: das Herabsetzen der Zahlen der Vorlage wird förmlich Manie: Vorliebe oder Abneigung für gewisse Zahlenwerte läßt sich nicht nachweisen. 338, 4 AB will Gunther 30000 Mann besenden (Lil. S. 27), C 2000;[1] 1057, 2

[1] 746, hat C mit 1100 gegen AB 1200 das mit Rücksicht auf

Digitized by Google

heißt Kriemhilt den Hort holen und bestimmt dazu AB 8000, C 1200 Mann; Blödelin führt 1286, 2. 1817, 2 AB 3000, C 1000 Mann; Hagen und Dankwart führen 1415, 2 AB 80, C 60 Recken; gegen Hagen und Volker rüsten sich 1717, 2 AB 400 Hunnen, C 300; 1950, 2 haben die Burgunden in AB 7000, in C nur 2000 Tote; bei dem Feste in Worms empfangen Knappen das Schwert in AB 600, I 500, C 400; das Fest selbst währt nach 633, 1 in AB 14, in C nur 12 Tage; Siegfried braucht zum Ritte von Santen nach Worms 72, 1 AB 7, C 6 Tage; Kriemhilt trauert als Witwe 1082, 2 AB 13, C 12 Jahre; Volker erhält von der Markgräfin als Gastgeschenk in AB 12, in C nur 6 Ringe; statt spezieller stehen mitunter nur allgemeine Angaben 381, 2. 416, 2. 453, 3. 700, 1; am radikalsten ist vorgegangen 995. 1000, wo sich der Autor an den Tausenden von Mark und den hundert täglichen Messen stieß und deshalb beide Strophen nebst der dazu gehörigen 994 kurzweg hinauswarf. An wenigen Stellen hat der Überarbeiter die Angabe der Vorlage erhöht 1140, 3. 1142, 1. 1210, 1, wo ihm die Fristen für Rüdegers Verweilen am Hofe zu Worms zu niedrig gegriffen schienen, und 1852, 3, wo Etzel seinem Sohne nicht 12, sondern 30 Lande zusichern läßt.

Ganz merkwürdig ist von demselben Gesichtspunkte aus das Verhalten des Verfassers zu der von uns gekennzeichneten niederen Sage: öfter verrät er, daß er sie genau kennt; aber gewisse Ausdrücke und Angaben meidet er, weil sie zu seinem Hofstile nicht passen: so die Erwähnung der Hornhaut, obwohl er die Unverwundbarkeit nicht umgehen kann

101, 3 AB. *er badet sich in dem bloute: sîn hût wart hurnîn.*
des snîdet in kein wâfen: daz ist dicke worden schîn.

C. *dô badet er in dem bluote: des ist der helt gemeit*
von alsô vester hiute daz in nie wâfen sît versneit.

703, 4. 704, 4. 962, 1. 969, 2 Richtige hergestellt, Lachmann, Anm. S. 99 vermutet jedoch, daß der Fehler in A 704, 4 *tûsent* aus *tvêhunt* entstanden und so 1200 A 746, 1 das Ursprüngliche und eigentlich Richtige, die übrigen Stellen aber fehlerhaft seien.

Digitized by Google

Man vgl. 604, 4. 664, 3. Wo es sich aber um Erläuterung und Erklärung, um Ausführung u. dgl. handelt, nimmt unser Dichter keinen Anstand, die Volkssage heranzuziehen. Eine Reihe Plusstrophen ist so entstanden.

Die Jugendgeschichte Siegfrieds ist unserem Dichter bekannt; vor Str. 22 hat er eine Strophe, in der der Held mit ziemlich nichtssagenden Worten gerühmt wird, ausgeworfen und schaltet dafür die an positivem Gehalte reichere 22, 5—8 ein

Ê daz der degen küene vol wüehse ze man,
dô het er solhiu wunder mit sîner hant getân,
dâ von man immer mêre mac singen unde sagen,
des wir in disen stunden müezen vil von im gedagen.

Die Tarnkappe wird im echten Texte Str. 335 als etwas Bekanntes erwähnt; die ältesten Interpolatoren schon haben ihre Eigenschaften zu schildern Veranlassung genommen; C muß das seinem höfischen Hörerkreis, dem man ja überhaupt volkstümliche Anschauungen geläufig machen will, erst auseinandersetzen, 334, 5—12:

Von wilden getwergen hân ich gehœret sagen,
si sîn in holn bergen, unt daz si ze scherme tragen
einz, heizet tarnkappen, von wunderlîcher art:
swerz hât an sîme lîbe, der sol vil gar wol sîn bewart

Vor slegen unt vor stichen: in müge ouch niemen sehen,
swenn er sî dar inne. beide hœren unde spehen
mag er nâch sînem willen, daz in doch niemen siht;
er sî ouch verre sterker, als uns diu âventiure giht.

Formell sind diese beiden Strophen so ausgezeichnet schlecht wie fast keine mehr; aber einiges daran ist sehr auffällig: eine volkstümliche Nachricht und eine höfische Wendung. Ich meine nicht, daß âventiure, ein Wort, das die Nibelungenhandschriften nur zur Bezeichnung der Abschnitte haben, das aber der Verfasser von C noch einmal (und zwar Kl. nach 21. Anm. S. 293) in genau derselben Wendung bringt, in hypostatischem Sinne verwendet wäre, wenn der Verfasser nicht ein bestimmtes *buoch* oder *mære* im Auge hätte, aus dem er nach vager Erinnerung diese Notiz bringt, wozu die einleitenden Worte

Digitized by Google

und der Konjunktiv der zweiten Zeile stimmen. Hat er einmal den Laurin vorlesen gehört? wenigstens paßt seine Schilderung vollkommen auf die Vorgänge dieser zierlichen Dichtung, und die offenbare Verworrenheit der vorliegenden Notiz deutet auf die flüchtige Konzeption nach einem rasch aufgenommenen Eindrucke: sie ist in der Tat formloser, als uns die Erzeugnisse des Überarbeiters sonst entgegentreten.

Nach 475, wo erzählt wird, daß Siegfried im Nibelungenland eine Schar von 3000 Rittern um sich gesammelt habe, zwei Strophen 475, 5—12:

Nu sprichet lîht ein tumber 'ez mac wol lüge wesen
wie möhte sô vil ritter bî einander genesen:
wâ nâmen si die spîse, wâ nâmen si gewant?
sine kundenz niht verenden, unt ob in dienten drîzec lant.
Sîvrit was sô rîche, als ir wol habt gehôrt,
im dient daz künicrîche unt Nibelunge hort.
des gab er sînen degenen vil volleclîch genuoc,
wand sîn wart doch niht minre, swie vil man von dem schatze truoc.

Eine sonderbare Verquickung: den vorwitzigen Fragen der jungen Leute vom Hofe wird durch ein Märchen begegnet; denn der nie geringer werdende Schatz ist sicherlich eine märchenhafte Fortbildung der alten Sage. Rationalistische Skrupel rufen also die phantastische Antwort hervor. Den Übergang zu dieser Auffassung des Hortes scheint die Notiz vom Wunschelrütlein *der daz het erkunnet, der möhte meister sîn wol in aller werlde über islîchen man* 1064, 2 zu bilden.

In Id nach 939, in C an besserer Stelle nach 942 ist eine Strophe angebracht, wo der Dichter seine Bekanntschaft mit einer Lokalsage vom Tode Siegfrieds zeigt, wie er denn auch den bekannten graphischen Irrtum 854, über den noch zu handeln ist, berichtigt. 939, 4—8:

Von demselben brunnen, dâ Sîvrit wart erslagen,
sult ir die rehten wârheit von mir hœren sagen:
vor dem Ôtenwalde ein dorf lit Ôtenhain:[1]
dâ ist noch derselbe brunne. des ist zwîfel dehein.

[1] Ih liest nach Lachmann, Anm. S. 126 *Vor dem nortwalde ein dorf*

Digitized by Google

Daß dieser Brunnen von euhemeristischen Nibelungenforschern unserer Tage, die größeres Vertrauen zu unserem Überarbeiter hatten als die leichtsinnige Hofjugend, die ihn mit unnützen Fragen woher und wohin regalierte, so lange gesucht worden ist, bis (nach Scherer) der Brunnen „in die Bauern hineingefragt" war, m. a. W. bis irgend industriell denkende biedere hessische Bauern dem Wunsche der guten Männer entgegenkamen und, des jahrelangen Befragtwerdens müde, endlich eine Quelle den Siegfriedsbrunnen sein ließen, und daß die Stelle rasch Gedenkplatz ward, genügt erwähnt zu haben.[1]

Hierher gehören noch zwei Stellen; die eine vom Balmunc enthält möglicherweise eine alte Tradition. 1736, 4 sagt ein alter Hunne, der nicht wagt, Hagen zu bestehen:

AB. *och treit er Balmungen, daz er übele gewan.*
C. *dâ vor enchunder niht gestân.*[2]

C hat kaum die Lesart AB vorgefunden, denn bei seiner entschiedenen Feindseligkeit gegen Hagen hätte es den darin enthaltenen Vorwurf wohl nicht getilgt. Der Balmung wäre danach das für alle (Hunnen) unbezwingliche, siegverleihende Schwert, was immerhin alt und sagenhaft sein kann.

Die Nachricht von einem großen, mächtigen Prachtbau Etzels, wohl in allen Einzelheiten Eigentum des Überarbeiters, ist schwerlich in alter Sage begründet 1755, 5—16:

Etzel der rîche het an bou geleit
sînen vliz kostenlîche mit grôzer arebeit,
palas unde türne, kemenâten âne zal,
in einer wîten bürge, unt einen hêrlîchen sal.

---

heizt northein. Bartsch, Lesarten S. 119 gibt nur die Varianten: *nortwalde — heizt,* nicht aber *northein.* Was ist das Richtige? — Vgl. noch Braune, Otenheim; Zarncke, Jagd im Nib.-L.; Mathias, Jagd usw.

* [1] Einer solchen Sache muß nachgegangen werden, bis die Zweifel nach der einen oder andern Seite an Ort und Stelle behoben sind. Vgl. einen ähnlichen sprachlichen Fall bei Nagl, DMaa II. 72 f.

[2] * = *enchundir, en kunnet ir.* * Bartsch liest Ausg. 298 fälschlich *enkunde,* Zarncke 274, 5[4] *enkünde;* C hat Lachmann, Anm. S. 219, Zarncke, Ausg. S. 398 *en chunder.* Ich strenge meine Augen vergebens an, letzteres in Bartsch, Lesarten S. 221 zu sehen.

Digitized by Google

Den het er heizen bouwen, lanc hôch unt wît,
durch daz sô vil der recken in suohte zaller zît.
ân ander sîn gesinde, zwelf rîche künege hêr
unt vil der werden degene het er zallen zîten mêr,

Denne ir künec ie gewunne, als ich vernomen hân,
er lebt in hôher wunne. von mâgen unt von man
schallen unde dringen het der vürste guot,
von manigem snellem degene: des stuont im hôhe der muot.

Es käme nun der Sprachgebrauch der Überarbeitung zu besprechen; bei der Zeile für Zeile, Vers für Vers durchdringenden Verschiedenheit würde uns jedoch eine Untersuchung im einzelnen zu weit führen. Liliencron S. 137 f. hat eine Anzahl Phrasen und Ausdrücke notiert, gegen die C eine gewisse Abneigung zeigt, so *beginnen* als Umschreibung des Verbum finitum, *pflegen* in absolutem Gebrauche, *vriunt* für *man* und *mâc,* gewisse Verbindungen mit *tuon,* die Verstärkung durch *al- aller-*, die Adjektiva *edele schœne* (s. o. S. 225 f.) *liep* u. a.; Bartsch hat der Widerlegung Liliencrons ein eigenes Kapitel Unters. S. 244—253 gewidmet, in dem er darzutun sucht, daß die Daten Liliencrons unrichtig seien und daß C mitunter das Echte bewahrt habe; dieser letztere Nachweis fußt aber auf der irrigen Voraussetzung, daß aus der Übereinstimmung einzelner Handschriften der Not- und der Liedgruppe der ursprüngliche Text zu gewinnen sei; die Angaben Liliencrons sind dagegen mehrfach ergänzt, jedoch nicht überall widerlegt; wenn derselbe 60 Stellen beigebracht hat, an denen C das Wort *edele* tilgt, und 14, wo es vorkommt, zählt Bartsch 90 und 40: das beweist denn doch, daß im Gebrauche des Wortes C vorsichtiger und genauer ist als die ältere Redaktion. Daß der Bearbeiter nicht konsequent ist, konnten wir schon beobachten. Liliencron sagt darüber (S. 176): „es fehlt diesem Überarbeiter meistens an der Energie oder dem klaren Bewußtsein seines Strebens oder dem Geschick, um eine völlige und durchgreifende Änderung derjenigen Dinge, die er nicht liebt, herzustellen. Man sieht meistens in seiner Überarbeitung nur gewisse

Digitized by Google

Abneigungen bald mehr bald minder wirksam, die ihn treiben, zehnmal zu ändern, was er an fünf anderen Stellen stehen läßt oder gar im Drang eigener Schöpfungen gelegentlich selbst nicht zu vermeiden weiß." Es läßt sich diese Bemerkung Liliencrons durch ein unwiderlegliches Beispiel stützen. C tilgt an vielen Stellen — ich zähle ohne Anspruch auf Vollständigkeit 24 — die stehende Verbindung *von Tronege Hagene,* ohne daß ein besonderer Grund dafür geltend gemacht werden könnte; es setzt dafür *der von Tronege* 908, 1. 1453, 1. 1706, 1. 1921, 3, *der ungetriuwe* 846, 1. 942, 1, *der wîse H.* 1539, 4, *d. grimme H.* 2193, 1, *H. der hêrre* 1123, 1, *d. degen* 1129, 1, *der starke H.* 150, 1. 171, 4. 1749, 1. 1917, 1, am häufigsten *der küene H.* (das es sonst wohl gerne mit dem präziseren *der starke H.* vertauscht!) 390, 3. 496, 2. 1359, 2. 1371, 4. 1558, 2; es umschreibt die Nennung des Namens vollends 487, 1. 913, 2, 1047, 1. 1675, 4. 2289, 2. Unter diesen Umständen ist man vollkommen berechtigt, von einer Abneigung des Überarbeiters gegen diese alte epische Formel zu sprechen (vgl. Liliencron S. 139. Bartsch, Unt. S. 299). Doch läßt er dieselbe fast ebenso oft stehen, als er sie tilgt, mitunter an höchst prägnanten Stellen, so 9, 1. 739, 1. 1336, 4. 1526, 1. 1964, 2; dreimal ist sie ihm selbst entschlüpft 371, 4. 1801, 1. 2243, 2, woraus man wieder sehen kann, daß Überarbeiter, wo sie Selbständiges formen, ohne Rücksicht auf ihren sonst hervortretenden eigenen Geschmack den Ton ihrer Vorlage zu treffen suchen, eine von Bartsch mehrfach in Abrede gestellte Tatsache. Man sieht, die Beobachtungen Liliencrons sind bis auf die kleinste Einzelheit erweisbar. Es ist also lächerlich, wenn Bartsch „Abneigungen" des Verfassers von C in Abrede stellt, um so mehr, als er die Vorliebe desselben für gewisse Worte — er bringt Unt. S. 253—266 bei: *angestlîch, behagen, gar, ger, jâmer, lobesam, riuwe, triuwe, vröude, wert, wille, zuht* — selbst zugibt und belegt. Sonst zeigt sich noch (Zarncke, Einl. S. 67) eine geringere Sorgfalt für den Reim und für die Glätte des Verses gegen die letzte Hebung zu:

Digitized by Google

A. *Kriemhílt sî âne mán*
C. *iur swéster sî ân mán*

Noch soll, bevor wir zu endlichen Schlüssen gelangen, der längsten Interpolation gedacht sein, der Nachricht von der Stiftung des Klosters Lorsch, weil sich in diesen Strophen wie in einem Mikrokosmos alle Eigenschaften des Interpolators ausprägen 1082, 5—36.

Ein rîche vürsten aptey stifte vrou Uote
nâch Dancrâtes tôde von ir guote,
mit starken rîchen urborn, als ez noch hiute hât,
daz klôster dâ ze Lôrse, des dinc vil hôhe an êren stât.

Dar zuo gab ouch Kriemhilt sît ein michel teil,
durch Sîvrides sêle unt umb aller sêle heil,
golt und edel steine, mit williger hant.
getriuwer wîp deheine ist uns selten ê bekant.

Sît daz diu vrouwe Kriemhilt ûf Gunther verkôs
und doch von sînen schulden den grôzen hort verlôs,
dô wart ir herzenleide tûsint stunde mêr,
dô wære gerne dannen diu vrouwe edel unde hêr.

Dô was der vrouwen Uoten ein sedelhof bereit
ze Lôrse bî ir klôster, mit grôzer rîcheit.
dar zôch sich diu witewe von ir kinden sît,
dâ noch diu vrouwe hêre begraben in eime sarke lît.

Dô sprach diu küniginne 'vil liebiu tohter mîn,
sît du hie niht maht blîben, sô soltu bî mir sîn
ze Lôrse in mîme hûse, und solt dîn weinen lân.'
des antwurt ir Kriemhilt 'wem liez ich danne mînen man?'

'Den lâz et hie belîben', sprach vrou Uote.
'nune welle got von himele', sprach aber diu guote,
'mîn vil liebiu muoter. daz sol ich wol bewarn,
wand er muoz von hinnen mit mir wærlîche varn.'

Dô schuof diu jâmers rîche daz er wart ûf erhaben.
sîn edelez gebeine wart ander stunt begraben
ze Lôrse bî dem münster vil werdeclîchen sît,
dâ der helt vil küene in eime langen sarke lît.

In den selben zîten, dô Kriemhilt solde
varn mit ir muoter dar si doch wolde,
dô muoste sie belîben, als ez wolde sîn.
daz understuonden mære, vil verre komen über Rîn.

Digitized by Google

Die Kunde und Anregung zu dieser Interpolation stammt, wie oben erwähnt ist, aus der Klage; doch scheint dem Verfasser irgend eine Lokalsage (wie beim Brunnen im Odenwalde) bekannt geworden zu sein V. 20. 32; V. 9—12 sprechen wieder deutlich für die christliche Tendenz der Überarbeitung; V. 33—36 ist ein Übergang am Schlusse der âventiure, der zur Notwendigkeit wurde, als der Interpolator mit einem Male sehen mußte, wie er sich in einen Widerspruch verwickelte, denn Etzels Botschaft trifft unmittelbar darauf die Witwe nicht in Lorsch, sondern in Worms.[1] Die Unechtheit, d. h. der spätere Ursprung dieser Strophen, die von den Verteidigern des Textes C völlig unanstößig gefunden werden, ist von Wislicenus S. 13 in gelungener Weise aus dem Umstande erwiesen, daß hier plötzlich die Erzählung bis zum Tode Dancrats, d. i. also bis zum Anfange des Epos zurückspringt.

So haben wir uns denn mehr als hinreichend über die Eigentümlichkeiten dieser Textrezension unterrichtet, um zu einem endgültigen Urteile zu gelangen. Text C ist eine höfische Überarbeitung des gemeinen; weder an seinem genetischen Verhältnisse zu B noch an der höfischen Tendenz des Verfassers kann der geringste Zweifel sein; derselbe hat eine planmäßige Bearbeitung unternommen und durchgeführt, deren Anlaß und Aufgabe es ist, das volkstümliche Epos mit dem modernen Geschmacke des Hofes zu versöhnen; er geht bei seiner Arbeit in einem gewissen Sinne sehr energisch vor: seine Disposition ist immer eine klare, und wo er kürzt, wird man sein Verfahren überall billigen können; nicht so, wo er erläutert, ergänzt und zusetzt: seine eigenen Produkte sind sehr schwächlich, er ist „weder an ästhetischem Sinne noch an Formtalent ein großer Poet“ (Liliencron S. 53); doch scheint es zu weit gegangen, wenn Rieger

[1] Müllenhoff (Scherer) meint, bezugs der Altersbestimmung von C sei, „da C von einem Österreicher, keinem Rheinländer herrühre, nicht sonderlich viel darauf zu geben“, nämlich auf die in obigen Strophen enthaltenen lokalen Tatsachen. Über die Kenntnis österreichischer Spielleute von rheinischen Verhältnissen vgl. Mitte des § 18.

Digitized by Google

S. 32 sagt, „der überwiegende Gesamteindruck der ganzen Masse ist nur der der Unsicherheit und Kleinlichkeit, der Aberweisheit, der Pedanterei und Stümperei", denn man muß sich hüten, diese Erzeugnisse nach den Anforderungen unseres heutigen Geschmackes zu messen: wir haben keinen Grund anders anzunehmen, als daß die in unseren Augen abgeschmacktesten Strophen 936ᵃ. 938ᵃ. 1857ᵃ. 1888ᵃ. 1963ᵃ. 2160ᵃ u. a. den Zeitgenossen höchlichst zusagten, weshalb eben einem späteren Bearbeiter ihre Beseitigung zuzuschreiben ganz und gar töricht ist. Vers für Vers können wir den Kampf höfischer Modeanschauung mit altepischem Heroentum verfolgen; denn der Verfasser ist ganz ein Kind seiner Zeit, und ihrer Schwächen hat er ein gut Teil mitbekommen. In allen höfischen Dingen ist er ängstlich genau und pedantisch; vom Schwanken in allen seinen Neigungen war oben die Rede; seine Sucht, ja recht präzis und genau zu sein, wird mitunter peinlich; er setzt dem Leser mit Reflexionen und Erläuterungen zu, und wenn K. Hofmann sagt, wo solche Reflexionen anfingen, sei der alte naive Glaube im Wanken, ist zu bemerken, daß der Mann überhaupt nicht mehr naiv ist: das beweisen manche seiner ausführenden Zusätze 1511ᵃ. 2057ᵃ; die Auslassung von Strophen 555. 609. 610 (vgl. dagegen die Änderung 683, 4) zeigt, daß in seiner Gesellschaft Dinge anstößig wurden, an denen man ein Jahrzehnt früher kein Arges fand, während er doch den nächtlichen Kampf durch eine elende Interpolation 622ᵃ⁻ᵈ, die nichts enthält als Schilderung der Balgerei, zu der der Riesenkampf herabsinkt, verlängert.

Was den Stand des Verfassers betrifft, so läßt die eifrige Beflissenheit, seinem Hofe zu dienen, die Vertrautheit mit der niederen Sage, die wenigstens wahrscheinliche Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der volkstümlichen Poesie, dem Biterolf und dem Laurin, auf einen den höfischen Tendenzen durchaus huldigenden Fahrenden schließen; häufige und wiederholte Hervorhebungen der Adligen neben dem Könige macht noch immer nicht

Digitized by Google

wahrscheinlich, daß der Dichter selbst dem Ritterstande angehört; oder hätte gar ein Herr und Ritter mit einem Fahrenden zusammen gearbeitet?

324, 2. *ez sprâchen zuo dem künige die hôhsten mâge sîn,*
war umbe er niht ennæme ein wîp zuo siner ê?

327, 5. *Dô si eines tages sâzen, der künic unt sîne man,*
manigen ende si ez mâzen beidiu wider unde dan,
welhe ir herre möhte zeinem wîbe nemen,
diu in ze vrouwen töhte unt ouch dem lande möhte zemen.

565, 5. *Sine wesse niht der mære, waz man dâ wolde tuon.*
dô sprach zuo sînen mâgen der Dancrâtes suon:
'helft mir daz mîn swester Sîvriden neme ze man'
'dô sprâchens al geliche 'si mag in wol mit êren hân.'

1459, 5. *É daz sie schieden dannen, der künic ze râte gie*
mit sînen hôhsten mannen. unberihtet er niht lie
lant und bürge; die der solden pflegen,
den liez er ze huote vil manigen ûz erwelten degen.

Nirgends ist das Maß höfischer Zurückhaltung, das sich der Verfasser überall auferlegt, in diesen Stellen verletzt; auch ein Fahrender, besonders in ritterlichem Solde, konnte auf Grund strenger Berücksichtigung alter Rechtsformen, wie der Befragung der mâge, die ja auch in volksmäßigen Gedichten gerne vorkommt, auf den Gedanken geraten, ebenso rein formelle als unangefochtene Adelsrechte im Epos zu betonen. Einem solchen Fahrenden ist aber, * bei den gerade in Österreich stets näheren geistigen Beziehungen zwischen Adel und Volk, * seine Heimat wohl nirgends anders anzuweisen als in Österreich, und in der Tat scheint auch einzelnes nach der sprachlichen Seite hin dafür zu entscheiden (421, 5 *bewarn : geswarn* bleibt unverändert; 2081, 1 *geswarn : varn; widerwinne* 149, 4. 315, 2 u. ö.; *vletze* Hausflur 347, 2; aber auch ein alemannisches Wort[1] 268, 1 *die in den beien* [AB betten]

* [1] Abgesehen davon, daß sich um 1200 in Österreich bestimmt noch schwäbisch redende Kolonisten befanden (vgl. z. B. Suuabedorf = Schwadorf u. ä), ist das Wort *beie, poye* auch in der steir. Reimchronik und im Ortsnamenschatze Österreichs vertreten. Freilich in anderer Bedeutung. Von dem Pflock, an den man den Gefangenen fesselte, mochte

Digitized by Google

lâgen : beie Fensternische. Zarncke, Beitr. 154; Birlinger, Alemania I. 283; Hofmann zur Textkritik S. 62 „Überschlag", „Verband" ist wohl abzulehnen). — Doch kennt er Lorsch aus eigener Anschauung: Die Verse S. 246 sind Touristenangaben, bes. 1082, 20, 32 (langen!), daher auch die Variante (S. 240) 72, 1, wo Siegfried nach Worms 6 statt 7 Tage reitet.

Zu erörtern aber ist noch ein anderes Verhältnis geblieben, das wir absichtlich aus den Augen gelassen haben, das des Textes I zum Texte C. Für diejenigen, die in C den ursprünglichen Text sehen, liegt die Sache einfach genug; für sie ist I einfach die erste, eigentliche und durchgreifende Bearbeitung des Liedes zur Not, aus der dann B und endlich in weiterem Verlaufe erst A hervorging. Wir können uns von unserem Standpunkte aus die Sache nicht so leicht machen. Nachdem der Gang der Entwicklung A—B—C, also immer vom kürzeren zum längeren Texte erwiesen ist, wäre das nächstliegende, I die Mittelstellung zwischen B und C anzuweisen, die ihm nach Strophen- und Textbestand zuzukommen scheint. Nun ist aber zweierlei zu berücksichtigen: ein Blick auf die oben S. 203 ff. zum Vergleiche herausgehobenen Stellen wird lehren, daß I oft ganz selbständig und sehr abweichend vom gemeinen Texte redigiert und C diesem häufig näher steht als I, so daß, wenn C auch B voraussetzt, doch hierdurch schon der Weg über I äußerst unwahrscheinlich wird. Bartsch hat diese Frage Unt. S. 316 behandelt; er findet zwischen den 20 Plusstrophen in HIOd und den 80 in Ca eine solche Übereinstimmung im metrischen und Sprachgebrauche, daß er sie einem Verfasser, also natürlich dem von C, glaubt zuschreiben zu müssen. Abgesehen davon, daß seine Belege allerdings nicht zwingende sind, ergibt sich nun hieraus eine große Schwierigkeit der

---

der Name wohl übergehen einerseits auf das Plätzchen (Nische), an das er gebunden war, anderseits auf die Fessel, von den Fesseln wieder auf die Wiege, in welche das Kind niedergebunden wird. Vgl. Nagls Deutsche Maa II. S. 76 f. u. 88.

Digitized by Google

Erklärung. Denn nun gibt es nur zwei Wege, auf denen Bartsch die Entstehung der Rezension I darzutun vermeint. Entweder hat der Verfasser von I aus einem vollständigen Exemplare von C jene Strophen ausgezogen, also neben seiner Vorlage — einem Exemplare der Not — noch eine zweite Handschrift benützt, was an und für sich sehr unwahrscheinlich ist und wogegen sich Edzardi, Klage S. VIII und Paul, Nibfrage. S. 93 ausgesprochen haben, oder aber es ist nach Bartsch' Ausdruck eine Doppelredaktion des Textes C in der Weise anzunehmen, daß zuerst nur diese 20, später erst die übrigen 80 Strophen hinzugedichtet wurden, wofür sprechen soll, daß sich in den Zusatzstrophen der Gruppe I nirgends, in denen des Textes C aber sehr häufig Mittelreim findet, vgl. ebda S. 382. Bartsch, Ausgabe S. XXII.[1] Gegen die Ansicht Bartsch' hat nun gerade auf diesem letzteren Argumente fußend Scherer sehr scharf und logisch angekämpft ZfdöG. XXI. 404; so wenig abzusehen ist, warum der Verfasser von I aus C gerade lauter binnenreimlose Strophen aufgenommen (und, können wir hinzufügen, 1511[a] und 1849 sogar den Mittelreim getilgt) hätte, da er doch sonst nirgends an den Strophen mit Zäsurreim Anstoß nimmt, so wenig ist es erklärlich, warum sich der Verfasser von C bei einer sehr problematischen zweimaligen Redaktion seines Textes das erste Mal des Zäsurreims enthalten, das zweite Mal denselben mit Vorliebe angewandt hätte. Scherers Argumentation scheint zwingend. Es kommt aber in Betracht, daß die Interpolationen in I zwar nirgends einen so ausgeprägten Charakter tragen, wie die in C (die Versuche zur Entschuldigung Kriemhildens sind weit schüchterner 756[ab]. 1775[a]. 1837[ab], die Ausführungen sind

[1] Auf Rautenbergs Ansicht, Germ. XVII. 435: „der Bearbeiter von I hatte neben seinem AB-Texte einen circa 721 beginnenden C-Text, den er anfangs genauer, später immer nachlässiger benutzt hat", glaube ich nicht weiter eingehen zu müssen, denn sie beruht auf ganz vagen und willkürlichen Berechnungen, und schließlich könnte man auf diese Weise, durch bald genauere, bald fahrlässige Mitbenützung eines zweiten Kodex alle handschriftlichen Verschiedenheiten der Welt erklären!

Digitized by Google

zurückhaltender 848[a]. 1835[ab]. 1848[a], die Diktion sorgfältig 858[a], sogar schön 1052[ab]), aber anderseits in I genau dieselben Motive und Tendenzen entgegentreten wie in C: Vorliebe für Kriemhilt, christliche (1201[a]), höfische, exegetische (1511[a]) Tendenz. Die ganze Redaktion I trägt gewissermaßen den Stempel des Unfertigen. Überlegen wir nun, daß die Überarbeitung C ein planmäßig angelegtes Unternehmen ist, mit dem sich der pedantische Verfasser lange trug, bei dem er stets das Ganze ins Auge faßte, also wohl auch Vorarbeiten anlegte, keineswegs nur von Fall zu Fall verbesserte und einschaltete, so ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er erst allmählich zur selbständigen Anwendung des Zäsurreims fortschritt; aber kaum glaublich scheint, daß er eine Redaktion abgefaßt hätte, die nur den fünften Teil der gesamten Zusätze umfaßte; man müßte demnach — und dazu bin ich geneigt, — annehmen, daß die Rezension I von den Vorarbeiten des Verfassers von C ausgegangen sei:[1] ich halte also in diesem speziellen Punkte die Ansichten Bartsch' und Scherers für vereinbarlich: die Form I ist die ältere, die Zusätze in I und C aber rühren von einem Autor her. Sollte jemand diese Darstellung etwa zu romanhaft finden, so möchte er sich denn doch an die Geschichte einzelner berühmter Manuskripte erinnern, z. B. des Autographs der Eneit; wie man weder verlegen noch kritisch war, unvollendete Arbeiten eigener Benutzung zugänglich zu machen. Da es nun überaus unwahrscheinlich ist, daß zwei Männer bei ihrer Bearbeitung von genau denselben Motiven ausgehen, in genau gleicher ästhetischer Richtung arbeiten, die Redaktion I mehrfach unfertig erscheint, wie die Erweiterung mancher Interpolationen (I 1524[abc], C 1524de, I 1848[a], C 1848[bc]); die Anbringung dreier Strophen an falscher Stelle und die formelle Umarbeitung einzelner

[1] So ungefähr hat auch Rieger, Zur Kritik S. 111, seine Ansicht formuliert: zu einer Zeit, da C erst mit 20 Strophen interpoliert war, wurde ein Exemplar der Not um diese 20 bereichert. — Daß aber I (die Hs., nicht die Gruppe) die einzigen in der Zäsur ganz durchgereimten Strophen 1 und 17 nicht hat, soll doch wenigstens hier gesagt sein.

Digitized by Google

Strophen (man beachte von diesem Gesichtspunkte die Textentwickelung der Strophe 1849 oben S. 207) beweisen, erscheint unsere Annahme des Ursprungs von I ganz zulässig.

Die Gruppe I selbst hat Zarncke zuerst in zwei Unterabteilungen zerlegt: HOd und IKQhl, von denen erstere genauer zum gemeinen Texte stimmt (obwohl d noch mehr Strophen mit C gemein hat als I), letztere in Einzelheiten selbständiger redigiert. HOd aber positiv als die ältere Gruppe zu erklären, verhindert bei dem von uns angenommenen Entwicklungsgange die vielfache Übereinstimmung von I mit C gegen d.[1]

Unser vorgreifender Entschluß, C und I gemeinsam abzuhandeln, war demgemäß ein berechtigter.

§ 11. Das Gesamtverhältnis der Handschriften.[2]

Es erübrigt uns noch die Besprechung einiger geringfügigerer handschriftlicher Abweichungen inbezug auf den Strophenbestand. (Bartsch, Unt. S. 323 f. Zarncke, Ausgabe S. 365.) In jeder Handschrift fehlen durch Versehen der Schreiber einzelne Strophen. In AB hat E. Pasch, Die Nibhss. A und C S. 88, eine Lücke behauptet, in die 491, 5—8 (Holtzmann 532) aufzunehmen wäre, und Bartsch teilt diese Ansicht, denn er hat diese Strophe in seine Ausgaben, denen B zugrunde liegt, aufgenommen. 491, 3. 4 nimmt in AB Prünhilt Abschied von ihrem Mutterbruder mit den Worten:

'nu lât iu sîn bevolhen mîn bürge unt ouch diu lant'
si rihten sich ze verte: man sach si rîten ûf den sant.

In CDIdh ist schon diese letzte Zeile geändert und wird dann fortgefahren:

---

[1] Zu vgl. ist Paul, Zur Nibfr. S. 92 — 118, wo das Materiale übersichtlich zusammengestellt, aber auch kein bestimmtes Resultat erzielt ist.

[2] Vgl. W. Braune, Die Handschriftenverhältnisse des Nib.-L., Beitr. XXV.; Panzer hierzu. Vgl. auch Anm. zu § 7, S. 135.

Digitized by Google

'unze daz hie rihte des künic Guntheres hant.'

Dô welt si ir gesindes zweinzic hundert man,
die mit ir varn solden ze Burgunden dan,
zuo jenen tûsint recken ûz Nibelunge lant.
si rihten sich etc.

Hier soll aus graphischem Grunde (gleiche Reimsilbe) der Ausfall plausibel gemacht werden: möglich wäre das immerhin; aber ich kann mich von der Unentbehrlichkeit dieser 4 Zeilen absolut nicht überzeugen: K. Hofmann, Zur Textkritik S. 8, scheint mir vielmehr das Richtige damit getroffen zu haben, wenn er sagt, daß es sich darum handelte, Prünhilt nicht nur ein Frauen-, sondern ein Mannengeleite zu geben, was an sich schicklich, neben Siegfrieds Heeresgefolge aber fast notwendig erscheint.[1] Daß auch D die Strophe hat, ist nicht beweisend, weil, selbst wenn D auf eine ältere Vorlage zurückgeht als B, doch die Beziehung dieser Handschrift zu einer der Gruppe C außer Zweifel steht, also auch das Eindringen einer einzelnen Plusstrophe nichts besonders Auffälliges hat. Geradezu eine Ungeheuerlichkeit ersieht Zacher in den Worten *zuo jenen tûsint recken ûz Nibelungelant.*

Einzelne Abweichungen sind schlechtweg nicht erklärlich; selbst Bartsch, der mit graphischen Gründen sehr bei der Hand ist, weiß solche nur für etwa die Hälfte der Auslassungen, die er aufzählt, geltend zu machen; kritische Gründe zu suchen ist noch mißlicher; im einzelnen Falle muß man sich mit Flüchtigkeit des Schreibers (Trägheit, Unaufmerksamkeit, Unterbrechung) genügen lassen.

Solche vereinzelte Auslassungen sind in D 582. 880 (elch, schelch!) 1966; graphisch erklärt Bartsch die Auslassungen 647, 1—3. 1397, 2 — 1398, 1 (fehlt auch in P). 1431, 2. 3. 1432, 3. 4, doch scheint man sich im letzteren Falle am Reimschema an : an, an : ân (o : o), a : â gestoßen zu haben.

[1] Übrigens ist Hofmann ein drolliger lapsus calami passiert, wenn er sagt, daß Prünhilt ebenso viele Recken mit sich führen muß wie Siegfried, während doch in der Strophe selbst ausdrücklich steht, daß sie doppelt so viele hat.

Digitized by Google

In I fehlen 1309. 1771. (auch in K) 2010. 2011. — 1309 mag dem höfischen Schreiber zu spielmannsmäßig gewesen sein; 1771 ist unentbehrlich; mit der Auslassung von 2010, könnte man meinen, wollte ein Schreiber den Widerspruch zur Nachricht der Klage, daß Hawart durch Dancwart (hier durch Hagen) fällt, beheben: aber I hat in seinem Auszuge der Klage diese Notiz gar nicht, es brauchte also auch den Widerspruch nicht zu beseitigen. 348, 12—15. 446. 678, 2 — 679, 2. 1098 erklärt Bartsch aus graphischen Gründen ausgelassen; 446 wohl kaum mit Recht, denn abgesehen davon, daß der gleiche Anfangsbuchstabe (S) zweier Strophen noch kein graphischer Auslassungsgrund ist, dichtet Ih nicht nur, wie Unt. S. 324 angegeben ist, die zweite Zeile, sondern die ganze Strophe um und gibt ihr, was besonders ins Gewicht fällt, eine veränderte syntaktische Anknüpfung. Die Strophe lautet nach Bartsch Lesarten S. 50:

Dô si so krefticlîchen komen in daz lant,
Dankwart unde Hagene sprâchen dô zehant
'waz ob si alsô zürnet, daz wir sîn verlorn? (= AB)
sô ist diu vâlandinne ze grôz unsælden uns giborn.'

Der Schreiber von I muß sich also irgendwie an der vorhergehenden Strophe, die allerdings Eigentümliches im Ausdrucke *(jarîâ, scharehafte)* bietet, gestoßen haben, denn an der bewußten und absichtlichen Änderung kann hier kein Zweifel sein.

In d fehlen 370, 3 — 371, 2. 570, 2. 3. 1193. 1254. Gegen die graphische Erklärung der beiden letzten Fälle liegt das Bedenken vor, daß d ohne abgesetzte Verszeilen aus einer eben solchen Vorlage mit seltener Sorgsamkeit abgeschrieben; wir dürfen daher annehmen, daß diese Lücken aus der Vorlage stammen; müssen wir aber bei einer so alten Handschrift wie O Auslassung infolge gleichen Reimwortes zugestehn, so kommen wir überraschenderweise auf Lachmanns, von Bartsch oft bestrittenes Wort zurück, zu Nib. 1155, Anm. S. 153: „die Zeilen bis

Digitized by Google

an den stumpfen Reim gehen zu lassen, scheint in unserer Sammlung ältere Weise."

Etwas anderes ist es, wenn auf einem engen Raume eine größere Anzahl Handschriften mit Differenzen zusammentrifft; dann ist die Annahme eines Zufalles vom kritischen Standpunkte ausgeschlossen. So steht es mit dem Anfange des Gedichtes bis nach Strophe 21. Hier verfahren die Schreiber mit großer Selbständigkeit: A verwechselt 18 und 19; B läßt aus 1. 3. 21; C 3. 21 und setzt 5 hinter 7; d entfernt 7—12. 16. 17; I 1. 7—12. 16. 17. 19, so daß es eigentlich nur einen Auszug von halbem Umfange mehr bietet. Hier müssen also bestimmte Gründe gewaltet haben, aber sie zu erkennen, ist nicht mehr möglich. 1 fehlt in B und I; vd. Hagens Vermutung, daß es in B auf dem voranstehenden leeren Blatte prächtig gemalt werden sollte, ist von Lachmann damit widerlegt, daß das Blatt zu den Lagen des voranstehenden Parzival gehört. Man könnte meinen, daß die durchgereimte Strophe (das ist außer dieser in A nur 17) erst vom Verfasser der Rezension C stamme und vom Schreiber A aus dem Gedächtnisse vorangestellt worden sei, aber A folgt sonst mit größter Treue seiner Vorlage, und dann steht die Strophe in d, dessen Vorlage vielleicht älter ist als die Vollendung der Rezension C.[1] Wir sind also hier wieder einmal an der Grenze unseres Wissens angelangt. 3 fehlt in B und C; ich kann eine derartige Übereinstimmung nicht für zufällig halten und glaube auch nicht, daß hier zu Beginn der Arbeit des Schreibers ein graphischer Grund (gleicher Reim mit der vorhergehenden (!) Strophe, Bartsch, Unt. S. 323) bei zwei verschiedenen Individuen angenommen werden kann; Zarncke, S. 368, hat nicht ohne Grund diese Strophe in Zusammenhang gebracht mit Strophe 21, sie korrespondieren in gewissem Sinne; daß aber der Text C diese Strophe ursprünglich hatte, scheint aus ihrer

[1] Zu A stimmt in der Anordnung am nächsten k, welches 1 (anders), 3 (anders), 5 (wie A, nicht wie C) hat, welches also am wenigsten d folgt (wie Zarncke N.-L.[5] S. 372 möchte).

Digitized by Google

Existenz in D hervorzugehen. Es muß also wohl nur den Schreibern an ihrem Inhalte etwas anstößig gewesen sein: Holtzmann meinte die unverständliche Konstruktion (die Strophe gehört zu den schlechtesten); vielleicht war es das Verbum *triuten,* das in den Nibelungen fast immer nur in grobsinnlicher Bedeutung gebraucht wird und zu Beginne mißfiel, denn wir haben oben gesehen, wie man begann, der naiven Auffassung der harmlosesten Dinge verlustig zu gehen (s. o. S. 248).[1] Noch schwerer ist es zu sagen, was den Schreibern an 21 (einer echten Strophe!) mißfiel; vollständig ist sie nur in A; in B fehlt sie gänzlich; in C meine ich nicht ihren gänzlichen Abgang annehmen zu sollen, an ihre Stelle scheint vielmehr die Plusstrophe 22ª getreten; ganz eigentümlich geht I vor, es bildet aus 20, 1, 2. 21, 3, 4 eine neue, an sich tadellose Strophe:

Dô wuohs in Niderlanden eines rîchen küneges kint,
des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint.
starc und mære wart sît der küene man,
hey waz er grôzer êren ze diser werlde gewan.

Bei dieser Zusammenziehung wird das eine klar, daß der Stein des Anstoßes in der ersten Hälfte von 21 liegen muß, aber anzugeben weiß ich ihn nicht: Sprachgebrauch (*schande* in der Bedeutung opprobrium zwar häufig, macula nur noch 774, 2), subjektives Hervortreten des Dichters, rührender Reim haben an sich nichts Auffallendes; vielleicht

[1] Lachmann, Urspr. Gest. S. 70, sieht in der Auswerfung dieser Strophe einen Ausfluß feinen Gefühles: sie schien nicht an den Anfang zu passen, wo noch kein Interesse für eine einzelne Person erweckt ist. Herm. Fischer, Forschungen S. 15, Note 26, erklärt Str. 3 und 21 für unecht, weil sie in B und C fehlen; 1 habe sie aus A; da nun I aus dem 14. Jahrhundert stamme, sehe man wieder, daß A die letzte Redaktion sei. Wenn nun jemanden ob solcher Argumentation die Haare zu Berge stehen und er meinen sollte, wer solchen Kram auf den Markt zu bringen habe, täte besser daheim zu bleiben, dem raten wir noch S. 39, Note 27 aufzuschlagen, wo wörtlich steht: „C und A liegen fast ein Jahrhundert auseinander", was, so gleichgültig es ist, — denn, wenn wir A nur in einem alten Straßburger oder Nürnberger Drucke besäßen, müßten wir dennoch darin den ursprünglichen Text erkennen —, mit Rücksicht auf die Hss. nur ein Mensch sagen kann, der nie ein ordentliches Kollegium über Paläographie gehört hat oder leichtfertig genug ist, über derlei Dinge abzuurteilen, ohne auch nur die Faksimile auzusehen.

Digitized by Google

machten alle diese Umstände zusammen erst die Strophe unbequem. I entfernt überdies den Namen Satan, den es aber 653, 4 duldet, wie es mit 7—12, die es in Übereinstimmung mit d — also wohl schon deren gemeinsame Quelle — tilgt, die ἅπαξ εἰρημένα Dancrat und Alzeye hinauswirft. Die Entfernung dieser Strophen in der gemeinsamen Quelle der I-Gruppe ist überhaupt eine ganz merkwürdige kritische Regung, die zeigt, daß einzelne Überarbeiter des XIII. Jahrhunderts bereits besseren Geschmack besaßen als moderne Kritiker, welche diese elende Exposition zu verteidigen unternahmen. Daß überhaupt alle Schreiber zu Änderungen am Eingange des Gedichtes sich befähigt und berufen hielten, so daß mit Ausnahme der Handschriften der Mischgruppe DSb nicht zwei miteinander übereinkommen, ist eine ganz merkwürdige und auffällige Erscheinung, mit deren Erklärung sich weiter zu bemühen vielleicht doch nicht ganz vergeblich wäre.

Einer ganz falschen Folgerung muß noch gedacht werden, die auf den Zustand der handschriftlichen Überlieferung gebaut worden ist. Aus der Beschaffenheit der Handschriften I und a wollte Rautenberg, Germ. XVII. 433 f. die Existenz fragmentarischer Manuskripte, Teilcodices, behaupten, deren verschiedenen ein und derselbe Schreiber gefolgt sein könnte. Die Annahme stützt sich darauf, daß erst bei 756 in I der Einfluß der Redaktion C auf den Strophenbestand beginnt;[1] daß die Handschrift a erst mit Strophe 325 anhebt und I erst bei eben dieser Strophe die Âventiurenverteilung beginnen läßt, woraus sich ganz speziell die Existenz eines „Teilcodex", der Strophe 1—325 umfaßte, ergeben soll. Es widerstreitet diese Hypothese aber unserer gesamten Kunde vom Schriftwesen des Mittelalters, und man wird gut tun, sich die Anlage der Handschriften anders zu erklären; a geht offenbar direkt oder mittelbar auf eine Vorlage zurück, deren Anfang zerstört war; derselbe Grund wird wohl

[1] S. dagegen Paul, S. 105 und 106.

Digitized by Google

auch den Schreiber der Stammhandschrift der Gruppe D, als die man S betrachten kann, veranlaßt haben, für den Anfang der beiden Gedichte eine andere Handschrift als die von vornherein zur Vorlage bestimmte zur Ergänzung heranzuziehen; am klarsten wird das bei dem umsichtigen Schreiber der jüngsten Handschrift d: die Lücken derselben fallen durchaus mit dem Beginne einzelner âventiuren zusammen; da nun nicht vorauszusetzen ist, daß die Zerstörung innerhalb einer Handschrift gerade mit den Grenzen der Abschnitte zusammenfiel, sieht man, daß der Schreiber seine Arbeit unterbrach, wenn er nicht mehr Aussicht hatte, den ganzen folgenden Abschnitt unversehrt unterzubringen; daß er aber genau berechnen konnte, wie viel Papier, ja wie viele Zeilen er zur Ergänzung seines Manuskriptes benutzen werde, zeigt, daß der Zustand der Handschrift (O?) ein solcher war, der durchaus nicht völligem Verluste oder völliger Zerstörung auch nur einzelner Blätter gleichzuachten ist; denn die zweite und dritte Lücke in d kann durch das Fehlen von je 2, resp. je 4 Blättern der Vorlage erklärt werden, die erste Lücke aber 1756—1786 umfaßt nicht ein ganzes Blatt, sondern höchstens eine Seite, für die also Fehlen des Blattes ausgeschlossen ist: allenfalls könnte man sich $1^1/_2$ Spalten der Vorlage durch Wurmstich zerstört denken. Auf diese mannigfachen Möglichkeiten der Zerstörung einzelner Handschriftenpartikel gar nicht gedacht zu haben, ist ein Kardinalfehler Rautenbergs, der auf die Umfangsberechnungen hypothetischer Codices einen ganz unnützen Scharfsinn verwendet hat. Dieselbe Handschrift lehrt uns auch, daß Strophenversetzungen, wie sie sich vereinzelt finden, keine Bedeutung beizumessen ist, denn eine Strophe, die der Schreiber um 9 vorwärts geschoben hatte, 858, 5, trägt er am richtigen Platze wieder nach.

Einige Worte erfordert noch die Einteilung in âventiuren. Daß diese auf die gemeinsame Quelle aller, der so viele gemeinsame Fehler entstammen und die mit Notwendigkeit angenommen werden muß, zurückgeht, wird

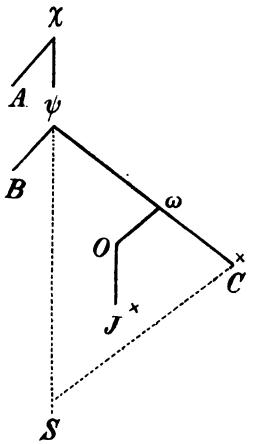
Digitized by Google

dadurch klar, daß sie sich in allen Handschriften findet; die Einteilung ist eine nichts weniger als passende; auch die Titel sind nicht immer am richtigen Platze gegeben (so gehörten 324 und 943 notwendig zur vorhergehenden, auch wenn sie in den Hss. die folgende âventiure eröffnen). Solcher âventiuren zählt die Not 39; 19 bis zum Schlusse des ersten Teiles (1082) und 20 im zweiten Teile; das Lied hat einen Abschnitt weniger bei 1946, so daß jede Hälfte gerade 19 âventiuren zählt, eine Symmetrie, deren sich die Herausgeber von C baß erfreuen. Vor Strophe 1 haben ABI keine Überschrift; daß der Titel *âventiure von den Nibelungen,* wie ihn CS haben — Dd benennen das Gedicht bekanntlich nach Kriemhilt — sich auf das Ganze erstrecken sollte, wie Zarncke, Ausg. S. CXXV vermutet, ist nicht wahrscheinlich, er scheint sich vielmehr gerade auf die elende Aufzählung der Recken in den ersten Strophen zu beziehen. I aber verfährt hier wie in anderen Dingen sehr selbständig: die Titel, die sonst hinter 943. 1230. 1588. 1755. 1946. 2360 stehen, folgen in I hinter 944. 1232. 1594. 1756. 1945. 2262; nur das erste eine Verbesserung; vor 1818 haben Ih einen eigenen Abschnitt *wie die Burgunde buhudierten;* so hat denn auch die Weglassung der vier Überschriften vor 325 keine weitere Bedeutung.

Man hat wiederholt Versuche gemacht, das Verwandtschaftsverhältnis der Handschriften graphisch darzustellen; zunächst muß man sich darauf beschränken, die Texte zu klassifizieren; innerhalb der einzelnen Familien oder Gruppen läßt sich die Beziehung der einzelnen Handschriften nicht feststellen. Weder das vermutlich sehr komplizierte Verhältnis der gemeinen Texte noch das möglicherweise sehr einfache der Gruppe C läßt sich graphisch darstellen. Zarncke hat EF zusammengestellt und von Ra geschieden (Ausgabe S. 381); Bartsch stellt E zu C, trennt aber F davon und weist R in die Mitte (Ausgabe S. XVIII); Beweis genug, daß diese Detailklassifikationen keinen Wert haben. Am weitesten ist hierin Edzardi

Digitized by Google

gegangen; er hat Klage S. 59 versucht, ein graphisches Schema aller Handschriften, welche die Klage enthalten, zu geben; dabei ist er aber in Gemäßheit seiner Ansichten gezwungen, nicht weniger als elf vollständig verlorene Handschriften zu supponieren, von denen, das ist das Ungeheuerliche, jede älter wäre als eine uns erhaltene. Die besondere Schwierigkeit liegt darin, daß wir von keiner der Hauptrezensionen ein Originalmanuskript besitzen (möglicherweise jedoch von den Redaktionen D und d in S und O). Ich gebe im nebenstehenden einen Stammbaum, soweit er eben möglich ist. Zu bemerken ist noch, daß nach Lachmanns Vermutung, Ausg. S. IX, die durch Edzardis allerdings nur auf die Klage gerichtete Vergleichung Bestätigung gefunden hat, die Stammhandschrift der Gruppe D, als die hier S angenommen wird, in ihrem ersten Teile auf eine Handschrift der Gruppe C zurückgeht, die einen älteren Text repräsentiert als eine der uns erhaltenen. Erwähnung verdient noch Holtzmanns Vermutung, Ausg. S. XV, daß die einzige Bilderhandschrift b, die zu D stimmt, mit dieser unmittelbar auf eine gemeinsame Quelle zurückgehe, da in D einzelne Âventiurentitel wie Umschriften zu Bildern lauten. — Den Anfang von R, das hierher gehören könnte, besitzen wir nicht. Im übrigen ist g = L, b = D, d = O, h = I, vielleicht a = R; LMci gehören zu B, EFG zu C, DN zu S, H zu O, KQl zu I; ψ bedeutet die Stammhandschrift des gemeinen Textes; ob an der Stelle von ω überhaupt eine Handschrift anzunehmen sei, kann nach dem im vorigen Paragraphen Gesagten fraglich erscheinen. (Über O : I s. S. 253.)



In dieser Form ist das Resultat unserer ausführlichen Untersuchung über das Verhältnis der Texte dargestellt. Jenes Verhältnis, wie es Lachmann zuerst als richtig

Digitized by Google

erkannt hatte, der Ausgang der Entwicklung von dem kürzesten Texte A, hat sich uns in durchsichtiger Weise ergeben.

Es war immer eine Torheit zu behaupten, daß Lachmann seine Kritik nur deshalb auf die Handschrift A gebaut habe, weil sie allein seinen Ansichten über die Entstehung des Gedichtes eine geeignete Grundlage bot. Diese Supposition ist eine falsche, denn wenn auch (ZfdA. V. 505) ohne weiteres zuzugeben ist, daß, wenn wir etwa nur die Handschrift C besäßen, die Liedertheorie nie zu solcher Schärfe der Scheidung des Echten und Unechten hätte entwickelt werden können, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß es Lachmanns Scharfsinn unmöglich gewesen wäre, die sicheren Spuren der Lieder auch in C zu entdecken. Lachmann überhaupt hat die Frage um die Textkritik und die Entstehung des Epos nie verquickt, das ist erst durch Holtzmann geschehen. Als Lachmann im Jahre 1816 seine Ansichten über die Entstehung des Gedichtes entwickelte, kannte er, wie Zacher in seinen hochinteressanten, geistreichen, leicht verständlichen und höchst lesenswerten „Briefen über neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur“ S. 181 längst betont hat, nur den Myllerschen Druck, A also bis 1581, im übrigen fußte er in der Kritik der folgenden Partie, wo er gerade die staunenswertesten Resultate erzielt hat, auf C, womit die Grundlosigkeit jener Verdächtigung für jeden Unbefangenen genügend dargetan ist. Heute aber noch und überdies unter dem heuchlerischen Paniere der Unparteilichkeit drucken lassen (Herm. Fischer, Forschungen S. 10, Note 14), Lachmanns Motiv für die Zugrundelegung von A sei die Brauchbarkeit für die Liedertheorie gewesen, — steht auch bei Zarncke, Ausgabe S. XLI — heißt leichtfertig oder wissentlich die Unwahrheit verbreiten. Rein kindisch ist es dagegen, wenn Edzardi, Klage 3, nur deswegen die Handschrift A ausführlicher zu berücksichtigen angibt, „da noch immer viele ein übergroßes Gewicht auf diese Handschrift legen“,

Digitized by Google

wie er mit vornehmem Überlegenheitsgefühl sich auszudrücken beliebt.

Nach unseren Deduktionen ist es selbstverständlich, daß als eine kritische Ausgabe nur eine solche gelten kann, die die älteste Handschrift A zugrunde legt, wie dies Lachmann getan hat; Ausgaben, die auf anderen Handschriften B oder C beruhen, sind eben nicht mehr als Ausgaben dieser Bearbeitungen, die weder vom kritischen noch vom ästhetischen Standpunkte denen Lachmanns gleich gelten können. Wenn Bartsch, Unt. S. 383, Lachmanns Ausgabe für unkritisch erklärt und behauptet, „daß der auf einen falschen Grundsatz gebaute Text den Ansprüchen der Wissenschaft nicht genügen kann", ist ein derartiges Renommieren vor Fachkundigen — die Absicht der Irreführung Unkundiger dürfen wir ihm nicht imputieren — lächerlicher Dünkel: damals (1865) die pomphafte Ankündigung seiner seitherigen Ausgaben.

Unser kritisches Prinzip hat neuestens Henning, Anzeiger d. ZfdA. I. 145 f., sehr scharf ausgesprochen: wenn A in vielen Fällen nachweislich die alte Lesart bewahrt hat und wir ferner von A zu C über B den Gang der Verderbnis sich fortpflanzen sehen, so folgt daraus, 1. daß A die allein berechtigte Grundlage der Textkritik bildet; 2. daß, wie die allen gemeinsamen Fehler beweisen, sämtliche Handschriften auf eine schon verderbte Quelle zurückgehen (Beispiele: 118, 3. 234, 2. 476, 1. 1908, 2. 1737, 4 — 1738, 1. 1405, 4 — 1406, 1); 3. daß für alle übrigen Handschriften wieder ein gemeinsames Original anzusetzen ist, weil sie die Lesarten von A übereinstimmend ändern. Schlüsse, welche graphisch darzustellen im vorstehenden Stammbaum versucht ist. Über die Verwendbarkeit der übrigen Handschriften zur Textkritik sagt Müllenhoff ZGNN. S. 99: „Möglich und wahrscheinlich, ja bis zur Überzeugung für jeden gewiß kann es heißen, daß auch an Stellen, wo vielleicht nicht erst die Flüchtigkeit des letzten Schreibers den Fehler in A verschuldet hat, das Ursprüngliche in der gemeinen Lesart oder B sich erhalten

Digitized by Google

hat und nicht erst durch Vermutung hergestellt ist. Aber beweisen durch ein äußeres Zeugnis läßt sich dies natürlich in keinem Falle, wo eine zweite, A gleichstehende Handschrift fehlt." Daß Müllenhoff damit „in einen bedenklichen Gegensatz zu dem kritischen Prinzipe Lachmanns" getreten sei, ist eine hämische Unterstellung Bartsch', denn an dieser Stelle ist mit ausführlicheren Worten nichts anderes gesagt als bei Lachmann selbst, Vorrede S. X.

Was sich seit Lachmanns Tode an Materiale für die Textkritik ergeben hat, ist nicht erheblich: die Fragmente MNORSI, die Bearbeitungen Tkm; T hat übrigens Lachmann absichtlich ignoriert; dennoch wären Bartsch' „Lesarten", wenn sie sich verläßlich erwiesen, ebenso dankenswert als seine Ausgaben überflüssig, weil er in der Lage war, auch drei Lachmann zwar bekannte, aber unzugängliche Handschriften auszuziehen abd (von denen übrigens a von Holtzmann 1857, d bereits 1820 allerdings nur von vd. Hagen verglichen war); im übrigen aber ist, was für Herstellung des echten und ältesten Nibelungentextes geschehen konnte, schon durch Lachmanns Ausgabe in erschöpfender und abschließender Weise getan.[1]

B. § 12. Die Klage.[2]

Die Klage ist oft herausgegeben: nach A von Lachmann und Vollmer mit ihren Nibelungenausgaben, B von Hagen und Bartsch, C nach Laßbergs Abdruck von Schönhuth, Spaun und Holtzmann; dann auszugsweise mit gegenüberstehender Übersetzung von Ostfeller (Leipzig 1854); endlich in luxuriöser Weise von A. Edzardi so zwar, daß die beiden Texte B und C fortlaufend nebeneinander dargestellt sind.

---

[1] Vgl. noch H. Kamp, Kleine Irrungen usw.

* [2] Edzardi, Die Klage etc. 1875 (Gegner); Muth, Zur Klage (Varianten aus A), Zs. XXII, 75—77; dagegen Edzardi, Germ. XXIII. 251—253. — Edzardi, Über das Verh. d. Kl. zu Biterolf. — Bieger, Zur Klage. — Zarncke, Zur Kollation der Hs. A. der Klage (Gegner), Zs. XXII. 316—319. — Mourek, Fragm. einer Perg.-Hs.

Digitized by Google

So geringfügig nun der ästhetische Wert dieses Denkmals ist, so groß ist die Bedeutung desselben als Urkunde für die Geschichte der Nibelungendichtung, und in der Tat hat man das Materiale, das sie bietet, zugunsten der verschiedensten Ansichten auszunützen getrachtet. Zu verweisen ist insbesondere auf Lachmann, Anm. S. 163, 287 f.; W. Grimm, HS². 110—125; Sommer, ZfdA. III. 193—218; Müllenhoff, ZGNN. S. 76 f.; Rieger, ZfdA. X. 241—255; Bartsch, Unt. S. 325—351; Jänicke, Einleitung zum Biterolf DHB. I, endlich auf Edzardis umständliche Einleitung zu seiner Ausgabe.

Der Stoff der Klage ist dürftig genug: der Schmerz der drei Überlebenden, Etzel, Dietrich und Hildebrand, die Trauerbotschaft an die beiden Witwen Gotlind und Prünhilt, endlich Dietrichs Aufbruch in seine Heimat: „es ist nicht ein nachgewachsener Zweig, sondern eine willkürliche Fortsetzung, wo keine nötig war, deren Einzelheiten, die sich meistens von selbst verstehen, selten durch etwas anderes anmutig werden als durch die steten Beziehungen auf die vorhergehende große Sage". Lachmann hat auf Widersprüche in dem Gedichte selbst die Vermutung gegründet, daß es die aus einer Sammlung von Liedern hervorgegangene Umdichtung eines älteren strophischen Gedichtes sei. Die Annahme der strophischen Form gründet sich darauf, daß sich das Gedicht als die Bearbeitung einer Quelle gibt und aus der „unfreien dürftigen Weise des Dichters" schließen läßt, daß sein Geschäft sich nur auf die Form erstreckt habe, ein Umreimen ungenauer kurzer Reime in genaue Reimpaare zur Zeit der Entstehung der Klage noch nicht denkbar ist. (Anm. S. 288.) Was Bartsch, Unt. S. 335 dagegen vorgebracht hat, ist ohne allen Belang und namentlich die Bemerkung zurückzuweisen, daß diese Annahme „eine der Liedertheorie zuliebe willkürlich ersonnene" sei, da, wenn sich sonst die Zusammensetzung der Klage aus Liedern oder auch nur die Voraussetzung von Liedern durch die Klage erweist,[1]

[1] Müllenhoff teilt (nach Rieger) folgendermaßen ein: I. Vers 166—273

Digitized by Google

völlig irrelevant ist, ob zwischen diesen Liedern und unserem Gedichte eine strophische oder kurzzeilige Zwischenstufe liegt.[1] Lachmann selbst sagt Jen. Litztg. 1820, Ergbl. S. 172: „Ob die Klage vor unseren Hss. ein oder mehreremal umgearbeitet sei, auch wohl bei ihrer Aufnahme in die Nibelungenhandschriften von neuem verbessert, dagegen wissen wir so wenig zu sagen, als wir es erweislich halten: nur scheint dies klar zu sein, daß die Klage, wie auch verändert, doch in der gegenwärtigen Gestalt noch sich zeige als nicht für unsere Nibelungen gedichtet." Und nur auf diese Hauptsache, in der zum Glücke alle Parteien übereinstimmen, kommt es hier an. Wir sind in der Lage, die Abfassungszeit der Klage genau zu fixieren; die Klage zeigt in Sprachgebrauch und Reim, Sagenkenntnis und Manier eine so große Ähnlichkeit mit einem anderen Volksepos, dem Biterolf, daß lange Zeit auf W. Grimms Autorität hin beide als Werke eines Verfassers galten; diese Meinung ist nach den Auseinandersetzungen O. Jänickes DHB. I. XXII aufzugeben; immerhin aber ist die Übereinstimmung eine so weitgehende, daß unbedingt beide Gedichte in dieselbe Zeit und Heimat zu versetzen sind. Für den Biterolf, den man bisher um 1200 in Steiermark gedichtet ansah, habe ich ZfdA. XXI. 182 die Entstehung am Wiener Hofe, höchstwahrscheinlich noch im letzten Lustrum des XII. Jahrhunderts, nachgewiesen; da in der Klage höfisches Wesen noch nicht im ganz gleichen Maße durchgedrungen ist und deren

etwa das erste Liederfragment (Katalog der Gefallenen kunstvoll angeordnet: [3 × 4], 4 Fremde, 4 Deutsche, 4 Burgonden). — 276 f. ist ein spielmannsmäßiger Vortrag über Kriemhildens Schuld. II. 294—1138 zweites Lied: Auffindung und Bahrung der Toten (wieder symmetrisch: 3 × 4). III. 724—815, Kampf der Wülfinge, wozu viell. 159—165. IV. 1147—1214 (symmetrisch zu je 3). V. Ein vortreffliches fünftes Lied 1265 ff. Beschluß der Benachrichtigung. Swemmelin begibt sich auf die Reise. Böse Träume. Swemmel will die Wahrheit nicht gestehen. Stufenweise wird das Unglück enthüllt. Er verläßt klagend die Stadt (in Worms 3 Akte zu je 4 Personen). Dietrichs Heimfahrt (die vielleicht zu III gehört).

[1] Lachmanns Andeutungen hat M. Rieger a. a. O. weiter verfolgt und ist zu dem Resultate gelangt, daß die Klage auf fünf Lieder zurückzuführen: I. 159—273, II. 294—723. 816—1146 (durch eine längere Interpolation III. unterbrochen), IV. 1147—1214, V. 1215—Schluß.

Digitized by Google

Sprachgebrauch und Lokalkenntnis gleichfalls nach Österreich führt, dürfen wir mit Bestimmtheit das Gedicht in Österreich zwischen 1190—1200 entstanden annehmen. Mit Rücksicht auf diesen Umstand nun, da die Klage demnach unter allen Umständen älter erscheint als das Nibelungenlied in der uns vorliegenden Gestalt, sind die Berufungen auf ihre Quellen von der höchsten Wichtigkeit. Die Klage beruft sich auf zweierlei Quellen, auf ein lateinisches Gedicht, das nach den Angaben der Spielleute Etzels Bischof Pilgrim von Passau durch seinen Schreiber Konrad hat verfassen lassen,[1] und über das noch im folgenden zu handeln sein wird, und auf ein dem Verfasser vorgelegenes *buoch,* das *der rede meister, ein tihtære* geschrieben hat und dessen Inhalt als etwas Bekanntes, oft Gehörtes angeführt wird.

Klage 10. *ditze alte mære* — *hat ein tihtære*
an ein buoch schrîben.
22. — *der rede meister hiez daz*
tihten an dem mære, — *wie rîch der künec wære.*
diu rede ist gnuoc wizzenlich.
30. — *daz mære tuot uns von im kunt,*
Daz er het ze wîbe ein wîp — *u. s. f.*
36. *iu ist wol geseit daz,* — *wie si zen Hiunen gesaz.*
80. *iu ist daz dicke wol gesagt,* — *wie Ezel het betagt u. s. f.*
285. *des buoches meister sprach daz ê:* — *dem getriwen tuot untriwe wê.*
800. — *der meister seit, daz ungelogen*
sîn disiu mære
1098. *ein teil ich iu der nenne,* — *die ich von sage erkenne,*
wan si an geschriben sint.

Aber die Überarbeiter ahmen den Verfasser nach; sie suchen, wie wir das wiederholt gesehen haben, den Ton der Vorlage zu treffen;

---

* [1] Vgl. unten § 13, Anm. zu Kl. 2145 ff. Die lateinische Abfassung mochte sich neben den volkstümlichen Liedern forterhalten und von Zeit zu Zeit für diese durch zufällige Einsichtnahme immer wieder eine Richtschnur abgegeben haben. Denn es ist klar, daß *disiu mære* mit der lateinischen Niederschrift keineswegs aufgehört haben.

Digitized by Google

B 2172. *uns seit der tihtære, der uns tihte diz mære,*
. . . . . *er het iz gerne geschriben,*
. . . .
wære iz im inder zuo komen.

Edzardi C 29. *Iu ist nach sage wol bekannt*

„ C 45. *Als uns daz buoch gesaget hât, ein künec hiez Dancrât*

„ C 67. *Als uns ist gesaget ât*
unt ist von den buochen kunt, sîn vater der hiez Sigemunt.

Über die Natur und Beschaffenheit dieser Quelle ins reine zu kommen, ist für uns von elementarer Wichtigkeit. Kannte der Verfasser der Klage unser Nibelungenepos, dem demgemäß ein höheres Alter zuzuschreiben wäre, und meint er dieses mit dem *buoche,* aus dem er schöpft? Die Frage ist unbedingt zu verneinen. In den Grundanschauungen, der Darstellung und der Sagenkenntnis finden sich solche tiefgehende Widersprüche zwischen Not und Klage, daß die erstere nicht als Quelle der letzteren gelten und beide auch nicht auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückgehen können. Da aber neuerlich von Bartsch und seiner Schule behauptet worden [und dies unter Berufung auf eine große Anzahl von Belegstellen, aus denen die Übereinstimmung beider Gedichte einleuchten soll], daß nichts hindere, in einem angeblich verlorenen Original des Nibelungenliedes, das um 1180 entstanden wäre und von dem auch noch unten zu handeln sein wird, die Quelle der Klage zu erblicken, ist der Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung zu erbringen; er läßt sich sowohl positiv als polemisch führen.

Der Grundgedanke des Nibelungenliedes, „das Bewegende und Treibende des ganzen Werkes, die Idee des Schicksals, das immer Leid auf Freude muß folgen lassen" (Urspr. Gest. S. 6), ist dem Dichter fremd, der bei seiner lehrhaften Manier und seinem sententiösen Stile gewiß nicht ermangelt hätte, ihn anzubringen, wenn er in

Digitized by Google

seiner Quelle enthalten gewesen wäre; im Gegenteile liegt der Klage eine ganz andere Idee zugrunde, die dann aus ihr teilweise in die Redaktion C eingedrungen ist, der Gedanke, daß die Rache an den Burgonden nur ein Ausfluß der Treue sei; diese Ansicht klingt immer wieder und ist in der S. 267 angeführten Stelle 285 ganz ausdrücklich und unzweideutig der Quelle zugeschrieben. Aber — hat W. Grimm HS². 113 aufmerksam gemacht — daneben tritt noch eine andere Anschauung hervor: der Dichter sieht in dem Strafgerichte den Zorn Gottes

635. *wan daz die helde ûz erkorn*
nu lange her verdienet hân —
ich enkan mihs anders niht verstên,
den vreislîchen gotes zorn

den sie durch die alte Schuld auf sich geladen haben — ein juristisches Moment; welche Schuld das sei, wird an zwei anderen Stellen klar:

96. *heten si ze Rîne lâzen.*
daz sis ie gewunnen künde.
engulten, und niht mêre.
Krîmhilte golt rôt
diu zît sî verwâzen,
ich wœn si alter sünde

1713. *heten si daz vermiten*
zuo ir swester mit ir hulden.
der Nibelunge golt rôt,
sô möhten si wol sîn geriten

Es sind die einzigen Stellen, „in welchen das nordische Verhängnis auch in Deutschland durchbricht", Sommer a. a. O. S. 218; Lachmann, Urspr. Gest. 37; Briefw. mit W. Grimm, ZfdPh. II. 347, Note 21, 519.[1] Wie da eine altheidnische neben einer biblisch-christlichen Anschauung zum Durchbruche gelangt ist, hat an sich nichts Wunderbares, aber dem Nibelungenliede sind beide ganz fremd, und dadurch schon wird die Annahme auch nur einer gemeinschaftlichen Quelle ausgeschlossen.

Aber es ergeben sich auch andere Widersprüche, über die — wenn sie auch in C größtenteils getilgt sind (s. S. 220) — nicht hinwegzukommen ist und von denen nur die

[1] Nachträglich kann ich jedoch nicht umhin, auf 1060, 1—3 aufmerksam zu machen. (Vgl. § 21.)

Digitized by Google

sprechendsten ausgehoben werden sollen; daß Hagen den Hildebrand NN. 2241, 4 im Saale, Kl. 589 vor dem Saale verwundet; daß Gernot von Rüdeger NN. 2156, 3 einen Hieb durch den Helm, Kl. 927 durch die Brust empfängt, könnte gleichgültig scheinen; nicht mehr, daß Hawart NN. 2010, 4 durch Hagen, Kl. 214 durch Dancwart fällt, Iring in NN. stets von Tenemarke, Kl. 201 wie im Biterolf von Lütringe heißt; aber in der Darstellung der letzten Kämpfe, etwa von NN. 2200 an, folgt die Klage ganz gewiß teils reicheren, teils älteren Quellen als die Not.

Der Kampf der Wülfinge NN. 2210—2240 wird geschildert Kl. 724—815, ein selbständiges Stück, in dem Lachmann und nach ihm Rieger einen Einschub erkannt haben. Von den Amelungen kennt die Klage den Ritschart und den Helmnot nicht, dafür nennt sie zwei, die die Not nicht hat, Wicnant und Sigeher; unerwähnt bleibt, daß Dancwart durch Helfrich gefallen ist NN. 2228, 1; dafür erfahren wir, wovon in den Nibelungen nichts steht, daß Giselher *der ungehiure* Kl. 776 den Wolfwin, Neres Sohn (nicht so in NN.), und Gerbart getötet Kl. 760—777, Gunther den Wicnant und Sigeher Kl. 778—783, Dancwart aber den Wolfprant Kl. 729. Offenbar folgt also hier die Klage im Verhältnis zur Not einer reicheren Quelle, der sie wohl auch Wolfharts rötlichen Bart Kl. 835 entlehnt hat, wie Grimm a. a. O. bemerkt. Doch auch in der Darstellung des nun Folgenden weichen beide Dichtungen wesentlich voneinander ab. Nach der Not kämpft Dietrich zuerst mit Hagen, dann mit Gunther, der ihn dreimal niederschlägt 591—601. Offenbar ist letztere Erzählung die ältere: der Kampf mit Hagen muß als der gewaltigste den Abschluß bilden; es ist nicht heroisch, sondern höfisch, wenn die Not den König, der seit Beginn der Fahrt NN. 1466 so sehr zurückgestanden ist, den letzten Strauß bestehen und so gleichsam gewaltiger erscheinen läßt als Hagen, da doch dieser auch als der letzte den Tod leidet. Die Quelle der Klage war also noch logischer und heroischer. Klage 365—375 wird in Übereinstimmung mit der

Digitized by Google

Not erzählt, wie die Königin Hagen mit eigener Hand getötet habe; ganz widersprechend heißt es an einer anderen Stelle,

1965. *und rach sich vreislîchen:*
hiez si beiden nemen den lîp;
sluog och meister Hildebrant.[1]
diu hiez si beide vüeren hin
den reken lobelîchen
dar umbe dô daz edel wîp

Nach Kl. 398 hat Hildebrand Kriemhilden das Haupt abgeschlagen, und das wird wie etwas Bekanntes erzählt:

dô man si leit ûf den rê,
zuo dem lîbe getragen.
der si sluog mit sîner hant.
der vürste het ir houbet ê
dô hôrt man Hildebranden klagen,

In der Darstellung NN. 2314, 2 *ze stuckhen was gehouwen dô das edel wîp* sieht Sommer a. a. O. S. 210 mit Recht eine Verwilderung, die dann in der Handschrift b (s. o. S. 151) bis zum Possenhaften fortgeschritten ist.

Nachdem nachgewiesen ist, daß in der Klage oder vielmehr in ihrer Quelle Namen und Nachrichten enthalten sind, die der Not fremd sind, fragt es sich, ob wir nicht auch Personen und Notizen, die wir auf Grundlage des größeren Epos in dem kürzeren wenigstens vermuten sollten, vermissen. Da fällt denn zunächst auf, daß die Botschaft von dem Untergange der Helden wohl nach Worms gesandt wird, wo Kl. 2034—2047 umständlich der Krönung von Gunthers und Prünhildens Sohne gedacht wird, aber mit keinem Worte Siegfrieds Sohnes in Santen NN. 659. 660. 723. 926. 1027., der doch im Epos viel besser beglaubigt ist. Wesentlich scheint bei den gnomischen Neigungen des Klagedichters auch der Abgang des Kaplans, dem es allein geweissagt war heimzukommen, und der, wäre er dem Verfasser überhaupt bekannt gewesen, bei seiner Tendenz, den Untergang der Burgonden als Vollzug eines Fluches, als göttliches Strafgericht erscheinen zu lassen, gewiß nicht ignoriert worden wäre. Aber, und das ist das punctum saliens, der Kaplan kommt in einem

[1] Eskamotierungsversuche Edzardis, Klage S. 46, 232, darauf gestützt, daß C den Widerspruch tilgt.

Digitized by Google

Abschnitte unseres Epos vor, der dem Dichter der Klage nach seinem eigenen ausdrücklichen Zeugnisse unbekannt war

83.
daz siz alsô ane vie
die si dâ gerne sæhe.
oder wi vil der wîle wære
oder wie si kœmen in daz lant,
Ezel der vil rîche.
dô was vrou Krîmhilt sô wîs,
daz si der dehein belîben lie
wenne daz geschæhe
jâne weiz ich niht der mære,
di dâ hæte besant

Dem widerspricht anscheinend, wie von Holtzmann, Unt. S. 102, sehr eifrig hervorgehoben wird, eine Stelle 1747—1762, wo auf Swemmels Ritt durch Bayern Herr Else die Nachricht erhält und sich des Todes seines Feindes Hagen freut. Lachmann hat aber diese Stelle für einen späteren Einschub erachtet, was sich deutlich darin zeigt, daß diese Verse an unpassender Stelle stehen, nachdem nämlich Swemmel Bayern schon passiert hat:

1743.
von den wart in niht getân
wan daz sin ir gebe gâben
mit disen mœren an den Rîn,
1747. *dô Swemmel ûf durch Beiren reit,*
swer in Beiren widerreit,
(daz muost man durch ir herren lân),
dô kêrten si durch Swâben
Swemmel unt die gesellen sîn.
u. s. f.

Die ungeschickte Einfügung verrät sich; überdies geht der Zusammenhang erst recht ungestört fort, wenn man 1746 zwischen *Rîn* und *Swemmel* Schlußpunkt setzt und weiterliest *Swemmel unt die gesellen sîn* (1763) *hin ze Wormz wâren komen* u. s. f. Daß Lachmann diese Athetese zurückgenommen hätte, Bartsch, Unt. S. 337, ist eine Unwahrheit. Lachmann hatte früher mit Vernachlässigung dieser athetierten Verse die ganze Klage in 153 Abschnitte von 28 zerlegt, Anm. S. 163; nachdem er aus einer Berichtigung Vollmers entnommen hatte, daß ihm zwei Verspaare der Klage entgangen waren, gab er jedoch diese Einteilung, die auf die Basis von 7 vierzeiligen Strophen zurückging, zugunsten der in den höfischen Epen jener Zeit von ihm nachgewiesenen Einteilung in (hier 144)

Digitized by Google

Abschnitte von 30 Versen auf. Von der fraglichen Stelle sagt er Vorrede zur dritten Auflage S. XII, Anmerkungen S. 163 berichtigend: „was hier von der Klage gesagt wird, ist falsch: der Tadel der Zeilen 1747—1762 sollte auf S. 289, Z. 9 stehen," also: Lachmann nimmt zurück, was er Anm. S. 163 über die Klage gesagt hat, mit Ausnahme der Athetese jener Verse, der er nur typisch eine andere Stelle in seinem Buche anweist. Was sagt aber Bartsch a. a. O.? „Nachdem durch Vollmer das Überspringen von vier Zeilen der Klage nachgewiesen worden, teilte Lachmann die Klage in Abschnitte zu 30 Zeilen und verwarf auch die Verse 1747—1762 nicht mehr." Wie soll man ein solches Gebaren nennen? Und das ist das einzige Argument, das Bartsch zur Entkräftigung unserer Ansicht über die Widersprüche zwischen Not und Klage vorzubringen hat, denn, fährt er fort, „finden sich Abweichungen in Einzelheiten des Inhalts, so würde das nur beweisen, daß das Nibelungenlied nicht seine (des Dichters der Klage) einzige Quelle gewesen ist". Dagegen ist einzuwenden, daß dieser Umstand nur ein Plus von Namen oder Tatsachen, nicht aber ein Schwanken in den Berichten rechtfertigen würde, denn weder kritisch zu scheiden noch unkritisch herumzutasten ist die Sitte mittelalterlicher Dichter, sondern einem Gewährsmanne folgen sie immer, selten sich über die Glaubwürdigkeit Skrupel machend, dann aber diese nie unterdrückend. Übrigens kann man auf diese Weise, wie durch beliebige Mitbenutzung einer Handschrift, alles erklären und folgern, was man eben will und braucht.[1]

Wir müssen also annehmen, daß dem Dichter der Klage oder vielmehr ihrer Quelle ein vielfach von dem Inhalte unserer Nibelungen abweichendes Material zu Gebote

[1] Die Argumentation Bartsch' ist, um ein populäres und zeitgemäßes Beispiel zu gebrauchen, etwa so: in der Allgemeinen Zeitung steht, daß die * Russen von den Japanern * geschlagen worden seien; Y erzählt, daß die * Japaner von den Russen * geschlagen worden seien — also: hat Y die Allgemeine Zeitung gelesen; warum sagt er aber dann das Gegenteil? er hat eine andere Zeitung mitbenutzt!

Digitized by Google

gestanden ist. Noch zwei entscheidende Umstände sprechen dafür. In der Klage finden sich eine ganze Menge Namen, die in der Not fehlen, die Wülfinge, Nere, Sigeher und Wicnant, der König Nitiger, seine Tochter Sigelint, Goldrun Liudegers von Frankreich Tochter (ZE. Zs. XII. 316), Hildeburc von Normandie, Herlint von Kriechen, Adelinde Sintrams Kind, Isalde von Wien (aus Eilhart von Oberge? Vgl. auch Lachmann, KlSchr. S. 294, Otnit p. 111) u. a., dagegen fehlen Gunther, Siegfrieds Sohn, Astolt von Mautern NN. 1269, 1, bei dem doch immer der Weg durchführte, Ritschart und Helmnot, Ortwin, der Kaplan und viele andere; entweder hat er nun (und das ist bei der Tendenz seiner Dichtung, die bestimmt war, den beliebten und bekannten Inhalt des Volksgesanges durch moderne Gewandung hoffähig zu machen, das Wahrscheinliche) ähnlich wie sein Landsmann und Zeitgenosse, der Dichter des Biterolf, an Namen von Helden und Recken, an Sagen und Kämpfen zusammengestellt, was er nur zusammenbrachte, dann ist es rätselhaft, warum er wesentliche Namen hätte übergehen sollen — in diesem Falle müssen wir also annehmen, daß ihm die zur Sage gehörigen Namen, die er nicht anführt, überhaupt nicht bekannt geworden sind; oder, was auch möglich ist, der Verfasser der Klage folgt einer Quelle unbedingt und bringt gerade so viel an Namen und Tatsachen als diese selbst, ohne etwas hinzuzutun oder wegzulassen — also auch in diesem Falle ist, was wir bei ihm nicht finden, ihm überhaupt fremd geblieben: in keinem aber kann die Klage in unserem Nibelungenliede ihre Quelle haben oder mit ihm auf dieselbe zurückgehen.

Nun finden sich aber in der Klage zum Teile wörtliche Berührungen mit dem Texte der Not, die sich in der Tat nicht nur auf einige epische Formeln und Ausdrücke beziehen, wie Müllenhoff, ZGNN. S. 79 meinte. Aber wenn wir diese Entlehnungen — wenn es solche sind und wir von vornherein zugestehen wollen, daß eine Entlehnung aus der Klage in diesen Fällen nicht gut denkbar ist — genauer

Digitized by Google

ansehen, ergeben sich eigentümliche Resultate. Bartsch hat Unt. S. 339—344 circa 50 solche Stellen herausgehoben, von denen er aber selbst nicht allen gleiche Bedeutung beimißt. In der Tat sind insbesondere die von NN. 1847—1884 angezogenen Stellen kaum geltend zu machen. Von den übrigen gehören fast zwei Dritteile dem letzten Viertel der Not an, wo wir aber gerade die Klage einem anderen Berichte folgen sahen; wir müßten also notgedrungen wenigstens eine andere Redaktion des Epos annehmen, wenn wir dasselbe als Quelle gelten lassen wollten; so tut auch Bartsch, aber daß diese Redaktion dem Inhalte nach abweichend gewesen wäre, stellt er in Abrede, wagt er es doch, aus der Kombination des Textes verschiedener Rezensionen den Wortlaut seines Originals wiederzugewinnen. Was soll es auch beweisen, wenn nebeneinandergestellt wird a. a. O. S. 342

Nib. 2156, 2. *dô sluoc Gêrnôten*
Rüedegêr der degen
durch helm vlinsherten.

266. *(Rüedeger) daz er . .*
den starken Gêrnôten sluoc
(590 durch vlinsherte ringe),

aber nicht dabei steht, daß Rüdeger den Gernot, wie schon erwähnt, nicht durch den Helm, sodern *gein den brusten unden* schlägt und die andere ganz willkürlich angezogene Stelle *durch vlinsherte ringe* sich nicht etwa auf die beiden Helden, von denen hier allein die Rede ist, sondern auf Hagen und Hildebrand bezieht? Das ist denn doch eine sonderbare Methode! Und so steht es mit einer Reihe anderer Stellen auch, an denen immer höchstens ein gemeinschaftlicher Ausdruck übrig bleibt. Etwas anderes ist es, wenn zwischen NN. 1323—1369, also innerhalb 43 Strophen, 11 übereinstimmende Stellen herausgehoben werden können: eine solche enge Übereinstimmung zeigt, daß dieser Abschnitt unseres Gedichtes, aber wohlgemerkt nur dieser Abschnitt möglicherweise dem Dichter (nicht der Klage, sondern) der Quelle vorlag; wenn er aber aus diesem Abschnitte, den er kannte, so viele Beziehungen entlehnte, warum aus anderen so wenige? aus dem ganzen ersten Teile (nach Bartsch zwei, von denen die eine

Digitized by Google

NN. 837, 3 = Kl. 1986 zufällig sein kann; die andere aber Dancrat NN. 7, 2 = Kl. 13 — ebenso wie Volkers Heimat Alzeije und Bischof Pilgrim — auf die Klage als Quelle zurückzuführen sein wird, also) gar keine? Ist es nicht das Nächstliegende, daß die letzte Quelle, auf die wir zurückgeführt werden, selbständige Abschnitte von Erzählungen teils mit dem gleichen, teils mit abweichendem Inhalte wie unser Epos, oder kurz gesagt Lieder waren, teils dieselben, aus denen unser Epos zusammengesetzt ist, teils solche, aus denen einzelne unserer Nibelungenlieder hervorgegangen sind, teils aber auch ganz andere?[1]

Wenn wir die erst im folgenden zu begründende Auflösung des Epos in Lieder präsumieren, ergibt sich für die Klage speziell, daß sie Lachmanns XIII. (von Rieger mit Unrecht bezweifelt) XVII^{b}. XVIII. XIX. Lied höchstwahrscheinlich gekannt hat; das XIV. XVI. XVII^{a}. 1946—1956. 2018—2071 hat sie ganz gewiß nicht gekannt; ein dem XX. ähnliches, nicht das XX. selbst (das auch der Diktion nach jünger ist) ist von ihr benützt: einige Berührung im Ausdruck läßt möglich erscheinen, daß Teile dieses alten Liedes in unser XX. verarbeitet sind.

Von dem ersten Teile, aus dem ihr namentlich wie dem Biterolf die Kunde von der Unverwundbarkeit Siegfrieds abgeht (s. o. S. 108), kannte die Klage nur einen Auszug: entweder ganz abweichende Lieder oder nur die rohe Fabel. Lachmanns ursprüngliche Ansicht, daß die Klage nach Liedern von dem Inhalte unserer gedichtet sei, hat er selbst Anm. S. 253 aufgegeben, sie läßt sich aber vielleicht teilweise aufrecht erhalten. Im übrigen kann als erwiesen gelten, was er Anm. S. 291 sagt: „Die oft sogar wörtliche Übereinstimmung der Klage mit dem

[1] Wenn Bartsch Unt. S. 344 triumphierend hervorhebt, daß sich Analogien zwischen echten wie unechten Strophen mit Stellen der Klage nachweisen lassen, also nicht mit den 20 Liedern, sondern mit dem ganzen Nibelungenliede, ist das fehlgeschossen, weil Lachmann ausdrücklich betont hat, daß die Lieder viele und umfangreiche Interpolationen bereits vor ihrer Sammlung erfahren haben, und weil sich wie bei I. und XVIII. erweisen läßt, daß Lieder aus Liedern ergänzt oder verschiedenartige Lieder kontaminiert wurden.

Digitized by Google

letzten Drittel der Nibelunge scheint mir ebenso merkwürdig, als daß die Dichter der Klagelieder offenbar von den ersten Teilen der Sage keine genaue Kenntnis hatten, so daß man sieht, in ihrer Gegend und Zeit waren teils dem Inhalt der uns erhaltenen ähnliche Lieder gangbar und ein großer Teil der Sage in dieser Gestalt wieder nicht. Daß ihr Vaterland Österreich sei, wird man wohl zugeben; wie denn die Sage noch später in vielen deutschen Ländern lebte."

Aber kehren wir von der Präsumtion zur Beweisführung zurück!

Wenn gerade aus Bartsch' Materiale, dem wir ja für die Sammlung derselben, wie auch Scherer einmal sagt, nur verbunden sein können, im Zusammenhange mit den Beobachtungen Lachmanns, Sommers und Riegers hervorgeht, daß die Klage einzelne Abschnitte, wie sie Lachmann als Lieder bezeichnet, kannte, andere aber nicht, was folgt daraus, als daß diese Abschnitte (als Lieder) eine wirkliche und voneinander unabhängige Existenz geführt haben? So ist aus der Betrachtung der Klage, wie diesen Weg Lachmann zuerst eingeschlagen hat, a priori die Zusammensetzung unseres Epos aus einzelnen Liedern bewiesen. Damit aber sind wir mitten in den Streit über die Entstehung des Nibelungenliedes eingetreten.

C. Die Entstehung des Epos.[1]

§ 13. Die Vertreter der Einheit bis zum Jahre 1862.

Ein Verfasser unserer größten nationalen Dichtung wird in den geschichtlichen Zeugnissen nicht genannt. Nicht einmal eine sagenhafte Überlieferung, wie die Griechen über Homer, haben wir aufzuweisen. Darum hat

[1] H. Wentzlau, Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehungszeit und dem Dichter des Nib.-L. 1879. — R. Nadrowski, Über die Entstehung des Nibelungenliedes. 1896. — Hans Heubach, Das Nib.-L. als einheitl. Organismus usw. 1901. — Panzer, Das altd. Volksepos, 1903. — E. Kettner, Die österr. Nibdichtung. Untersuchungen über die Verfasser des Nib.-L. 1897.

Digitized by Google

die Frage um die Person des Ungenannten, oder wie sie von der kritischen Forschung bald gewendet wurde, um die Entstehung des Epos — Wolf hat mit der Frage der Entstehung auch die Frage um den gleichzeitigen Gebrauch der Niederschrift verbunden — von jeher nicht nur die gelehrte, sondern die ganze gebildete Welt beschäftigt, soweit sie teilnimmt an der Pflege unserer nationalen Schätze. Das Verdienst, in das Wesen der epischen Poesie zuerst mit klarem Sinne eingedrungen zu sein und die Vorurteile älterer noch im dunkeln tappender Schulen, wie der Schweizer und Klopstocks, wenn auch ohne kritische Schärfe hinweggeräumt zu haben, gebührt Herder. Aber die Resultate der ästhetischen Spekulation wissenschaftlich zu begründen, blieb an der Scheide des Jahrhunderts Friedrich August Wolf vorbehalten, dessen homerische Untersuchungen der Theorie des Epos eine ganz neue und unerschütterliche Grundlage gaben. Angeregt durch die Ergebnisse dieses Forschers ging der Philologe Karl Lachmann (geb. zu Braunschweig 1794) daran,[1] unser heimisches Epos vom gleichen Gesichtspunkte aus zu untersuchen, und gelangte zu einem erstaunlich ähnlichen, vollkommen befriedigenden und abschließenden Resultate, das er in seiner 1816 zu Berlin gehaltenen Habilitationsvorlesung „über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelunge Not“ darlegte.

[1] Es ist Mode geworden zu behaupten, daß Lachmanns Forschung schon deshalb keinen Wert besitze, weil er von vornherein nicht unbefangen gewesen sei, da er ja gesteht, durch Wolfs Untersuchungen angeregt zu sein. Nicht leicht kann eine Behauptung haltloser sein. Oder verliert eine Forschung dadurch an Wert, daß sie von einem bestimmten Standpunkte aus mit bestimmten Zwecken unternommen wird? Wenn ein Afrikareisender auszog, die Nilquellen zu suchen, oder wenn ein Chemiker eine Säure mittels Reagentien prüft und wenn sie beide uns ihre Resultate darlegen: der eine die Quellen, von deren Dasein der Strom lebendiges Zeugnis gibt, noch nicht gefunden, der andere aber ein Element, dessen Vorhandensein er nicht folgern, sondern nur vermuten konnte, wirklich nachgewiesen hat — was hat für uns Wert: die Absichten der Forscher oder ihre Resultate? Doch nur die letzteren: sie werden uns aber, wenn wir überprüfen, auch erkennen lassen, welches die Methode jedes der beiden Forscher war und warum der eine kein befriedigendes, der andere ein vielleicht gar nicht vorausgesetztes überraschendes Resultat erreicht hat.

Digitized by Google

Er erkannte in dem Nibelungenliede, wie Wolf in den homerischen Epen, nicht das Werk eines einzelnen, sondern des ganzen Volkes, d. h. eine Sammlung von Liedern, wie sie im Munde des Volkes lebendig, in einer Zeit hoher geistiger Erregung lose aneinandergeknüpft, von einem bloßen Ordner, Sammler oder Diaskeuasten, wie man ihn nur immer nennen mag, (natürlich von einem einzelnen, aber nur nicht von einem schöpferischen Dichter,) zu einem Ganzen vereinigt worden sind.

Es muß hier schon hervorgehoben werden, was wir bis zur völligen Entschiedenheit beweisen können, daß Lachmanns Lehre, die Liedertheorie, die „Kleinliedertheorie," wie sie die Gegner spöttisch genannt haben, die „antiquierte Hypothese," als die sie voreilig (H. Fischer, Forschungen S. 11) hingestellt worden ist, in ihren allgemeinen Grundzügen jedes hypothetischen Charakters entbehrt, d. h., daß sich die Zusammensetzung des Nibelungenliedes aus einzelnen Liedern zur völligen Evidenz erheben läßt, und nur was darüber hinausliegt, die Begrenzung der Lieder, die Echtheit und Unechtheit einzelner Strophen teilweise, aber auch nur teilweise auf Konjektur beruht, die aber gleichfalls nicht als vage Vermutung auftritt, sondern durch ein methodisches und konsequentes Verfahren gestützt wird. Für die vielen, die völlig außerhalb der eigentlichen Forschung stehend nur von den Schlagworten des Tages berührt werden, sei gesagt, daß das Dasein von Liedern über die Nibelungen nicht bestreitbar ist und nicht bestritten wird, denn dafür liegen ganz bestimmte äußere Zeugnisse vor; auch daß das Epos zum mindesten auf Liedern insofern beruhe, als sie die Quelle des Dichters waren, wird ohne weiteres zugestanden; (daß ein einzelner die Handlung erfunden haben könne, behauptet zum Glück heute niemand mehr;) nur das wird von Lachmanns Gegnern bestritten, daß solche Lieder genau die Form gehabt haben, wie sie der Nibelungentext bietet, daß sie wörtlich in das Epos aufgenommen seien, und daß schließlich das ganze Gedicht nichts anderes sei

Digitized by Google

als eine Kette solcher Volksgesänge. Auf dieser für den Laien kaum faßbaren Kante bewegt sich gegenwärtig der Streit der Schulen.

Lachmanns Ansicht war die herrschende länger denn ein Menschenalter; aber unangefochten galt sie zu keiner Zeit. Die Brüder Grimm haben sich nie uneingeschränkt auf Lachmanns Standpunkt gestellt; Jakob hielt an der Einheit des Epos fest; er gab in der Gedächtnisrede auf Lachmann jene tönende Losung aus, die er zu begründen sich vorbehielt, daß Lachmann bei seiner Kritik des Gedichtes von der Vorstellung einer zu großen Vollkommenheit des Epos ausgegangen sei, wie sie wahrscheinlich nie existiert habe; Wilhelm aber entwickelte im Briefwechsel mit Lachmann (Briefe vom 31. Mai und 3. Juli 1820) eine eigentümliche Theorie des Epos, die allerdings die Verteidiger der absoluten Einheit so wenig zu befriedigen geeignet ist als die Anhänger der Liedertheorie.[1] Der Mann, der vor Lachmann die größten Verdienste um die Erforschung der Nibelungenüberlieferung hatte, Friedrich Heinrich von der Hagen, war ein entschiedener Gegner der Lachmannschen Ansichten und hat dem wiederholentlich Ausdruck verliehen, am hitzigsten wohl in der Kritik über Simrocks „Zwanzig Lieder von der Nibelunge Not“,

[1] 31. Mai: „Lieder zwar nehme ich an, aber auch daneben schon ein großes Gedicht und einen Zyklus von Liedern, die einzelne Situationen hervorheben und die, ohne sich sozusagen persönlich zu kennen, in einem Kreis und Zusammenhang stehen . . . . Ein sprechendes Beispiel sind die eddischen Lieder, die entweder bloß einzelne Teile allein, oder auch mit Angabe des ganzen Inhalts die Sage darstellen und endlich auch in Ringen verschiedener Größen als ein Ganzes nebeneinander gereiht werden können. Das N.-L. ist also weder bloß aus einzelnen Liedern zusammengeflossen, noch auch umgekehrt ein so rundes Ganzes, daß nicht einzelne Teile ihre Besonderheit sollten merken lassen.“ Aber Grimm kannte damals die Eddalieder noch nicht (Zacher; vgl. § 3): gewiß hätten einzelne Eddalieder auch zu einem großen Ganzen vereinigt werden können, aber nachdem die Tendenz herrschend wurde, durch längere oder kürzere Einleitung und prosaische Zwischensätze im einzelnen Gedichte die ganze Sage oder doch ein möglichst großes Stück derselben zu umfassen, erwuchs aus denselben kein nationales Epos mehr, sondern eine Serie von, wie sie Hagen ganz gut genannt hat, Heldenromanen. Übrigens war W. Grimm weit entfernt von der Verkehrtheit, im Nibelungenliede das Werk eines Dichters sehen zu wollen, vgl. HS². 67, nur hinsichtlich der genetischen Entwicklung war er anderer Ansicht als Lachmann.

Digitized by Google

Germania IV. 104—113. Aber zu dem einen Zugeständnisse schienen alle besonderen Gegner bereit, daß wenigstens die Persönlichkeit des Dichters völlig irrelevant sei; es sei ein Verdienst Lachmanns, sagt Rosenkranz (Heldenbuch S. 49), ein entschiedener Verteidiger der Einheit, die Frage um den Verfasser zur völligen Gleichgültigkeit gebracht zu haben; man fand sich darein, daß der Verfasser unbekannt sei, „wie es gewöhnlich bei allen Nationalgedichten ist und sein muß, weil sie dem ganzen Volke angehören und alles Subjektive zurücksteht" (J. Grimm, Kl. Schr. IV. 4). Daß nebenher tastende und täppische Versuche wohlmeinender, meist nur halbgebildeter Dilettanten gehen, den Dichter zu entdecken, und daß fast jedem namhaften Dichter der klassischen Periode des XIII. Jahrhunderts die Autorschaft aufgehalst wurde,[1] hat heute nicht einmal mehr literarhistorische Bedeutung, so wenig wie die Bemühungen der Euhemeristen um eine rein historische Deutung der Sage. Nur die haltloseste Meinung gewann einigen Anhang und Geltung (wie wir das in unseren Tagen wieder sehen, weil alle diejenigen, denen Gründe überhaupt etwas Unangenehmes sind, dasjenige, was sich am wenigsten begründen läßt, am liebsten glauben), die ursprünglich von August Wilhelm Schlegel ausgesprochene Vermutung, der Held des Wartburgkrieges, der den Romantikern zugleich der Minnesänger κατ' ἐξοχήν war, Heinrich von Ofterdingen, ein Mann also, der nie gelebt, ein Phantasiegebilde so gut als etwa der Volker unserer Lieder, möchte der Dichter des Nibelungenliedes sein. Gegen diese Ansicht — sie läßt sich nicht einmal als Hypothese bezeichnen — war sogar Lachmann gezwungen, das Gewicht seiner Autorität geltend zu machen. Dessenungeachtet hat noch 1840 A. v. Spaun einen Versuch gemacht, diesem Phantom Realität zu erkämpfen; er hat

[1] Z. B. K. Roths Rud. v. Ems-Theorie (Deutsche Predigten 6). Scherer meint, wenn man Rud. v. Ems auch nur als Verfasser der Klage annimmt, so ist das „gerade so, als ob man Raupach oder Grillparzer für den Verfasser der Minna von Barnhelm oder Emilia Galotti ausgäbe". Vgl. Holtzmann, unten S. 285.

Digitized by Google

sich eine ganze Biographie seines Helden komponiert: Heinrich von Ofterdingen, geboren um 1160, erzogen zu Wilhering oder Passau, war 1186 zu St. Georgenberg bei der Übergabe der Steiermark an die Babenberger, 1189 beim Durchzuge Kaiser Rotbarts in Wien, begleitete 1190 Herzog Leopold V. auf seinem Kreuzzuge, schloß 1199 Freundschaft mit Klinsor, war 1226 mit Leopold VI. in Tirol und starb, nachdem er das Nibelungenlied, die Klage, den Biterolf und Laurin gedichtet hatte. Uns zwingt derlei ein Lächeln ab; wer glaubt heute noch an Ofterdingen und Klinsor?! Aber ich erwähne es und verweile dabei, weil das Schicksal derartiger Phantastereien, die ihrer Zeit mit solcher Sicherheit auftraten und nicht wenigen gefielen und imponierten, so bald aber zerplatzt sind wie Seifenblasen, uns die tröstliche Gewißheit gibt, daß ähnlicher Spuk moderner Eskamoteure auch wieder in das Nichts zurücksinken werde, aus dem er hervorgerufen ward.

Erst nach Lachmanns († 1851) Tode wurde seine Theorie umfassender und nachdrücklicherweise angegriffen; es ist tatsächlich richtig, was K. Meyer (D. Vierteljschr. 1869. IV. 32) sagt: „fast alle Gegner Lachmanns haben seinen Tod abgewartet, um ihren papiernen Heldenmut vor der Mitwelt um so gemütlicher leuchten zu lassen"; daß das keine Verleumdung oder Unterstellung böswilliger Art ist, erhellt am besten aus dem beispiellos naiven Geständnisse, das der Benjamin unter Lachmanns Gegnern, der öfter erwähnte Hermann Fischer, den man in der Gegend, wo die Sage von den berühmten 7 Vettern der Schildbürger daheim ist, mit einem Preise gekrönt hat, (Forschungen S. 11) macht: „als Lachmanns Gegner sich zu bekennen, war der scharfen Feder gegenüber, die er führte, keineswegs rätlich." — -- — Es ist, so kann man in vielen Darstellungen lesen, die es gemeiniglich lieben, sich als „unparteiische" zu geben, was eines gewissen Eindruckes auf harmlose Gemüter nie verfehlt, es ist also das „unbestreitbare Verdienst" Adolf Holtzmanns, diese Frage neu angeregt, die Diskussion in Fluß gebracht und

Digitized by Google

die Einheit des Epos mit überzeugenden Gründen vertreten zu haben, und allerdings ist das eine unbestreitbare Tatsache, daß Adolf Holtzmann in seinen vier Jahre nach Lachmanns Tode erschienenen „Untersuchungen über das Nibelungenlied" eine Widerlegung der bisher herrschenden Theorien oder eigentlich die Begründung einer neuen Lehrmeinung unternahm, wie dies in so umfassender Weise noch nicht geschehen war; denn hatte auch die Einheit der Dichtung stets zahlreiche, mehr oder minder namhafte Vertreter gefunden, so hatte doch Lachmanns Meinung über das genetische Verhältnis der Handschriften völlig unangefochten gegolten, so zwar, daß sich selbst die Gegner und Herausgeber anderer Texte, so vd. Hagen und Schönhuth, in diesem einen Punkte beugten vor dem großen Meister der Kritik. Und gerade hier setzte Holtzmann seine Hebel ein und suchte das Gebäude zu stürzen. Von vornherein will er nicht negierend, sondern in positiver Tätigkeit, nicht durch Kritik, sondern durch selbständige Forschung und neue, abweichende Resultate Lachmanns Lehre widerlegen. Er sucht zuerst aus einer Vergleichung des Textes A mit dem gemeinen nachzuweisen, daß A nur eine Verkürzung aus diesem, und dann ebenso B aus C, letzteres also der älteste und dem ursprünglichen nächste, ganz nahe Text sei.[1] Im übrigen geht Holtzmann von der Ansicht aus, daß ein längerer Text überhaupt die Präsumtion der Ursprünglichkeit für sich habe, und nimmt diese dann für C durchaus in Anspruch. Was die Genesis des Epos betrifft, entwickelt er eine ganz neue Ansicht. Die Liedertheorie, sowohl in ihrer Anwendung auf das hellenische wie auf das germanische Epos, erklärt er für eine „erniedrigende" Ansicht; vielmehr bezieht er

[1] Dasselbe, nur gerade entgegengesetzte Verfahren ist in der vorliegenden Schrift beobachtet: das Resultat ist die aus der wechselseitigen Vergleichung der Texte, für die allerdings ganz andere Vorarbeiten vorlagen als 20 Jahre vorher, gewonnene Begründung der Lachmannschen Ansicht; dadurch glaube ich mich aber — nur im Interesse der Leser — ebenso wie seinerzeit Holtzmann der Widerlegung der gegnerischen Argumente im einzelnen überhoben.

Digitized by Google

die seit den ältesten Zeiten von Tacitus bis zum Marner kontinuierlich fließenden Nachrichten vom epischen Gesange der Deutschen auf ein großes nationales Epos, das die Germanen aber bereits zur Zeit ihrer Urgemeinschaft mit den ostarischen Völkern, insbesondere den Hindus, in voller Ausbildung besessen und aus Hinterhochasien vor unvordenklicher Zeit mit nach Europa gebracht hätten; wie er aus der Übereinstimmung des Stoffes des Nibelungenliedes mit dem Mahâbhârata — er identifiziert ohne weiteres Siegfried mit dem indischen Karna — zur Evidenz nachzuweisen vermeint. Wir sehen also im allergrößten Maßstabe das, was Lachmann Jahrzehnte früher ein „Windweltei" genannt: das leichtfertige und kindische Manipulieren mit weitschichtigen und oberflächlichen Analogien. Zur Ehre seiner Anhänger muß aber gestanden werden, daß sie alle die Übereinstimmung mit den Resultaten von Holtzmanns Sagenvergleichung und mit seiner Theorie des Epos abgelehnt haben; wie gesagt, nur das Verdienst der Anregung wird ihm vindiziert, alle übrigen behalten seine Nachfolger sich selbst vor. Was nun speziell die Entstehung des Nibelungenliedes betrifft, fand diese nach Holtzmann statt durch einen Prozeß des Zerfalles oder der Zerbröckelung, indem ein Dichter einen Teil des gewaltigen Sagenstoffes aufnahm und dichterischer Neubildung unterzog. Dieser Dichter nun war niemand anders als der am Schlusse der Klage erwähnte Konrad, der Schreiber Bischof Pilgrims von Passau (c. 970), der den Stoff des Nibelungenliedes und der Klage und die Geschichte der Hunnen-, Avaren- und Magyarenkämpfe in einem Epos besang. Zu diesem letzteren Schlusse kommt Holtzmann durch seine eigentümliche Kritik der Historiker des XVI. Jahrhunderts, indem er aus der oben zitierten Stelle des Lazius und aus einer Angabe Wiguleius Hunds in seiner „Metropolis Salisburgensis", die aber ganz aus Lazius und einer beiläufigen Kenntnis der Klage geflossen sein kann (die Handschrift D hat ja eben dieser Hund der Münchener Bibliothek geschenkt), wo es nämlich von

Digitized by Google

Pilgrim heißt, er habe besingen lassen „gesta Avarorum et Hunnorum Austriam supra Anasum tunc tenentium et omnem viciniam late depraedantium et quomodo hae barbarae gentes ab Ottone Magno profligatae sint.“ Daß die Nachricht der Klage nur auf ein lateinisches Gedicht zielt, bekümmert Holtzmann wenig, er hilft sich durch kühne Auslegung, und es ist notwendig, daß wir deshalb Pilgrims lateinisches Epos, die Möglichkeit seiner Existenz und seine literarische Bedeutung etwas genauer untersuchen.

Die bezüglichen Stellen der Klage sind:

9 *ditze alte mære* — *bat ein tihtære*
an ein buoch schrîben. [Latine.] — *desn kundez niht belîben . . .*

Dieses *Latine,* das CD haben, erklärt Holtzmann, und gewiß mit Recht, für eine Glosse; aber die Glosse ist aus dem Schlusse der Klage geschöpft. Schon an der Stelle, wo der Bischof von Swemmel die Trauerbotschaft erhält, spricht er, sich zeitlich genug als der „deutsche Pisistratus“ dokumentierend, seine Absicht aus, die Märe schreiben zu lassen

1728 *'Swemmel, lobt an mîne hant,* — *sô ir wider rîtet durh diu lant,*
des bite ich, vriunt, daz ir — *danne kêrt her ze mir.*
ez ensol niht sô belîben: — *ich wil heizen schrîben*
die stürme unt die grôzen nôt, — *oder wie si sîn gelegen tôt,*
wie ez sich huob und wie ez kam, — *und wie ez allez ende nam.*
swaz ir des wâren habt gesehen, — *des sult ir danne mir verjehen.*
dar zuo wil ich vrâgen — *von islîches mâgen,*
1735 *ez sî wîb oder man,* — *swer iht dâ von gesagen kan.*
dar umbe sende ich nu zehant — *mîne boten in Hiunen lant:*
dâ vinde ich wol diu mære; — *wan ez vil übel wære,*
ob ez behalden würde niht. — *ez ist diu grœziste geschiht,*
Diu zer werlde ie geschach.'

Und zum Schlusse der Klage heißt es, nachdem von der Erfüllung des Wunsches auf Swemmels Heimkehr V. 2047—2050 nicht die Rede war:

2145 *von Pazowe der bischof Pilgerîn* — *durch liebe der neven sîn*
hiez schrîben disiu mære, — *wie ez ergangen wære,*
mit Latînischen buochstaben, — *daz manz vür wâre solde haben,*

Digitized by Google

swer ez dar nâch ervunde,
wie ez sich huob und och began,
von der guoten recken nôt,
daz hiez er allez schrîben,
wan im seit der videlære
wie ez ergienk und geschach;
er und manic ander man.
ein schrîber, meister Kuonrât.
dicke in Tiuscher zungen:
erkennent wol diu mære.
ich iu niht mêre sage.
von der alrêrsten stunde,
und wie ez ende gewan
und wie si alle gelâgen tôt.
ern liez sîn niht belîben:
diu küntlîchiu mære,
wan er ez hôrte unde sach,
daz mær dô briefen began
getihtet man ez sît hat
die alten und die jungen
von vröud noch von ir swære
ditze liet heizt diu klage.

Die meisten Hss. haben 2155 *sîn* für *ein*; aber auch so kann man nicht zweifeln, daß mit diesem Schreiber Konrad nicht etwa der Verfasser der Quelle der Klage, *des buoches, daz der rede meister, der tihtære meister schuof,* gemeint ist, sondern der Verfasser eines lateinischen Gedichtes, denn die *Tiuschiu zunge* 2156 steht doch in klarem Gegensatze zu den *Latînischen buochstaben* 2147; diese erklärt nun Holtzmann wörtlich, nicht in lateinischer Sprache, sondern in lateinischer Schrift; vielleicht unter allen Verschrobenheiten, die über Nibelungen und Verwandtes behauptet worden sind, die ungeheuerlichste. Sehen wir die Stelle an, so sagt sie nicht mehr als: Pilgrim ließ die Affäre lateinisch niederschreiben; das unternahm ein Schreiber Meister Konrad; seither hat man auch schon oft genug deutsch gedichtet, so daß es alt und jung kennen. Es existiert nach dieser klaren Antithese gar keine Berechtigung, diesem Konrad ein deutsches oder der Klage ungefähr gleichzeitiges Gedicht zuzuschreiben, so daß selbst das Vorkommen eines Chuonradus scriba als Zeuge in Passauer Urkunden um 1200 völlig irrelevant ist. Aber selbst die Nachricht von dem lateinischen Gedichte ist stark angezweifelt. Lachmann hat es, übrigens ohne weitere Folgerungen, als wahrscheinlich nie vorhanden bezeichnet; W. Grimm HS². 111 meint, „ein lateinisches Buch mit einer geordneten Erzählung der Begebenheiten möchte doch wohl bestanden haben und sein Dasein nicht durchaus abzuleugnen sein“,[1] aber S. 120 gibt er zu, daß es der

[1] Es ist gar kein inhaltlicher Grund vorhanden, das Zeugnis der

Digitized by Google

Dichter der Quelle, um mehr Eindruck zu machen, fingiert haben könne. Diese Anschauung akzeptiert Müllenhoff, ZGNN. S. 75. Die Aufzeichnung der *mære* werde „hingestellt als Urkunde, die der volksmäßigen Überlieferung, aus der die Sänger schöpften, gleichsam eine Gewähr geben und ihre Glaubwürdigkeit sichern sollte". Daß man sich Pilgrims in Östereich 200 Jahre nach seinem Tode noch erinnerte, habe nichts Auffälliges,[1] und die Anknüpfung dieser Erfindung liegt in der Manier der Spielmannspoesie, wie sie noch in Einzelheiten der Klage hervortritt. Übrigens gibt Müllenhoff zu, man könne „die Existenz einer lateinischen Nibelungennot im X. Jahrhunderte als eine Möglichkeit gelten lassen, aber darauf natürlich nichts bauen". Mit dieser Frage haben sich jedoch die Historiker und gewiß nur zum Vorteile der Entscheidung befaßt; Dümmler, Pilgr. von Passau S. 87 f. und Waitz, Jahrb. Heinr. I., Neue Bearbeitung S. 239 haben sich für die Echtheit der Nachricht von einem lateinischen Gedichte des X. Jahrhunderts ausgesprochen und ich glaube ihnen hierin folgen zu müssen, weil sonst das Eintreten Pilgrims in die Epen, auch nach dem, was Müllenhoff geltend gemacht hat, unerklärlich bleibt. Denn wenn auch in Sage oder Lied an der Donau am Ausgange des XII. Jahrhunderts noch eine dunkle Erinnerung an Pilgrims Beziehungen zu Ungarn haftete, so reiche das an sich doch schwerlich hin, um daraufhin, wie Müllenhoff meint, den Bischof in die Dichtung zu verflechten; wohl aber war dieser Umstand vollkommen genügend, sobald dazu die wenn auch schon verdunkelte Kunde von Pilgrims Bemühungen um die Aufzeichnung der Sage kam. Ein Gedicht in der Art des Waltharius mag also immerhin existiert haben (* John, Lat. Nib.-Lied *); aber ein Einfluß, den es auf die Fortbildung der Sage oder

Klage abzuleugnen, im Gegenteile. S. DÖLit.-Gesch. I. S. 87 und oben S. 230 Anm. Ferner Lämmerhirt, ZfdA. XLI. 8 ff. (Mûtaren im X. Jahrhundert Grenze des Passauer Sprengels).

[1] Er war ja durch die mit Mirakeln verbundene Eröffnung eines Grabes im Jahre 1181 (Dümmler, S. 78, 186, Anm. 10) den Zeitgenossen wieder ins Gedächtnis gerufen.

Digitized by Google

die Pflege der epischen Kunde genommen hätte, ist in keiner Weise nachweisbar;[1] selbst ob das Schwanken in den Grundanschauungen der Klage, wovon W. Grimm, HS[3]. 121 handelt, aus einer Beeinflussung der unmittelbaren Quelle durch einen Gedanken dieses hypothetischen Gedichtes erklärt werden kann, ist eine ganz vage Vermutung. Aber ganz zwanglos erklärt es sich so, wie der *tihtære* dazu kam, Pilgrim selbst in die Historie zu verflechten. K. Hofmann, Zur Textkritik, hat es in seiner drastischen Weise für das stärkste Stück im Epos erklärt, daß dem Leser zugemutet werde, den Bischof von Passau für den Oheim der Nibelunge zu halten. Aber in das Nibelungenlied ist er erst aus der Klage eingedrungen,[2] und der Heldensage selbst war er jederzeit fremd.

---

* [1] Doch vergleiche man Pilgrims Brief an den Papst über den Religionsfrieden in Ungarn und die Christen und Heiden im Nib.-L., die Namen der Orte gerade der Passauer Diözese.

Immerhin ist auch ohne besonderen literarischen Nachweis die große Möglichkeit einleuchtend, daß aus einer solchen lat. Niederschrift von Zeit zu Zeit durch Kenner des Lateinischen auch einem Spielmanne etwas zu Ohren kam und er sich nach einer solchen Autorität ohne weiteres richtete. So ist es möglich, daß uns ganz der geogr. Anschauungskreis Pilgrims begegnet: Orte, die damals oder bald nachher als Passauer Besitzungen bezw. Haltestellen auf Reisen urkundlich auftauchen; Melk noch nicht Kloster usw. Vgl. Nagl in der DÖLit.-Gesch. S. 87.

Wenn Wig. Hund, Metr. Salisb. Ratisp. 1583 I. 201, Pilgrim von Rüdegers Familie abstammen läßt (natus fuisse dicitur ex familia Roderici seu Rudigeri de Praeclara, hodie Pechlarn, eius, qui Avaris et Hunnis praefuisse et Arnulfo duci Boiorum, Hunnos in Germaniam inducenti suppetias tulisse in eodem [sic] et similibus poematibus legitur), so ist auffällig, wie gut vereinbar diese Einzelheiten mit den Ergebnissen der heutigen Geschichtsforschung sind, DÖLGsch. ebda. Vgl. Anm. 5 zu S. 145 (Hs. D).

[2] Daß die Pilgrimstrophen nicht nur unecht seien im Verhältnisse zu den Bestandteilen der echten Lieder, sondern erst bei Anlagen jenes Urkodex, der zuerst neben der Not die Klage umfaßte, zugefügt, ist von Lachmann, Anm. S. 163 mit Grund vermutet und von Scherer, Sitzgsber. der Wien. Ak. 64. Bd. S. 306 f. weiter erklärt. Die ganz vereinzelte Stellung einer größeren Initiale, wo es durch einen Abschnitt oder den Sinn absolut nicht erfordert wird, vor 2268, bei der 29. Zeile der letzten Abteilung (âventiure) und 7 × 28 Zeilen vor dem Schlusse macht Absätze von 28 Langzeilen (7 Strophen = Heptaden) wahrscheinlich. Solcher Heptaden enthält die Not 329, wenn man die 13 Strophen abrechnet, in denen der Bischof Pilgrim vorkommt. Wie aber jemand dazu kam, die 13 Pilgrimstrophen einzuflicken, erklärt Scherer zunächst aus der Rücksicht auf sachliche Ausgleichung zwischen Not und Klage und aus

Digitized by Google

Doch um von diesem Exkurs, der nur die Möglichkeit und Gleichgültigkeit eines lateinischen und die Unmöglichkeit eines deutschen Epos aus dem X. Jahrhunderte dartun sollte, zu Holtzmann zurückzukehren, gelangen wir nun zu der weiteren Entwicklung des eigentlichen Nibelungenliedes aus Konrads Epos. Nach Konrad hätten noch verschiedene Hände daran gearbeitet; so wird zugegeben (S. 125), daß der Sachsenkrieg eine zusammenhangende Interpolation sei (Str. 195 sei aus 1535 geflossen; — wenn es ihm taugt, geht er also weiter wie Lachmann!); die dritte Hand war der Verfasser der Klage, als der Rudolf von Ems angenommen wird, dessen Jugendwerke wir vor uns hätten; dann um 1200 der Verfasser des Textes C und endlich der Hersteller des gemeinen Textes B. Mit diesen seinen Ansichten aber blieb Holtzmann allerdings

---

die Einrichtung der Urhandschrift, die A wie den Text bewahrt (ebda. 309). A schwankt zwischen 50 und 52 Zeilen auf der Spalte; daraus berechnet Scherer 51 Zeilen für die Vorlage von A (s. o. S. 199). Nachdem erwiesen ist, daß diese Vorlage aus 7 Quaternionen = 56 Blättern bestand, gab eine Zeilenzahl von 50, wie sie der Schreiber sich ursprünglich vornehmen mochte, auf 112 Seiten zu zwei Spalten 11200 Verse; es muß nun ein beträchtlicher Überschuß vorhanden gewesen sein, so daß er mit dieser Zahl seine Auslagen unmöglich finden konnte (ohne die 13 Pilgrimstrophen haben Nibelungen und Klage zusammen 11372 Langzeilen), etwa eben diese 172 Langzeilen, und so nahm er denn eine Zeile mehr auf die Spalte, dichtete aber für den Raum, der ihm nun (112 × 102 = 11424) übrig blieb, 52 Langzeilen oder 13 Strophen hinzu.

Ganz sonderbar ist die Rolle, die diese 13 Strophen 1235—39. 1252. 1270, $13^{67}/_{68}$. 1435. 1563—70 dem guten Bischof anweisen: ohne irgendwie in die Handlung einzugreifen, empfängt oder geleitet er die Durchreisenden (mit Ausnahme des nach Worms ziehenden Rüdeger); alle sprechen bei ihm vor: Kriemhilt, der er Gotelinde vorstellt, worauf er in Mautern *(vgl. Lämmerhirt l. c.)* wieder von ihr Abschied nimmt; den Spielleuten gibt er Gold, da sie bei ihm durchreisen; dafür wird ihm ausgerichtet, daß die Burgonden bald kommen, worauf er sie empfängt und einen Tag bewirtet. Diese klägliche Rolle widerstreitet der Natur des Epos: ein Grenzgott oder Grenzheiliger am Inn, aber nicht aus dem Mythos, sondern aus der Phantasie spekulativer Fahrender, die auf der Fahrt von Eisenach nach Wien und vice versa auch in Passau bei den geistlichen Herren einen guten Tag haben wollten, ohne wie Walther in Tegernsee mit Wasser fürlieb nehmen zu müssen! Was Pilgrim zum Rheine sagen ließ (1367, 4), *daz ist mir niht gewizzen: niwan sîn golt alsô rôt gab er den boten ze minnen* heißt es an einer Stelle, wo wenige Strophen weiter (1375, 2) diskret, aber deutlich um getragene Kleider gebettelt wird (Lachmann, Anm. S. 180). Daß der Dichter dieser Strophen Passau kannte, wird 1235, 4 wahrscheinlich, 1569, 3 unzweifelhaft.

Digitized by Google

vereinzelt; noch länger als ein Dezennium blieb er auf seinem Lehrstuhle ohne Ansehen und ohne Schule, nachdem er durch seine weiteren Lehren von der Identität der Kelten und Germanen den letzten Rest an Geltung verloren hatte. Seine Ansicht aber von dem Verhältnis der Texte griff Friedrich Zarncke auf, der, was zu bezweifeln kein Grund vorhanden ist, selbständig zu derselben gelangt war, und legte sie in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Leipzig „Zur Nibelungenfrage" dar; auch mit einer Ausgabe des Textes C kam Zarncke Holtzmann, der sie bereits in Aussicht gestellt hatte, rasch zuvor und fand, während er (Lit. Zentralbl. 1854, Nr. 7) dessen „Untersuchungen" freudig begrüßt hatte, an dessen Texte nicht genug zu mäkeln (ebda. 1857, S. 588 f.).

Lachmanns Schule eröffnete nun eine heftige literarische Fehde, in der sie sich zunächst einer doppelten Pflicht mit begeistertem Eifer unterzog, den toten Meister gegen die Verunglimpfungen, die Holtzmanns und Zarnckes Schriften reichlich enthielten, zu schützen und den ausdrücklichen Beweis für die Richtigkeit des von ihm behaupteten Handschriftenverhältnisses zu erbringen. Der Mann, der Lachmann im Leben am nächsten gestanden, Moriz Haupt, begnügte sich mit einem gelegentlichen, aber unzweideutigen Urteil: „Quae de insigni theodiscae poësis monumento C. Lachmannus verissima ac stabili ratione exposuit, ea nuper homo quidam illarum rerum cognitione leviter tinctus sed perdite sagax difficilibus nugis et paene deliramentis confutasse et sibi et aliis nonnullis ad iudicandum quam ad intelligendum promtioribus visus est", schneidende Worte, aber nur allzu berechtigt;[1] G. Waitz faßte in seiner Kritik über Dümmlers eben erschienenes Buch „Pilgrim von Passau und das Erzbistum Lorch", wiewohl kein unbedingter Anhänger Lachmanns, sein Verdikt in folgende Worte GGA. 1855, Nr. 28: „Das Buch (Holtzmanns) behauptet oder vermutet in den Teilen, wo ich

[1] Vgl. Haupts Erklärung im Zentralbl. auf Holtzmanns Behauptung eines geheimen Mitarbeiters an ZGNN. Dazu HZ. 11, 587 f.

Digitized by Google

mir ein Urteil beilegen darf, so ungeheuerliche und wahrhaft unmögliche Dinge, daß ich auch von den übrigen Abschnitten mir wenigstens keine unbefangene und wahrhaft kritische Prüfung der schwierigen Fragen versprechen kann; und auch der Beifall, den es mancher Orten gefunden hat, scheint mir meist nicht eben schwer zu wiegen."

Die erste Entgegnung auf Holtzmanns Schrift war Max Riegers „Zur Kritik der Nibelunge" (Gießen 1855); er suchte durch eine Vergleichung der drei Texte den Beweis zu erbringen, daß die Plusstrophen in B und C Zusätze seien; doch meinte er, Lachmanns Bemerkung, daß jedes Wort, das nicht in A stehe, nur den Wert einer Konjektur habe, gehe zu weit, und machte Vorschläge zur Emendation von A aus den anderen Handschriften, wobei eben verkannt ist, daß es sich durchaus nicht um Herstellung eines besten, sondern des echten Textes handelt. Mit warmen Worten wies Rieger auf die Gefahren hin, die der Gesamtheit unserer Anschauungen vom nationalen Ethos und der Verwertbarkeit des Epos für den Jugendunterricht aus Holtzmanns Theorien erwachsen könnten; daß seine Besorgnis keine übertriebene war, erhellt am besten aus Herm. Fischers Worten, dessen Naivität wir schon mehrmals zu rühmen fanden, der (Forschungen S. 221) das Nibelungenlied kurzweg ein höfisches Epos nennt, bei dem nur der nationale Inhalt den Verfasser vor überfeinerter Manieriertheit bewahrt habe!

Es folgt die polemische Hauptschrift der Lachmannschen Schule: „Zur Geschichte der Nibelunge Not" von Karl Müllenhoff (Braunschweig 1855). Die Schrift zerfällt in zwei Teile: im ersten werden die Lieder I—X in ihrer Besonderheit nach der metrischen und formellen Seite besprochen und die Entwicklung des Epos aus diesen Liedern dargelegt. Die wesentlichste Fortbildung, welche die Liedertheorie überhaupt erfahren hat, ist ihr durch dieses Werk zuteil geworden, das auch sonst einen reichen Schatz von Bemerkungen zur Geschichte des Volksepos und den in seiner Knappheit vollständigsten, allerdings

Digitized by Google

nicht elementaren Kommentar zum ersten Teile des Gedichtes enthält. Der zweite Teil der Schrift war der Polemik gegen Holtzmann und Zarncke gewidmet: er zergliedert Holtzmanns „Untersuchungen", legt ihre Blößen mit größter Schärfe dar und gibt den Verfasser dem öffentlichen Spotte preis; Zarncke ward der Abfall von der Schule in höchst nachdrücklichen Worten vorgehalten. Dieser Abschnitt erregte den Zorn und Eifer der Gegner im allerhöchsten Maße, und die Art und Weise, wie nun in Schriften von Anfängern, denen man nach den Kenntnissen, die sie entwickeln, nicht einmal das Recht zuerkennen konnte, über den Wert oder Unwert des Buches zu urteilen, darüber gescholten wird, gibt der Vermutung Raum, daß die wohlfeilste, weil rückengedeckte Art der Polemik, die auf dem Katheder, dagegen fortdauernd in Blüte stand. Daß Müllenhoff scharf, ja daß er derb geschrieben hat, kann niemand leugnen; aber man vergesse nicht, es war die lebendige und ungeheuchelte Entrüstung, die aus Lachmanns unmittelbaren Schülern sprach, und die überzeugungstreue, wenn auch erbitterte Verteidigung seiner Lehre war ihnen ein Akt der Pietät gegen den großen Toten. Man hatte Lachmann vorgeworfen, er sei von vornherein befangen an die Untersuchung gegangen; habe dem Text A vor den anderen den Vorzug gegeben, weil er zur Begründung seiner Ansichten der tauglichste schien: petitio principii; sei bei seinen Athetesen unkritisch, launisch, inkonsequent und willkürlich verfahren; habe sich wie ein Unfehlbarer benommen, seine Lehre mehr versteckt als entwickelt und sei zudem von einer geheimen Neigung für die Siebenzahl, die er sorgfältig verborgen habe, geleitet gewesen.[1] So unsinnig derlei Geschwätz an sich war und wie sich auch allgemach die anständigeren

[1] Das Widerlichste an dem Auftreten der Gegner Lachmanns ist die halbmitleidige Anerkennung seiner sonstigen Verdienste und das verschämte Bedauern, selbst noch bedeutender zu sein als dieser ohnedies so bedeutende Mann, mit dem sich von Holtzmann bis Bartsch die meisten Verteidiger der Einheit drapiert haben. Da paßt wohl auch das gewisse geflügelte Wort aus der Antoniusrede!

Digitized by Google

Gegner der Schule desselben zu enthalten begannen, es fand doch Anklang, wurde nachgedruckt und geglaubt. Daß nun Lachmanns Schüler auch alle Rücksicht fahren ließen und Worte sprachen schneidender Schärfe, hat man kein Recht, ihnen zum Vorwurf zu machen, umsomehr da es in gehaltvollen Schriften geschehen ist und die Gegner (an Schärfe!) nichts schuldig blieben. Das kann man diesen natürlich ebensowenig verargen; aber im Interesse der Wissenschaft muß man nachdrücklich Einspruch dagegen erheben, wenn man sich in den gewissen „unparteiischen" Darstellungen damit begnügen zu dürfen glaubt, eine Schrift von der Bedeutung und dem Gehalte der Müllenhoffschen mit Schimpfworten abzutun, ohne auf ihren Inhalt näher einzugehen. (H. Fischer, Forschungen S. 26: M.s „Pasquill", S. 27: M.s „plebejische Angriffe"; „der Pamphletist M." Sander, Progr. der Unterrealsch. Feldkirch 1864: „M.s subalterne Leistungen" Lit. Zentralbl. 1855, S. 176.) Eine zwar scharfe, aber sachliche Entgegnung fand Müllenhoff nur in Wilhelm Müllers Kritik in den GGA. 1855, S. 689—720, in welcher dieser, der übrigens weit entfernt war, Holtzmann zuzustimmen, Genugtuung zu nehmen suchte für eine ihm ein Jahrzehnt früher zuteil gewordene Abfertigung (Jahrb. f. wiss. Kritik. 1846, S. 596—631), von welchen beiden Rezensionen wie von dem sachlichen Inhalte der Müllenhoffschen Schriften noch unten die Rede sein wird.

Hatte sich Müllenhoffs Buch weniger mit der Widerlegung des Gegners als mit der Begründung und Ausbildung der Lachmannschen Lehre befaßt, so ging die nun anzuführende Abhandlung auf die eigentliche Polemik ein, die sie in der geistreichsten und anregendsten Weise durchführte: R. von Liliencron, „Über die Nibelungenhandschrift C" (Weimar 1860), eine Schrift, die den trockenen Stoff mit zierlichster Anmut und sachlicher Klarheit bemeisterte und durch Vergleichung des gemeinen Textes mit C den unwiderleglichen Beweis von der späteren Entstehung der Redaktion C führte, den Charakter, die

Digitized by Google

Motive und Tendenzen, die Vorzüge und Schwächen ihres Verfassers in das hellste Licht stellte. Ich weiß nicht, daß die Gründe, die Liliencron im allgemeinen und einzelnen vorgebracht hat, irgendwo widerlegt worden wären.

Daran reihten sich Zachers „Briefe über neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur“ (Neue Jahrb. f. Philologie und Päd. 78. Bd.), die namentlich auf jene weiteren Kreise der Gebildeten, auf Schulmänner, klassische Philologen, Historiker und Ästhetiker Rücksicht nahmen, die, ohne eigentliche Fachgenossen zu sein, doch dem hitzig entbrannten Streite das lebhafteste Interesse entgegenbringen mußten. Zachers Ton ist ein durchaus würdiger, gemäßigter, populärer, und es ist nur zu bedauern, daß diese „Briefe“ nicht weitergeführt, an einem zugänglicheren Orte oder in einer besonderen Ausgabe verbreitet wurden; die Lektüre derselben muß heute noch jedem Gebildeten, der sich für die Frage interessiert, auf das nachdrücklichste aber dem Anfänger im Fache empfohlen werden. Es war Zacher namentlich darum zu tun, seinen verehrten Lehrer gegen die mannigfachen Verunglimpfungen, gegen den Vorwurf der Subjektivität, Willkür und Dunkelheit zu verwahren. Er sagt a. a. O. S. 171: „Lachmanns Schriften tragen großenteils einen Charakter, den man wohl am richtigsten einen esoterischen nennen kann. Selbst wer schon recht leidliche Vorkenntnisse zu ihrem Studium mitbringt, wird ohne die Beihilfe mündlicher Unterweisung nur durch angestrengte und beharrliche Arbeit zu ihrem vollen Verständnisse gelangen. Nicht daß Lachmann verwirrt oder unklar geschrieben hätte. Im Gegenteil! was er geschrieben hat, ist durchaus klar, scharf und bestimmt. Aber er hat bei weitem nicht alles hingeschrieben, was er wußte. Mit der knappsten Kürze sagt er jedesmal nur so viel, als eben am betreffenden Orte gerade notwendig ist.“ An einer anderen Stelle verwahrt sich Zacher gegen den von Holtzmann ausgegangenen Appell an den Geschmack des großen Publikums in Worten, deren volle Berechtigung sich nur allzubald

Digitized by Google

dokumentieren sollte, a. a. O. S. 264: „Soll die Nation, soll das gesamte Heer der Gebildeten Richter sein über Fragen solchen Charakters, über Fragen, die nur von speziellen Fachkennern gelöst, ja lediglich von solchen überhaupt nur vollständig begriffen werden können — dann wird's nicht lange säumen, daß Kleon der Gerber regiert in der Gelehrtenrepublik!"

So dachten und urteilten also eine Reihe von Männern, die zu den besten der Nation zählen, unter ihnen die Häupter der wissenschaftlichen Forschung, der kritischen Methode! Doch war Holtzmanns Anregung auf nur zu fruchtbaren Boden gefallen. Alle diejenigen, die den Resultaten der Lachmannschen Forschung und noch mehr seiner Methode um ihres eben mit Zachers Worten gekennzeichneten „esoterischen" Charakters halber widerstrebten, das große Publikum; vor allem aber jene fadenscheinige Zunft der Ästhetiker, die stets daran war, vom künstlerischen Standpunkte aus die Einheit des Epos zu verteidigen, als ob sich die ästhetische Würdigung mit der Liedertheorie nicht vertrüge; dann das Kind des Tages und der Oberflächlichkeit, das sich an allem freut, was neu ist, und für Gold hält, was glänzt, die Journalistik; viele, die Lachmanns Theorie zwar nie begriffen, aber auch nie ein Buch von ihm gelesen; alle, die am Haschen nach Analogien und Ähnlichkeiten, am Hinaufklettern an utopischen Völkerstammbäumen, an Kraftworten von indogermanischer Urgemeinschaft und derlei Tand, sobald er des festen Grundes der Methode entbehrt, ihre Freude haben, fielen der neuen Lehre zu, und wenn auch Holtzmann mit den meisten seiner Anschauungen, ja gerade mit seinen Lieblingsideen vereinzelt blieb, das war erreicht: Lachmanns Lehre war nicht mehr die herrschende, seine Autorität konnte, freilich nicht bei der Mehrzahl der Fachgenossen, doch bei einem großen Teile des Publikums als erschüttert gelten.[1]

[1] Höchst ungerecht wäre es, die allgemeine Bewunderung zu verschweigen, die Holtzmanns Forschungen jenseits des Rheines gefunden

Digitized by Google

Auf die zahlreichen Angriffe entgegnete seinerseits Holtzmann mit der Broschüre „Der Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter“ (Stuttgart 1855), die nicht so grob ist, als der Titel verspricht, aber sachlich, auch vom Standpunkte des Verfassers betrachtet, gar nichts Wesentliches bietet. Daran schließt sich J. G. Herrmann „Widersprüche in Lachmanns Kritik der Nibelunge“ (Wien 1855), gleichfalls ein sachlich ganz unbedeutendes, weil ohne genügendes Wissen und sichere Methode verfaßtes Schriftchen, das sich aber vor anderen durch seinen anständigen und würdigen, streng sachlichen Ton auszeichnet. Den schärfsten Ton schlug der Mann an, dessen Auftreten im Anfange neben dem Holtzmanns als gemäßigt erschienen und allgemein anerkannt worden war, so daß er sich rasch an Stelle des verschrobenen Holtzmann der Leitung der ganzen Fehde bemächtigte, Zarncke als Redakteur des „Literarischen Zentralblatt“, in dem sich durch eine Reihe von Jahren kritische Gewitter entluden und die Gegner der Reihe nach über den unblutigen Stahl springen mußten. Es wäre unbillig, die Förderung zu verkennen oder zu leugnen, die Textkritik und Geschichte der Nibelunge aus Zarnckes Forschungen gewonnen haben, aber anderseits muß hervorgehoben werden, daß durch den Umstand, daß ein Haupt der polemisierenden Schulen zugleich Redakteur eines großen kritischen Journals war, in dieses ein gewisser hyperkritischer Ton kam, der sich auch auf andere Fächer ausdehnte und neben vielem Halbem, Seichtem und Unbedeutendem doch auch manchen

---

haben: die Franzosen sind im Ruhme seiner Gelehrsamkeit und seiner Resultate einmütig; von den verschiedenen Schriften, deren Titel im Literaturverzeichnis nachzusehen sind, erwähne ich nur als Kuriosum die Abhandlung von A. Reville, L' epopée des Nibelungen. Revue des deux mondes LXVI. 887—918, wo mit der größten Ignoranz die meisten Worte gemacht sind: der Mann hat einmal gehört, daß deutsche Gelehrte durchwegs kleine Anfangsbuchstaben setzen, daß man aber sonst im Deutschen die Hauptwörter groß zu schreiben pflege, und glaubt nun offenbar, daß das schon im Mhd. so gewesen sei, und schreibt, indem er gleichzeitig Rosse und Geschichten verwechselt, a. a. O. S. 897: *Uns ist in alten Mœren Wunders vil geseit* (die erste Strophe ist nämlich, echt französisch, die einzige Stilprobe, die er gibt).

Digitized by Google

guten Keim, manche edle Absicht, manche tüchtige Leistung verkannte, zertrat, literarisch vernichtete und im ganzen eher hemmend und abschreckend als fördernd und anregend auf die Entwicklung der fachwissenschaftlichen Literatur wirkte.[1]

Dem Fachblatte der Lachmannschen Schule, Haupts „Zeitschrift für deutsches Altertum", das jede Rezension als solche ausschloß, stellten die Gegner neben dem „Zentralblatte" die von Franz Pfeiffer gegründete „Germania" entgegen, die vorläufig (1876) zu 20 stattlichen Bänden angewachsen ist. Den Mangel eines kritischen Organs, das die Jünger Lachmanns in unzeitigem Stolze entbehren zu können glaubten, hatten sie bald bitter in dem zunehmenden Schwinden ihres Anhanges zu empfinden; aber sie wollten, daß auch von ihnen gelte, was in seiner erst spät gegründeten „Zeitschrift für deutsche Philologie" Julius Zacher von Lachmann sagte (VII. 175): „Nicht um den Beifall der Menge buhlte er, sondern die Zustimmung der Besten zu gewinnen, das war sein Bestreben und sein Lohn."

Ein Ausgleich erfolgte nicht, ist auch weder möglich, noch denkbar oder wünschenswert; aber die Hitze der Diskussion war verflogen; beide Parteien behaupteten ihre Plätze, und jede arbeitete in ihrer Richtung fort; da

---

[1] Von allen Lehrstühlen der d. Philologie an sämtlichen deutschen und deutsch-österreichischen Universitäten gehörten 1876 höchstens 7 (5 + 2) Gegnern Lachmanns an, die aber zugleich die verschiedenartigsten Schattierungen dieser Gegnerschaft repräsentieren. Die Ansicht von der Ursprünglichkeit des Textes C wird jetzt vielleicht gar nirgends mehr behauptet, denn selbst Zarncke hat in so unscheinbarer Form, daß es vielleicht der Aufmerksamkeit des einen oder anderen Fachmannes entgangen sein könnte, in der Selbstanzeige seiner Ausgabe Lit. Zentrbl. 1875, S. 458 und 1876, S. 704 (s. auch s. Ausgabe S. XLIII. und Zur Nibfrage S. 20 unten) das höchst beachtenswerte Zugeständnis gemacht, daß er für C „eine wenn auch nur leise höfische Überarbeitung nicht mehr ablehnen" möchte. Nun: laut und leise sind in dem Falle relative Begriffe, über die sich reden läßt; aber 20 Jahre hat Zarncke zu dieser Einsicht gebraucht, die denn doch Veranlassung geben darf zu der Frage, wo und wie er sich denn nun das Original des Epos denkt, was in der Einleitung zu der von ihm a. a. O. angezeigten Auflage noch nirgends klar wird.

Digitized by Google

erhielt der Streit neue Nahrung durch den Begründer der „Germania“ und trat mit der Entdeckung des Kürenbergers in ein neues Stadium.

§ 14. Der Kürnberger als Mittelpunkt einer neuen Polemik.

Es war um die Mittagstunde eines schwülen Sommertages des Jahres 1862, als Franz Pfeiffer mit seiner Stentorstimme in feierlicher Sitzung der kaiserlichen Akademie der staunenden Mitwelt verkündete, daß der Dichter des Nibelungenliedes entdeckt sei! Der Dichter des Nibelungenliedes! Er hätte ebensogut behaupten können: der Baumeister der Pyramiden. Und kein anderer sollte der Wundermann sein als der von Kürnberc, ein braver Rittersmann, unter dessen Namen uns die Liederhandschriften 15 Strophen und Strophentrümmer im Versmaße der Nibelunge überliefern, und der in dem sofort veröffentlichten Vortrag gepriesen ward als der erste deutsche Lyriker, der erste deutsche Epiker, ein Emanzipator des Sängerstandes, episch in seiner Lyrik, lyrisch in seiner Epik, der Dichter des Nibelungenliedes und — eventuell eines unbequemen Gedichtes, das sich *Alphartes tôt* nennt. Sein Stammschloß erhob sich oberhalb Linz an der Donau. Der von Pfeiffer mit Emphase hervorgehobene Umstand, daß dieser Ritter ein Österreicher war, ward Veranlassung, daß — ich zitiere, selbst Österreicher, ein österreichisches Zeugnis, Schönbach, ZfdöstG. XXV. (1874) S. 352 — „es vielen eine patriotische Pflicht schien, die neue Hypothese als wohlerkannte Wahrheit zu lehren“, als ob der Ruhm Österreichs derlei Flickwerk brauchte und als ob man sich nicht in ruhigem Stolze an der Tatsache genügen lassen könnte, daß die Lieder von den Nibelungen, wie wir sie besitzen, nirgends anders entstanden sind als im Donautale und am Hofe von Wien! Offiziöse Journalisten, in Examensnöten befindliche Kandidaten, vornehmlich aber die engeren Landsleute Pfeiffers in jener Südwestecke Deutschlands, wo man endlich den großen Trumpf gegen die Schule

Digitized by Google

Lachmanns im märkischen Sande gewonnen zu haben glaubte, erhoben einen wahren Korybantenlärm der Bewunderung; wissenschaftlicher Ernst aber kam in die Diskussion erst, da Karl Bartsch Pfeiffers Hypothese seiner neuen Theorie von der Entstehung des Epos einverleibte, die er auf der Philologenversammlung desselben Jahres zu Augsburg zuerst entwickelte und dann in seinen „Untersuchungen" (1865) umfänglich zu begründen versuchte.[1]

Bartsch sucht darzulegen, daß man, nachdem beide Parteien, die, welche A, wie die, welche C für den ursprünglichen Text halte, gute und wirkliche Gründe für ihre Ansichten vorbrächten, die Sache von einer anderen Seite untersuchen müsse, nämlich nach der Form. Er basiert also seine Untersuchung auf Reim und Metrum; speziell vom scheinbar klingenden Reime geht er aus. Scheinbar klingende Reime finden sich in den Nibelungen ziemlich selten, in A nur 11, in C 20mal, also wenig mehr als $^1/_2$ Prozent.[2] Diese Reime für wirklich klingend zu halten, verbietet nicht sowohl ihre Seltenheit und die daraus zu folgernde Regel des Strophenbaues, sondern das Verhalten jener scheinbar dreisilbigen Reime, bei denen uns nicht die letzte oder vorletzte, sondern, da die Penultima ein stummes e ist, die drittletzte Silbe Träger des eigentlichen Gleichklanges scheint; daß sie es nicht ist, geht eben aus der vokalischen und konsonantischen Ungleichheit hervor, die stellenweise anzutreffen ist. Solche Reime sind in A: *degene : zegegene* 1811 *: engegene* 1784; in allen übrigen Fällen ist das eine Reimwort, *Hagene,* genau reimend: *dagene* 2044 *: jagene* 873 *: sagene* 1450. 1483. 1666. 1862. 2278 *: erslagene* 1663 *: tragene* 330. 1636. 1682. 1776. 2131. 2137. 2279; konsonantisch ungenau *: gademe* 2248. 2280; vokalisch ungenau: *degene* 84. 386. 810. 813. 1123. 1129. 1143. 1403. 1497. 1576. 1676. 1678. 1688. 1719. 1726. 1740. 1748. 1781. 1825. 1855. 1889. 1891. 1896. 1942,

[1] Die weiteren Arbeiten von Bartsch siehe Literaturverzeichnis (Ebda. F. Bech).

[2] Vollständig bei Bartsch, Unt. S. 37 f.

Digitized by Google

1949. 1966. 1993. 2144. 2162. 2245. 2270. 2275. 2283; vokalisch und konsonantisch ungenau: *menege* 1916. Meistens stimmen die übrigen Hss. dazu; bemerkenswert ist noch *Hagene : klagene* 1966. 2018: *gademe* 1896: *habene* 1636: *zesamene* 1960 in C; *gademe* 1942 in I, 1880 in D. Also im ganzen etwa 50 Fälle, somit durchaus nicht selten. Diese Bindungen erklärt nun Bartsch für altertümlich und sieht darin den Beweis für eine ältere Grundlage, indem er den Hinweis auf die beiden anderen Dichtungen, welche ähnliche Reime enthalten, Klage und Biterolf (4751 *Rabene : degene,* 5865 *degene : lebene!*), damit ablehnt, daß er für diese wie für die Nibelungen annimmt, daß sie die Überarbeitungen eines viel älteren Originals seien, was wenigstens für den Biterolf, der die Ausbildung höfischen Wesens und speziell der Turnierkunde in Österreich, die Belehnung der Babenberger mit Steiermark, das ganze Leben und Treiben des Wiener Hofes in den 90er Jahren voraussetzt, ganz und gar unrichtig ist (vgl. auch Henning, Anz. z. ZfdA. I. 130). Die vokalisch oder konsonantisch ungenauen Reime, die Assonanzen, erklärt er nun für Überreste des alten Originals, ebenso wie die archaistischen Partizipia auf *ôt* (zwei Fälle *tôt : ermorderôt* 953: *gewarnôt* 1685) und Superlative auf *ôst* (zwei Fälle *vorderôst : trôst* 1466. 1957), obwohl er zugeben muß, daß sich diese in solcher Vereinzelung noch tief in das XIII. Jahrhundert ziehen; dieses Original läßt sich aber auch überall gewinnen, wo die Lesarten der beiden Texte — er unterscheidet, indem er A als eine wertlose Verstümmelung von B betrachtet, nur zwei Hauptgruppen, Not und Lied — im Reime abweichen, indem häufig ihre abweichenden Reimworte zusammen eine Assonanz bilden, die jede Bearbeitung selbständig zu tilgen bestrebt gewesen sei, so daß sich auch an anderen Stellen die Abweichung aus der Tilgung eines unreinen Reimes erkläre; denn daß C eine selbständige, wenn auch freiere, aber nicht aus B hervorgegangene Bearbeitung des Originals sei, folgert er aus den paar zitierten angeblichen Assonanzen. Die Plusstrophen

Digitized by Google

in C erklärt er jedoch, ganz in derselben Weise, wie wir es getan haben, für Zusätze. Wir haben aber auch gesehen, daß Zusätze und Lesarten ganz denselben einheitlichen Charakter tragen, so daß man unbedingt beide unter demselben Gesichtspunkte betrachten muß: aber die Lesarten durchaus aus formellen, die Zusätze durchaus aus sachlichen Gründen ableiten zu wollen, ist ein an sich unlogisches und hier speziell verwerfliches Vorgehen. Es ist daher Bartsch' Schüler, Edzardi, der Klage S. 78 die Plusstrophen in C auch für echt erklärt, der Konsequentere. Die wenigen Assonanzen in C, die vorhin aufgezählt sind,[1] beweisen aber überhaupt gar nichts als, wie schon Rieger, Zur Kritik S. 93, bemerkt hat, das Bestreben des Überarbeiters, den Ton seiner Vorlage zu treffen, zu archaisieren, eine Tendenz der Interpolatoren, die wir bei der Vergleichung der Texte wiederholt ausdrücklich zu bemerken Gelegenheit hatten und die sich auch in anderen Gedichten nachweisen läßt. Wenn zudem die Überarbeitungen aus der Tendenz hervorgegangen wären, ein in unreinen Reimen abgefaßtes Original umzureimen, was anzunehmen, wie Lachmann unanfechtbar bemerkt hat, nicht der geringste Grund vorhanden ist, wäre es undenkbar, wie nach zweimaliger Reinigung der Endreime noch so viele anstößige — denn das mußten in der Zeit des Aufkommens der klingenden Reime in einer durchaus stumpf reimenden Strophe *mære : swære, Hagene : tragene* dem blödesten Ohre sein — stehen geblieben wären; es erübrigt daher nichts, als mit Scherer, ZfdA. XVII. 565 anzunehmen, daß in dieser Strophe oder, noch weiter gesagt, in diesem Sagenkreise derlei Reime für erlaubt galten, was geradeso wie das häufigere Vorkommen derselben gegen Schluß der Nibelunge, worüber sich Holtzmann und Bartsch so sehr verwundern und was der letztere hypergelehrt aus nachlassender Strenge des Umdichters erklärt, ganz einfach

[1] *degen : leben* C 717, 1 ist man nicht berechtigt für altertümlich zu erklären, da es eine durch das ganze XIII. Jahrhundert immer mehr sich verbreitende ganz gewöhnliche Roheit ist.

Digitized by Google

in der mächtigen Rolle Hagens in Sage und Epos seine Erklärung findet; die beiden anderen dreisilbigen Reime tilgt C 1784, 1811, obwohl sie rein wären, offenbar weil das auslautende e eigentlich doch schon zu schwach war zur Reimsilbe in einer Zeit, in der der klingende Reim in der höfischen Epik bereits völlig durchgedrungen war; den Reimen auf *Hagene* gegenüber verhält sich aber C etwa wie zu so vielen anderen Wendungen S. 244: etlichemal getilgt, bleiben sie meistens stehen und werden einigemal selbständig eingeführt; die Reime auf *gademe, habene, zesamene* aber beweisen nur, daß dem Verfasser der Rezension C die Verbindung *Hagene : sagene* und *Hagene : menege* ganz gleichwertig ist, d. h. daß ihm auch die genaue schon anstößig ist als stumpfer Reim oder beide gleich wenig anstößig sind in dieser Strophe und Dichtung. Zarncke hat überdies Ausgabe S. L mit vollem Rechte geltend gemacht, daß sich bei gleichzeitigen höfischen Epikern viel ärgere Unregelmäßigkeiten[1] finden (er zitiert aus Parzival *gâbe : mâge, vil : hîn, schilt : sint* u. a.) und in viel größerer Anzahl als in den Nibelungen; dann daß die Reime, bei denen die Texte abweichen, nicht der Poesie des XII. Jahrhunderts geläufige Assonanzen ergeben, sondern solche Worte sind, auf die sich leicht Reimworte finden, die also gerade dadurch zur Textveränderung anlocken; endlich, daß dadurch die Abweichungen der Gruppe I, die Bartsch bekanntlich (wie Zarncke, nur in anderer Weise) aus C hervorgehen läßt, ganz unerklärlich würden. Von vornherein ist also die Ent-

[1] Die wesentlichsten Ungenauigkeiten im Reime sind in A: *an : ân* wird öfter als 400mal gebunden; die Endsilben *in* und *lich* sind ancipites, überwiegend jedoch lang gereimt. *naht : bedâht* 1390. *: brâht* 1598. Grimm, Gr. I¹. 342 *naht : brâht : gedâht;* Nib. (Zählung vd. Hagen) 2749, 5813, 6647, 6979, 6989, 9599 *gewant : ergânt.* 1475 *her : Rüedegêr* 2117 *: mêr* 400. sonst *e : ë* nicht selten; *Sîvrit : bit* 158, 320, 331, 853. *: erbit* 56. *: mit* 59, 173, 914. *: sit* 153, 209, 320, 329, 935. *gesit : gît* (lies *gehît* nach B) 1494. *nieht : lieht* 581, 1682. *Gernôt : tuot* (* heute egerländisch *) 2033. *vruo : duo* 1757, 1768, Gr. Gr. I¹. 346. *suon : tuon* 332, 936, 1153, 1849, 1853. *tuot : genuoc* 769 von Lachmann emendiert *: gemuot*) *marschalc : bevalch* 1674. *verch : werc* 2147. *dan : gezam* 1226. *frum : sun* 1851. *frumen : sun* 123 („ein wirklicher Sprachfehler"). *degen : geben* 2118 (emendiert *wegen*). Gr. Gr. I¹. 333, Anm. * Vgl. jetzt Zwirzina, Mhd. Studien. *

Digitized by Google

stehung der Bearbeitungen aus der Glättung eines unreinen gereimten Originals abzulehnen; Wilh. Grimm und Wackernagel haben beide diese Ansicht, daß der Sammler die Reime dem Gebrauche seiner Zeit näher gebracht haben möchte, als eine bloße Vermutung ausgesprochen; Bartsch hat hierfür den Beweis versucht, der ihm, wie wir sehen, vollkommen mißglückt ist. Aber er geht weiter; er sucht durch Kombinationen der Texte zu zeigen, wie man sich die Bearbeitungen aus dem Original entstanden denken kann, indem er entweder die erste Zeile aus B, die zweite aus C aneinanderreiht, was man sich allenfalls gefallen lassen könnte (denn ähnlich steht es um Wernhers Marienleben: auch dort läßt sich der ursprüngliche Text aus den assonierenden Bearbeitungen rekonstruieren), oder er verändert auch, da das erstere Verfahren, das, wenn es beweisend sein sollte, überall oder doch nahezu bei allen Abweichungen sich anwenden lassen müßte, nur in kläglich wenigen Fällen das erwünschte Resultat ergibt, in ganz willkürlicher Weise den Text, um sein hypothetisches Original zu konstruieren. Das aber ist die petitio principii, wie sie nicht ausgeprägter eintreten kann. Zuerst wird angenommen, daß den Bearbeitungen ein Original mit unreinen Reimen zugrunde liege; dann wird aus den reinlichen Texten ein peinliches Assonanzenpaar konstruiert und nun gesagt: da habt ihr das Original, so sah es aus — also sind Not und Lied Bearbeitungen mit der Tendenz der Purifizierung der Reime. Man sieht, der Beweis dreht sich artig im Kreise. Mit Recht konnte daher Schönbach, ZfdöG. XXV. 357 einwenden, daß ein solches Verfahren nur dort anwendbar sei, wo das Original vorhanden und die Abweichung immer von einem Reimworte ausgehend sei; da läßt sich dann an der Tendenz der Überarbeitung nicht zweifeln und, wenn in einem solchen Falle, kann man hinzufügen, das Original nur als Fragment erhalten wäre, ließen sich Versuche einer Konjektur des Ganzen aus Kombination der abweichenden Reime zu Assonanzen rechtfertigen; nimmermehr da, wo

Digitized by Google

das Dasein dieses Originals erst durch diese Kombination erwiesen werden soll und die triftigsten Gründe gegen seine jemalige Existenz sprechen; wenn daher Scherer a. a. O. bemerkt, daß daraus, daß Bartsch einen Vers aus einer Rezension mit einem anderen aus einer anderen zu einem beliebigen Reimpaare kombiniere, doch mitnichten folge, daß dieses Reimpaar auch wirklich so, wie Bartsch es will oder weil Bartsch es wünscht, existiert habe und Herm. Fischer in seinen Forschungen, die uns schon wiederholt erheitert haben, S. 264 darauf erwidert, das sei nichts „als eine leicht hingeworfene recht Lachmannsche Verurteilung und Entstellung einer wohlbegründeten durch die schärfsten Untersuchungen festgestellten Theorie", und man werde ihm deshalb erlassen, überhaupt weiter darauf einzugehen, kann man das leider nicht, denn trotz der vorwitzigen und unanständigen Bemerkuug Fischers ist Scherer vollkommen im Rechte, da nirgends ein urkundlicher Beweis oder auch nur die Präsumtion der Wahrscheinlichkeit für Bartsch' Rekonstruktionsversuche existiert; daß die Theorie nicht wohlbegründet ist, haben wir zu zeigen versucht, für „festgestellt" hält sie vielleicht nicht einmal der Autor!

Bartsch hat im ersten Kapitel seiner „Untersuchungen" und in dem über die Klage, für welche er eine ganz analoge Entstehung nachzuweisen versucht, zahlreiche Proben von Rekonstruktionen seines Originaltextes gegeben, indem er (Unt. S. 384 Ausg. I. XXIX) „die gemeinsame Vorlage der beiden Bearbeitungen zu gewinnen als das höchste Ziel der Kritik" bezeichnet. Das sind nun Stilübungen, gegen die, als ein reines Privatvergnügen des Autors, man höchstens im Interesse des guten Geschmackes, nicht aber in dem der Wissenschaft protestieren konnte, da er ausdrücklich sagt (S. 49. 332), daß es nicht darauf ankomme, „ob die versuchte Herstellung überall das Richtige trifft", sondern daß es genüge zu zeigen, „daß C und ABDI unabhängig voneinander einen älteren Text umdichteten". So 1865. In seiner Ausgabe der Not 1870 aber

Digitized by Google

wird S. V. bereits erklärt, daß von den Lesarten des Originals, die er unter dem Texte beibringt, „eine ziemliche Anzahl unzweifelhaft“ sei, „nämlich diejenigen, in welchen der metrische Gebrauch der Bearbeiter von dem des Originals abwich oder ihnen nicht geläufige Sprachformen von beiden, aber auf verschiedene Weise beseitigt wurden“. In der Ausgabe der Klage 1875 aber heißt es nun kurzweg S. XXII, daß die Lesart der gemeinsamen Vorlage angeführt sei, „soweit dieselbe erkennbar oder nicht schon in einem der Texte (I und II) enthalten ist“. Hier werden also diese, ich wiederhole es, ganz und gar willkürlichen Kombinationen mit der Zumutung vorgeführt, sie als wirklich entdeckten und kritisch sicheren Text aufzunehmen. Es ist daher nötig, daß wir uns mit diesem Originalragout einigermaßen vertraut machen. Einige wenige Proben werden vollauf genügen.

Strophe 368. A 1. *Sîvrit dô balde ein schalten gewan,*
2. *von stade er schieben vaste began.*
3. *Gunther der küene ein ruoder selbe nam.*
4. *dô huoben sich von lande die snellen rîter lobesam*
B 1 = A 2. *von stade begunde schieben der kreftige man.*
3. *Gunther der küene selbe ein ruoder nam.* 4 = A.
C. *Der künic von Niderlanden ein schalten genam,*
von stade begunde schieben der helt vil lobesam.
Gunther der küene selbe ein ruoder truoc.
si huoben sich von lande unt wâren vrœlich genuoc.

Deutlich ist hier die fortschreitende Korruption des echten, in A erhaltenen Textes erkennbar; die Malerei durch fehlende Senkung (s. o. S. 167) verstehen die Bearbeiter nicht mehr; darum ändert B die zweite, C die dritte Langzeile, indem es gleichzeitig (wegen des dem jüngeren Überarbeiter überaus zusagenden Epithetons *lobesam*) das Reimpaar der zweiten Strophenhälfte für die erste beibehält; in A findet sich *lobesam* gerade im IV. und XIV. Liede. Die Sache hat also gar keine Schwierigkeit: der altertümliche Ton und die mangelnde Senkung veranlaßten die Überarbeitung; aber folgenden Originaltext konstruiert Bartsch (mit Vernachlässigung von A, in dem jede fehlende Senkung

Digitized by Google

als Flüchtigkeit erklärt wird, während er für C die Tendenz der Ausfüllung selbst nachzuweisen trachtet) Unt. S. 13. 31.

Bartsch. *Sîvrit do balde ein scalten genam,* = C. Ausgabe S. 60 *eine scalten nam*
von stade begunde scieben der kreftige man. = B.
Gunther der küene ein ruoder selbe truoc = C. (Ausg. *selbe ein ruoder huop)*
si huoben sich von lande und hêten vrœlîchen muot.
oder (sic) *die ritter küene unde guot.*

Wo also die Texte keine Assonanz ergeben, hält sich Bartsch dessenungeachtet für berechtigt, eine solche herzustellen, und bietet noch die Wahl zwischen zwei verschiedenen Erzeugnissen seiner kritischen Phantasie. Das eine Beispiel würde genügen, um jedermann, der nur die Elemente philologischer Kritik kennen gelernt hat, gründlichen Ekel vor diesem Umspringen mit der Überlieferung beizubringen. Aber weiter! Bei Strophe 631 genügt die Angabe der Rekonstruktion, um nur zu sehen, wie sich Bartsch sein Original dachte:

Bartsch Ausg. S. 110. *Er understuont ir vrâge der si muot hâte,*
unde hal siz lange daz er ir brâhte,
unz er ir dâ heime daz kleinœte gap:
dâ von er tôt selbe unt vil der recken gelac.

Das Reimschema dieser Strophe in B ist *dâht : brâht, gie : lie;* in C *muot : guot, gap : grap,* und daraus braut Bartsch dieses Original; es ist auch in diesem Falle ganz klar, warum C änderte: um den fatalistischen Gedanken, den AB enthielt, zu tilgen; bei Bartsch wird dem Original zugleich eine Anspielung auf den tragischen Ausgang aufgemutzt, wie sie, wie wir sehen werden, erst Interpolatoren und Bearbeiter, freilich mit Vorliebe, in das Epos hereinbringen.

Nach Siegfrieds Tode trauert Kriemhilt 13 Jahre, 1082, 3 (s. o. S. 227 den Grund der Änderung in C),

B. *daz si des recken tôdes vergezzen kunde niht.*
si was im getriuwe: des ir diu meiste menige giht.

Digitized by Google

C. *mit klage nie vergaz.*
si was triuwen stæte und tet vil willecliche daz.
Bartsch Ausg. S. 185. *daz si des recken tôdes vergezzen kunde niet.*
si was triuwe stæte, als uns daz mære beschiet.

Hierbei ist zu verweilen: was ist *daz mære?* nirgends in A und B steht eine Quellenberufung (1, 1 Plural), wie sie in der Klage begegnen, nur in C 334, 12, was auch nicht als solche angesehen werden kann, *als uns diu âventiure giht;* woher nun hier *daz mære?* soll da eine noch ältere Bearbeitung erwiesen werden? Jedenfalls gibt die durch gar nichts in den Texten begründete Einschmuggelung dieser Quellenberufung zu denken, und es mag gut sein, darauf aufmerksam zu machen, sonst könnte wieder irgend ein Tübinger Preiszögling kommen und von den Quellen des „Originals" handeln, die sich als Resultat „einer wohlbegründeten und durch die schärfsten Untersuchungen festgestellten" Beweisführung ergeben. Hier sieht man nun, wie fest der Grund ist, auf dem diese Rekonstruktionen und die ganze Theorie ruhen: es ist eben die reine Willkür, die sich mit dem Mantel einer überaus schleißigen metrischen Kritik vergeblich zu schmücken bemüht.

Handelte es sich nicht um so ganz ernste und wichtige Dinge, so wären jene Stellen geeignet, ungemessene Heiterkeit zu erregen, wo sich Bartsch' Rekonstruktionsversuche in seiner Ausgabe der Klage mit denen Edzardis begegnen, der sich zu Bartsch' Originale bekennt und in seiner Ausgabe gleichzeitig und selbständig und in noch umfassenderer Weise solche Experimente vom gleichen Standpunkte aus und nach der gleichen „Methode" gemacht hat. Ich führe Beispiele an, damit es jedermann klar werde, daß man es nicht, wie behauptet wird, mit sicherer Kritik und methodischer Forschung zu tun habe, sondern mit einem ganz unsicheren, fast knabenhaften Tappen im Ungewissen, der zur Lehre erhobenen Willkür. Ich führe mit Edzardis Versziffer zuerst die abweichenden Texte B und C und darunter die rekonstruierte Doppeloriginalform an:

Digitized by Google

608. *daz beidiu wîp unde man*
gelouben wil der mære,

B	C
daz sî der helle swære	*daz si zer helle wære*
habe von solchen schulden,	*von der vil grôzen schulde:*
daz sî gein gotes hulden	*sî hêt wider gotes hulde*
geworben habe sô verre.	*geworben alsô verre.*
Bartsch S. 30.	Edzardi S. 112.
gelouben wil der mære,	
daz si zer helle zwâre	*daz sî der helle swære*
sî von der grôzen schulde	*habe von solchen schulden.*
daz sie wider gotes hulden	*daz si wider (gein?) gotes hulde*
	geworben hêt sô verre.

Man sieht, das „Original" ist doch nicht ganz deutlich „erkennbar".

B	C
677. *daz hûs lac gevallen*	*daz hûs was verbrunnen gar*
ob den recken allen.	*ob der vil hêrlîchen schar.*
Bartsch S. 33.	Edzardi S. 115.
daz hûs was verbrunnen	*daz hûs was verbrunnen*
ob den küenen mannen.	*ob den recken dar inne* (oder *allen?*).

Etzels Klage lautet (Lachmann 643 f., Edzardi 1479 f.) bei

Bartsch S. 69.	Edzardi S. 141.
nu heizet balde Hagenen	*nu heizet balde Hagenen*
zuo den andern degenen	*tragen ûz dem gademe*
und zuo Gunther tragen hin.	*zuo Gunthêre dem swâger mîn:*
daz müeze gote geklaget sîn	*owê deich inder lebendec bin.*
und möhte in erbarmen.	

Was gewiß Anerkennung verdient, ist die Phantasie der beiden Herausgeber; aber daß es mit der Sicherheit der Kritik nicht allzu richtig bestellt ist, wird wohl selbst dem Befangensten klar.

2547. *(her Dietrîch unt Hildebrant)*
sie hiezen sarken sâ zehant

B	C
die drî künege rîche.	*die künege von Burgonden lant.*
got lône Ditrîche, . . .	*sælec sî der wîgant, . . .*
Bartsch S. 118.	Edzardi S. 174.
die drie künige hêre .	*di drî edelen kunege .*
got lône dem hêrren, . . .	*got lône dem helede, . . .*

Digitized by Google

Endlich noch eine Prachtstelle, wo sich die beiden Rekonstruktoren an Kühnheit gegenseitig überbieten:

3960. *von dem herren Dietrîche*

B	C
ist iu ouch dienest her bekomen	*ist iu ouch dienest enboten her*
wir haben daz vil wol vernomen.	*unt heizet iu sagen, daz er*
daz in allez iwer leit	*mit rehten triwen iwer leit*
ist sorge unde ouch arbeit.	*mit iu vil innecliche kleit.*
Bartsch S. 187.	Edzardi S. 221.
ist iu ouch dienest her enboten.	*ist iu ouch dienest her gesant,*
wir haben daz vil wol vernomen	*unt heizet sagen der degen balt*
daz in allez iuwer leit	*daz im allez iwer leit usw.* = C (soll
vil nâhen in ir herze greif.	heißen = B).

Diese Stellen dürften ausreichen, um Bartsch' Ansichten, sein Verfahren und seine Methode zu kennzeichnen und zu charakterisieren. Indem diese Versuche einer Rekonstruktion eines Originals, von dem nicht erwiesen ist, ob es überhaupt existiert hat, als Lesarten unter den Text der Ausgaben gestellt sind und als etwas Unzweifelhaftes und Unanfechtbares, die Methode aber als erprobt und sicher hingestellt werden, ist unserer Wissenschaft ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Schaden geschehen. Durch die unglaubliche Leichtfertigkeit und Anmaßlichkeit dieses Verfahrens ist die deutsche Philologie vor allen anderen verwandten Fächern, die wie sie selbst auf historischer und methodischer Kritik beruhen, heillos kompromittiert. Jede Unsicherheit in der Methode, jedes Bauen auf unsicherem Grunde und das Spiel mit leeren Möglichkeiten, das seine Hypothesen für Errungenschaften ausgibt, gefährdet die Wissenschaft. Dem Aufschwung, den die Germanistik, von den würdigsten Meistern geleitet, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, konnte kein entsprechender Fortschritt folgen, weil die Anwendung der historischen Kritik, wie sie von den Besten versucht und gelehrt wird, verachtet und ignoriert ward von einer Schule, die, lüstern, mit originellen Leistungen zu prunken, der Wahrheit, die das höchste Ziel aller Forschung sein muß, durch ihre Attentate auf die

Digitized by Google

Überlieferung in das Gesicht schlägt. Es wird der Feder schwer, das richtige Wort für diese Art der Kritik zu unterdrücken, übrigens liegt es so nahe, daß es sich jeder selbst denken mag, der sich auch nach dem wenigen, was hier geboten wird, das richtige Urteil gebildet hat. Nur das sei noch bemerkt, daß es ein viel zu mildes und für die Verleugnung der elementaren Grundsätze aller philologischen Kritik nicht genügend kennzeichnendes Wort ist, wenn Zarncke in weit getriebenem Euphemismus Bartsch' „Untersuchungen" „allzukühne Konjekturalkritik" vorwirft (Ausg. S. XLIX). Unbegreiflich bleibt es nur, wie man es wagen kann, derartige Kombinationen ohne allen Beweis, ja ohne stichhaltigen Grund der Vermutung, als sichere Lehre vorzutragen; und die Folge davon, daß man glaubt, ungestraft die Grundsätze der Forschung ignorieren zu dürfen, ist jene unglaubliche Begriffsverwirrung unter den mit geringerem Wissen ausgestatteten Schülern, von der unten noch Proben vorgelegt werden sollen. Daß sich aber derlei überhaupt breit machen darf auf dem Katheder, das gehört zum Kapitel von der deutschen Geduld!

Und so wie um diesen Text und dieses Original steht es auch um seinen Dichter, den vielberufenen Kürenberger.

Holtzmann, der an der strophischen Form des Nibelungenliedes Anstoß nahm, dieselbe unschön und unpassend fand, war es, der zuerst aussprach, wenn man ihm um die Zeit, auf welche unsere Nibelungentexte hinwiesen, d. h. um 1200 einen Dichter zeige, der die gleiche Strophe anwende, so würde er diesen für den Verfasser des Nibelungenliedes in unserer Form (nach seinen Deduktionen für den Überarbeiter des Epos von Konrad) halten. Er kenne aber nur einen Dichter, der sich dieser Form bediente, den Kürenberger, der aber entschieden älter sei (Unt. S. 185). Für Unkundige will ich nämlich hier ein für allemal bemerken, daß zwischen der Sprache des Kürenbergers und der Nibelungenot ein Unterschied waltet im Sprachgebrauche wenig geringer, in den Formen größer als etwa zwischen Fischart und Goethe.

Digitized by Google

Pfeiffer nun in seinem eingangs erwähnten Vortrage knüpfte an diese Bemerkung Holtzmanns an, der nach seiner Ansicht der Wahrheit schon ganz nahe gekommen wäre, denn der Verfasser des Nibelungenliedes sei in der Tat Kürenberger, allerdings nicht des uns erhaltenen Textes, sondern eines älteren Originals, das wir nur in Bearbeitungen besitzen. Hinsichtlich des Handschriftenverhältnisses stand Pfeiffer auf Holtzmanns Standpunkt. Für seine Hypothese machte er die Strophe geltend. Von den zwei Strophenformen, die unter dem Namen des Kürenbergers in den Handschriften stehen, ist nämlich die eine wirklich die Nibelungenstrophe, nach dem bekannten Schema: vier Langzeilen, der erste Halbvers viermal gehoben mit stumpfer oder dreimal mit klingender Zäsur (´ ´ ´ ´ = ´ ´ ´ ⏑), die zweite Halbzeile dreimal gehoben mit paarweise stumpfem Reime, der letzte Halbvers um eine Hebung verlängert:

´ ´ ´ ´ ´ ´ ´ a
´ ´ ´ ´ ´ ´ ´ a
´ ´ ´ ´ ´ ´ ´ b
´ ´ ´ ´ ´ ´ ´ ´ b

Von dieser Strophe nun behauptet Pfeiffer, daß sie Lachmann (Anm. S. 5) mit Unrecht für eine Volksweise erklärt habe, in der epische Lieder umliefen, sie sei vielmehr, wie in einer derselben ausdrücklich bezeugt sei, Kürenbergs Erfindung. Da nun in der Lyrik und ebenso in der Epik bis 1250 die Verwendung fremder Strophenformen nicht gestattet gewesen sei, so folge daraus, daß das in Kürenbergs Weise abgefaßte Nibelungenlied auch von diesem Verfasser herrühre, ebenso der in derselben Strophe abgefaßte Alphart, ein kleines Epos aus dem Kreise der Dietrichssage, wenn dasselbe (was heute niemand mehr bestreitet) wirklich in seiner ältesten Gestalt den Nibelungen gleichaltrig sein sollte.[1] Dafür sprächen auch angeblich

[1] Übrigens ist auch der „Hildebrandston“ nur eine Nibelungenstrophe, aber mit drei Hebungen im achten Halbverse, der Rolandston eine ebensolche mit durchgereimten Zäsuren.

Digitized by Google

unverhältnismäßig zahlreiche Übereinstimmungen im Sprachgebrauche der Kürenbergstrophen mit den beiden Epen. Was die Zeit des Kürenbergers betrifft, so meint er, derselbe sei früher zu setzen, als Lachmann mit dem ungefähren Jahre 1170 annahm (was immerhin möglich ist), und hält für unseren Dichter den in einer Urkunde Bischof Reginmars von Passau (1121—1138) als Zeugen vorkommenden Magenes von Kürenberg. Dagegen hat Thausing in seinen in der Österr. Wochenschrift 1864 Nr. 2—5 veröffentlichen Nibelungenstudien, in denen er sich eingehend mit dem von Kürnberc beschäftigt und unbedingt auf Pfeiffers Seite tritt, plaidiert für einen zwischen 1140—1147 nachweisbaren Konrad von Kürenberg. Er so wie Bartsch, der sich zwischen den beiden Namen Magenes und Konrad gar nicht entscheidet, sondern nur behauptet, daß die Kürenbergstrophen spätestens um 1150 anzusetzen seien (Unt. S. 355), suchen noch weitere Analogien im Sprachgebrauche beizubringen. Bartsch macht ferner noch Übereinstimmung im Baue der Strophe für die Ansicht geltend. Er tut nämlich dar, daß sich namentlich zwei rhythmische Formen der achten Halbzeile finden, jambisch ⏑ ´ ⏑ ´ ⏑ ´ oder kretisch (⏑) ´ ⏑ ˋ ´ ⏑ ´. Diese Form wende nun Kürenberger mit Vorliebe an. Aber diesem Grunde kann kein Gewicht beigemessen werden, weil die große Anzahl kretischer Versschlüsse, die Bartsch im Nibelungenliede ermittelt, konstruiert sind durch seine eigene neue Metrik, die er der Lachmanns zu weiterer Begründung seiner Theorie entgegenstellt, da dieser seine Ansichten aus A, der nach Bartsch leichtfertigsten und liederlichsten Handschrift, geschöpft habe. Nun ist Lachmanns Metrik vielleicht die bewunderungswürdigste Leistung dieses großen deutschen Philologen; sie beruht auf der Durchforschung des gesamten zu seiner Zeit zugänglichen, damals meistenteils nur handschriftlich vorhandenen Materials, und seine Abhandlung „über althochdeutsche Betonung und Verskunst“ nebst den in den Anmerkungen zum Iwein und

Digitized by Google

den Nibelungen zerstreut niedergelegten Regeln[1] bilden noch die unumstößliche Grundlage unseres gesamten Wissens.[2] Von Lachmanns Gesetzen stellt aber Bartsch die Regel in Abrede, daß jedes eines selbständigen Hochtons fähige Wort im fraglichen Falle als Träger der Hebung hinsichtlich ihres Gewichtes überhaupt nur zu vergleichen ist mit der vorhergehenden, nicht mit der folgenden Silbe; er liest statt Lachmans *wie líebe mit leíde : wîe líebè mit leíde.* Durch diese Behauptung, die nicht bewiesen, ja aus dem Gebrauche der sorgsamsten unter den höfischen Dichtern, die sich nicht erlauben, ein tonloses e über eine des Hochtons fähige Silbe zu erheben, direkt zu widerlegen ist (ZfdA. XVII. 575), gelangt nun Bartsch zu der Beobachtung, daß im achten Halbvers überwiegend die zweite, fast nie die dritte Senkung fehle. Dieselbe Form des Versschlusses findet er nun in den Kürenbergstrophen. Aber da sein Gesetz fraglich ist, ist es auch die ganze Erscheinung, denn die sonst vorkommenden kretischen Versschlüsse haben ihren Grund, wie Zarncke, Ausg. S. LII, sehr hübsch dargestellt hat, im epischen Wortbrauche und reduzieren sich auf drei Fälle: 1. Die Doppelhebung ruht auf einem Eigennamen oder 2. auf einem mehrsilbigen Worte, oder 3. das letzte Wort hat eine tonlose Vorsilbe, also Verse von folgender Form

1) dâ' er Sî'vrìden vánt.
2) dô gie er vróelî chen dán.
3) ez wárt in schierè geságet.

[1] Eine treffliche zusammenfassende Darstellung der mittelhochdeutschen Metrik nach Lachmann liegt vor von O. Schaden. Grundzüge der altdeutschen Metrik. Weimarer Jahrb. I. 1—57.

[2] Zacher, ZfdPh. VII. 203: „Aus der gesamten ahd. und mhd. Poesie hat Lachmann durch sorgsamste kritische Beobachtung und Prüfung seine Metrik gezogen, die nichts weiter ist als eine geordnete Zusammenstellung der in den Texten aufgefundenen und kritisch gesicherten und gesichteten Tatsachen." Selbst Zarncke, Ausg. S. XCVIII, der Lachmann überscharf und manche seiner Annahmen gewagt nennt, gesteht die seltene Beharrlichkeit und den großen Scharfsinn der Lachmannschen Untersuchung zu und betont, daß „die Grundprinzipien, die er gefunden, nicht wieder umgestoßen werden können".

Digitized by Google

Dagegen ist *der rî'ter dienest níht leít* (1246) oder *in triúwen râ'te ich íu dáz* (1575) nicht kretisch, sondern wie hier angegeben zu skandieren. Dieses Argument ist also hinfällig, denn teils sind die metrischen Analogien nicht in dem von Bartsch behaupteten Ausmaße vorhanden, soweit sie sich aber wirklich finden, erklären sie sich aus der Wesenheit der Sprache.

Aber auch gegen alle die anderen von Pfeiffer und Bartsch vorgebrachten Gründe ist nachdrücklich Einsprache erhoben worden und der Nachweis geführt, daß nicht eines von ihren Argumenten stichhaltig ist. Zuerst von Zupitza in einem Programme (Oppeln 1868, s. d. Literaturverzeichnis), dann von Scherer, ZfdA. XVII. 561—581. XVIII. 150—153, Schönbach, ZfdöG. XXV. 352—358 und in der kleinen glänzenden, zum Teile abschließenden Schrift von K. Vollmöller, Kürenberg und die Nibelungen (Stuttgart 1874), die, obwohl sie den entgegengesetzten Standpunkt vertritt, merkwürdigerweise bei derselben Tübinger Preiskonkurrenz wie Fischers Forschungen gekrönt wurde und der K. Simrock eine Ausgabe der 15 (übrigens im MSF. enthaltenen) Kürenbergstrophen beigefügt hat. Zupitza hob hervor, daß die Strophe, auf welche hin man die übrigen dem Kürenberger zuschreibe, nicht von dem darin genannten Ritter sein könne, weil sie sonst einen Verstoß gegen die höfische Sitte, eine *unzuht* involviere; sie lautet MSF. 8, 1—8:

'Ich stuont mir nehtint spâte an einer zinnen:
dâ hôrt ich einen ritter vil wol singen
in Kürenberges wîse al ûz der menigîn.
er muoz mir diu lant rûmen, ald ich geniete mich sîn!'

Eine Frau ist es, die spricht; sie hört ihren Ritter singen, aus der ganzen Menge kennt sie ihn heraus, ist es doch des (oder die) Kürenbergs Weise; und vor sich selbst bangt ihr, sie, die Gattin offenbar eines anderen, sie könnte sich von ihrem Gefühle hinreißen lassen, doch sie ist stolz und mächtig: er muß ihr diese Lande räumen (man beachte

Digitized by Google

den logischen Akzent *diu lant),*[1] sonst kann sie nicht für sich bürgen, sonst muß sie sein genießen. Die Strophe (mit der folgenden Ausfahrt des Ritters *nû bring mir harte balde mîn ros, mîn îsengwant,* eine der schönsten der mittelalterlichen Lyrik) schildert offenbar eine vornehme Liebesszene. Da es nun nach der Natur dieser mehr als zarten höfischen Verhältnisse verpönt war, den Namen des oder der Geliebten zu nennen, so wäre in dieser überaus vorsichtig behandelten Situation der Name Kürenberg im Munde der Frau ein rügenswerter Verstoß gegen die Zucht; der Name, argumentiert Zupitza, kann demnach nicht der des Sängers und Dichters, des Geliebten sein, sondern der Ritter, von dem die Dame spricht, ist ein uns Unbekannter, der sich einer bekannten, gang und gäben Weise bedient. Daraus würde nun folgen, daß die Strophe gar nicht vom Kürenberger ist, sondern daß in den Handschriften, wie wohl auch sonst, der Autorname eben nur aus dieser Stelle gefolgert sei. Dem ist Vollmöller beigetreten S. 37 f.: die Weise sei überhaupt nur die der Strophe unterlegte Melodie und nirgends bewiesen, daß auch die Strophe vom Kürenberger sei; das Gebot der Frau aber beweise, daß sie eine Landesfürstin sei, und diese hätte sich und ihren Ritter durch Nennung des Namens kompromittiert. Ebenso sagt Scherer, ZfdA. XVII. 568. 572, der übrigens dartut, daß der Ausdruck *wîse,* als technischer von Notker bis zu den Meistersingern gebraucht, unwiderlegbar auf die Strophe bezogen werden müsse, daß die Wendung des 3. Verses gar nicht beweise, daß der Kürenberger singe, denn wenn heute jemand sage „ich höre singen, z. B. in der Nägelischen Melodie", so denke er nicht, daß er den Nägeli singen höre, sondern das gerade Gegenteil, daß ein dritter sich der bekannten Melodie bediene. Ich habe dieses Argument vorangestellt,

* [1] Es muß hervorgehoben werden, daß die heutige mundartliche Aussprache, wie ich gerne einmal nachweisen möchte, für das Metrum schon im XIII. Jahrhundert in Betracht zu ziehen ist; *diu lant* wäre also zu lesen *d'lánt,* das *diu* muß nicht hochtonig sein, wie Muth meint.

Digitized by Google

weil ich in diesem Punkte denen, deren Meinung ich sonst zustimme, nicht beitreten kann. Mir scheint hier Bartsch, Germ. XIII. 243 völlig im Rechte, wenn er die Ansicht, daß der Kürenberger der Singende ist, als „die einzig natürliche Auffassung der Stelle" erklärt; eine *unzuht* wäre nur vorhanden, wenn der Ritter den Namen der Frau nennen würde oder wenn die Frau wirklich sprechend ihn, den Kürenberger, anführte; aber die Frau führt ja nicht ein Gespräch, ihr Ritter legt ihr die Worte nur in den Mund und überdies nicht zu andern gesprochen, sondern als Monolog oder als ihm allein geltender Befehl, der ihm auch zugeht, was nicht gesagt ist, aber aus der gleichfalls in die Form direkter Rede gekleideten Ausführung sich ergibt,[1] und die Nennung des Namens sich selbst oder dem Genannten gegenüber kann unmöglich ein Verstoß gegen die Sitte sein. Zudem scheint mir dieser Grund mit einer anderen von Scherer S. 571 dargelegten Tatsache unvereinbar. Es ist hier von *Kürenberges wîse* als einer ganz bestimmten die Rede, es gab also nur die eine; unter Kürenbergs Namen sind uns aber zwei Strophenformen überliefert, folglich ist die andere nicht von ihm; gerade diese MSF. 7, 1—18 reiht sich in der Handschrift unmittelbar an den Autornamen, was sonst größte Gewähr der Echtheit ist; also ist der Autorname falsch und somit der ganze Kürenberger als Dichter problematisch. Dieser

[1] Ich gestehe, daß meine Auffassung der Stelle noch weiter geht. In der folgenden Strophe heißt der Ritter ihn wappnen; natürlich den es angeht, also seinen Knappen, weil er einer Frau die Lande räumen müsse. Daß er den Befehl erhalten habe, ist nirgends gesagt, denn unsere Strophe ist direkte Rede, in der der Ritter nicht als angeredete, sondern als besprochene Person erscheint. Man faßt sie gewöhnlich als Monolog auf: dann ergibt sich aber die Frage, wie der Ritter zur Kenntnis des Befehls gelangt und warum die Frau sich episch den Vorgang erzählt: *ich stuont* u. s. f. mit der ganzen wundervollen Entwicklung des Bildes. Ich glaube also, diese Worte der Frau sind am Morgen nach einem Feste an eine dritte Person gerichtet, welche den Befehl an den Ritter zu überbringen hat, eine Vertraute etwa, Liebesboten waren ja etwas Gewöhnliches, der eben deshalb der Name nicht verborgen bleiben kann: daß der Auftrag in heftigem innerem Kampfe gegeben wird, beweisen der Ton des Ganzen und die Schlußworte, die allerdings mehr auffordern als verweisen. Hierdurch stellt sich die logische Symmetrie mit der folgenden Strophe her.

Digitized by Google

Schluß ist nur insofern zulässig und zutreffend, als er auf der Voraussetzung beruht, daß die fragliche Strophe wirklich dem darin genannten Kürenberger gehört, denn wäre sie von einem anderen Dichter, etwa von der Frau selbst, so wäre ja damit nicht gesagt, daß diese Strophe die Kürenbergweise ist, sondern das könnte dann immerhin eine andere, etwa die vorhergehende 7, 1—18 sein, und der Schreiber hätte dann nur insofern gefehlt, als er dem Kürenberger auch die zweite Weise zuschrieb; doch bleibt dagegen zu beachten, daß nun die folgenden Strophen des Ritters die von der Frau angeschlagene Weise beibehalten. Man kommt also hier in einen Zirkel, wie immer, wenn man zuviel beweisen will, und gibt nur dem Gegner willkommene Gelegenheit zur Widerlegung. Im Gegenteile wird man gut tun, glaube ich, den Gegnern zwei Zugeständnisse zu machen, weil sie wenigstens die Wahrscheinlichkeit für sich haben: 1. die Nibelungenstrophe ist wirklich die zweite Kürenbergweise (so auch Scherer gegen Vollmöller), 2. die unter seinem Namen überlieferten Strophen in dieser zweiten Weise rühren wirklich vom Kürenberger, einem österreichischen Ritter aus dem zweiten Drittel des XII. Jahrhunderts, her. Es läßt sich trotz dieses Zugeständnisses mit absoluter Sicherheit feststellen, daß der Kürenberger der Dichter des Nibelungenliedes nicht sein kann. Bartsch hat späterhin, Germ. XIX. 354, für die Autorschaft des Kürenbergers folgende Wahrscheinlichkeitsgründe geltend gemacht:

1. Der Kürenberger ist ein Lyriker aus Österreich; der Dichter des Nibelungenliedes ist ein Epiker, der sich mit Österreich genau vertraut zeigt.
2. Beide sind gleichzeitig.
3. Beide bedienen sich der gleichen Strophe.
4. Beide stimmen in metrischen Eigentümlichkeiten überein.
5. Beide berühren sich in eigentümlichen Ausdrücken.

Diese Gründe sind samt und sonders hinfällig. Der erste ist es an sich; denn weil das Nibelungenlied auf

Digitized by Google

österreichischem Boden spielt und das unverkennbare Gepräge österreichischer Entstehung trägt, ist es durchaus nicht gestattet, dem nächstbesten Dichter, der auch ein Österreicher ist, die Autorschaft zuzuschreiben. Was die Gleichzeitigkeit betrifft, so besteht sie einfach nicht; dieser Grund ist schlechtweg unwahr und beruht nur auf Bartsch' Voraussetzung und Rekonstruktion eines über die Mitte des Jahrhunderts zurückgehenden Originals, über das oben gehandelt ist und das wir als unerweislich und nur in der Phantasie des genannten Gelehrten vorhanden erkannt haben: in Wirklichkeit ist der Kürenberg um 50 Jahre älter als das Nibelungenlied.[1]

Aber beide bedienen sich derselben Strophe — das ist, wie wir gesehen haben, wahr; aber ist es irgendwie beweisend? Pfeiffer allerdings behauptete, daß die Entlehnung einer Strophe eines anderen Dichters nicht gestattet war, aber seitdem haben die gründlichsten und umfassendsten Forschungen und Erhebungen die Unrichtigkeit dieser früher ziemlich allgemein herrschenden Anschauung dargetan (Scherer, ZfdA. XVII. 564, erschöpfend Vollmöller S. 9); außer den Nibelungen sind der gleichzeitige Alphart, die Rosengärten, Ortnit (1225/6), Wolfdietrich A (vor 1231) in derselben Strophe verfaßt. Bartsch hat auch a. a. O. gestanden, daß „das Eigentumsrecht an eine Strophe im XII. Jahrhundert nicht erwiesen werden kann"; damit ist aber das einzige Argument entfallen, das überhaupt Gegenstand einer Erörterung sein könnte, denn die beiden ersten Gründe sind an sich unhaltbar, die beiden letzten aber sachlich unrichtig. Denn Kürenberg und die Nibelunge stimmen, wie wir gesehen haben, in metrischen Eigentümlichkeiten nicht weiter überein, als durch den Gebrauch der identischen Strophe und das Wesen der Sprache bedingt ist. Was aber die in der Tat zahlreichen Wendungen und Ausdrücke betrifft, die sich

[1] Das hat der besonnenste Anhänger Bartsch', Paul, Nibfr. S. 20 f. auch ausdrücklich erkannt: Darstellungs- und Empfindungsweise, Reim und Ausdruck verbieten, das Gedicht vor 1190 anzusetzen.

Digitized by Google

beim Kürenberger wie in den Nibelungen gemeinsam finden, so ist, und hierin ist Vollmöllers Buch abschließend, nachgewiesen, daß alle diese Phrasen nichts Eigentümliches haben, sondern sich bei vielen anderen Dichtern dieser Periode an Dutzenden von Stellen wiederfinden. Nach Vollmöllers Zusammenstellung[1] kann von einer speziellen Übereinstimmung zwischen Kürenberg und den Nibelungen nicht mehr die Rede sein.[2] Wenn aber zu guter Letzt noch eingewendet wird, nicht die Übereinstimmung im einzelnen, sondern die Anzahl der Analogien gäben den Ausschlag, so gibt auch hierauf Vollmöller S. 32 die richtige Antwort: „Die Anfänge der Lyrik werden von dem epischen Volksgesange noch stark beeinflußt", was ja auch Bartsch sagt Unt. S. 353: „Die Lyrik ist aus der Epik erwachsen und trägt daher ebenso wie im Inhalt auch in der Form die Spuren ihrer Entstehung an sich."

[1] Namentlich Thausings Argumenten hat Vollmöller die Beachtung geschenkt, die sie wirklich verdienen, aber dieselben auch gründlich widerlegt: so das Bild vom Falken, die Antithese *liep unde leit,* für die über 30 Belege aus anderen Dichtern angeführt werden S. 16—30.

[2] Spezielle Beachtung verdient noch die Übereinstimmung zwischen Nibelungen, Kürenberger und Alphart. Bartsch hebt Unt. S. 362 insbesondere hervor, daß Alphart 404, 4 = N. 2027, 4:

Alph. *vriuntschaft unde suone sol iu gar versaget sîn*
Nib. *vride unde . . . .*

Aber die Stelle ist aus der Fortsetzung des Alphart, und diese bietet noch belangreichere Ähnlichkeiten, über die ich ZfdPh. VIII. 205 f. handle, so A. 395, 1 = N. 389, 1. A. 355, 3 = N. 428, 1. A. 324, 4 = N. 1466, 1. 370, 3 = N. 74, 3. 418, 2—4. 1472, 4. Diese zahlreichen Ähnlichkeiten in einem sonst späteres Gepräge tragenden Abschnitte lassen keinen Zweifel, daß wir es hier mit absichtlicher Nachahmung zu tun haben. An der letztzitierten Stelle A. 370, 3:

ein scharphes swert swære lanc unde breit,
daz ze beiden sîten gar krefticlîchen sneit.

Die Stelle in Nib. ABD lautet (74, 4. 418, 4. 1472, 4):

der ze sînen (beiden) ecken harte vreislîchen sneit.

beiden nur 1472, 4. Dieses ist also die nachgeahmte Stelle, an welcher d *veintlichen,* a *pitterleich* (Holtzmann, Ausg. S. 207. Zarncke, Ausg. S. 397; **in Bartsch, Lesarten S. 188 steht es nicht)** hat; keine dieser beiden Lesarten hätte der Fortsetzer des Alphart zu tilgen gebraucht, wohl aber konnte ihm, wie a und d *vreislîch* anstößig sein: somit kannte der Fortsetzer des Alphart den Nibelungentext A oder B.

Digitized by Google

Aber es ist danach auch nichts weniger als unerklärlich, wie der Kürenberger als ältester Lyriker dazu kam, diese Strophe zu bauen oder zu benützen. Hierfür überaus belehrend und durchaus nicht ohne Belang, wie H. Fischer, Forschungen S. 267 bemerkt, weil sie es erklärt, wie man dazu kommen konnte, sich der Strophe rasch auf den verschiedensten Seiten zu bemächtigen, ist die Entwicklungsgeschichte, die Scherer in Form einer höchst dankenswerten Indiskretion aus Müllenhoffs Colleg, ZfdA. XVII. 569 f. gibt. Die Strophe ist aus 4mal gehobenen Reimzeilen entstanden, indem im XII. Jahrhundert die Verlängerung der Schlußzeilen üblich wurde; die der Schlußzeile vorgeschobene, durch die Zäsur getrennte Hälfte ist die Waise, bei klingendem Schlusse mit 3, bei stumpfem mit 4 Hebungen. Der nächste Schritt war, nun allen Reimzeilen eine solche Waise vorzuschieben: damit war im wesentlichen das Schema der Nibelungenstrophe oder Kürenbergweise schon gegeben — als ihr eigentlicher Erfinder muß der gelten, der die ersten drei Reimzeilen um je eine Hebung verkürzte. Hier scheint es mir nun nötig, noch eine Zwischenstufe anzunehmen: die Verkürzung der dritten Reimzeile scheint älter als die der beiden ersten. Simrock, der bekanntlich die Nibelungenstrophe auf den alten alliterierenden Langvers von 8 Hebungen zurückführen wollte, hat sich viele Mühe gegeben nachzuweisen, daß sich der 2. und 4. Halbvers, d. h. die beiden Reimzeilen der ersten Hälfte mit 4 Hebungen lesen lassen. Als das Resultat seiner Bemühungen ist nur der Nachweis der Möglichkeit solcher Lesung in einigen wenigen Fällen zu betrachten, Simr. Nibstr. S. 26 f., die sich aber teils wie 1900, 4. 2116, 1 als dreisilbiger Auftakt erklären oder durch geringfügige Besserung (Apokope oder Synkope) emendieren lassen.[1] Aber immerhin ist es auffällig, daß sich diese Überladung nur in der ersten Strophenhälfte findet. Ich halte dazu, daß die dreisilbigen Reimworte auf - *ene u. ä. (Hagene,*

* [1] Immer wieder kommt man zur rechten Zahl der Hebungen, wenn man namentlich in den Senkungen die Aussprache des Dialektes beizieht.

Digitized by Google

gademe, menege, degene u. s. f.) nur im ersten Reimpaar vorkommen, offenbar weil, da hier das Reimwort bereits zwei Hebungen trägt, sie sich leichter und länger behaupteten, wo mehr Raum für sie war, als nach der Verkürzung des Halbverses, wo sie neben sich selbst nur noch einer einzigen Hebung Raum gestatteten. Man beachte auch, daß sich die Zäsurreime überwiegend in der ersten Strophenhälfte finden, offenbar, weil man Anstand nahm, die letzte Waise zu zerstören. Es erklärt sich auch leicht, warum die Verkürzung der reimenden Halbverse mit der 3. Zeile begann: es sollte dadurch, wie ursprünglich durch die Verlängerung der 4. Zeile der Schluß der Strophe, der Eintritt des Abgesanges markiert werden. Der Fortschritt, den der Kürenberger brachte, mag — hier verliert die Deduktion ihre Sicherheit — der gewesen sein, daß er auch die Reimzeilen des Aufgesanges verkürzte: daraus mochte man die Berechtigung schöpfen, die Weise mit seinem Namen zu nennen. Wichtig aber ist zu sehen, wie auch bei der Bildung der epischen Strophe die Gesetze des musikalischen Vortrages beachtet bleiben; die Scheidung in Auf- und Abgesang ist das gestaltende Prinzip, nach dem die Strophe gebaut wird; das ist festzuhalten, denn wir werden Gelegenheit haben darauf zurückzukommen. Ist aber Kürenberg, also ein Mann aus ritterlichem Stande, Erfinder dieser Strophe mit allen den Beschränkungen, die nach unserem Nachweis hier für den Erfindertitel anzunehmen sind, so ergibt sich die Richtigkeit einer weiteren Bemerkung Scherers a. a. O. S. 579, daß die Fahrenden, indem sie für ihre Lieder zu dieser Strophe griffen, ihre Stoffe hoffähig zu machen suchten. „Die Ritter sind in die Schule der Fahrenden gegangen, denn epische Poesie in gleichen Strophen war nirgends sonst vorhanden, und daher wird es am natürlichsten sein, die ältesten Nibelungenlieder den Fahrenden zuzuschreihen. Dann aber ist die Verwendung der Kürenbergstrophe in denselben ein Sympton des Aufsteigens, der Veredelung der Fahrenden. Die Kürenbergweise muß längere Zeit in dem lyrischen Gebrauche des

Digitized by Google

Adels gestanden haben, ihre Beliebtheit muß entschieden gewesen sein, und die Spielleute bahnten sich mit ihr den Weg in die aristokratischen Kreise.“ Was die hier erwähnten Lieder von den Nibelungen betrifft, so will ich bemerken, daß die Sätze Scherers auch ohne Bezug auf die schwebenden Fragen Bestand und Gültigkeit hätten, denn „daß es in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts in Österreich Volkslieder aus dem Kreise der burgundischen Sage gegeben hat“, ist durch gleichzeitige äußere Zeugnisse beglaubigt, und Bartsch, Unt. S. 374, gibt es mit diesen Worten ausdrücklich zu — Lachmanns Schule beweist eben das Vorkommen solcher Lieder auch noch am Ausgange des Jahrhunderts —, nur leugnet Bartsch, daß bewiesen sei, daß diese epischen Volkslieder in der Nibelungenstrophe abgefaßt gewesen wären: nichts aber ist natürlicher und berechtigter als die Annahme, daß die Lieder von den Nibelungen dasselbe Versmaß hatten wie das Epos von den Nibelungen, nachdem die Sangbarkeit der Strophe und ihre Entwicklung nach musikalischen Grundsätzen außer allem Zweifel steht.

Somit ist die Übereinstimmung der Strophenform beim Kürenberger und in der Not genügend erklärt und die Frage damit erledigt. Nicht ein Atom der Berechtigung existiert, den Kürenberger, von dem man nicht weiß, wann er gelebt hat, und dem zuliebe man sich ein Originalepos um 50 Jahre zurückkonstruieren muß, für den Dichter des Nibelungenliedes zu halten.[1] Weil wir denn in der Lage

[1] Bartsch selbst verwahrt sich neuestens sehr ausdrücklich dagegen, daß er die Kürenbergerhypothese je für bewiesen erklärt habe, Germ. XIX. 356 f.; ebenso sagt H. Fischer, Forschungen S. 270, daß sich die Ansicht nicht über „Wahrscheinlichkeit“ erheben lasse. Dennoch hat diese Hypothese schon eine unglaubliche Begriffsverwirrung angerichtet, wie sich durch Belege aus den Schriften ihrer Anhänger dartun läßt. Falscher Patriotismus und jene läppische Vertrauensduselei, der alle kritische Prüfung zuwider ist, haben sie populär gemacht. Daß sie mit lächerlicher Emphase von wissenschaftlichen Taglöhnern an der Mittelschule nur zu häufig gelehrt wird, halte ich für das größte Unglück. Für die nun schon zweimal von mir der Schule Bartsch' imputierte Begriffsverwirrung folgende Zeugnisse:

Herm. Sander, Der Streit über das NL. S. 18: „Der Dichter ist noch nicht mit völliger Gewißheit ermittelt. Sollte es einer der uns bekannten mhd. Dichter sein, so stimme ich aus voller Überzeugung

Digitized by Google

waren, positive und entscheidende Gründe gegen die Autorschaft des Kürenbergers vorzubringen, mögen zum Schlusse auch zwei negative und an sich nichts entscheidende, unter den obwaltenden Umständen aber immerhin beherzigenswerte, von Vollmöller mit Recht „alt" genannte Gründe angeführt werden: die höfischen Dichter nennen ihren Namen am Eingange oder am Schlusse des Gedichtes; wer kennt nicht Hartmanns *ein ritter sô gelêret was* u. s. f.? und doch soll das Nibelungenlied nach Hermann Fischer (S. 221) ein höfisches Epos sein?! Meister Gottfried von Straßburg hat uns in einer bekannten Stelle seines Tristan die berühmten Zeitgenossen und die Meister der jüngsten Vergangenheit genannt, deren Namen er aber nicht nennt, die hat er so deutlich gekennzeichnet, daß an ihrer Persönlichkeit kein Zweifel ist, und da preist er mit den Worten: *er impete daz êrste reis in tiutescher zungen* Veldeke als den Vater der höfischen Epik. Und einem Gottfried sollte

---

mit Pfeiffer für den Kürenberger" — sollte es einer sein, so aus voller Überzeugung! man kann die Vorsicht wohl nicht weiter treiben; es erinnert das an einen anderen Partisan Georg Mezger, der in einem Vortrage über das NL. zu Memmingen 1865 erklärt, er sei eigentlich auch für den Kürenberger, aber doch nicht, solange ein Mann wie Wilhelm Wackernagel an Lachmanns Ansichten festhalte! A. H. Schults, Nibelungenfrage S. 27, kann zu keiner festen Meinung kommen: „Am besten erklären sich alle jene Bedenken, welche sich bei der Vergleichung der Hss. herausstellen, wenn man sich die Sache ähnlich vorstellt, wie Bartsch es tut." Ähnlich, aber doch nicht gerade so; wir haben kein Verlangen, daß diese „Ähnlichkeit" weiter ausgeführt werde. Endlich der Triumph der Kritik in Herm. Fischers preisgekrönten „Forschungen" S. 251: „Die Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes sind, wenn Magenes der Verfasser ist, die Jahre 1120—1140; wenn Konrad der Verfasser ist, die Jahre 1140—1150, vielleicht 1160—1170; jene früheste Datierung hat am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich." Da sieht man den szientifischen Katzenjammer von Tübingen und Heidelberg: die Herren lassen mit sich handeln: 1120 oder 1150 oder 1170; daß, wie wir oben gesagt haben, tatsächlich zwischen einem Dichter von 1120 und einem von 1170 ein Unterschied ist wie zwischen Opiz und Uhland, das weiß der künftige Kathederhofrat nicht, der den zitierten Unsinn geschrieben hat. Das aber sind die sicheren Resultate „einer wohlbegründeten und durch die schärfsten Untersuchungen festgestellten Kritik", und wer nicht daran glaubt, der ist „recht Lachmannisch" (a. a. O. S. 264). Ja wohl, das sind wir und wollen wir bleiben, damit es solchen gegenüber, von denen Meister Gottfried gesungen hat: *der mære wildenære, die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent, die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen,* nicht fehle an Kämpen für die Wahrheit!

Digitized by Google

(wenn das Nibelungenlied nach Fischer ein höfisches Epos ist!) der erste höfische Epiker, der Kürenberger, ein Ritter der besten Gesellschaft, der zu seiner Landesfürstin das Auge erheben durfte, unbekannt geblieben sein — ihm und allen seinen Nachahmern und Nachfolgern, die an ähnlichen Stellen alle Namen häufen, die sie nur zusammenraffen können, und während 30 Handschriften uns von der Beliebtheit und Verbreitung des Epos Kunde geben, wäre dieses berühmten Ritters Name verklungen? und 30 Handschriften aus den folgenden Jahrhunderten und nicht eine, auch nicht ein ganz kleines Bruchstück von dem Epos des Kürenbergers und der ersten Überarbeitung?! Nicht weniger als vier Bearbeitungen, die uns auf diese Weise verloren wären?! Wahrlich, diese Konjekturalkritik erhebt sich zu schwindliger Höhe, und wir werden gut tun, ihr nicht zu folgen, auf daß wir festen Boden unter unseren Füßen behalten. Aber weil ich an den Bergen der Heimat hange, und weil, wenn ich aufblicke von dieser Arbeit, unser mächtiger Strom zu meinen Füßen seine dunklen Wogen rollt und die wettergraue Kuenringerfeste vertraulich herabgrüßt vom rebenumsponnenen Hügel, will ich denen unter meinen Landsleuten, die da glauben am Kürenberger halten zu müssen, weil er ein Österreicher sei, mahnend zu Gemüte führen, daß sie übel sorgen für den Ruhm zweier ihrer edelsten Fürsten, der Söhne Herzog Leopolds des Tugendhaften, Friedrichs und Leopolds, an deren Hofe die Lieder von den Nibelungen gesungen und die gesammelten gepflegt und gelesen wurden; nicht in Passau sind die Nibelungensänger zu suchen und nicht in Linz, sondern am glänzenden Hofe der Babenberger zu Wien.

§ 15. Die Liedertheorie.[1]

Auf dem Wege der Synthese sind wir nun schon zweimal, durch eine Betrachtung des Inhaltes der Klage und

*[1] Vgl. dazu: R. v. Muth, Über eine Schichte älterer im Epos nachweisbarer Nib.-L. Mit einem Exkurse über die innere Geschichte des XIV. L. etc. 1878.

Digitized by Google

durch Erwägung der Geschichte der Strophe, zu dem Resultate gelangt, daß das Nibelungenlied aus Liedern entstanden sein müsse. In gewissem Sinne wird das auch, wie wir gesehen haben, von niemanden bestritten: zu sicher bezeugt ist der epische Gesang im XII. und XIII. Jahrhundert. Diese Zeugnisse liegen vor in W. Grimms Heldensage und sind fortgesetzt in Müllenhoffs (und Jänickes) Zeugnissen und Exkursen ZfdA. XII. 253 f. 413 f. XV. 310 f. Nur einige der wichtigsten hebe ich heraus HS. 31. Metellus von Tegernsee in seinen Lobliedern auf den heiligen Quirinus (um 1160):

miles avarior absque modo,
proxima rura sibi solitus
subdere quaeque, potente manu
saevus agros violenter agens
(alme Quirine, tuos) rapuit,

quos orientis habet regio
flumine nobilis Erlafâ,
carmine Teutonibus celebri,
inclitâ Rogerii comitis
robore seu Tetrici veteris.[1]

Hier ist Rüdeger von Pöchlarn in Verbindung mit dem „alten" Dietrich als Held deutscher Lieder genannt; dem Inhalte nach können sich diese entweder auf die Kämpfe nach Dietrichs Vertreibung, wo Rüdeger Etzels Hilfsheer führt, oder auf den Ausgang der Nibelungennot bezogen haben; eine Entscheidung ist hier nicht möglich.

Neben diesem bayrischen ein sächsisches Zeugnis HS. 33, wozu ZE. 32 und ZfdA. XII. 386 zu vergleichen. Saxo Grammaticus erzählt (ergänzt wird der Bericht durch die von Waitz entdeckte vita s. Canuti): Herzog Magnus lädt verräterischerweise Herzog Kanut zu einer Zusammenkunft

— Dazu Zacher, ZfdPh. X. 272 f. — Cauer, Lieder XVI. XVII. XIX. — Franke, Briefw. der Gebr. Grimm mit Lachmann. — M. Orter, Reinmar. Die Nibl. (Gegner Lachmanns.)

* [1] Metellus scheint also noch zu wissen, daß Dietrich viel älter ist als ein historischer Rüdeger. Das spricht also für eine Erinnerung an den geschichtlich jüngeren R., trotzdem beide in einem carmen besungen werden. — Auffällig ist in Oberdeutschland das *e* in Tetrici, vielleicht Anlehnung an lat. tæter.

Digitized by Google

durch einen sächsischen Sänger, der, in die Absichten Magnus' eingeweiht, ihm hat Verschwiegenheit schwören müssen. Kanut reitet arglos und ungewaffnet. Den Sänger, der ihn als einen Freund der Sachsen kennt, bestimmt das Mitleid, ihn zu warnen, doch da er ob seines Eides den Mordplan nicht zu verraten wagt, „igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga frates perfidiam de industria memorare adorsus, famosae fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat". Aber Kanut achtet nicht darauf, obwohl der Sänger das Lied auf dem Ritte dreimal wiederholte, und fiel, ein Opfer seines Feindes, am 7. Januar 1131. Hier ist also die Rede von einem kurzen epischen Liede, an ein langes zu denken erlaubt die Situation nicht, das die Sage bereits nach denselben Motiven darstellt wie unser Epos und bei dem, was beiläufig auch nicht unwichtig ist, Kriemhildens Untreue als das Hauptmoment erscheint.

Zwei jüngere Zeugnisse. Der Marner, ein Fahrender aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts (HS. 60. ZE. 47) singt:

Singe ich den liuten mîniu liet,
sô wil der êrste daz,
wie Dietrîch von Berne schiet,
der ander, wâ kunig Ruther saz,
der dritte wil der Riuzen sturn,
sô wil der vierde Eggehartes nôt,
der fünfte, wen Kriemhilt verriet,
dem sehsten tete baz,
war komen sî der Wilzen diet,
der sibende wolde eteswaz
Heimen ald heren Witchen sturn,
Sigfrides ald heren Eggen tôt,
. . . . . .
dâ bî hete maneger gerne der Ymlunge hort.
(= Nibelunge h.)

Ganz ähnlich in Hugo von Trimbergs Renner (Ausgang des XIII. Jahrhunderts) Hs. 76

sprichet jener: ich hœre gerne
von her Dietrîch von Berne

Digitized by Google

vnd ouch von den alten recken.
der ander wil von hern Ecken,
der dritte wil der Riuzen sturm
der vierte wil Sîfrides wurm
. . . . . .
der niunde Krîmhilden mort,
der zehende der Nibelunge hort.

Zeugnisse von solcher Deutlichkeit, daß sie wohl keines Kommentares bedürfen, ebenso wie die Stelle aus dem jüngeren Titurel. (HS. 79): *sô singent uns die blinden, daz Sîfrit hürnîn wære.*

Aber nicht darum dreht sich die Frage; sondern sie ist präziser dahin zu stellen, ob sich noch an unserem Nibelungenliede eine Zusammensetzung aus älteren Liedern erweisen lasse oder ob nicht vielmehr eine bloße Benützung solcher Lieder durch einen Dichter, der seinen Stoff einheitlich gestalte, anzunehmen sei; endlich ob sich, wenn das Epos aus einzelnen Liedern entstanden ist, die einzelnen Bestandteile noch erkennen, scheiden und sondern lassen. Zunächst läßt sich noch dartun, daß jede andere Quelle als einzelne Lieder ausgeschlossen ist (Anm. S. 1. 2). Wäre dem Verfasser ein Buch vorgelegen, so würde er in einer Zeit unbedingten Autoritätsglaubens, in der also Glaubwürdigkeit die erste Tugend einer Dichtung schien, ohne daß dadurch der Phantasie des Dichters wesentliche Schranken gezogen waren, sich auf dasselbe berufen haben, wie es alle anderen volkstümlichen und höfischen Gedichte dieser Zeit tun — hier genügt der Verweis auf Klage und Alphart: *als uns saget diz tiutsche buoch und ist ein altez liet.* Vgl. DFl. 3683/6. Keine solche Quellenberufung begegnet in den Nibelungen. Auch tritt nirgends der einheitliche Charakter einer größeren Dichtung hervor, des berühmten lateinischen Gedichtes, das dem Sammler unserer Nibelungen ganz gewiß unbekannt war, oder eines deutschen Buches oder auch nur eines größeren Liedes, das zum Epos erweitert worden wäre. Der von Lachmann den Gegnern zugeschobene Nachweis eines bestimmten, als Charakter umgrenzten dichterischen Eigenwesens in der Dichtung

Digitized by Google

ist überhaupt nie versucht, geschweige denn geführt worden. So bliebe denn noch als Quelle die mündliche Überlieferung, wie sie Bartsch neuerdings nachdrücklich behauptet, Unt. S. 372, was für das XIII. Jahrhundert urkundlich bewiesen, für das XII. weder zu erweisen noch zu bestreiten ist. Aber wenn Lachmann daran zweifelt, ist nicht gleichgültig, wie er das begründet, daß nämlich durch prosaische Erzählung Sagen dürftig und märchenhaft werden, eine Erscheinung, die wir gerade an der Nibelungensage im XIII. Jahrhundert verfolgen können, wovon aber unser Epos noch kaum eine Spur zeigt. Außer der Hornhaut und der Wünschelrute, die beide im Vergleiche zu den großen Motiven und Vorgängen völlig nebensächlich sind, ist kein märchenhafter Zug eingedrungen. So bleibt denn keine andere Annahme übrig als die Entstehung durch Sammlung von Liedern.

Dies läßt sich jedoch auch auf dem analytischen Wege positiver Kritik zeigen.

Im Verlaufe der Dichtung ergeben sich Widersprüche, die sich nur erklären lassen, wenn wir die Abschnitte, in denen sie vorkommen, oder auch innerhalb eines Abschnittes einzelne Strophen oder Partien von größerem oder geringerem Umfange verschiedenen Verfassern zuschreiben. Dancwart, der sich, wie wir gesehen haben, nicht fest in die Sage einzufügen vermag, erscheint zu Beginn als der Könige *marschalc* 11, 1; er macht den Sachsenkrieg mit (ob als „junger vornehmer Offizier", wie Zarncke ganz reizend sagt Lit. Zentralbl. 1855. S. 117, ist völlig gleichgültig) und die Fahrt nach Isenlant (339, 3 *der viel küene man.* 420, 3 *nu hiezen wir ie recken);* als er aber von Blödelin angegriffen wird 1860, 2:

'(wan) diz komen daz mîne muoz dîn ende sîn
durch Hagnen dînen Bruder, der Sîvriden sluoc.
des enkiltestu zen Hiunen und ander degen genuoc',

da erwidert er 1861, 3:

'ich was ein wênic kindel, dô Sîvrit vlôs den lîp:
ine weiz niht waz mir wîzet des künic Etzeln wîp.'

Digitized by Google

wênic kindel kann nichts anderes heißen als „ganz kleines Kind", vgl. Roth 3163, Trierer Silvester 64 (53) HZ. 22, 147;[1] wie ist das nun mit den angeführten Tatsachen und der ganzen Rolle, die er im ersten Teile spielt, vereinbarlich: 10 Jahre vor Siegfrieds Tode (659, 2) durfte er sich rühmen, er habe stets ein Recke geheißen; bei Siegfrieds letzter Ankunft in Worms wird er ausdrücklich als *marschalc* bezeichnet 743, 3. Kann das ein Dichter vergessen haben, wo er nur drei Burgonden neben den Königen überhaupt auszeichnet, noch dazu in dem Momente, wo er daran geht, die Aristie des Helden zu schildern?! Weder ist das Nibelungenlied so umfangreich, noch die Personen so zahlreich, noch die Rolle Dancwarts im ersten Teile so unbedeutend (wie etwa Sindolts und Hunolts, vgl. Anm. zu S. 339), daß dies glaublich schiene. Wir müssen also annehmen, das dieser Abschnitt um 1860 von einem Autor herrührt, der von Dancwarts Teilnahme an den Zügen der Burgonden nach Sachsen- und Isenlant nicht wußte, und daß, was sehr möglich und annehmbar ist, bei der Vereinigung dieser Episode — ich vermeide geflissentlich den Ausdruck Lied — mit dem übrigen Epos dadurch ein Widerspruch entstand, den der Ordner oder Sammler, der ja nicht wie der Dichter von Dancwarts Aristie für diesen Helden eine besondere Vorliebe hatte, einfach nicht bemerkte und darum ruhig stehen ließ. So liegt die Sache ganz klar; jede andere Auslegung kommt in Konflikt mit den Tatsachen.

Bei der Geburt Ortliebs ist Kriemhilt, wenn man annimmt, daß sie bei der Ehe mit Siegfried etwa 20 Jahre alt war, 50 Jahre alt: 10 Jahre lebt sie mit Siegfried 659, 2; 13 als Witwe 1082, 2; 7 mit Etzel 1327, 2 (HS². 67).

Sprachlich ist hervorzuheben, daß z. B. das Wort *gêr* 74. 404. 418. 427. 431. 432. 433. 843. 1881. 1954. 1974. 1975. 1997. 2001. 2002. 2007. 2063 u. ö. begegnet; hingegen *sper* 1315. 1548. 1826.

[1] In der ersten Auflage ließ ich nur mit Rücksicht auf Nib. 29, 2 und 603, 1 die Bedeutung „geringer Knappe" zu.

Digitized by Google

Kriemhilt trägt den Boten auf, ja gewiß Hagen einzuladen 1359/60, und obwohl die Spielleute ganz in epischer Manier ausführlich ihren Auftrag bestellen, wird diese Einladung nicht ausgerichtet, und doch fragt die Königin wieder ausdrücklich, ob ihre Botschaft bestellt sei. Die Boten erwidern, daß sich die Könige *an einem morgen vruo* beraten hätten und Hagen der Fahrt widerstrebt hätte 1439—1442. Sehen wir aber näher zu, so finden wir, daß die beiden Spielleute Etzels unmöglich etwas von Hagens Widerwillen wissen können. 1397, 1 entfernten sie sich vom Hofe, und dann gibt in ihrer Abwesenheit — nichts *von einem morgen vruo* — Hagen seine Meinung ab, *tougen* heißt es 1398, 4 ausdrücklich. Wir sehen also hier innerhalb eines begrenzten Abschnittes Widersprüche, wie sie einem Verfasser nicht begegnen können, er müßte denn total konfus gewesen sein, wohl aber einem Interpolator, der eine ungeschickte Absicht mit halber Konsequenz ausführt. Zu alldem kommt aber noch, daß in schroffer und prägnanter Weise Hagen 1677, 1 und noch unzweideutiger 1725, 1. 1726, 1 als ungeladen bezeichnet wird und zwar aus der Königin eigenem Munde. Daraus ergibt sich, daß die Strophen, in denen von der ausdrücklichen Einladung an Hagen die Rede ist, Zusätze späterer Hand, eine Interpolation oder, wie Lachmann sie bezeichnet, nachdem ihm die feste Begrenzung der Lieder gelungen war, unecht sind. (UG. S. 28.)

Oben schon, S. 119, wurde erörtert, wie sich unvereinbar nebeneinander zwei verschiedene Versionen einer Sage von Eckewart als Warner des Heeres und vor dem Heere finden (UG. S. 26), so daß es notwendig ist, zwischen beiden einen Abschnitt und für beide — das XIV. und XV. Lied — verschiedene Verfasser anzunehmen. Aber so ausdrücklich Eckewarts Warnung ist 1575, 2

'doch riwet mich vil sêre zen Hiunen iwer vart.
ir sluoget Sivriden: man ist iu hie gehaz.
daz ir iuch wol hüetet, in triwen râte ich iu daz',

ist sie dennoch später vergessen, denn Str. 1661, 4 ist

Digitized by Google

ausdrücklich vorausgesetzt, daß die Burgonden, bevor sie mit Dietrich zusammentreffen, ungewarnt sind, ebenso 1667, 4. Wir haben also hier mit Notwendigkeit, innerhalb 100 Strophen, drei verschiedene Autoren erkannt.

Zahlenangaben sind in der Regel gut in der Ordnung und konsequent durchgeführt. Gunther nimmt mit auf den Zug 1060 Ritter und 9000 Knechte (1447), von den 1060 sind 60 Mannen Hagens; wo das ausdrücklich erwähnt wird, bekommt der König nur 1000, so Strophe 1513, wo Hagen über die Donau setzt 1000 Ritter, *dar zuo sîne recken* und 9000 Knechte; 1587, wo Eckewart in des Marschalks Namen bei Rüdeger anmeldet *sehzec sneller recken und tûsent rîter guot und niun tûsent knehte;* 1744, wo, nachdem die Knechte 1673 f. gesondert beherbergt sind, mit den Königen zu Hofe gehen

ir edeln ingesindes tûsent küener man;
dar über sehzic recken: di wârn mit in komen,
die hete in sîme lande der küene Hagene genomen.

Man sieht die größte Ordnung in den Angaben; aber diese Zahlen stimmen nicht zu 1415, 2, wo Hagen und Dancwart 80 Recken[1] beigelegt werden, und 1416, 2 Volker 30, deren absolut keine Erwähnung mehr geschieht (UG. S. 11—22. Anm. S. 185). Aber diese Stelle ist auch sonst bemerkenswert; sie zeigt uns eine andere Eigentümlichkeit, aus der wir die Komposition des Epos aus selbständigen, voneinander unabhängigen Bestandteilen erkennen. Volker ist am Eingange der Dichtung genannt 9, 4, er führt die Fahne im Sachsenkriege 161, 4. 171, 2. 195, 2 und kämpft tapfer 200, 1. 210, 2. 234, 2; so im Anfange der Dichtung mächtig hervorgehoben, wird er nun wie Dancwart, der, wie wir gesehen haben, anstatt älter jünger werden muß, auf eine lange Strecke vergessen; erst 1128, 2 beim Empfange Rüdegers in Worms wird er, merkwürdigerweise mit Dancwart zugleich, wieder einmal genannt, in C auch 1228, 4 als Kriemhildens Reisemarschall; er ist also ganz

[1] C vorsichtig bessernd 60, um die Übereinstimmung herzustellen.

Digitized by Google

unerklärlich in Verstoß geraten, obwohl z. B. bei der Schilderung des Empfanges der Prünhilt oder später der Kriemhilt in Worms Gelegenheit genug war, den Spielmann anzubringen, wenn man ihn nur gekannt hätte; daß dies aber nicht der Fall war, beweist 1416, 1417, wo er als eine neue Person eingeführt wird:

1416. *Dô kom der küene Volkêr, ein edel spilman.*
1417. *Wer der Volkêr wære, daz wil i'uch wizzen lân.*
es was ein edel hêrre: im was ouch undertân
vil der guoten recken in Burgonden lant.
durch daz er videlen konde, was er der spilman genant.

Hier ist der Held als eine völlig neue, unbekannte Person, deren vor den Hörern noch nicht gedacht ist, behandelt; das zu erklären, wie Zarncke, Ausg. S. 425, er werde neu eingeführt, weil ihm von nun an eine Hauptrolle zugedacht sei, ist eine Ausflucht, und am wenigsten rechtfertigt es, warum sich denn diese Neueinführung Volkers Str. 1524 wiederholt

Si vuorten mit in einen ûz Burgonden lant
zuo sînen handen einen helt: der was Volkêr genant.

Das ist nicht etwa epischer Stil, sondern Stil und Ton eines Spielmannes, der in der Partie, die er vortrug, den Spielmann aus dem Epos nicht vorfand und neu einführte. Also ein doppeltes Ergebnis: der Dichter des Abschnittes, dem 1416 f. angehört (XIV. Lied), kannte die vorhergehenden, insbesondere den Sachsenkrieg nicht; der Dichter der Strophe 1524 aber 1416 f. nicht. In demselben Abschnitte widersprechen sich Str. 1523 und 1527, indem in der ersteren Hagen die Prophezeiung der Nixen verbirgt, in der anderen verkündet. Nun wird mit einem Male der neu eingeführte Volker Führer der Schar, er soll die rechten Wege weisen 1526, 3. 1534, im direkten Widerspruche dazu, daß dieses Amt sonst ausdrücklich dem länderkundigen Hagen beigelegt ist 1359, 3. 1464, 3. 1466, 1; im folgenden Kampfe führt er wieder die Fahne: selbst Holtzmann war die Ähnlichkeit von 1535 mit 195 gar zu deutlich: offenbar haben wir es hier mit Zusätzen zu tun,

Digitized by Google

und mit Recht erklärt Lachmann auch alle Stellen vor der Neueinführung Volkers für Interpolationen, die ein gewisses Ebenmaß in die Dichtung bringen sollen.

Wie wir Dancwart und Volker auf lange Zeit verschwinden sehen, so auch Rumolt, den Küchenmeister, der erst 1405—1409 mit seinem berühmten Rate wieder hervortritt, nachdem er fast vergessen sein muß; dieser Rat wird aber unmittelbar darauf wiederholt und hierbei Rumolt eingeführt, als ob er noch nie erwähnt wäre, 1457

Diu kint der schœnen Uoten die heten einen man
küene und getriuwen: dô si dô wolten dan,
dô sagt er dem künege tougen sînen muot,
er sprach 'des muoz ich trûren, daz ir die hovereise tuot.'

1458. *Er was geheizen Rûmolt und was ein helt zer hant.*

Wer kann nun vom poetischen oder ästhetischen Standpunkt rechtfertigen, daß hier der Recke als eine neue Person emphatisch eingeführt wird, nachdem er dieselbe Warnung, die er hier ausspricht, wenig Strophen zuvor erteilt hat? Das erklärt sich nur, wenn wir zwischen 1409 und 1457 einen Abschnitt, die Grenze zweier Lieder annehmen.

Aber einzelne Personen verschwinden auch ganz; von Ortwin und Prünhilt[1] würden es wohl diejenigen nicht gelten lassen, die glauben, an C als dem ursprünglichen Texte festhalten zu müssen, weil diese Redaktion sich beider bei Gunthers Abschied erinnert (s. o. S. 236 f.); aber Dancwart und Iring werden, nachdem ihnen lange Abschnitte gewidmet waren, nicht mehr erwähnt; daß „zu einer Klage um Iring keine Zeit" sei (Fischer, Nibll.? S. 142), ist komisch, ebensogut könnte man sagen, für den ganzen Iring sei kein Platz, und ihn aus dem Epos hinausweisen; aber Dancwart? während bis 1916 auf dem Hunnenzuge immer 6 vornehme Burgonden aufgeführt werden, dann eine Weile Dancwart im Vordergrunde der Handlung

[1] „Das lautlose Verschwinden Prünhilts verrät Unsicherheit und Ablösung ehemaliger Bestandteile." Uhland.

Digitized by Google

steht 1848—1916, werden im Kampfe mit den Dänen und Türingen 1978—80 nur fünf genannt (Anm. S. 253), wo es nötig geworden wäre, seiner zu erwähnen, wenn ihn der Verfasser dieses Abschnittes überhaupt gekannt hätte, weil nach Kl. 214 Hawart von Dancwart, nach NN. 2010, 1 aber von Hagen getötet wird. Daraus ergibt sich, daß Dancwart nicht vergessen, sondern unbekannt war, und weiter die Berechtigung, im folgenden etwa vorkommende beiläufige Erwähnungen Dancwarts für unecht zu erklären, weil er an der Stelle fehlt, wo er, wäre er dem Dichter ursprünglich bekannt gewesen, notwendig erscheinen müßte: das sind 2044. 2151. 2162. 2217, wo die Absicht eines Interpolators, den Helden in Erinnerung zu bringen, gar deutlich wird, ebenso wie 2228, wo derselbe für des Vergessenen passendes Ende sorgt. Es mußte das etwas ausführlicher dargelegt werden, weil man behauptet, Dancwart sei nicht vergessen oder unbekannt, sondern erst durch Lachmanns Athetesen hinweggeräumt; das ist unrichtig: in die letzten Partien ist Dancwart vielmehr erst durch den Sammler hineingebracht, und Lachmanns Kritik stellt den ursprünglichen Text wieder her.

Wir haben eben bei Volkers Neueinführung 1524 wie bei Rumolts Rate 1457 gesehen, daß sich innerhalb eines engen Rahmens gewisse Vorgänge wiederholen; besonders auffallend ist das in einem Teile der Dichtung. Daß Hagen zu Bechelâren den Schild Nudungs 1636 f. und dann im letzten Kampfe wieder Rüdegers Schild erhält 2133, ist auffallend genug, offenbar doppelte Version derselben Sage, die aber immerhin auch ein Dichter seinem Werke doppelt einfügen konnte. Aber gehen wir aus von Strophe 1653: 1653—55 ein kurzes, aber abgerundetes Bild, Kriemhilt und Etzel empfangen die Nachricht von der Ankunft der Burgonden; 1656—69 Dietrich mit seinen Recken reitet ihnen entgegen, sie zu warnen; die Könige sind abgestiegen 1660, 1 und mit Dietrich zu vertraulichem Gespräche abseits gegangen 1667, 1, ohne aufzusitzen reiten sie weiter! 1670—72 ein gerundetes Bild: Hagen angestaunt

Digitized by Google

vom Volke; daran schließt die Notiz, daß das Gesinde unter Dancwart abgesondert beherbergt wird; nun empfängt die Königin die Burgonden im Hofe 1675—87, gerät in scharfen Wortwechsel mit Hagen und fragt um den Hort 1677—84 und erfährt, daß sie von Dietrich gewarnt sind; furchtsam vor Dietrich entfernt sie sich 1687: dennoch begrüßen sich 1688 Dietrich und Hagen, als ob sie sich noch nie gesehen hätten 1690, 3; ein gerundetes Bild: Etzel läßt sich vom Fenster aus die Helden nennen, „die Teichoskopie unseres Liedes“ 1690—95; nun folgt — man bemerke, daß noch immer die Könige im Hofe stehen — 1698, 1: da rüsten sich, von Kriemhilt gestachelt, die Hunnen zum Überfall auf Hagen und Volker, angesichts der Gefahr geloben sich die beiden Recken Treue 1711—17, es wiederholt sich fast mit denselben Worten der Wortwechsel und die Frage Kriemhilts 1725—31, aber die Hunnen wagen den Kampf nicht, fast mehr aus Furcht vor dem Fiedler als vor Hagen 1732—39, das wird der Königin berichtet und ist ihr herzlich leid 1737, 2; nun werden plötzlich die Könige, die so lange im Hofe gestanden sein müßten, vor Etzel geleitet, begrüßt, bewirtet und beherbergt 1742—66; Hagen und Volker übernehmen die Schildwacht, die frühere Szene wiederholt sich, die Recken geloben sich Treue 1768 f., die Hunnen rüsten den Überfall 1775 und verzagen wieder mehr vor dem Spielmann als seinem Gesellen 1778, 4 f.: das wird der Königin berichtet und ist ihr mit Grund leid 1786, 2. Wer diese Inhaltsangabe verfolgt, muß auf den ersten Blick erkennen, daß verschiedene Versionen eines und desselben Tatbestandes, Lieder von gleichem Inhalte, hier auf das ungeschickteste ineinander verarbeitet sind. Der zweimalige Überfall, der durch die Wiederholung alle Wirkung verliert, kann nicht von einem Dichter sein, der selbst die kleinsten Motive, die also nicht als frei erfundene Ausschmückung sondern als feste sagenhafte Überlieferung erscheinen, zweimal anwenden müßte. Ebensowenig kann die neue Begrüßung Hagens durch Dietrich von demjenigen

Digitized by Google

herrühren, der vorher Dietrichs Warnung und seinen Streit mit Kriemhilt, der sich übrigens 1836—39 wenn auch in anderer Form wiederholt, berichtet.[1] Kurz, wir haben zwei Berichte, die denselben Stoff behandeln: wenn wir auf die metrischen Eigentümlichkeiten und den ganz individuell ausgeprägten Stil achten, gelingt es auch, die ineinander verschränkten Lieder zu sondern; wo Dietrichs wiederholte Begrüßung anhebt, ist die Grenze des einen, das auszuheben ist bis zu dem Punkte, wo die Burgonden, die so ungeschickt im Hofe gestanden sind, zum Könige geleitet werden; zu demselben Liede gehören aber die ausdrücklich sich abgrenzenden Bilder, aus denen indes wieder die Warnung durch Dietrich ausgeschieden werden muß; so ist es Lachmanns Scharfsinn gelungen — inmitten der heillosesten Verwirrung, die durch einen konfusen Sammler entstanden ist, der parallelen Berichten nicht ansah, daß sie die gleiche Nachricht enthielten, oder in Überfülle des Stoffes und Verlegenheit der Wahl Unvereinbarliches vereinigen wollte —, das Alte und Echte auszuscheiden, das schöne und kräftige XVI. Lied, in der Herstellung durch Lachmann die Krone der Sammlung!

Aber da sind wir bei einem anderen, in jeder Beziehung kritischen Punkte angelangt, das ist die Einheit und Verschiedenheit des Tones innerhalb einzelner Partien des Epos. Ich muß hier auf eine Schrift eingehen, die unter den älteren polemischen aufzuzählen gewesen wäre, deren Erwähnung ich aber hierher aufgespart habe, weil sie die einzige ist, die, auf die Begründung der Liedertheorie eingehend, dieselbe zu widerlegen sucht und der zu begegnen die Verteidiger der Lehre Lachmanns um so mehr verpflichtet sind, als ihnen vorgeworfen wird, dieselbe bisher ihrer Unwiderleglichkeit halber ignoriert zu haben. Das ist Heinrich Fischers (mit Herm. F. nicht zu verwechseln) „Nibelungenlied oder Nibelungenlieder?“ (1859), eine frisch und derb geschriebene Streitschrift, die Lachmann

[1] Willmanns Kontaminationstheorie (zur Thidreksaga) ist mit meinen obigen Ausführungen, die ich aufrecht halte, nicht vereinbar.

Digitized by Google

in ungebührlicher Weise verketzert und der Liliencron mit einer durch nichts motivierten Gereiztheit nahetritt, die aber von ihrem Standpunkte konsequent und unendlich viel geistreicher ist als alles, was namentlich Bartsch' hinlänglich charakterisierte Schule produziert hat.[1] Übrigens läuft Fischers Argumentation immer auf dasselbe hinaus, die Behauptung nämlich, daß sich Lachmanns Schlüsse in einem Zirkel bewegten. Wir haben dieses Argument schon einmal bei Dancwarts Verschwinden widerlegt und Gleiches kann man Stelle für Stelle; insbesondere aber hat Fischer dasselbe Argument geltend gemacht hinsichtlich des von Lachmann behaupteten Tones der einzelnen Lieder.

Um die Frage klarzustellen, muß man zuerst die Begriffe Ton und Stil gegeneinander definieren. Der Stil ist die Besonderheit im sprachlichen und dichterischen Brauche, also die Gesamtheit der lexikalischen, grammatischen, syntaktischen und metrischen Eigentümlichkeiten einer Dichtung, demnach etwas objektiv Gegebenes; der Ton ist der durch den Stil gegebene Gang der Erzählung, den wir beim Lesen oder Hören subjektiv empfinden: wir charakterisieren denselben also durch ein ästhetisches Urteil, das als solches nicht exakt beweisbar, durch die objektive Beschaffenheit seiner Voraussetzung, des Stiles aber wohl zu begründen, plausibel zu machen ist. Lachmann behauptet für den ersten Abschnitt der Erzählung einen „raschen, etwas herben" Ton (zu 61—67, Anm. S. 17) und scheidet die Strophen, die nicht zu diesem Tone stimmen, als unecht aus. Fischer, S. 29, wendet nun ein, das sei ein Zirkel, denn der Ton ergebe sich eben erst durch Ausscheidung dieser Strophen. Das ist nicht wahr. Lachmann hat seine Bemerkung nicht weiter ausgeführt,

[1] Ich kann mir jedoch im Interesse der Leser eine klassische Stelle dieses Büchleins nicht entgehen lassen. S. 88 setzt der Autor auseinander, wie manchmal der beste Dichter etwas, das er erzählt, vergesse; so verliere in Cervantes' Don Quixote Sancho Pansa seinen Esel, „und", heißt es wörtlich weiter, „im Anfange des XI. Kapitels reitet Sancho auf seinem Esel. Und der Verfasser des Don Quixote ist doch auch Einer und ein Dichter!" Das Wort Einer ist im Texte gesperrt gedruckt.

Digitized by Google

aber sie läßt sich leicht begründen; das Lied hat wiederholt abrupten Strophenanfang, ohne weitere Vermittelung; Exposition oder Übergang heben neue kurze Abschnitte an 13. 20. 45. 72; der Dialog ist knapp und energisch geführt 53—60. 105—109. 119—126; die Begebenheiten, einmal im Fluß, entwickeln sich rasch und sind vom Dichter in lebendiger Klimax geführt (Müllenhoff, ZGNN. S. 28): man sieht also, Lachmanns Urteil war wohlbegründet; begegnen nun unwesentliche, breite, weichliche Partien, so 17—19. 61—67. 130—137, die an sich gut sind, doch aus dem beobachteten Tone fallen, so ist man berechtigt, dieselben einer anderen Hand zuzuschreiben, als Interpolationen auszuscheiden, ohne daß der nach Fischers entstellter Darstellung behauptete Zirkel vorhanden wäre. Ähnlich beim IV. Liede (Str. 325 f.). Zu Strophe 330 bemerkt Lachmann in seiner kurzen Weise Anm. S. 47: „Keine der Strophen im älteren Stil erwähnt Hagen oder Dancwart" und scheidet dieselben deshalb als unecht aus. Fischer, S. 55, findet darin „einen der vielen Zirkel, in denen sich Lachmanns Beweisführung dreht". Sehr mit Unrecht; ebenso wie er ohne Grund den altertümlichen Ton für dieses Lied leugnet (a. a. O. S. 56). Wenn innerhalb eines Abschnittes von 128 Strophen 42, also der dritte Teil, stilistische und metrische Eigentümlichkeiten in reichem Maße gemeinsam zeigen (Enjambement, Fehlen der Senkung, tonloses e in der Hebung, Monosyllaba für Hebung und Senkung; Onomatopöie; Häufung der Epitheta; Duzen der Helden) und diese 42 Strophen für sich eine abgeschlossene, lückenfreie, gerundete Erzählung von mächtiger Wirkung bilden, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß diese 42 Strophen auszuscheiden sind, aber weil sie nach der formellen Seite sich älter erweisen als die übrigen, diesmal nicht als Zusatz oder Interpolation, sondern als der eigentliche Kern, um den sich die breitere, jüngere Darstellung kristallisiert hat. Wenn nun aber in diesen 42 Strophen Hagen und Dancwart nicht genannt sind und trotz ihres Auftretens in den zahlreichen Zusätzen

Digitized by Google

(118—42, also 76 Strophen) an Stellen nicht genannt sind, wo man unter allen Umständen das Eingreifen dritter Personen ertragen könnte, ja — wenn sie einmal da sind — mit Notwendigkeit fordern muß, so zwischen 439 und 440, nach 434 u. ö., so läßt sich mit Bestimmtheit folgern, daß sie in der ursprünglichen Erzählung nicht vorhanden, erst von einem Interpolator und nicht immer (mitunter wohl, so 403. 417) an der passenden Stelle angebracht sind. So kann bei aufmerksamer Erwägung von einem Zirkel nicht die Rede sein. Man ist demnach wohl berechtigt, auf die Verschiedenheit des Tones einzelner Partien weitere Folgerungen zu bauen, zumal wenn dieselbe dem Inhalte nach sich rechtfertigen läßt.[1] „Die allgemeinen und unbestimmten Reden von der Einheit des Ganzen, von der durch den Inhalt bedingten Abwechslung des Tones, von dem jeweiligen Schlafen der besten Dichter beruhen teils auf Verkennung der epischen Poesie, teils auf ungebildetem ästhetischem Gefühl, teils auf der Trägheit, die in weitschichtigen Möglichkeiten umherirrt, statt das einzelne zur Betrachtung und Vergleichung festzuhalten."

Übrigens ist die Abgeschlossenheit einzelner Abschnitte in sich eine solche, daß sie selbst von den erbittertsten Gegnern zugestanden wurde. So hat Holtzmann, Unt. S. 87, den Sachsenkrieg (Lachmanns II. Lied 138—263) als eine selbständige und spätere Interpolation zugestanden, aber ohne die Konsequenzen dieses Zugeständnisses zu erwägen, denn gerade der Sachsenkrieg wird auch vom III. und VII. Liede vorausgesetzt. Und daß das VIII. Lied, Jagd und Mord (859—943), gerundet und abgeschlossen vollkommen den Charakter eines epischen Gesanges trage, räumt selbst Fischer S. 85 ein. Ebendasselbe aber muß man für den nicht genügend motivierten, ohne alle Folgen

[1] Müllenhoff sagt, man müßte annehmen, daß ein Dichter den verschiedenartigsten Ton des Volksliedes bewußt habe nachahmen wollen, was undenkbar ist: so fehlt in III. fast keine Senkung, desto fühlbarer ist solches Fehlen gleich in IV. Der Drachenkampf in nur einer Strophe (101) nach der Geschichte vom Horte fällt auf, ebenso daß Sindolt und Hunolt rollenlos mit 719 verschwinden. Vgl. zu 1124.

Digitized by Google

bleibenden, mithin rein episodischen Kampf mit den Bayern 1536—1566 einräumen und ebenso das Zusammenfließen zweier verschiedenen Redaktionen bei dem von uns ausführlich erörterten Eintreffen der Burgonden im Hunnenland erkennen, wenn man nur unbefangen zusehen will. Es wäre lehrreich und ersprießlich, das ganze Epos in ähnlicher Weise durchzugehen; aber wir müssen vorerst zur Erledigung aller Zweifel, die etwa noch obwalten könnten, nun die Fragen wieder richtig dahin stellen: wie ist Lachmann bei der Scheidung der echten und alten Bestandteile vorgegangen, nach welcher Methode und welchen Kriterien? welche Resultate hat er gewonnen? und endlich: tragen die von ihm geschiedenen Abschnitte wirklich den Charakter epischer Lieder?

§ 16. Kriterien und Heptaden.

Lachmann hat nach Ausscheidung von 741 (oder wenn wir die 13 Pilgrimstrophen nach der S. 288 f. gegebenen Beweisführung abrechnen, 728 = 7 × 104 Strophen) in den restierenden 1575 (= 7 × 225) Strophen XX Lieder erkannt; doch ist diese Zahl insofern nicht festzuhalten, als einige dieser Lieder selbständige Fortsetzung haben, die zwar nur in der Anlehnung an das vorhergehende Lied gedacht werden können, aber deshalb noch nicht als Interpolation betrachtet zu werden brauchen, so das IV. XI. XVII;[1] bei einem vom Hauptliede getrennten Fragmente XV b 1656—1669 ist bestritten, daß es zu demselben gehöre; auch ein anderes Stück (des XVII. Liedes) 1849—1857 möchte abzulösen und selbständig zu konstituieren sein. Doch ist Lachmanns Zählung logisch begründet, bequem und übersichtlich. Bevor an die Betrachtung der Lieder und ihrer Interpolationen gegangen wird, kommen nun

[1] Ich meine, dasselbe Recht wie die Fortsetzung des XVII. könnte auch die des XVIII. 1917—1945, nach Ausscheidung von 1923, deren noch jüngeres Alter sich dadurch erweist, daß sie 1918 von dem einzig richtigen Platze nach 1922 verdrängt hat, 28 = 4 × 7 Strophen, beanspruchen. Das ergäbe dann 1603 = 7 × 329 echte gegen 700 = 7 × 100 unechte Strophen.

Digitized by Google

die Kriterien zu erwägen. Als solche hat Müllenhoff, ZGNN. S. 2 aus Lachmanns Anmerkungen zusammengestellt:[1]

1. Zweisilbiger Auftakt, wo denselben die entschieden echten Strophen nicht kennen.
2. Gereimte Zäsuren.
3. Überlaufende Konstruktion.
4. Verwirrung und Regellosigkeit im *Ihrzen* und *Duzen*.
5. Nichtigkeit der Schlußzeilen.
6. Zusammenbetteln der Ausdrücke aus den benachbarten Strophen.
7. Müßiges Anbringen der burgundischen Helden.
8. Wohlfeile Beschreibung von Kleidern und Festen.[2]

Hierzu kann man noch, wie Holtzmann schon bemerkt hat, vier gleiche Endreime rechnen. Aber nicht jedes dieser Kriterien für sich ist zwingend; das ergibt sich aus der Natur derselben; die vier letzten Kriterien haben Holtzmann und Fischer subjektiv genannt, das 7. gewiß mit Unrecht; denn das Anbringen der Helden, nur damit sie nicht vergessen werden, ohne Nötigung und ohne weiteres Eingreifen in die Handlung, übrigens, wie Müllenhoff a. a. O. bemerkt, einem ganz richtigen Gefühle entsprungen, haben wir als ein Hauptmotiv der Bearbeiter schon bei der Besprechung des Verhältnisses der Texte kennen gelernt. Es ist dies vielmehr das allersicherste Kriterium, indem sich nach Beseitigung dieser den Fortgang der Handlung hemmenden und gewöhnlich auch sonst fehlerhaften Strophen ergibt, daß jedes Lied nur genau so viele Personen einführt, als es unmittelbar braucht (so erscheint Ortwin nur

[1] Es gibt keine zusammenfassende Darstellung seiner Theorie von Lachmanns eigener Hand. Die Schrift oder eigentlich der Vortrag „über die ursprgl. Gestalt" enthält nur die Grundzüge derselben, von darin behaupteten Einzelheiten ist er vielfach abgegangen; das Hauptwerk sind die Anmerkungen, die aber den Stoff in zerstreuter Form bieten; daneben kommen in Betracht die Abhandlungen „über Singen und Sagen" und „über das Hildebrandslied", die Kritiken über vd. Hagens Ausgaben (1817 u. 1821) und neuestens der Briefwechsel mit W. Grimm. Auch die Vorrede zur Auswahl enthält ein paar einschlägige Bemerkungen.

[2] Später zählt Müllenhoff 10 Kriterien, indem er 3. „Gleiche Endreime", 4. „Vier unverbundene Zeilen" einschiebt, wodurch die obigen Nummern 3—8 als 5 – 10 erscheinen.

Digitized by Google

I. III. IVb. VII., Dancwart in XIV. XV. XVI. XVIII., Gere in VI. XI., Eckewart in VI. XI. XIV., Rumolt in XIII. XIV). Wenn Holtzmann behauptet hat, die Lachmannsche Kritik berufe sich auf das „Gefühl", und sich berufen fühlte, ihr die Resultate der Kritik des „Verstandes" entgegenzuhalten, so beweist das eben nur, daß er tatsächlichen Umständen nicht Rechnung getragen hat. Schon Liliencron hat hervorgehoben, daß Lachmann nur in ganz wenigen Fällen und dann ausdrücklich sich auf das Gefühl des Lesers berufe, und auch dann hat er in der Regel irgend einen formellen Grund nebenbei anzuführen, so Anm. S. 47 zu 329, oder S. 156 zu 1182, 4, und sagt auch einmal mit voller Aufrichtigkeit, daß hier die Kritik sich an der äußersten Grenze befinde S. 85 zu 590/1. Ebensowenig subjektiv als in diesem Punkte sehen wir ihn in den übrigen. Das 5. Kriterium gehört mit dem 2. und 3. zusammen zur Charakteristik formell schlechter Strophen und verdient ausführliche Besprechung; das 6. findet in den Nibelungen selten Anwendung, desto häufiger, wie jeder weiß, in späteren Dichtungen, wo wir nicht nur Nachahmung und Plünderung im reichsten Maße finden, sondern — wie z. B. in den Interpolationen des Alphart — ganze Strophen aus Halbversen der umstehenden zusammengestoppelt. Was hieran subjektiv sein soll, gestehe ich nicht einzusehen. Das 8. Argument endlich ist wirklich insoferne subjektiv, als auch nach Lachmanns Athetesen genug leerer Beschreibung stehen bleibt, was man mit Vergnügen missen würde, wo also niemand die Grenze des Echten und Unechten mit Gewißheit angeben kann; aber Lachmann basiert fast nie auf einem einzelnen Argumente, sondern, wie er nachdrücklich hervorhebt, Anm. 27. 320 f., auch 255, auf dem Zusammentreffen mehrerer. Oder ist es etwa nicht auffällig, wenn im II. Liede die Anbringung der burgundischen Helden, Zäsurreime und Nichtigkeit der Schlußzeile immer zusammenfallen?[1] oder wenn die Anrede, das Ihrzen

[1] Ein besonders hübsches Beispiel für die Zuverlässigkeit der Kritik L.s bietet die Strophe 208. Liudegast ist gefangen; das wird Liudeger

Digitized by Google

und Duzen gerade bei solchen Strophen in Unordnung ist, die auch sonst unhaltbar sind. Was den Wechsel der Anrede betrifft, hat ihn Lachmann als das unsicherste Argument erklärt, weil Emphase und Reimzwang den Dichter beeinflussen konnten; aber als einziges formelles Kriterium ist dasselbe überhaupt nur im V. Liede angewandt. Bei den höfischen Epikern nach Veldeke, auch bei jenen Dichtern, die nach höfischem Stile nur streben, namentlich im Biterolf, ist die Anrede immer in Ordnung; es ist darum erlaubt anzunehmen, daß ein Überarbeiter, der die Reime glättete, auch die Unebenmäßigkeit beseitigt hätte — gelegentlich wieder ein Grund mehr gegen Bartsch und sein Original.

Hinsichtlich des zweisilbigen Auftaktes als Kriterium hat Fischer S. 14 f. wieder den Vorwurf des Zirkels erhoben: er findet sich in den Liedern erst dann nicht, wenn ihn Lachmann beseitigt. Dagegen ist zu erinnern, daß sich der metrische Brauch eines Autors ziemlich leicht feststellen läßt. Wenn ich z. B. 35, 2 den Halbvers lese: *in hove Sigemundes,* so ist die zwar grammatisch richtige, aber doch ungewöhnliche Stellung hinlänglicher Beweis, daß der Dichter bemüht war, die kurzsilbige Zäsur *hove* zu vermeiden; treffe ich dann 86, 4 in der Zäsur *koment,* so darf ich unbedenklich die Strophe einem anderen Verfasser zuschreiben. Auf ähnlichen Beobachtungen beruht das Kriterium Lachmanns. Des zweisilbigen Auftaktes

---

berichtet; nun heißt es *wol wesser daz ez tæte daz Siglinde kint. man zêh es Gêrnôten: wol ervant er ez sint.* Die Strophe hat L. einfach athetiert, weil Gernot im II. Liede nicht vorkommt; jetzt ist man rasch mit dem Vorwurfe des Zirkels bei der Hand: er steht aber hier, also kommt er vor, und erst, wenn L. die Strophe hinausgeworfen hat, kann er behaupten, daß Gernot nicht vorkomme. Nun steht aber die Strophe im strikten Widerspruche zu 214. 215, wo klar wird, daß Liudeger gar nicht von Siegfrieds Anwesenheit weiß; es zeigt sich also, daß sie unter allen Umständen unhaltbar ist; Lachmann aber ging, ohne das, was er so sicherlich bemerkt hat wie irgend einer nach ihm, anzuführen, sicher genug, indem er mit der müßigen Anbringung des einen Helden die Athetese motivierte. Man lese, wie Zarncke, Germ. XIII. 452, sich windet und gegen alle Handschriften emendiert *ern wesse,* also das gerade Gegenteil (!), um die Strophe zu verteidigen, und man wird Lachmann zustimmen.

Digitized by Google

enthalten sich das II. III. VI. IX. XV. XVI. XIX. Lied; übrigens hat sich Lachmann zwar viele Emendationen, aber wohl keine Athetese aus diesem Grunde allein gestattet, außer vielleicht 999.[1]

Es bleiben noch die Kriterien aus übler Anlage der Strophe: Zäsurreim, überlaufende Konstruktion, Nichtigkeit der Schlußzeile. Der Zäsurreim ist dem Wesen der Nibelungenstrophe zuwider; ihre Entstehungsgeschichte macht uns das klar; durch den Binnenreim aber zerfällt die Langzeile in zwei Teile, und an die Stelle des Reimpaares (a : a) tritt ein doppelter gekreuzter oder überschlagender Reim (b—a : b—a); diese Art des Reimes aber kommt überhaupt erst am Ende des XII. Jahrhunderts in der höfischen Poesie, zuerst in der Lyrik auf; von den ungefähr 60 Strophen, die in A Mittelreim aufweisen, ist die Mehrzahl ausgezeichnet schlecht und trägt auch sonst den Stempel jüngerer Entstehung; übrigens kann man nicht immer aus seinem Vorhandensein mit Sicherheit auf die Unechtheit der betreffenden Strophe schließen, weil er den Dichtern wohl auch unabsichtlich begegnet, unbemerkt oder geduldet bleibt (W. Grimm, ZG. d. Reimes S. 570). Im XX. Liede hat ihn Lachmann dulden zu müssen geglaubt, ebenso wie den Übergang der Konstruktion von einer Strophe zur anderen, weil dieses Lied auf anderen Voraussetzungen beruht und einen von den übrigen verschiedenen Charakter trägt, wie wir sehen werden. Was die überlaufende Konstruktion betrifft, ist sie an sich das Kennzeichen schlechten Strophenbaues. Liliencron S. 168: „Die strophische Form der volkstümlichen Poesie bringt es mit sich, daß der einzelne Gedanke nicht immer nach seiner eigenen, ihm innewohnenden Größe ausgeführt wird und ihm daher bald eine lange Periode, bald ein kurzer Satz entspricht, wie dieses in den fortlaufenden Verszeilen der anderen erzählenden

[1] Auf diese Beispiele, die Fischer S. 16 dawider vorbringt, ist nicht einzugehen, weil sie zeigen, daß er wenigstens zur Zeit der Abfassung seiner „Streitschrift“ noch nicht richtig lesen konnte: so ist ihm schwebende Betonung und Elision in der Zäsur unbekannt!

Digitized by Google

Gedichte der Fall ist; sondern es wird die Größe einer Strophe, von wenigen künstlichen Ausnahmen abgesehen, das äußerlich gegebene Maß für den Periodenbau und das Fortschreiten der Darstellung.“ Daraus ergibt sich, daß in einer korrekt gebauten Strophe die Periode abschließen muß, mit dem Übergang der Periode in die folgende geht die natürliche Pause am Schlusse, zugleich die Wirkung der Verlängerung des letzten Halbverses verloren, und er ist daher so lange ganz undenkbar, als die Strophen noch zum musikalischen Vortrage bestimmt sind. Innerhalb der Strophe dagegen ist dem Satzbau völlige Freiheit gegeben, und es ist gerade ein Kennzeichen der schlechtesten, wenn die Periode zeilenweise in vier koordinierte Sätze zerbröckelt. Aus der strophischen Form, die darum namentlich Holtzmann, Unt. S. 150, als unverträglich mit dem Charakter der Poesie bezeichnete, eine übrigens, wie das Epos aller modernen Völker lehrt, völlig unwahre Behauptung, ergibt sich jedoch, daß, wenn der Gedanke nicht alle vier Zeilen füllte, sondern etwa mit dem dritten Verse abschloß, die vierte leicht ein Lückenbüßer werden konnte. Daher die häufigen Reflexionen, gnomischen Sätze, Verweisungen auf die Zukunft in jüngeren Strophen, denn in den besten Liedern und in der Blüte ihrer Kunstfertigkeit wissen die Sänger diese gefährliche Klippe auf das gewandteste zu vermeiden. Man sieht, Lachmanns Kriterien, weit entfernt, subjektiv oder willkürlich zu sein, beruhen auf den schärfsten und exaktesten Beobachtungen und gegen kein einziges derselben ist noch etwas Stichhaltiges vorgebracht worden.

Was nun die Urheber dieser Zusätze betrifft, so wird uns die nähere Betrachtung ergeben, daß manches der Lieder, bevor es die Form erhielt, in der es der Sammlung einverleibt wurde, durch mehrere, oft nachweislich durch drei oder vier Hände gegangen ist; manche Interpolationen erscheinen sehr gelungen; andere stören und verwirren den Text; von einigen gilt eine Bemerkung W. Grimms, der auch zuerst die überlaufende Konstruktion

Digitized by Google

als Kennzeichen der Unechtheit aufgestellt hat, daß sie „weder von Dichtern, denn sie sind ohne poetischen Geist, noch von bloßen Abschreibern, da sie mit mehr Geschick gemacht sind, als diese zu haben brauchen, herrühren; sondern von jenen gewöhnlichen Liebhabern, die ihre dumme Hand auch auch an die Werke bekannter Dichter des Mittelalters legen"; die Tätigkeit des Ordners oder Diaskeuasten läßt sich mit ziemlicher Genauigkeit verfolgen: manches nimmt er auch aus anderen Liedern, so Strophe 11, wie die Anordnung der Helden zu je 4 (4 × 3 = 3 × 4 = 12, eine gewöhnliche Art epischer Aufzählung, Anm. S. 9. 289. 308), nachdem sie bisher zu je 3 aufgezählt waren, beweist; oder die Interpolation Str. 88—101, die Hagen in den Mund gelegt ist, wo aber 93, 1 des Fahrenden Phrase *sô wir hœren sagen* stehen geblieben ist.

Bevor wir nun die Eigentümlichkeiten der einzelnen Lieder kennen lernen, müssen wir eines Haupteinwandes der Gegner gedenken, der Heptaden, die sich aus einem der fraglichsten Punkte des Systems zu einer seiner festesten Stützen zu verwandeln scheinen. Lachmann hat beobachtet, daß die höfischen Epiker ihre Werke mit ziemlicher Strenge in Abschnitte von 30 Versen teilen: so in den Dichtungen mit Kurzzeilen; bei Langversen entspricht dieser Rechnung eine Einteilung in 28 Verse oder 7 Strophen. Daraus hat der Meister kein Hehl gemacht, sondern das kann, wer nicht blind oder blöde ist, Anm. S. 63 und in der Vorrede zum Wolfram S. IX lesen (hat schon Zacher, Briefe S. 120 bemerkt). Das aber allerdings hat Lachmann nirgends gesagt, daß die Strophenzahl aller seiner Lieder durch 7 teilbar ist, einfach aus dem Grunde, weil er diesem Umstande kein Gewicht beimaß, am allerwenigsten von einer Vorliebe für die Siebenzahl geleitet war, sondern das eben ein ganz zufälliges Ergebnis war. Es hat das I. Lied 56 (= 7 × 8), II. 77 (× 11), III. 56 (8), IV. 42 (6), IV. Fortsetzung 70 (10), V. 42 (6), VI. 126 (18), VII. 49 (7), VIII. 56 (8), IX. 49 (7), X. 42 (6), XI. 91 (13), XI. Fortsetzung 28 (4), XII. 37 (nach Abzug der zwei ersten

Digitized by Google

Strophen, die Lachmann für den Rest einer ausgefallenen Einleitung hält, Anm. S. 169, aber 35 = 7 × 5), XIII. 56 (8), XIV. 63 (9), XV^{a}. 63 (9), XV^{b}. 14 (2), XVI. 56 (8), XVII. 56 (8), XVII. Fortsetzung 56 (8), XVIII. 56 (8), XIX. 63 (9), XX. 287 (41) Strophen (Heptaden). Aber auch die ältesten Zusätze scheinen durch 7 teilbar.[1] Aus alledem erhellt, daß die Siebenzahl im strophischen Epos nicht zufällig ist. Erklärt ist aber das Erscheinen derselben nicht durch Lachmann, sondern erst nach dessen Tode, als Jakob Grimm in K. A. Hahns Schulausgabe der XX Lieder (sie waren schon früher in einer Prachtausgabe zum Jubiläum der Buchdruckerkunst und in Simrocks Übersetzung selbständig erschienen), die in jedem Liede von 1 zählte, die Heptaden „entdeckte", in den Göttinger gelehrten Anzeigen noch im Todesjahre Lachmanns veröffentlichte (jetzt Kl. Schr. V. 476—479) und mit dem Endurteil abtat: „dem freien ungehemmten Atemzuge des Epos scheinen solche gleichförmige halbnaturwüchsige Zahlen entgegen", als ob nicht gerade das Naturwüchsige dem Wesen der Volkspoesie entspräche. Gervinus, in kritischen und diplomatischen Dingen immer ein Laie, was sich seine Verehrer merken mögen, schloß sich an, und als dann Holtzmann und sein Anhang kamen, meinten sie so leichtes Spiel zu haben, und heute spricht Herm. Fischer, Forschungen S. 12 geringschätzig von der „Heptadengrille" Nun hat zwar weder Lachmann noch seine Schule auf die Siebenzahl der Strophen

[1] Sicher: 61—67 Siegfrieds Ausrüstung; 130—137, wovon 130, das in krassem Widerspruche zu 136 steht, abzustreichen ist; das II. Lied fällt mit der âventiure zusammen und hat samt den Zusätzen 77 + 49 = 126 = 7 × 18 Strophen; in den Zusätzen des IV. Liedes scheidet Müllenhoff, ZGNN.: die älteste Interpolation 35 = 7 × 5 Strophen; den ältesten Anhang 481—494 = 2 × 7; die zweite Interpolation 342—357. 359. 361—364 = 3 × 7; die Ankunft in Isenlant 372—385 = 2 × 7; den jüngeren Anhang 444—480, nach Ausscheidung von 454, 3 — 455, 2 Anm. S. 67 und 474 ebda. S. 69, 35 = 7 × 5 Strophen; 630—636: über die Fortsetzung des XVIII. Liedes oben S. 340 Anm.; das reinlich redigierte XX. Lied hat 7 Zusatzstrophen, von denen ich glaube, daß sie nicht dem letzten Sammler, Anm. S. 255, sondern dem, der dieses und das XIX. Lied mit dem XVIII. verband, zuzuschreiben sind; das XIX. hat eine Einleitung von 7 Strophen und eben solchen Schluß deutlich markiert.

Digitized by Google

Wert gelegt,[1] aber metrische und diplomatische Gründe, die zur Erklärung dieser Erscheinung geltend zu machen sind, verleihen derselben eine erhöhte Bedeutung. Wir haben oben gesehen, daß die Nibelungenstrophe, ursprünglich sangbar, aus gleichteiligem Aufgesang und einem Abgesang besteht, also dreiteilig ist. Dieses Gesetz des Strophenbaues scheint sich nun auf die Anlage der Lieder zu erstrecken. Es mag (was noch zu erörtern kommt) dahinstehen, was Müllenhoff zu erweisen sucht (ZGNN. S. 9), daß auch noch im XIII. Jahrhundert epische Dichtungen in unserer Strophe gesungen wurden,[2] es genügt die unbestrittene Tatsache, daß — wie die Kürenbergstrophen und die Entstehung der Weise bezeugt —, dieselbe ursprünglich sangbar war, um ein musikalisches Prinzip der Anordnung auch für das Lied als solches wahrscheinlich zu machen. Ein solches liegt nun der Siebenzahl der Strophen zugrunde. Durch die Einführung bestimmter dreiteiliger Abschnitte, die im musikalischen und unter dessen Einflusse wohl auch noch im lesenden Vortrage eingehalten wurden, vermied man die Monotonie, die sonst leicht als Folge gerade der strophischen Form eintreten konnte. Natürlich sind aber an solchen Abschnitten nur musikalische,

[1] Lachmann hofft, Anm. S. 5, jeden zu überzeugen, daß das Epos nicht mehr und nicht weniger Lieder enthalte, als er nachweist; daß seine Kritik im einzelnen berichtigt werden könne, bestreitet er nirgends. Das VII. Lied hält er trotz der Siebenzahl für unvollständig; am XII. mangelt sie nach seiner Kritik. Lachmanns nächster Schüler M. Haupt athetiert ZfdA. VIII. 349 die Strophe 338, wodurch das älteste aller Lieder, das IV., der Siebenzahl verlustig ginge; durch Riegers Kritik ZfdA. XI. 206 f., der einen Abschnitt von 9 Strophen abtrennt, würde Fortsetzung XVII. dieselbe verlieren; ich selbst, wenn es mir gestattet ist, mich anzuschließen, gestehe, daß mir Lachmanns frühere Ansicht, nach der er mit Str. 70 auch 71 für unecht erklärt, UG. S. 71, berechtigter erscheint, als daß er dieselbe später beibehalten. Aber anderseits läßt sich nicht verkennen, daß nicht nur Lachmanns Autorität, — denn positiv hat er nicht gesprochen und hätte es auch kaum, wenn ihm längeres Leben gegönnt gewesen wäre, wie Herrmann (Widersprüche in L.s Kritik S. 14) vorauszusetzen scheint, weil es nicht in seiner Art lag, über einmal festgestellte Tatsachen viele Worte zu machen —, sondern auch die wesentlichsten und sachlichsten Gründe für die Heptaden sprechen und dieselben daher allerdings nach Müllenhoffs Worten ZGNN. S. 10 im stande sind, „die Lieder vor voreiligem Addieren und Subtrahieren sicherzustellen".

[2] Vgl. Lachmann, Singen und Sagen S. 121 (unten S. 352).

Digitized by Google

durchaus nicht epische Ruhepunkte, wohl des Vortrages, nicht aber der Erzählung. Die Siebenzahl = 2 + 2 + 3, wobei je 2 Strophen die beiden Stollen, die 3 letzten den Abgesang darstellen, erschien am passendsten zu diesem Zwecke und daher die Erscheinung der Heptaden.

Scherer, Spervogel S. 309, hat vermutet, daß, nach der Bedeutung der Heptas zu schließen, die Fahrenden auch ihre Liederbücher in Seiten zu 28 Zeilen angeordnet haben mögen. Man kann noch weiter gehen. Nicht weniger als 8 Lieder (I. III. VIII. XIII. XVI. XVII. XVII^b. XVIII) haben 56 = 7 × 8 Strophen. Das kann nicht zufällig sein, und das wird sich auch der entschiedenste Gegner der Liedertheorie nicht beikommen lassen, für vorbedachte Absicht Lachmanns anzusehen. Es erklärt sich aber zwanglos. Als die Fahrenden am Ende des Jahrhunderts daran gingen, ihre Produkte zu sagen, und als sie dieselben zum Zwecke des Vorlesens aufzuzeichnen begannen, genügte ihnen das einfachste Material, das ist der Pergamentquaternio doppeltgefaltet mit 4 Blättern oder 8 Seiten; bemaßen sie nur danach und nach der beim Umblättern entstehenden natürlichen Pause im Vortrage die Anlage ihres Liedes, so ergab sich, wie Scherer vermutete, für die Seite eine Heptas, für das Lied aber deren so viel als Seiten, nämlich 8, daher die so oft auftretende Zahl 7 × 8 oder 56.[1] Es zeigt sich, daß diese Art der Aufzeichnung wenn auch gewiß keine allgemeine, so doch eine gewöhnliche, weil die bequemste war, sonst könnten nicht so viele Abschnitte oder Lieder den ganz gleichen Umfang besitzen.[2]

---

[1] A 52 b, 1 d. i. Lachmann 1282, 2 ist der Schreiber bei gleichem Zäsurworte um 7 Strophen abgeirrt, vermutlich einen Fehler der Vorlage, die selbst wieder auf Liederhefte zurückgeht, aufnehmend.

[2] Dies erledigt auch eine abweichende Ansicht W. Wackernagels (6 Bruchst. S. 29), der im ersten Teile des Gedichtes in seinen Athetesen noch weiter geht als Lachmann, im zweiten Teile aber die Berechtigung hierzu leugnet, weil, wie die Überarbeiter in B und C, so vermutlich auch der Ordner und die älteren Interpolatoren hauptsächlich an die volksmäßigen, nicht aber an die mehr höfischen Lieder Hand angelegt hätten. Insbesondere Zäsurreim, Übergang der Konstruktion, Werbel, Swemmel, Rüdeger im XII., Volker im XIV. sind ihm nicht beweisend für die Unechtheit in diesen Partien. Aber im XIV. ist Volker nur innerhalb längerer

Digitized by Google

Den urkundlichen Nachweis von der Existenz der Lieder, wie sie Lachmann behauptet, versuche ich in „Exkurse zu den Nibelungen“ 1880 und über eine Schichte älterer Lieder 1878.

§ 17. Die Sammlung der Lieder.[1]

Es fragt sich nun, wie eine ganze Reihe solcher epischer Gesänge zu einem im ganzen und großen wohlgeordneten Epos erwachsen konnte. Denn wenn wir auch die alten Lieder ergänzt, geglättet, interpoliert und verbunden sehen, so sind dennoch manche derselben nachweislich durch eine Reihe von Händen gegangen, bevor sie mit der Aufnahme in unsere Sammlung zwar noch immer keine letzte, aber doch eine fixierte Gestalt erhielten. Lachmann hat eine schriftliche Grundlage des Epos, d. h. ein Buch, mit vollem Grund geleugnet, die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hingegen, daß die einzelnen Lieder vor ihrer Vereinigung aufgezeichnet waren, nicht nur nicht in Abrede gestellt, sondern namentlich bezüglich des XX. (Anm. S. 255), aber auch sonst, behauptet (Sing. u. Sag. 114. 121). Vor dem XII. Jahrhundert ist überhaupt ein Gegensatz zwischen singen und sagen unbekannt, es wird entweder gesungen oder, was dasselbe ist, gesagt und gesungen (Sing.

Zusätze genannt; daß nun die eine oder andere von ihm handelnde Strophe (1534. 1535, Anm. S. 198) noch jünger ist, ist von Lachmann nur vermutet, nicht zu entscheiden und auch ziemlich gleichgültig. Entscheidend ist aber, daß gerade eines der ältesten Lieder des 2. Teiles, XVI., zwar zerstückt, aber am allerwenigsten interpoliert ist (6 Zusatzstrophen).

[1] Fauriel, De l' origine de l' epopée. Rev. d. deux mondes VII. VIII. Übers. v. Eckstein, Neue Mitteilungen des thür.-sächs. Ver. V. — W. Grimm, Rolandslied, S. 35, 39. — Miklosich, Österr. Revue 1863, II., 1—23. — Im. Bekker, Berl. Akad. 1849. — Castren, Bulletin der hist.-pol. Sektion der Petersb. Ak. VII. Übers. v. Schiefner, 1852 (Über das finn. Epos, 50 Gesänge in 23000 Versen). — J. Grimm, Kl. Schr. II. 75 - 113. — Tobler, Volkstüml. Epos d. Franzosen, ZfVölkpsych. IV. 39—210. — Steinthal, ebenda V. 1—57. — Bistrom, Russ. Volksepos, ebenda 153—204; VI. 132—162 (u. ff.) —

* H. Busch, Die urspr. Lieder vom Ende der Nibelungen 1882. Dazu Wilmanns, Gött. gel. Anz. 1882, St. 50, 1576—1590, u. AfdA. XVIII. 96 ff., 102; Ltbl. 1883, Sp. 168 ff. — Henning, QF. XXXI. 214 ff., 322 ff. — W. Wilmanns, Der Untergang der Nibelunge in alter Sage und Dichtung 1903. — Schramm, über d. Einh. des XX. Liedes. 1888.

Digitized by Google

u. Sag. 107), im Nibelungenliede ist jedoch nie mehr vom Singen die Rede, wohl aber vom Sagen; daß aber überhaupt epische Dichtungen, die Erzeugnisse der Spielmannspoesie im XII. und XIII. Jahrhundert, vorgelesen wurden, davon sind jene Stellen köstlicher Naivität Zeugnis, wo im Morolt, im Orendel und noch im Laurin,[1] also in ein halbes Jahrhundert auseinanderliegenden Gedichten, der Vortragende den Gang der Erzählung unterbricht, das weitere könne nicht *ergân, der leser muoz ein trinken hân;* Nib. 2170:

Dô si den marcgraven tôten sâhen tragen,
ez enkunde ein schriber gebriefen noch gesagen
die manegen ungebœrde von wibe unde ouch von man,
diu sich von herzen jamer aldâ zeigen began,

ein unzweideutiges Zeugnis für die schriftliche Aufzeichnung, oder vielmehr, es wird einer und derselben Person Aufzeichnung und Vorlesung zugemutet. Daneben aber auch noch genug Stellen, die die Bestimmung der Lieder zum mündlichen Vortrage dartun, nicht nur das häufige Hervortreten des Dichters in erster Person in jedem Liede im Singular oder mit Einschluß der Hörer im Plural, obwohl es im XV. Liede schon an die Art der jüngeren Spielmannsdichtung streift (1644, 2 vgl. 1, 4, vornehmlich aber 1661, 2 *hie muget ir hœren gerne waz der degen sprach),* vielmehr noch die Art und Weise der Darstellung ist Beweis hierfür. Str. 433, 4 heißt es, da Prünhilt Siegfrieds Speerwurf erliegt, *ez en hete nimmer der künic Gunther getân.* In der folgenden Strophe meint sie nun, Gunther habe mit eigener Kraft den Schuß getan; 434, 4 *nein si hete gevellet ein verre kreftiger man.* Und wieder, da sich die Jungfrau nun überwunden sieht und ihre Mannen sich unterwerfen, 439, 4 *si wânden er hête mit sîner kraft diu spil getân.* Man sieht, wie der Fahrende, der das Lied vortrug, bemüht war, seinen Hörern die Schwierigkeit, die in Siegfrieds unsichtbarer Hilfe lag, zu ebnen, zugleich aber den Betrug recht deutlich zu machen. Wie schal

[1] Vgl. auch DFl. 2033/4.

Digitized by Google

und wie ärmlich müßten diese Wiederholungen erscheinen, wenn wir annehmen, daß das ganze Epos das Produkt eines Dichters ist, und wie zweckentsprechend und wie nachdrücklich sind sie beim mündlichen Vortrage. Wir sehen also die Nibelungenlieder gerade an jener Grenze zweier Perioden,[1] wo auch die Laien begannen, sich der Fertigkeit des Lesens und Schreibens zu bemächtigen. Wer aber schrieb und Lieder aufzeichnete, verfolgte einen bestimmten Zweck: Sammlung, Anordnung, Verschönerung, Ausführung. „Es war überall nicht um Altertumskunde, sondern um das Fortleben des Sageninhalts zu tun" (Uhland I. 353). So entstanden immer wieder neue Lieder, erfuhren ältere Zusätze, wurden mehrere Lieder wohl auch zu einer kleinen Sammlung vereinigt. Die Spielleute wollten dem alten, aber stets begehrten Stoffe moderne Formen geben, sie wollten dem Geschmacke der höfischen Kreise entgegenkommen, denn die Reinheit der Sprache und der Reime in Abschnitten, über deren Heimat kein Zweifel herrschen kann, beweisen, daß sie in den besten Kreisen des Landes entstanden sind (ZGNN. S. 18). So erklärt es sich, daß einerseits Lieder mit altertümlichem Charakter die meisten Veränderungen erfahren, andere Lieder hinzutreten, die mit Vorliebe gewisse, sonst im Epos wenig hervorstehende Charaktere in den Vordergrund schieben

[1] Lachmann, Singen und Sagen S. 114. „Man wird in der Zeit, wo nach vollendeter Trennung der Edeln vom Volke die Blüte und der schnelle Verfall der Poesie aus dem Gegensatze der höfischen und der bäurischen sich entwickelte, auch in dem Vortrage der erzählenden Gedichte eine der höfischen Bildung entsprechende Veränderung annehmen, daß sie nämlich nur mehr gesagt und vorgelesen als gesungen und vermutlich nicht einmal vorzugsweise von den Fahrenden vorgetragen wurden; welches sich dann bei dem Verfall des Rittertums wieder umgestaltete, so daß der verwildernde Gesang der bäurischen und bürgerlichen Sänger die Oberhand gewann." S. 121. „Es mag wohl sein, daß einzelne Teile des Gedichtes von den Nibelungen, auch ehe man sie in ein Buch zusammenschrieb, nur gesagt und niemals gesungen sind; obgleich der epische Gesang auch in der klassischen Zeit nicht ganz zu leugnen ist, wenn er vielleicht auch mehr auf der Straße als bei Hofe gehört wurde: denn es ist freilich merkwürdig, daß der Umarbeiter dieses Gedichtes (C 22, 5—8) und der Dichter des Titurels gerade Siegfrieds Jugendgeschichte singen hörten, die in den Nibelungen und im Biterolf verkümmert ist und nachher märchenhaft umgebildet ward."

Digitized by Google

und behandeln, endlich auch Lieder, die sich völlig dem Stile und der Manier der höfischen Kreise nähern. Daß daneben auch Lieder begegnen von minder altertümlichem und doch noch nicht höfischem Stile, anderseits wieder Lieder, die sich an vorhergehende offenbar anlehnen, Fortsetzungen, Zwischensätze gleichsam, die ohne das Vorhergehende oder das Folgende nicht gut denkbar sind, während die durch dieselben getrennten Abschnitte ganz gewiß ihre selbständige Existenz geführt haben, wird aus dem Vorhergehenden klar.

Müllenhoff führt aus, daß sich die Lieder durch den Stoff einander fast von selbst nähern, besonders da sie in einer Gegend entstanden sind; es ergeben sich kleine Liederzyklen: Liederbücher; wer eines besitzt, sucht sich die anderen zu verschaffen;[1] der, dem dies zuerst gelungen ist, sei der „Verfasser" des Nibelungenliedes. Diese letzte Behauptung Müllenhoffs ist wohl nur richtig für den I. und wieder für den II. Teil; aber die Vereinigung beider dürfte wohl zur Anlage eines Kodex, also nicht durch einen ἀοιδός sondern durch einen Gelehrten, einen schrîbære, geführt haben.

Aus der Einrichtung unserer Liederhandschriften wissen wir nun, daß die Fahrenden die Lieder verschiedener Autoren, wie sie dieselben eben vorzutragen pflegten, oft ohne jede eigene Zutat — denn nicht immer waren sie auch Dichter — in Liederbücher zusammenschrieben; ja die Heidelberger hat uns sogar zweier solcher Fahrender Namen aufbewahrt, denen nach der Autorität anderer Handschriften die unter ihrem Namen eingereihten Lieder abgesprochen

[1] Müllenhoff ordnete 1860/1 folgendermaßen:

1. Liederbuch I + II + III
2. „ IV + V + IV^b
3. „ VIII + IX + X + (VII +) VI } 3. + 4.
4. „ XI }
5. „ XII + XIII + XIV + XV
6. „ XVII + XVIII + XVII^b } XVI
7. „ XIX + XX }

Es sei nicht unmöglich, daß XV, XVI—XIX von einem Verfasser herrühren. Die Vereinigung der Liederbücher nach der Formel 1 + 2 + (3 + 4) + [5 + 6 + 7] ist wohl falsch.

Digitized by Google

werden müssen, so daß es klar ist, daß wir nicht ihr eigenes Werk, sondern ihr Liederbuch vor uns haben: *Niune* und *Gedrût*. Aus der Vereinigung solcher Liederbücher in losester Form sind unsere großen Minnesinger-Handschriften entstanden und ebenso, dürfen wir vorgreifend sagen, unser Nibelungenlied.

Wie wir uns nun nach diesen allgemeinen Grundzügen die Entwicklung des Epos zu denken haben, ist die nächste Frage. Lachmann hielt drei Phasen der Entstehung für nachweisbar: I. die Sammlung, welche der Verfasser der Klage kannte; das waren Lieder, die dem Inhalte nach dem zweiten Teile entsprachen, aber meist anders lautend und im einzelnen abweichend; II. der zweite Teil in seiner jetzigen Gestalt, die Lieder enger verbunden und ausgeglichen; III. die Vereinigung des zweiten mit dem ersten Teile durch einen ritterlichen Diaskeuasten oder kampfgewandten Fahrenden (an W. Grimm 13. 3. 1820). In der Vorrede zur „Auswahl" S. XVII f. hat er einige formelle Unterschiede zwischen dem zweiten und dritten Ordner angegeben; nur der zweite reime *Giselhêr : Volkêr, hër : mêr : Rüedegêr, naht : brâht : bedâht, gesit : gît* (später emendiert), *Gernôt : tuot,*[1] *marschalch : bevalch, verch : werch, duo* für *dô,*[1] *vorderôst : trôst;* nur der dritte *frun* für *frumen* („ein wirklicher Sprachfehler"), unflektierte Dative, *Sîvrit : bit : mit : sit.* Das Wesentliche dieser Unterscheidung ist der Umstand, daß für jeden der beiden Teile des Epos eine selbständige Sonderexistenz — wenn auch vielleicht von kürzester Dauer — anzunehmen ist. Dafür sprechen auch noch andere äußere und innere Gründe. Die Klage mit ihrer Quelle, die unsere Sammlung nicht war, ist schon angeführt; der Biterolf, entstanden um 1195—1200 in Wien, kannte wohl einzelne Lieder (Bit. 10188 f. = Nib. 1279. 1280, Bit. 11782 = Nib. 2206),[2] aber auch

* [1] Heute wäre dieser Reim oberpfälzisch-egerländisch.

[2] Diese Stelle aus dem XX. Liede ist im Trotzgespräche zwischen Wolfhart und Volker enthalten, welcher letztere eben im Biterolf nicht auftritt. Dessenungeachtet wird niemand, der unbefangen vergleicht, an der Stelle des Biterolf die Nachahmung verkennen. Vgl. auch Bit. 11932.

Digitized by Google

noch nicht einmal die erste Sammlung, wie daraus hervorgeht, daß unter den burgundischen Helden Volker nicht genannt wird, was bei der Tendenz des Verfassers, der sonst als Fahrender ein wahrer Gelehrter in seiner Art ist und eine ganze Sagenenzyklopädie aufgebaut hat, möglichst viele Helden zu konzentrieren, nur aus Unkenntnis zu erklären ist. Auch Dancwart fehlt im Biterolf. Dafür erscheinen zwei Ortwine. Dagegen ist es wohl gestattet, in jener ersten Sammlung eine der Quellen der Thidreksaga zu sehen. Die Tidreksaga benutzte eine Sammlung, in der XVI XVII schon kontaminiert waren, die mit XI (c. 356) begann und in der XIV noch nicht interpoliert war, dazu sächsische Lieder. Ob sie von 372 an unseren Texten etwa folge, wäre zu erweisen. Die Thidreksaga, oder eigentlich die Niflungasage in derselben, stimmt ja in großen Partien fast wörtlich zum Nibelungenliede und zwar zum gemeinen Texte, der aber — außer an einer einzigen Stelle 1494, 1, wo aber in dessen Lesart Lachmann und wohl mit gutem Grunde das Echte und Ursprüngliche gegen die Übereinstimmung CA annimmt — im zweiten Teile sachlich nicht im geringsten vom ursprünglichen A abweicht. Döring, ZfdPh. II. 1—79. 265—292 hat nun wahrscheinlich zu machen gesucht, daß der gemeine Text unmittelbar eine der Quellen der Saga war: 7 Stellen stimmen zu ABDI, nur 1 zu CId, aber 1 zu BCI und 1 nur zu B (a. a. O., S. 72);

Nib. 1897, 3. 2158, 1. Bit. 12139. Nib. 1883, 3. Darüber und dagegen B. Symons, Taalkundige Bydragen, Haarlem 1877 I. 309 ff. u. JenLitZtg. 1877, p. 799. Muths Replik Zs. 22, 382 f. Ich erkläre mir, da alle diese Stellen in den letzten Abschnitt, das letzte Vierteil des Biterolf fallen, dieses Verhältnis dadurch, daß der Dichter dieses Epos während seiner Arbeit von einzelnen unserer Nibelungenlieder Kenntnis erhielt, wodurch zugleich ein wichtiger chronologischer Anhaltspunkt gewonnen ist; denn der Biterolf, den die ungenaue Kenntnis der Steiermark, die überaus genaue Niederösterreichs, die ungefähre Böhmens und seine Neigung für dieses Volk wie die Abneigung gegen Bayern, die Kenntnis der Trappe (Marchfeld), das Wort *jeithof* nach Österreich, ferner die Tendenz, die Erwerbung der Steiermark zu feiern, die Lokalisierung seiner Helden im maurischen Spanien, die Kenntnis der Umgebung von Worms und der Heerstraße dahin in die Umgebung der Söhne Leopolds V. verweist, ist, wie ich schon mehrfach Gelegenheit hatte zu erwähnen und an anderem Orte ausführlich dargelegt habe, im letzten Lustrum des XII. Jahrhunderts am Wiener Hofe entstanden.

Digitized by Google

aber diese eine, der entscheidendes Gewicht beizulegen wäre, ist gerade 1494, 1 und da ja wahrscheinlich ist, daß hier der gemeine Text zufällig das Echte hat, ist diese Übereinstimmung nicht beweisend; ebensowenig die andere Stelle 1693, 4, denn die Erzählung der Saga c. 348 weicht überhaupt wesentlich ab, indem, wie schon Lachmann bemerkt hat (Anm. S. 214), nicht Hagens Vater, sondern Hagen selbst von Etzel zum Ritter geschlagen ist; es mag also wohl hiervon eine andere Version gegeben haben, die dem Verfasser des gemeinen Textes nur insofern bekannt war, als er ihr das Motiv zur Änderung von 1693, 4 entnahm, während die Saga hier ganz dieser uns unbekannten Quelle folgt; ebensogut könnte die dritte Stelle, Übereinstimmung mit 1837, 5—8 nach CId, gegen die Benutzung von B als die mit 1693, 4 dafür geltend gemacht werden: aber auch die Bekanntschaft mit diesem Motiv, das übrigens der Saga nicht wesentlich ist, daß Kriemhilt nur auf Hagen allein ihre Rache richtete, hat um diese Zeit (cca. 1235) nichts Auffallendes: leicht mochten die deutschen Männer von Soest, deren Erzählungen der nordische Landfahrer lauschte, auch verschiedene Versionen vorgebracht haben. Dagegen scheint mir von größerem Belang, was die Saga, die doch sonst kleine Züge mit treuem Gedächtnisse bewahrt und mit einer gewissen Vorliebe ausführt (ich erinnere nur an Dietrichs Heimkehr durch Pöchlarn), nicht kennt: den Bischof Pilgrim, das Abenteuer mit dem Kaplan und den Kampf mit Gelfrat und Else. Döring, a. a. O. S. 73, erklärt das für Gedächtnisfehler; dazu sind diese Partien doch zu wesentlich, der Sagaenschreiber zeigt sonst eine geradezu erstaunliche Kraft des Gedächtnisses, und überdies könnte man auf diese Art wieder alles in Zusammenhang bringen, was man wollte; es scheint vielmehr hieraus mit Sicherheit hervorzugehen, daß dem Verfasser das XIV. Lied in nicht interpolierter Gestalt bekannt wurde; da aber sonst, gerade nach Dörings Nachweisen, nicht wahrscheinlich ist, daß er nur einzelne Lieder, vielmehr einen zusammenhangenden Text vor sich hatte,

Digitized by Google

kann das nur das Werk des ersten Ordners gewesen sein, in dem demnach das XIV. Lied noch in unangetasteter Gestalt enthalten war; daß Volker, der dem Biterolf fehlt, darin vorkam, ergibt das Jahr 1200 als beiläufigen terminus a quo für denselben. Daß der Name der Nibelunge, den im ersten Teile (noch 1035, 4 vgl. 1056, 3) das von Siegfried unterworfene Volk führt, auf die Burgonden übergeht (nur an zwei Stellen wird noch *Nibelunge lant* in Zusätzen erwähnt 1211, 1. 1332, 1 und an zwei anderen 1463, 1—3. 1803, 4 erinnert sich des Gebrauches des ersten Teiles ein überaus ungeschickter Interpolator, C aber ändert) und daß trotz des namentlich in den Interpolationen des XI. Liedes ersichtlichen Bestrebens, möglichst viele Burgonden anzubringen, Sindolt und Hunolt, die nur in unechten Strophen vorkamen, nicht genannt werden (Anm. S. 149), woraus sich schließen läßt, daß selbst die Verfasser der Zusätze Lieder des ersten Teiles, wenn überhaupt, nur in nicht interpolierter Gestalt kannten, genügt erwähnt zu haben.

Der innere Grund, aus welchem eine selbständige Existenz beider Teile fast mit Notwendigkeit angenommen werden muß, ist die Verschiedenheit im Charakter der Darstellung, welche die biederen Streiter für die Einheit des Epos völlig ignorieren zu dürfen glauben. Ein großer Teil der Lieder, das XII. XV. XVII. XVIII. XIX., die Fortsetzung des XI. XVII. XVIII., vornehmlich aber das XX. (also der ganze zweite Teil mit Ausnahme der beiden ältesten, des XIV. und XVI., und des XI. und XIII., von denen es fraglich sein könnte, ob sie hierher zu ziehen sind), — alle diese Lieder, die durch Fülle des Ausdrucks und Gewandtheit der Form, Breite der Darstellung und Wohlklang der Sprache sich auszeichnen, sind nicht das Produkt gewerbsmäßiger, brotheischender Fahrender, sondern vornehmer Spielleute, die ihren Stoff dem Fürstenhofe anpassen und dessen Lieblingen ihre Dichtkunst widmen. W. Wackernagel, 6 Bruchstücke S. 25 f., charakterisiert diese „höfische Volksepik, als deren Hauptsitz wir

Digitized by Google

uns Österreich und den Hof zu Wien zu denken haben", und deren Produkte uns im zweiten Teile der Nibelunge entgegentreten, folgendermaßen: „Was im Nibelungenliede von ihr herrührt, ist in denjenigen Stücken, die unmittelbar auf Gesängen des Volkes beruhen, nicht schwer zu erkennen. Zu allervorderst am Inhalt. Dieser ist in den Vorträgen der Hofdichter oft so dürftig, ja man könnte zuweilen sagen, nichtig, daß Mund und Ohr des Volkes, welches in seinen Liedern Ereignisse und jedesmal ein Hauptereignis will, übel damit wäre befriedigt gewesen: Beispiele der Art unser zwölftes und fünfzehntes Lied und kaum viel besser auch das dreizehnte. Oder aber, es ist wohl Inhalt in Fülle da, es geschieht viel und Großes und das Größte, und doch kein Inhalt, wie wir uns den der Volkslieder allein vorstellen dürfen. Denn er ist kein echt alt sagenhafter: mehr als eine der Personen, die in Sinn und Rede und Tat hier voranstehen, die auf das wesentlichste in den Gang der Ereignisse eingreifen und ihn als Hauptpersonen zu der Entwicklung führen, die nun vor uns liegt, sie sind der Sage überhaupt oder wenigstens der Siegfrieds- und Kriemhildensage ursprünglich fremd, sie sind ganz oder doch zum größeren Teil erst Geschöpfe der bewußten Dichtung, und mit ihnen ist dann auch die Sage, in welche sie die Dichtung einfügt, halb unsagenhaft und dem Volke und dem Volksliede ungemäß geworden. So Volker von Alzei, so der Markgraf Rüdiger.[1] Aber Sängern, wie die, von denen diese Lieder kamen, lag es nahe, so zu verfahren: sie verherrlichten in dem ritterlichen Spielmann Volker ihren eigenen Stand, sie feierten in Rüdiger die Tugend, von der sie lebten, die Milde des Fürsten und voraus der Fürsten Österreichs. Die gleichen Namen und mit ihnen noch andere, auf welche derselbe Anlaß führte, müssen dann auch zur Ausschmückung jener inhaltloseren Lieder dienen."

[1] Daß Wackernagel Rüdeger und Volker zusammenstellt, ist entschieden falsch; nichtsdestoweniger behält, was er über die Pflege beider Gestalten durch die österreichischen Sänger sagt, seine volle Geltung.

Digitized by Google

Sprechen so in der Tat innere und äußere Gründe für die Selbständigkeit des zweiten Teiles, so muß insbesondere noch auf die Art und Weise hingewiesen werden, wie überall der Ereignisse des ersten gedacht wird: nur in den allgemeinsten Grundzügen wird der früheren Begebenheiten gedacht, auf keine Einzelheit wird angespielt, die im innigsten Kausalnexus stehenden Tatsachen werden, soweit als nötig, dem Hörer ins Gedächtnis gerufen, jedoch in einer Weise, die es ganz unmöglich macht, zu erraten, wie viel oder wie wenig sonst den Dichtern über dieselben bekannt ist (nur der Dichter des XVI. Liedes macht in letzter Beziehung eine Ausnahme 1736, 4): Siegfrieds Tod, der Raub des Hortes, des Balmung werden vorausgesetzt, aber ebensoviel auch aus anderen Sagen, wie das Verhältnis Hagens zu Walther von Spanien, Rüdegers zu den Amelungen (Anm. S. 254). Im XI. Liede wird Kriemhilt nicht nur neu eingeführt in der klassisch exponierenden Strophe 1083:

Daz was in einen zîten, dô vrou Helche erstarp
unt der künic Etzel umbe ander vrouwen warp,
dô rieten sîne vriunde ûz Burgonden lant
zuo einer stolzen witwen, diu was vrou Kriemhilt genant,

sondern im folgenden wird nun von ihr auch als einer dem Hörer völlig Unbekannten gehandelt, ja die Interpolatoren hielten es noch für notwendig, das Verhältnis weiter auseinanderzusetzen, was beweist, daß diese Einschübe nicht dem letzten Ordner zuzuschreiben sind, sondern schon vor der Vereinigung mit dem ersten Teile bestanden. 1084, 4 *der starke Sîvrit was ir man* 1097, 2 *si was dem besten manne Sîvride untertân, dem Sigmundes kinde: den hâstu hie gesehen* mit Anspielung auf eine Begebenheit, von der der erste Teil nichts erzählt (ebenso 1141, 4). An das XI. Lied nun, das Rüdegers Werbung und Kriemhildens Ausfahrt schildert, schließt eine Fortsetzung, die ganz aus dem Tone fällt, eigentlich ziemlich inhaltlos — ganz nach den Worten Wackernagels, — aber, obwohl das XI. durchaus kein altertümliches Gepräge trägt,

Digitized by Google

im Stile schwächlicher; J. Hoffmann, De Nib. alt. parte S. 6, macht darauf aufmerksam, daß, während im XI. und XIII. Liede die Handlung meist in direkter Rede sich bewegt, in der Fortsetzung des XI. und im XII. die direkte Rede fast ganz fehlt, dafür höfische Begrüßung, Reiterstücke und Ritterspiele (1246. 1247. 1293. 1295. 1299. 1315), Frauendienst (1248, 4. 1250, 3. 1255, 2. 1296, 4) und Begabung (1262. 1263. 1264. 1306. 1309. 1310). Der Bau der Strophen ist schlecht, insofern die Schlußzeilen leer und phrasenhaft mit stereotyper Gleichförmigkeit ähnliche Gemeinplätze wiederholen (1249, 4. 1250, 4. 1255, 2 — 1246, 4. 1256, 4. 1269, 4. 1271, 4. 1285, 4. 1301, 4. 1311, 4 — 1244, 4. 1257, 4. 1258, 1. 1262, 1). Mit Recht schreibt daher Hoffmann beide Lieder einem Verfasser zu, unter der Voraussetzung, daß die Korruptel *Zeizenmûre* 1272, 3. 1276, 1 mit CD in *Treisemmûre* emendiert wird, worüber Weiteres im folgenden Paragraphen. Das XII. Lied, Etzels und Kriemhildens Hochzeit, ist uns jedoch mit verstümmeltem Anfang überliefert: Strophe 1274, 1275 stören den Fortgang der Erzählung, die nach der erwähnten Emendation von 1271 zu 1276 ruhig fortschreitet; daß aber 1276 nicht der Anfang eines neuen Liedes sein kann (*Si was ze Treisemmûre unz an den vierden tac),* ist klar; Lachmann nahm daher an (Anm. S. 169), daß ein Überarbeiter den Anfang, dem 1274 und 1275 angehören mochten, und in dem nach seinem richtigen Gefühle der Aufenthaltsort der Königin genannt sein müßte, hinausgeworfen habe; durch Annahme der Lesart CD und den Beweis der gemeinsamen Autorschaft und des gleichen metrischen Gebrauches (a. a. O. S. 4. 5) erledigt sich die Sache weit einfacher: XI^{b} und XII sind ein Lied (die Ziffer XII ist vor Strophe 1242 anzusetzen) mit 63 = 7 × 9 Strophen. Wenn J. Hoffmann jedoch weiter (S. 10) das XIII. Lied, die *παραπρέσβεια,* in dem wieder die dramatische Kunst direkter Rede zur Geltung gelangt und das auch sonst das Gepräge gleichen Stiles trägt, dem Autor des XI. zuschieben will, kann ich ihm bei den obwaltenden, von ihm selbst beigebrachten

Digitized by Google

Differenzen nicht zustimmen (im XIII. der Dichter dreimal in erster Person 1369, 2. 1417, 1. 1433, 2, im XI. nie; einsilbige Wörter als erste Hebung und Senkung im letzten Halbvers dreimal in XIII. 1405, 3. 1411, 4 [*vil!*], — kann man *von vriunden getân* 1427, 4 überhaupt mit 4 Hebungen lesen? — im XI. nie; im XI. wird Gernot, im XIII. Giselher nicht genannt); denn wenn er meint, in dem metrisch glatteren Liede ein jüngeres Produkt desselben Autors zu erblicken, scheint mir mit ähnlichen Voraussetzungen überhaupt die Grenze berechtigter Kritik überschritten: wir haben es mit Liedern aus gleicher Zeit und Gegend zu tun, bei fortschreitender Kunstfertigkeit von Männern gleicher Bildung und Standes verfaßt, da ist Ähnlichkeit des Stiles so leicht erklärlich, daß selbst eine geringfügige formelle Verschiedenheit genügt, Schlüsse aus anderen Gründen in höchster Fraglichkeit erscheinen zu lassen. Daß aber zu beiden das XII. Lied, wie es von Hoffmann rekonstruiert ist, in inniger Beziehung steht und offenbar in der Tendenz gedichtet ist, beide zu verbinden (von einem Österreicher, der nicht ohne Gewandtheit seine Heimat feiert!), ist gerne zuzugestehen. Da nun das folgende Lied, das XIV., weit älter, die vorhergehenden nicht voraussetzt und ihnen gegenüber sogar bei Widersprüchen im einzelnen isoliert steht, ist anzunehmen, daß die drei Lieder XI. XII. XIII. in einem Liederbuch vereinigt waren, das in der Weise entstanden ist, daß zur Verbindung des XI. oder XIII. das XII. hinzugedichtet ward; ob das XI. oder XII. älter ist, ist nicht zu entscheiden, da Hoffmanns Ansicht darüber auf der Annahme gemeinsamer Autorschaft basierte.

Das XIV. Lied hebt sich, wie schon oben Gelegenheit war zu zeigen, in schärfster Weise von den vorhergehenden ab, so daß es geradezu unsinnig wäre, dasselbe dem Autor eines der anderen zuzuschreiben; selbst wenn uns ein Dichter des Epos genannt und der Nachweis der Einheit zu führen wäre, müßte man an dieser Stelle die Einfügung einer fremden Dichtung annehmen: so klar liegt die Sache. Der Rat Rumolts wird wiederholt, dieser selbst neu

Digitized by Google

eingeführt, die Zahlenangaben stimmen nicht zum Vorhergehenden, Eckewart schlummert auf Rüdegers Mark, der metrische Brauch ist ganz abweichend, alles widerspricht einer Bekanntschaft mit dem XI.—XIII. Liede, die aber ebensowenig auf die Begebenheiten dieses Abschnittes deuten. Fehlen der Senkung, altertümliche Reime *(hohzît : sit, hof : bischof, Gernôt : missebôt, Amelrîch : ungelîch, Uote : guote, huoben : uoben, verborgen : sorgen, genâmen : bequâmen, Hagene : degene : sagene, vorderôst : trôst),* Enjambement, Ausdruck in formelhafter Wendung von großer Wirkung (1449, 3 *mir ist getrumet hînte von engestlîcher nôt;* 1446, 2 *er was den Niblungen ein helflicher trôst;* 1473, 2 *er hôrte wazzer giezen*[1] *: losen er began;* 1492, 1 *dô ruoft er mit der krefte daz al der wâc erdôz;* 1494, 4 *des leit er von dem degne den swertgrimmegen tôt;* 1830, 1 *dô flugen disiu mære von schare baz ze schare, des wurden snelle helde missevare;* hierzu halte man 1503, 2 *enouwe,* 1511, 4 *etlîchez ouwet,* 1578, 2 *birt* 2. plur.), der fortwährende Hinweis auf den tragischen Ausgang, gedrungener epischer Stil, hohe poetische Kraft, die noch mit der Form ringt, völliges Zurücktreten jeder poetischen Individualität oder Subjektivität, dafür aber das ungebrochene Leben der Sage, das ahnungsvolle Dunkel, das auf der Situation lastet, geben dem Liede einen durchaus eigentümlichen Charakter, so daß es seine Wirkung auf kein poetischer Stimmung überhaupt fähiges Gemüt verleugnen wird. Das Lied „will nur die Ahnungen und Vorzeichen des unseligen Ausganges darstellen, einen der erweislich ältesten Teile der Sage von Gunthers Untergange" (Anm. S. 189), darum gehört aber nach Utens Traum und der Prophezeiung der Meerweiber, der der Kampf mit dem Fergen folgt, auch die Warnung Eckewarts hierher, und es war richtig, daß Lachmann seine anfängliche Meinung (UG. S. 26), daß das Lied mit 1567 geschlossen habe und die folgenden Strophen zur Verbindung mit dem XV., wenn auch nach

[1] „gießen" bedeutet heute an der Donau (Fischamend — M. Elend) „übertreten", „angeschwollen sein", daher „rauschen".

Digitized by Google

einer anderen Sage, gedichtet seien, aufgab. Dieses Lied hat zwei große Interpolationen erfahren, die Probe mit dem Kaplan, die gewiß nicht alt und sagenhaft ist,[1] wenn sie auch den Gedanken, wie alle Versuche, dem Schicksal eine andere Wendung zu geben, vergeblich ausschlagen, in nicht ungeschickter Weise ausdrückt, und den Streit mit den Bayern, dem Lachmann sagenhafte Grundlage nicht abspricht (1547, 1—3 deute auf andere Sagen? Anm. S. 197. Es ist mir nicht wahrscheinlich; vielmehr scheinen diese Verse nur auf einer allgemein ungünstigen Meinung über Hagen zu beruhen, dem der Interpolator auch sonst übel will 1549, 2. 1553, 3), dessen Ungehörigkeit im Liede aber die Unterbrechung des Gedankenganges und der verschiedene metrische und Sprachgebrauch beweist (man vergleiche die Anwendung der ersten Person 1447, 2. 1567, 1 mit 1549, 1. 1551, 1; *tjôst* 1549, 2; Gelpfrat und Hagen kämpfen mit *spern* 1548, 1. Wir dürfen wohl bei dem vortretenden Bayernhaß diese Schilderung einem österreichischen Ritter zuschreiben).

Das folgende XV. Lied unterscheidet sich wesentlich vom XIV.; es ist eigentlich inhaltlos und trägt jene charakteristischen Merkmale der volksmäßigen Hofepik in Österreich, wie sie Wackernagel entwickelt: Zierlichkeit der Form, Vollendung der Kunst (1623. 1643 vgl. XVII. 1773), höfische Sitte, Rüdeger im Mittelpunkte der Handlung und zudem, wie Hoffmann zuerst bemerkt hat, wenn wir, wie es nötig scheint, das Lied mit 1652 schließen, eine überaus gefällige Symmetrie der Anlage, De Nib. alt. parte p. 15: „nuntii adventus, Burgundionum avenientium salutatio, hospitium et sponsalia, proficiscentium salutatio, nuntii missio.“ Lachmann hat diesem Liede auch die beiden Heptaden 1656—1669 zugezählt. Hoffmann a. a. O. beobachtet nun eine in diesem Falle über bloße Zufälligkeiten hinausgehende Übereinstimmung zwischen diesen Strophen (XV^{b}.) und dem XVII. Liede; in beiden herrscht nämlich

[1] Man bemerke aber, daß auch der Hagen des Kûdrûnliedes bei der Heimkehr von seiner Robinsoninsel Leute ins Wasser wirft.

Digitized by Google

die Gewohnheit, daß der Antwortende jeweilig die Worte des zuerst Sprechenden aufnimmt in XV^{b} 1662, 4. 1663, 1; 1664, 4. 1665, 1; 1667, 3. 1668, 1; in XVII, 1677, 3. 1678, 2; 1679, 4. 1682, 1; 1685, 3. 1686, 2; 1679, 2. 1680, 2; 1752, 4. 1753, 2. Bei diesem Umstande kann an gemeinsamer Autorschaft kein Zweifel sein; dann sind aber, nachdem bei 1656 unmöglich der Anfang eines Liedes angenommen werden kann, die Strophen XV^{b}. zur Verbindung beider Lieder gedichtet, und es ist gleichgültig, welchem man sie zuzählt, dem XV. oder dem XVII. Der Autor des XV. scheint das XIV. gekannt zu haben; nicht nur daß die Erzählung den Faden genau an der richtigen Stelle aufnimmt und die Zahl der Burgonden genau stimmt, scheint wohl auch die frappierende Anrede 1664, 4 *'trôst der Nibelunge'* aus 1466, 2 abgeleitet werden zu dürfen. Es ist also anzunehmen, daß diese drei Lieder XIV. XV. XVII. in einem Liederbuche vereinigt waren; das XIV. ist jedenfalls das weitaus älteste, XV^{a}. das flachste, XVII. ähnlich, aber beide nicht ganz ohne sagenhaften Inhalt: die Meldung Eckewarts, die Begabung Hagens und Gernots, die Warnung durch Dietrich, die letzte und nachdrücklichste, Kriemhildens Empfang, sind sicherlich in der Sage begründet und die Erzählung von dem nächtlichen Überfall nur eine andere Version der im XVI. Liede in älterer Weise dargestellten Begebenheit.

So weit sind wir, im wesentlichsten im Einklange mit den Resultaten J. Hoffmanns, gelangt; auch seiner Beurteilung des XVI. Liedes, dessen Zerstückelung und Verteilung in drei Partien 1653—55. 1670—74. 1688—1739 wir schon oben besprochen haben, wird man unbedingt zustimmen müssen, wenn er den eigentümlichen Stil, die Gruppierung abgerundeter Bilder, die Lebhaftigkeit der Sprache, die Anspielung auf andere Sagen (Siegfrieds Tod, Hagens Jugend, die Walthersage), dabei aber die Dürftigkeit des Reimes hervorhebt: wir haben es in der Tat mit einem der ältesten und schönsten Lieder zu tun. Im folgenden nun kann ich mich den Ansichten Hoffmanns nicht anschließen: er nimmt für den ganzen zweiten Teil

Digitized by Google

drei Liederbücher an: XI. XI^b. XII. XIII. — XIV. XV. XVII. XVI. XVIII. XVII. (Fortsetzung) — XIX. XX., letzteres wegen der engen Verbindung beider Lieder, indem Strophe 2023 ebenso unzweifelhaft ein Lied beginnt, wie 2024, 1 das vorhergehende voraussetzt. Es kann sich also nur darum handeln, wie die Verknüpfung von XVI—XIX zustande gekommen ist. Das altertümliche XVI. kann, nachdem fast alles, was in demselben enthalten ist, noch einmal erzählt wird, ursprünglich mit dem XVII. nicht in einer Sammlung gestanden haben (a. a. O. p. 19); es ist erst später eingeschoben, ich kann mir nicht denken, daß es schon in ein Liederbuch eingeschoben gewesen wäre; einem Fahrenden, der sich berufsmäßig mit der Darstellung der Sage beschäftigte, kann unmöglich entgangen sein, daß er im XVI. und XVII. zwei verschiedene Versionen derselben Fabel vor sich habe; aber es ist ganz gut möglich, daß er zwei Lieder über denselben Gegenstand bei sich führte und, wie es ihn passend dünkte, bei Hofe das eine, auf der Straße das andere vortrug (oder, wem der Gegensatz zu kraß ist, XVII. den Damen am Herzogshofe, XVI. der Rittersfrau auf ihrer Burg); ein Sammler, dem das Liederbuch bei seiner Arbeit in die Hände fiel, hat dann das selbständige Lied, wie ihm die Folge der Begebenheiten, deren Identität er nicht erkannte, zu erheischen schien, eingeteilt — es scheint eine Spur der Tätigkeit von Lachmanns zweitem Ordner. Wir werden also gut tun, das XVI. Lied selbständig zu betrachten: als eigenes Liederbuch (mit 8 Heptaden) oder nicht in den Liederbüchern enthalten, wie man will, es ist dasselbe; jedenfalls war es nicht wie das XIV. der Kern eines solchen.

Das XVIII. und das XIX. Lied, beide im Stile der höfischen Volksepik, wie wir ihn nun kennen gelernt haben, jedes in seiner Weise nicht ohne eigentümlichen Reiz, das XVIII. vielleicht der Diktion nach das prächtigste, das XIX. minder gedrungen, aber reich an altertümlichen Wendungen und von durchaus sagenhaftem Inhalte, feiern jedes die Aristie eines Helden, der bisher nur eine untergeordnete

Digitized by Google

Rolle gespielt hat und mit dem Ende des Liedes, gleichviel tot oder lebend, wieder aus der Handlung abtritt. Es bedarf nicht einmal des Beweises, daß die beiden Lieder aufeinander keine Rücksicht nehmen; aber das XIX. ist mittelst einer Einleitung an den vorhergehenden Abschnitt, mittelst eines Schlußüberganges an das folgende Lied geknüpft, die Heptaden 1957—1963 und 2015—2022. Es ist klar, daß ein Lied mit 2014, 4 schließen konnte, und auch die Möglichkeit des Beginnes bei der speziellen Bestimmung, die Tapferkeit eines einzelnen Helden zu feiern, mit 1965, 1 anzuheben, wird nicht zu bestreiten sein. Auch erklärt sich, da sonst die Heptaden nirgends mit Abschnitten der Erzählung zusammenfallen, hier die auffallende Erscheinung des siebengliedrigen Beginnes und Schlusses am leichtesten, wenn man Zudichtung zum Zwecke der Verbindung annimmt; von 1957 kann man auch geltend machen, daß es, um einen Ausdruck Lachmanns zu gebrauchen, anhebt wie sonst nur Fortsetzungen pflegen. Hieraus ergibt sich die weitere Frage: womit sollte das XIX. Lied verknüpft werden? am Schlusse mit dem XX.; am Beginne aber offenbar nicht mit dem XVIII., denn 1957 kann dem Inhalte nach unmöglich an 1916 schließen; daß mit 1916 aber das Lied nicht beendet ist, bemerkt unbestreitbar richtig M. Rieger, ZfdA. XI. 208; was nun folgt, wie Dietrich und Rüdeger Frieden erhalten und den König und die Königin aus dem Kampfe geleiten, ist ein integrierender Teil der Erzählung, der ganz und gar unentbehrlich ist; zudem enthält dieser Abschnitt 1917—1945 (nach Athetese von 1923, wie oben gezeigt, $28 = 4 \times 7$ Strophen) Volkers Aristie; daß er mit 1945 schließt, geht daraus hervor, daß man dem Autor dieses wunderschönen Liedes die rohen folgenden Strophen mit ihren entarteten Übertreibungen 1951. 1953 unmöglich zuschreiben kann, auch schließt 1957 mindestens ebensogut an 1945 als an 1956 und die vorhergehenden Strophen (vgl. Anm. S. 246). Dieser Abschnitt, die Fortsetzung des XVIII. Liedes,

Digitized by Google

hat nun besseren Anspruch auf Echtheit als die des XVII.,[1] es ist eines der besten Lieder, dessen Anfang uns allerdings fehlt, das aber sonst in der Art und Manier des XVIII. und XIX. gehalten ist. Wir dürfen also Volkers Aristie ebenbürtig neben das Dancwarts- und Iringslied stellen. Daß diese Dichtung ursprünglich nicht zum XVIII. Liede gehört und auch, daß damit eine Fortsetzung desselben nicht beabsichtigt war, geht aus dem gänzlichen Verschwinden Dancwarts hervor. Es ist also dieses ursprünglich selbständige Lied in wenig geschickter Weise zwischen das XVIII. und XIX. eingeschoben, wobei XVIII^a. seinen Schluß, XVIII^b. seinen Anfang einbüßte. Der Grund der Einschiebung lag darin, daß derjenige, der das XVIII. und XIX. Lied verbinden wollte, die uns erhaltene Partie des Volkerliedes geeignet hielt, die sachliche Lücke zwischen 1916 und 1957, die auch der Schluß von XVIII. nicht hinlänglich ausfüllen mochte, zu ergänzen. Das kann aber, wie aus der Tendenz des symmetrischen Aufbaues des XIX. Liedes klar wird, nur der Verfasser eben dieses gewesen sein; es hat also der Autor des XIX. Liedes zugleich ein Liederbuch angelegt, das zuerst XIX mit XX, dann XVIII^a mit XVIII^b (wobei auch das XX. um jene 7 Zusatzstrophen, von denen sich 5 auf Dancwart beziehen, vermehrt wurde) und hierauf beide Gruppen untereinander verband.

---

[1] Metrisch steht dieses Fragment ganz auf demselben Niveau wie das XVIII. und XIX. (Enjambement 1933, 1; starke Apokopen, und dreifüßiger letzter Halbvers 1921, 4. 1933, 4. 1935, 4. Anm. S. 241 sind ihm eigentümlich); ausgezeichnet ist es insbesondere durch gewisse formelhafte Wendungen 1926, 2 *vriunt unde mâge,* 1928, 3 *buoze unde suone,* 1934, 2 *vride unde suone,* 1943, 2 *dîn silber unt dîn golt,* 1944, 3 *durh helm unt durch rant;* Häufung der Epitheta 1917, 2. 1922, 1. 1945, 1; *losen er began* 1925, 2 = 1473, 2; man bemerke noch 1918, 4 *schenken den aller wirsesten tranc.* 1920, 4 *den tôt an der hant hân.* 1922, 1. 2 die Verstärkungen *neinâ, lazâ.* 1926, 3. 1927, 2 *ûf haben des strîtes mit swerten;* Vergleiche und Bilder: Dietrichs Stimme erklingt 1924, 2 *alsam ein wisentes horn;* Volker ficht 1938, 3 *alsam ein eber wilde;* dann das große Gleichnis vom Fiedler 1939 *Sîn leiche lûtent übele, sîn züge sint rôt: jâ vellent sîne doene manegen helt tôt.* u. s. f. 1941, 4. 1943, 3. 1944, 3; ganz prächtig und sagengemäß ist die Art und Weise, wie der Dichter Wolfhart charakterisiert 1930.

Digitized by Google

Es erübrigt noch die Fortsetzung des XVII. Liedes; sie ist, auch wenn wir unmittelbar den Schluß des XVII. und den Anfang des XVIII. Liedes, 1785 und 1858, zueinander halten, viel weniger wesentlich als die des XVIII.; allerdings setzt die Vereinigung der Lieder zum Epos eine Aufreizung Blödelins durch Kriemhilt voraus, die wohl auch sagengemäß und, wie aus der Klage zu erhellen scheint, in einem reichhaltigeren Liede erzählt war. Eine Spur dieses Liedes dürfen wir nun hier vermuten;[1] denn noch ein zweites Lied hat dieser überaus schwächliche Poet verarbeitet: ein Ortliebslied, dessen Fragment die Strophen 1849—1857 sind. Rieger, ZfdA. XI. 206—209 hat, nachdem Holtzmanns Anhang das bekannte Geschrei über die Barbarei der Strophe 1849 nach dem echten Texte erhoben hatte, zuerst die Sache gründlich untersucht. Sein Resultat ist, daß, nachdem im Epos der Angriff Blödels, den Kriemhilt gereizt hat, das Motiv des Kampfes bildet, ein zweites Motiv entbehrlich scheint. Ein solches zweites Motiv scheinen aber Strophe 1849 f. einzuleiten: daß mit 1848 sehr gut ein Lied enden konnte, an das das folgende gleich gut schlösse, und ebenso eines mit 1849 (nach Rieger mit umgestelltem 1. und 2. Verse) beginnen, ist leicht zu erkennen. Die Anlage dieser Strophen deutet auf ein Lied nach dem Inhalte der Thidreksaga und des Anhanges zum Heldenbuche, nach denen Ortliebs von Kriemhilt geheißene Beleidigung gegen Hagen den Anlaß zum Ausbruche des Kampfes gibt (hierzu stimmt einigermaßen W. Müllers Ansicht, daß dieses Motiv alt und echt und hier nur geschwächt sei, weil neben dem Angriffe auf Dancwart entbehrlich, Lied. v. d. Nib. S. 300); wie 1858 an 1848, so schlösse sachgemäß an 1857 Strophe 1888 f., wo aber die Ermordung Ortliebs ganz anders motiviert ist als in der Saga: diese Unterbrechung des Fortganges der Handlung, das dunkle Hereinspielen eines zweiten Motivs macht es wahrscheinlich,

[1] Aus diesem kann Strophe 1803 stammen, die in der Klage benutzt erscheint, so treu, daß sogar dasselbe Reimpaar *mære : swære* erscheint. Kl. 142 f. Hoffmann p. 23.

Digitized by Google

daß die Strophen 1849—1857 das Fragment eines selbständigen Liedes sind. Ich stimme Rieger zu; aber wenn er wie diese Strophen als den Anfang, so XVIII[b] (1917—1955) als den Schluß desselben Liedes ansieht, ist daran zu erinnern, daß wir den Abschnitt 1917—1955 teilen zu müssen glaubten, und daß in dem einen Teile Ortlieb, in dem anderen, wo seiner nicht mehr gedacht wird, Volker im Mittelpunkte der Handlung steht, was diese Ansicht, die in sprachlichen und formellen Eigentümlichkeiten keine Stütze findet, nicht plausibel erscheinen läßt. So sehen wir denn Fragmente zweier verschiedener Lieder aneinander gefügt, deren Helden Blödel und Ortlieb waren; dazu kommt dann, was der Dichter hinzufügt, um seinen Quaternio voll zu machen: „materiam tenuem ludis equestribus et cultu christiano exornare studet"; der kurze Wortwechsel Kriemhildens mit Dietrich und Hildebrant scheint Nachahmung von 1685 f., das dem Verfasser wohl bekannt sein konnte; die Ermordung des hunnischen Markgrafen durch Volker erinnert an die weit besser motivierte Tötung des Hunnen 1936, 1 (der Zug wird noch einmal plump wiederholt 1953). Kein Lied ist nun enger an das vorhergehende und folgende geknüpft, wie dieses Erzeugnis eines Dichters, dessen Formgewandtheit (1792. 1818) bedeutender ist als seine Phantasie; da wir aber nun XVII im Verbande mit den vorhergehenden, XVIII mit den folgenden Liedern gesehen haben, ist diese Fortsetzung erst bei der Vereinigung der Liederbücher zugedichtet, möglicherweise, denn die Kontamination einzelner Liederteile, aus der sich auch der scheinbare Widerspruch zwischen Altertümlichem und Neuem in diesem Abschnitte erklärt, findet hierin ihre Analogie, gleichzeitig mit der Einreihung des XVI. Liedes: also ein Werk des zweiten Ordners, der mit der Anknüpfung des ersten Liederbuches, das die Interpolationen, die mit dem Inhalt des vorhergehenden vertraut machen sollen, im XI. Liede, wie das XIV. die Zusätze vom Kaplan und vom Bayernkampfe wohl schon vor der Vereinigung erfahren hatte, seine Tätigkeit abschloß.

Digitized by Google

Ganz ähnlich entwickelt sich der erste Teil, für den Müllenhoff, ZGNN. S. 25—55, die Untersuchung durchgeführt hat. Das erste Lied grenzt sich mit Strophe 13[1] und 129 sicher und fest ab. Die vorhergehende, vielgetadelte verworrene Exposition, die, wie die durcheinandergewürfelte Aufzählung der Helden zeigt, aus Strophen verschiedener Lieder zusammengebettelt ist, ist nicht auf das Lied, sondern für das Ganze berechnet und, worüber schon die elende Form keinen Zweifel läßt, dem Ordner zuzuschreiben. Das Lied hat große Interpolationen: so die ungeschickte Schwertleite Siegfrieds, die im Widerspruche zu 22 und der späteren Interpolation 88—101 den Ritt nach Worms als Siegfrieds erste Ausfahrt erscheinen ließe, einer der allerärgsten Verstöße des Epos, den noch kein Verteidiger der Einheit erklärt hat; weiter die Schilderung seiner Ausstattung 61—67, den schwächlichen Schluß 130—137 und die Erzählung von der Erwerbung des Hortes und den Drachenkampf 88—101. Aus dem Vergleiche der Interpolationen untereinander und ihres Zustandes — so ist 96, das die Erzählung unterbricht, jünger, 130 im Widerspruche zum Folgenden u. a. — ergibt sich, daß das Lied vor seiner endlichen Redaktion durch mindestens vier Hände gegangen ist. Der Dichter des Liedes war wohl kaum ein Fahrender: wenigstens hält er Kriemhilt für Siegfrieds erste Neigung und weiß nichts von seiner Unverwundbarkeit, während er seine Leibesstärke 22, 4. 117, 4. 129, 3 hervorhebt. Im Anfange scheint er ein anderes Lied von Kriemhildens Traume benutzt zu haben; wenigstens hebt sich die kurze Schilderung so rhapsodisch ab, daß selbst Lachmann das Lied ursprünglich erst mit Strophe 20 beginnen wollte. Die Möglichkeit der Existenz eines solchen und dann gewiß nur kurzen Liedes von solchem Inhalte hat vd. Hagen zu seiner gegen Lachmann zäh festgehaltenen Vermutung geführt, daß der Dichter des Nibelungenliedes kurze Rhapsodien benutzt

[1] Vgl. daneben Nagele, Die erste Strophe d. Nib.-L.

Digitized by Google

und verarbeitet habe. Da aber gar keine Beweise hierfür vorliegen und man schließlich in jeder kurzen abgeschlossenen Darstellung solche Rhapsodien sehen könnte (wie leicht und falsch wäre es, das XIV. oder XVI. Lied so zu zerlegen!), ist die Annahme fallen zu lassen (Müllenhoff, Jahrb. f. wiss. Krit. 1846. S. 622. Über die Möglichkeit eines älteren bajuvarischen Liedes von Kriemhilt s. ZE. ZfdA. XII. 299 f. Vgl. auch Scherer, AfdA. I. 193). Der Gang der Darstellung ist energisch, der Ton „rasch, etwas herb" (s. o.), die Auffassung freier als in den älteren Liedern, die Kunstmittel des Dichters nicht unbedeutend. Der Dichter will offenbar nichts schildern als Siegfrieds Ausritt und Fahrt nach Worms, er erledigt seinen Gegenstand mit Strophe 129.

Die Selbständigkeit des II. Liedes, das den Sachsenkrieg umfaßt, ist selbst von den Gegnern anerkannt; ein Zuwachs der Sage (s. S. 105 f.) ist es hier dem neuen Stile des Volksepos angepaßt; die Waffentat vollbringt Siegfried, wenn es auch nicht mit unzweideutigen Worten gesagt wird, als Ritter Kriemhildens. Im Stil jünger als das erste, steht es der „höfischen Volksepik" der Lieder des II. Teiles nicht zu allzufern, erreicht sie aber weder an Kraft der Darstellung noch an Rundung der Form. Was die Sage betrifft, beruht es auf genau denselben Voraussetzungen wie das I., zu dem es in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie das XV. zum XIV., wenn es auch die Erzählung nicht so genau an denselben Punkt knüpft: die Ähnlichkeit besteht vielmehr darin, daß man ein Lied, das dem Inhalte nach unserem I. entspricht, für das II. voraussetzen muß; da nun die Annahme, es sei dies ein anderes als unser Lied, „ins Blaue greift", ist, da sonst nichts dawider spricht, festzuhalten, daß das II. das I. Lied voraussetzt und beide in ein Liederbuch vereinigt gewesen seien, das aber erst mit dem folgenden III. abschloß. Dieses III. Lied, das Siegfrieds Aufenthalt am Wormser Hofe und den Sachsenkrieg kennt, schließt, wiewohl in Stil und Darstellung grundverschieden, so eng an das II., daß die Annahme

Digitized by Google

erlaubt ist, der Dichter sei durch die Schlußandeutungen des II. zu seinem Liede angeregt worden (ZGNN. S. 34). Das Lied hat außer dem Eintreten Ortwins 272 und überhaupt dem Entgegenbringen der Braut von seiten der Burgonden keinen sagengemäßen Inhalt; aber es zeigt uns die volksmäßige Epik auf einem Standpunkte, von dem es keinen Fortschritt mehr gab, weil der Gipfel schon überschritten war: in ganz anderer Weise als im XV. oder XVII. Liede tritt der Einfluß höfischen Wesens hervor: zwar keine Romantik, aber die entschiedenste und peinlichste Beobachtung höfischer Sitte; was im II. Liede noch nicht gesagt ist, daß Siegfried in Kriemhildens Dienste seine Wunder der Tapferkeit verrichte, ist ihm hier 303, 4 selbst in den Mund gelegt; subjektives Wesen der Poesie; eigentümliche Gleichnisse; ausgebildete Form bei geringem Gehalte; wie Lachmann sagt: „trauriges Beispiel der entartenden Volkspoesie“ (Anm. S. 72). Daß aber das Liederbuch hier seine Grenze hatte, ergibt sich aus den völlig verschiedenen und durchaus sagengemäßen Voraussetzungen, auf denen die folgenden Lieder beruhen.

Daß das zweite Liederbuch (mit IV, V und VI^{b}) das erste nicht kannte, beweist zunächst Strophe 327. — Das IV. Lied ist eines der altertümlichsten: nach Form und Inhalt vielleicht das älteste aller: „wenn eins, so könnte dies noch in den achtziger Jahren des XII. Jahrhunderts entstanden sein“ (ZGNN. S. 37; das XIV. wohl auch!); daraus erklärt sich, daß die Interpolatoren so unendlich viel daran zu tun fanden: während beim XX. auf 287 echte Strophen 7 Zusatzstrophen und diese alt und gut kommen, sind hier unter 248 Strophen nur 42 echt; und da genügten den Verfassern von B und C bekanntlich gerade in diesem Abschnitte die Einschübe nicht, so daß in C die echten Strophen nur mehr den achten Teil des Ganzen bilden! Der Gang der Darstellung in diesem Liede ist aber auch so knapp und gedrungen, daß man das Vorgehen der Bearbeiter wenigstens begreift: es ist keine Strophe zu viel; ernst und gemessen schreitet die Handlung fort; Siegfrieds

Digitized by Google

früheres Verhältnis zu Prünhilt wird vorausgesetzt: nur so erklärt sich, daß die Königin ihn kennt und zuerst grüßt — daß ihn ein *ir gesinde* kennt und nennt 394, ist gar zu deutlich der Erkennungsszene Siegfrieds durch Hagen 87 nachgebildet —, nur so die schroffe Betonung der Abhängigkeit des Helden 401 und eine gewisse Gereiztheit der Wechselrede 401. 402. 443; so stehen wir ganz anders als in den Liedern des ersten Buches auf dem Boden der alten Sage, die bereits den Verfassern der Zusätze unverständlich zu werden begann. Form (vor allem das überaus häufige Fehlen der Senkung) und Stil verleihen dem Liede ein höchst altertümliches Gepräge[1] und erheben es zu einem der merkwürdigsten Denkmale unserer Literatur. Aber der Sänger wollte nichts als die Wettspiele erzählen: mit ihrer Vollendung schließt sein Gesang 443; daß ihm dabei eine Exposition gelungen ist, die in ihrer meisterhaften Anlage ebensogut das Epos eröffnen könnte, zeugt für die hohe Ausbildung des Volksgesanges, den wir in diesem Abschnitte auf seiner *ἀχμή* sehen. Wie deutlich die Bestimmung für den mündlichen Vortrag hier hervortritt, ist schon oben gesagt. Das Lied ist nicht am Rhein gedichtet: dort könnte der Burgondenkönig in Worms nicht schlechtweg als vogt vom Rîne 328, 1 genannt werden (369, 2 = 1127, 3; steht also nicht entgegen). Für Österreich spricht *suon : tuon* 332, 1 (vgl. oben S. 168), *lât iu sîn niht ze gâch* 404, 2, endlich *end ez iemen wesse* 410, 2, denn *e'nder* für „eher" lebt noch in der heutigen österreichischen Mundart fort.[2] — Die Zusätze (ZGNN. S. 59 f.) sind von verschiedenstem Werte. Zunächst scheint der Abschnitt, der die Abreise erzählt, 481—494, eine plumpe unschöne Spielmannsdichtung, hinzugetreten; später erst der Anfang 444—480, der Siegfrieds Fahrt nach seinen

[1] Müllenhoff, Jahrb. f. wiss. Kr. 1846 S. 620, hat gegenüber M. Müller, nach dessen Theorie I. und IV. demselben Verfasser angehörten, eine höchst instruktive Parallele beider Lieder gegeben; was I. jünger erscheinen läßt, sind die Synizesen, Parenthesen, die kurzsilbige Zäsur 86, 4, das Ihrzen Gunthers und Siegfrieds; dabei hat IV. keine scheinbar klingende Reime, I. kein Enjambement.

[2] Muth schreibt außerdem: für mich entscheidend die 86 Türme 388, 1.

Digitized by Google

Recken und die Balgerei mit dem Pförtner und Alberich schildert, eine auf Grund der eben ausgebildeten neuen Form der Sage von der Erwerbung des Hortes frei erfundene, an das Possenhafte streifende Spielmannsdichtung, die in wenig würdiger Weise den Faden der Erzählung fortspinnt. Dazu kommen die Interpolation, die im Sinne der modernen Richtung, aber ohne Kenntnis der Begebenheiten, die das III. Lied geschildert hat, Siegfried und Kriemhilt vor der Fahrt nach Isenlant zusammenführt 342–357. 359. 361–364 und der Abschnitt endlich, der, ziemlich geschickt gemacht 372—385, die Ankunft in Prünhildens Land schildert; alle diese Zusätze die alte Siebenzahl innehaltend. Als bemerkenswert und wichtig, weil einen Rückschluß auf das Alter der Zusätze gestattend, ist hervorzuheben, daß auch in den unechten Strophen nirgends Zäsurreim sich findet (Anm. S. 46). Ob der letzte Sammler, und inwieweit, noch Hand anzulegen fand an dieses Lied, das so viel gesungen durch so viele Hände wandern mußte, bis es aus der Sphäre, in der es entstanden, in die Kreise der aristokratischen Gesellschaft gehoben war, läßt sich auf keine Weise zur Entscheidung bringen. Daß ihm die Strophe 324, die das Lied vorbereiten soll, und 495, die das V. Lied voraussetzt, angehören, ist allerdings klar.

Über den Inhalt des V. Liedes war schon Gelegenheit zu handeln. Es schildert den Kampf in den beiden Nächten, beginnt mit dem Hochzeitsmahle und schließt mit der Befriedigung Gunthers 572—629. Müllenhoff hat es a. a. O. S. 42 trefflich charakterisiert: „Dies schöne Lied zeichnet sich aus durch edle Einfachheit und die würdige, reine, ja fast naive Art, in der die ganze verfängliche Geschichte der Brautnacht behandelt ist. Die altertümliche Raschheit und Gedrungenheit der Darstellung, die das IV. auszeichnet, fehlt diesem Liede; doch ist es ebenso fern von höfischer Breite, und die Wärme und Lebhaftigkeit seiner Darstellung ist nur viel gehaltener als die des IV., ja selbst des I. Liedes. Kaum ein anderes Lied in den Nibelungen ist

Digitized by Google

so schlicht und einfach und hat so wenig hervorstechende Eigentümlichkeiten aufzuweisen; denn auch die Merkmale der jüngeren Lieder fehlen ebensosehr.“ An einen gemeinsamen Autor mit dem IV. ist also nicht zu denken; doch setzt es auch das frühere Verhältnis Siegfrieds zu Prünhilt oder wenigstens seine Vertrautheit mit allem, was sie betrifft, voraus 598, 2, und daß es mit dem IV. in einem Liederbuche vereinigt war, beweist, daß es mit demselben — wie wir es bei den Liedern des zweiten Teiles gesehen haben — durch ein von Lachmann mit Recht nicht athetiertes Lied 496—571 verbunden ist, das durchaus höfisch und inhaltlos, schwächlich und ohne Schwung, von Begebenheiten zusammenrafft, was zwischen den Kampf in Isenlant und die Brautnacht gelegt und gedrängt werden kann: Handlung die Fülle, aber, wie Wackernagel so scharf hervorhebt, kein sagenhafter Inhalt: Siegfrieds Botschaft nach Worms, Zurüstungen zum Feste, der Empfang, Ritterspiele, endlich, was bei der Ordnung und Sammlung der Lieder höchlichst zugute kommen mußte, die in Gemäßheit der eingegangenen Verpflichtung 334, 1. 562, 3 vollzogene Vermählung Siegfrieds und Kriemhildens. Aus dem Anfange des Liedes, das sich vollkommen gut rundet, geht hervor, daß das IV. Lied schon um den ältesten Zusatz 481—494 vermehrt war; knapp an 494 schließt 496, unmöglich an 443. In Form und Auffassung steht es dem III. Liede nahe (Anm. S. 72), es demselben Autor zuzuschreiben, verbietet die in jenem hervortretende Unkenntnis der alten Sage und Begebenheiten, wie sie das IV. Lied erzählt, das von dieser Fortsetzung, IV^{b}., vorausgesetzt wird.

Diesen gegenüber bilden nun die folgenden Lieder wieder eine sich scharf abhebende, teilweise auf anderen Voraussetzungen beruhende, umfassende Gruppe VI—X. Als der Mittelpunkt und das älteste dieser Lieder erscheint das VIII., die verhängnisvolle Jagd 859—943, das sich allerdings so klar und deutlich aus seiner Umgebung heraushebt, daß ihm der Charakter des Liedes selbst die

Digitized by Google

entschiedensten Gegner der Theorie zugestanden haben. Es unterscheidet sich wesentlich von allen anderen Liedern durch seinen Sprachgebrauch (s. die Zusammenstellung ZGNN. S. 50), durch eine gewisse Frische und Energie des Tones, wie sie weder den übrigen hohen Alters (IV. XIV. XVI) noch den höfischeren Liedern eigen und hier mit Rücksicht auf den tragischen Inhalt doppelt wirkungsvoll ist. Gesunder Humor paart sich mit Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung; mit dem glücklichsten Takte wird der Held noch vor seinem Ende in das hellste Licht gesetzt; daß es zum Gesang bestimmt war, beweist die Onomatopöie und Alliteration, die vollen Reime, es ähnelt einem „schallnachahmenden Jägerliede". Wie ein Mensch dazu kommen konnte, bei ernster Erwägung des Stiles und Tones diesen Abschnitt dem Autor des III. oder des in seiner Weise ebenso verschiedenen XIV. zuzuschreiben, ist schlechterdings unbegreiflich. Diese Kunst, in den verschiedensten Situationen einmal glücklich den kräftigsten Ton zu treffen, dann wieder weichlich, platt und banal zu werden, um, ein Proteus und Phönix zugleich, sich wieder zum lebendigsten Schwunge zu erheben und dann in die monotonste Manier zurückzusinken, wahrlich diese Kunst setzt anders konstruierte Menschen voraus, als mit denen wir in der Geschichte rechnen. Wenn irgend ein Lied das Produkt einer bedeutenden Individualität ist, wie sie uns nirgends anders im Epos entgegentritt, so das VIII. Es ist ganz merkwürdig zu beobachten, wie eine solche bedeutende und merkwürdige Individualität auf die schwächeren Epigonen wirkt: daß die Zusätze, Kriemhildens Träume und Siegfrieds Gewandung, besser sind als andere, läßt sich noch aus älterem Stile erklären; aber auch auf die späteren Bearbeiter hat sie eingewirkt, so daß sie in diesem Abschnitte archaisieren, und der Dichter des IX. Liedes, der im Hinblicke auf unser Lied gedichtet hat, entzieht sich, selbständig beginnend, doch dem mächtigen Einflusse der vorausgehenden Dichtung nicht: wer 943 und 944 nebeneinander liest, möchte sie nicht verschiedenen Verfassern

Digitized by Google

zuschreiben (Anm. S. 126), doch zeigt das IX. Lied nichts mehr von der Genialität des VIII., nur in den ersten Strophen wirkt der in den Schlußstrophen angeschlagene Ton fort, die elegische Weise klingt immer wieder, bis die Erzählung in Gang kommt und damit das Lied sich verflacht und scheidet. Daß der Dichter des IX. Liedes das VIII. fortsetzen wollte, geht schon aus den Worten hervor: *ez hiez Hagne tragen Sîvriden alsô tôten,* was voraussetzt, daß von Siegfried und seinem Tode schon die Rede war, doch exponiert der Dichter neu und gut. Daß beide Lieder nicht von einem Autor sind, ist durch die Vermeidung des dreisilbigen Reimes (in VIII. 873) und durch die (zum VI. stimmende) Bezeichnung *Sîvrit von Nibelunge lant* hinlänglich klar. Müllenhoff hat das IX. und das X. Lied, beide überaus schlicht, das X. im einzelnen fast dürftig, aber nirgends unwürdig im Tone, einem Autor zugeschrieben. Die Lieder schließen knapp aneinander, übereinstimmend nehmen sie (wie das VI.) an, daß Siegfried von seinem Vater begleitet als Gast in Worms weilte, und benennen den Helden in der bezeichneten Weise; das IX. setzt das VIII., das X. das IX. Lied voraus; da jedoch X. gegenüber IX. zweisilbigen Auftakt, kurzsilbige Zäsur und Enjambement, Vortreten des Dichters in erster Person hat, können wir ein bestimmtes Urteil nicht gewinnen; denn es ist als Grundsatz festzuhalten, daß bei unseren Liedern gemeinsame Autorschaft nur dort als erwiesen zu gelten hat, wo gegen ganz spezielle Gründe, die dafür sprechen (die allerdings hier vorhanden wären), gar kein formeller oder sprachlicher Einwand erhoben werden kann.[1] Darum

[1] Dieser Grundsatz ist notwendig. Selbst der Ansicht der Meister muß es gestattet sein entgegenzutreten, wo sie sich nicht über Vermutung erhebt. Allen Vermutungen Lachmanns und Müllenhoffs beizustimmen, würde hier zum Chaos führen: Müllenhoff schreibt ZGNN. S. 54 VI. IX. X. einem Autor zu; Lachmann hat Anm. S. 126 nichts dagegen, wenn man VIII. und IX. einem Autor beilegen wollte; Müllenhoff, a. a. O. S. 50, gestattet jedem, „dem es der Beruhigung wegen vonnöten [sein sollte", anzunehmen, daß VIII. ein jüngeres Produkt des Autors von IV. wäre. Jetzt halten wir diese Vermutungen und Erlaubnisse zusammen: XI. IX. X. von einem Autor; VIII. und IX., also auch VI. und VIII., VIII. und IV., also auch VI. und IV., was nach Inhalt und Stil bare Unmöglichkeit

Digitized by Google

ist noch entschiedener die Vermutung gemeinsamer Autorschaft dieser beiden Lieder mit dem VI. abzulehnen; IX und X sind schlicht und volkstümlich, VI verweilt mit Vorliebe bei höfischen Szenen: nirgends vielleicht außer im III. und XV. ist ritterliche Sitte so genau beachtet. Müllenhoffs Annahme eines ritterlichen Sängers für das VI. Lied (ZGNN. S. 14 auf Grundlage der Strophen 736. 778) ist gewiß begründet, träfe aber für das IX. und X. kaum zu; insbesondere das X. weist die Bewahrung alt sagenhafter Züge, so die Dauer von Kriemhildens Zurückgezogenheit 1046, 2, ein leiser fatalistischer Nachklang 1060, 1 *(Nu ist ez Sîvride leider übel bekomen, daz uns die tarnkappen der helt hete benomen)*, die Versenkung des Hortes an einer bekannten Stelle (1077, 3 *dâ ze Lôche)*, Formeln (1068, 1 *den armen unt den rîchen begunde si nu geben.* 1065, 3 *kamere unde türne sîn wurden vol getragen.* 1075, 2 *lîbes unde guotes solt du mîn voget sîn)* und Wendungen, wie sie gerade in die jüngere Spielmannsdichtung übergehen (1043, 1 *wie selten si daz lie!* 1072, 2 *daz kreftige guot)*, mit voller Bestimmtheit einem fahrenden Manne zu. Zu dem kommt ein anderes: das VI. Lied will mit dem Zanke der Königinnen offenbar auf die Katastrophe des VIII. Liedes vorbereiten, wie das IX. und X. dieselbe voraussetzt: so begreiflich es nun auch ist, daß Autoren Auseinanderliegendes zu verknüpfen suchen, so sonderbar wäre es, wenn ein Mann Prolog und Epilog ohne die dazwischenliegende Aktion gedichtet hätte. Wir dürfen daher mit voller Berechtigung die Verschiedenheit der Autoren annehmen. Die Übereinstimmung, daß Siegfried in VI. IX. X. *von Nibelunge lant* heißt, das Siegfried als Gast gedacht wird, Sigmund nach Worms mitreist, die Zahl der Begleiter stimmt, beweist, daß sie auf gleichen Voraussetzungen beruhen, entweder also auf gemeinsamer Quelle oder Kenntnis des einen vom anderen, nicht mehr. Es ist auch nicht abzusehen, warum der Dichter des VI.

ist. Ich wollte das nur konstatieren, um zu zeigen, daß auch gegen Lachmanns oder Müllenhoffs Meinung ein Widerspruch im einzelnen berechtigt sein kann.

Digitized by Google

nicht das IX. und X. Lied gekannt haben sollte; auch nach Müllenhoffs Annahme wäre ja das VI. Lied das jüngere Produkt. Den Inhalt des IV. und V. Liedes aber kennt das VI. nicht (ZGNN. S. 45): Prünhilt hat Siegfried nicht eher gesehen als Gunther 763, 3; die Dienstbarkeit, im IV. Tatsache, ist hier nur als Vorwand angesehen; es bleibt unentschieden, ob Siegfried Prünhildens Minne nicht wirklich genossen, was das V. Lied entschieden in Abrede stellt 604. 605. 627, 1, woraus denn hervorgeht, wofür wir den Beweis noch schuldig waren, daß zwischen der Gruppe IV—V und der folgenden in der Tat eine Scheidung vorzunehmen ist. Vervollständigt aber wurde das Liederbuch erst, als ἐξ ὑπολήψεως das VII. Lied hinzugedichtet ward, um die mangelnde Verbindung zwischen dem VI. und dem VIII. herzustellen. Lachmann nahm an, daß dieses Lied nicht sowohl eine Fortsetzung des vorhergehenden sei als vielmehr „ein anderes übel angeknüpftes, von dem aber der Anfang fehlt" (Anm. S. 110). Müllenhoff hebt dagegen hervor, daß es, in sich abgeschlossen, ein Zwischenstück von der Art wie IV^{b} sei; er möchte es dem Verfasser des V. zuschreiben; da aber VII Enjambement 849, 2, dreisilbigen Reim 810, 1; V kurzsilbige Zäsur 598, 1, Elision in der Zäsur 587, 1. 588, 3. 602, 2, überdies Anakoluthie, Parenthesen und Inversionen hat, die dem VII. mangeln, können wir, nach dem aufgestellten Grundsatze, nicht auf diese Annahme eingehen. Daß es weder vom Verfasser des VI. noch des VIII. Liedes ist, beweist für den ersteren Fall der unebenmäßige Anschluß, für den anderen der doppelte Widerspruch, daß nach der aus 922, 2 gefolgerten Darstellung 846/7 Siegfried auf Feldzug und Jagd dasselbe Gewand tragen müßte, und der bekannte geographische Anstand, daß nach 854, 3 die Jagd im Waskenwalde vor sich geht, während sie im VIII. Liede 943, 1 und seinen Zusätzen 870, 1 am rechten Rheinufer stattfindet. Die Art und Weise, wie Zarncke Beiträge S. 210, Fischer, Nibll.? S. 86, diesen Widerspruch erklären, es sei dem Dichter, der durch die Burgonden an die Walthersage erinnert war (die

Digitized by Google

auch sonst in den Liedern hervortritt XVI. 1694. 1735. XX. 2281), der Waskenwald in die Feder gekommen, ist ganz plausibel, wenn man annimmt, daß VII. und VIII. von verschiedenen Verfassern seien (vgl. auch Vollmöller, Kürenberg S. 43), nimmer aber hätte einem Dichter auf so engem Raume und in so wichtiger Sache ein so krasser Widerspruch begegnen können. Der Stil des Liedes ist gut und würdig; daß es eines der jüngsten ist, beweist die Ausbildung der Sage von Siegfrieds Unverwundbarkeit (übrigens nicht die Hornhaut) und seine ganze Bestimmung „einer tieferen tragischen Verkettung der Kriemhilt" (ZGNN. S. 48). So haben wir uns denn die Entstehung dieses Liederbuches so zu denken, daß an das VIII. das IX., an dieses das X. Lied trat; auf die Katastrophe vorbereiten wollte das VI.; mit der Zudichtung des VII. wurde es mit den drei erstgenannten verbunden.

Es läßt sich aber auch verfolgen, wie nun dieses Liederbuch mit den vorhergehenden verbunden wurde, durch einen epischen Zwischensatz, wie ihn die Fortsetzung des XVII. Liedes darstellt. Das sind die Strophen 637—662 *(wie Sîvrit ze lande mit sînem wîbe kom).* An das V. Lied war eine mattere, aber doch nicht ganz schlechte Fortsetzung getreten, die in prägnanter Weise schließt 636, 4 *sô endete sich diu hôchzît: ez sciet von dannen manic degen* und die wahrscheinlich der älteren Überlieferung gemäß von einer Heimkehr Siegfrieds vor seiner Ermordung gar nichts wußte. Als nun die beiden Liederhefte verknüpft wurden, in deren zweitem (VI. IX. X.) durchaus die Vorstellung herrschend ist, daß Siegfried erst später als Gast zu Worms erschlagen worden sei, nachdem er des Glückes der Ehe und der Herrschaft genossen — das ist der Grund dieser Neu- oder Umbildung der Sage —, war es naheliegend genug oder eigentlich fast notwendig, in kürzerer oder längerer Weise auch seiner Heimkunft zu gedenken. Das geschieht nun in der erwähnten Fortsetzung in nicht eben schlechter Weise: nur den unglücklichen Zug, wie Kriemhilt den Hagen zum Heimgesinde begehrt, hat dieser

Digitized by Google

Autor erdacht. Daß das Stück sinnlos ist, wenn man es nicht mit dem VI. verbindet, dessen Anfang sich aber in höchster Deutlichkeit abhebt, bemerkt Müllenhoff S. 63; da es aber auch das vorhergehende voraussetzt, ist es bei der Vereinigung eingeschoben. So waren denn die Lieder IV — X in ein Korpus vereinigt; daß mit der Bildung so großer Liederbücher, wie sie durch die Einschiebung des letztbesprochenen Abschnittes entstanden, der Anstoß zur Vollendung des Epos gegeben war, ist klar genug: der Ordner fand nichts mehr zu tun, als den Siegfriedsroman anzuknüpfen, die Aventiureneinteilung durchzuführen, ein paarmal erläuternde, die allzu schroffen Übergänge glättende Strophen hinzuzufügen. Daß sein Name nicht auf die Nachwelt gekommen ist, ist zu verschmerzen; weit mehr dürfen wir es bedauern, daß im Strome der Zeit auch der Name jenes Mannes verrauscht ist, dessen Dichtung in ihrer gewaltigen Anlage der Ausgangspunkt unserer ganzen Sammlung geworden ist: wir haben hier noch nicht vom XX. Liede gesprochen.

Durch Umfang und Anlage schon von den übrigen unterschieden, ein Epos für sich, selbst so entstanden, wie manche sich die Entstehung der gesamten Dichtung denken, das freie Erzeugnis eines einzelnen, aber doch nur die Behandlung eines gegebenen Stoffes unter Benutzung der poetischen Tradition, das ist sang- und gangbarer Lieder, nimmt das XX. Lied eine isolierte Stellung ein und ist aus anderen Gesichtspunkten zu beurteilen. Lachmann wollte ursprünglich mehrere Lieder unterscheiden, er hat diese Meinung später aufgegeben und selbst sein Vorgehen kritisiert (ÜG. S. 49—59. Anm. S. 253); das erste sollte umfassen Str. 2018—2071, das zweite 2072—2151, ein drittes 2152—2161 (also nicht viel mehr als eine Rhapsodie in vd. Hagens Sinne), ein weiteres 2162—2188, dann 2189—2244, endlich das letzte 2245 f. Gewiß hat es auch im XII. Jahrhundert kürzere gesungene Lieder von Rüdegers Ende und dem Untergange der Amelungen gegeben — denn eine Dichtung vom Umfange der unseren, 1148

Digitized by Google

Langzeilen, konnte von vornherein nur zum Vorlesen, nicht zum Gesange bestimmt sein, sie nennt sich auch 2316, 4 *daz mære* — aber im XX. Liede sehen wir nur ihren Inhalt verarbeitet, nicht einmal Spuren älterer Lieder, altertümliche Reime, Verse oder Strophen lassen sich nachweisen. Dagegen tritt eine planmäßige Anlage, die konsequente Durchführung eines Grundgedankens, „wie aller versuchter Friede, alles, was in der äußersten Not noch der Burgonden Rettung schien, sich in Grimm, Verderben und Untergang verwandelt," hervor, die dieses Lied weit über alle anderen erhebt. Es steht nicht mehr auf der Stufe, die wir als die Blüte epischen Volksgesanges rühmen, wie das IV. und VI., es setzt vielmehr die ganze Ausbildung jener höfischen oder halbhöfischen Kunst voraus, wie sie etwa in den Aristien zutage tritt, und ist daher den jüngeren Liedern beizuzählen; aber als Kunstwerk und epische Dichtung an sich betrachtet bezeichnet es überhaupt den Höhepunkt der altdeutschen Poesie: die Berührung der höfischen Kreise mit der volkstümlichen Dichtung hat in diesem Liede ihre schönste Blüte getrieben. Es ist klar, daß ein Werk von solcher Beschaffenheit auch nach anderen Kriterien beurteilt werden muß als die übrigen Lieder; so rechtfertigt sich in der glänzendsten Weise die Bescheidenheit Lachmanns, dieser Dichtung gegenüber wesentliche Argumente seiner Kritik aufgegeben zu haben; Strophen mit vier gleichen Reimen, Zäsurreim und überlaufende Konstruktion (alle überaus selten), Wechsel der Anrede (stets durch den Affekt motiviert) können hier nicht als Beweis der Unechtheit gelten; sie sind sachlich um nichts schlechter als andere, stofflich oft unentbehrlich, mitunter reich an Schönheiten anderer Art: sie gehören also hier zur Eigenart des Dichters, gerade so wie die Stimmungsbilder, die er mit meisterhafter Art entwirft, und die sorgfältige Motivierung aller Vorgänge. Eine besondere Kunstfertigkeit notiert J. Hoffmann, Nib. alt. pars p. 29: Er liebt es, eine falsche Hoffnung in seinen Gestalten wachzurufen, um sie noch herber die Enttäuschung

Digitized by Google

empfinden zu lassen 2061, 1. 1108—10. 2165/6. 2254/5. Das Gedicht trägt also den Stempel einer bestimmten und großartigen Individualität, und so erledigt sich auch Holtzmanns alberne Frage, warum, was dem Volksdichter Nr. 20 erlaubt ist, den übrigen nicht gestattet sei, ganz einfach dahin: weil sie sich diese Freiheiten selbst noch nicht gestatteten.

Die Entstehung des XX. Liedes, auf das allein sich ursprünglich der dann auf das Ganze übergegangene Titel der Nibelunge not bezogen hat, war unter allen Umständen ein epochemachendes literarisches Ereignis. Mit ihr war vermutlich die schriftliche Fixierung der Nibelungensage, die lebendige Fortbildung abgeschlossen und der endliche Anstoß zur Vollendung des Epos gegeben. Drei Wege waren hierzu möglich. Entweder bemächtigte sich der erleuchtete Mann, dieser wahre Poet von Gottes Gnaden, dem wir das XX. Lied verdanken, des gesamten Stoffes (eine Absicht, die möglicherweise wirklich gehegt wurde, wenn man aus dem Umstande schließen darf, daß stofflich in diesem viel mehr als in anderen Liedern vorausgesetzt wird, Anm. S. 254) und formte denselben in schöpferischer Tätigkeit: er hätte ihn dann wohl noch freier aus den Banden der gegebenen Tradition loslösen und selbständiger gestalten müssen, aber das deutsche Volk besäße eine epische Dichtung, der keine Nation aller Zeiten Ähnliches an die Seite zu stellen hätte; es ist bezeichnend für den Dichter wie für seine Zeit und die ganze mittelalterliche Welt- und Lebensanschauung, daß selbst dieser bedeutendste aller der Sänger und Ritter, die sich an den Sagen des Volkes erfreut und versucht haben, sich nicht völlig von dem Banne, der auf der Sage, die einmal in Fleisch und Blut der Nation übergegangen war, lag, zu lösen vermochte und sich nicht über seinen Stoff erhob — und wir müssen ihm für diese — unfreiwillige — Selbstbeschränkung Dank wissen, denn nur so ist unser Epos in einer Gestalt erhalten geblieben, aus der die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn der besten Männer den wirklich

Digitized by Google

volkstümlichen Kern zu schälen vermochte. Der andere Weg, der für die Entwicklung des Epos offen stand, war eine gefährliche Klippe: wenn die Kreise, in denen Lieder wie III. IV^{b}. XII. entstanden waren, fortfuhren sich in solcher Weise mit dem Stoffe zu beschäftigen; die Umformung in völlig höfische Verse, noch ganz anders wie in der Klage, wäre die Folge gewesen und damit die Herstellung eines öden Produktes von rein literarhistorischem Werte; das verhütete der Umstand, daß die Romantik, unter deren Zauberschimmer die Ritter des westlichen und mittleren Deutschlands dichteten, in Österreich nie zum Durchbruch gelangt ist. Aber mit der Sammlung epischer Zyklen wie die Vereinigung der Liederbücher IV—V mit VI—X und XIV—XVII mit XVIII—XX und der Entstehung eben dieses XX. Liedes war die Anregung gegeben zur Bildung eines großen Liederbuches, das die Begebenheiten umfaßte, wie sie sich zutrugen von Anfang bis zu Ende, das aber, auf den Geschmack der besten Kreise berechnet, beiseite ließ, was sich hiermit nicht vertrug: immer weitere Ringe ließ die große Bewegung spielen, sie war allgemein, keine Burg und kein Spielmann, die sich ihr entzogen; was dem Individuum übrig blieb zur Entwicklung seiner Eigenart, war ein Minimum, aber es kam zur Erkenntnis und zum Gefühle seiner Beschränktheit und strebte nach Geltung und Entfaltung; in solchen geistigen Strömungen und auf solche Weise entstand aus Liedern des Volkes, wie sie die Spielleute vortrugen auf ihren Fahrten und wie sie in Österreich die ritterlichen Sänger dichteten, das Nibelungenlied.

Wer also die Entstehung der Sammlung, wie wir sie dargestellt haben, leugnet, der darf sich nicht an der Aufstellung einer neuen Hypothese genügen lassen, er muß auch zeigen, daß die Entwicklung der volkstümlichen Poesie in der Art, wie sie uns vorliegt, auf einem anderen Wege möglich war, als wir ihn behaupten. Und der Beweis dürfte nicht leicht sein.

Nachdem wir die Lieder, ihre Besonderheit und ihren

Digitized by Google

Zusammenhang kennen gelernt haben, ist es möglich, einige allgemeiner gehaltene Einwendungen rascher zu erledigen. Eine der hauptsächlichsten ist die, warum sich denn von allen diesen Liederbüchern nichts erhalten haben sollte. Aus diesem negativen Umstand läßt sich natürlich keine Folgerung ziehen, so wenig als daraus, daß von den behaupteten älteren „Originalen" unseres Epos sich nichts erhalten hat; aber etwas anders liegt denn doch die Frage. Bis zu ihrer Aufzeichnung waren die Lieder eine lebendige poetische Tradition gewesen, die sich von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte; bei lebendiger Tradition erhält sich keine Aufzeichnung; diese tritt erst ein, wenn Gefahr ist, daß die erste vergessen werde (W. Grimm an Lachmann 3. Juli 1820); darum ist auch die Fixierung des Epos der Tod der Sage: sie wird nicht mehr als Gesang gehört; andere Lieder tönen von Söller und Burg, andere Lieder unter der Linde im Dorfe; der epische Volksgesang ist erstorben, sowie er in die Literatur übergegangen ist. Nur jene Teile der Sage, die der Geschmack der Zeit verschmäht hat, wuchern, späte Schößlinge, in üppiger Weise fort; sie wird abenteuerlich, unklar und märchenhaft. War aber der Gesang verklungen, so war auch kein Bedürfnis für Erhaltung der Liederbücher vorhanden, die nicht gleich einem Kodex für die Dauer angelegt waren, sondern nur einem ephemeren Bedürfnisse genügen sollten. Faßt man alles dies ins Auge, den Einfluß des Epos, den heute noch 28 Handschriften bezeugen, die Entartung des Volksgesanges und die wachsende Vorliebe der ritterlichen Gesellschaft für romantische Stoffe, so hat das Verschwinden der Liederbücher in der Tat nichts Auffallendes.

Ein anderer Einwand, auf den schon hin und wieder Rücksicht genommen worden ist, ist der, das es unwahrscheinlich sei, daß es gerade Lieder in solcher Anzahl und so passend gegeben habe, daß sie sich ohne sonderliche Mühe zu einem Ganzen gefügt haben. Darauf ist zu erwidern: es kann kurze Lieder, kurze Rhapsodien gegeben

Digitized by Google

haben, in unseren Liedern ist, außer vielleicht am Anfange 13—16, keine Spur nachweisbar; auch Lieder in dem Sinne, wie sie W. Grimm angenommen wissen wollte, die so ziemlich das Ganze der Sage umfaßten, aber bei einem einzelnen Punkte mit Vorliebe verweilten, kann es gegeben haben; sie können im Inhalte treuer, selbst in der Darstellung besser gewesen sein als unsere Nibelunge, aber nachweisbar sind sie nicht und ihre Existenz nicht einmal mehr wahrscheinlich in einer Zeit, wo eine große Anzahl Lieder bekannt war, die alle Teile der Sage, jeden für sich, abgesondert und ausführlich erzählten. (Lachm., Jen. Litztg. Ergbl. 1820. S. 176.) Was nun die Auswahl der Lieder betrifft, die uns vorliegt, ist zu bemerken, daß die geistig unbedeutenden Sammler ergriffen, was ihnen nahe kam; es ist nicht denkbar, daß über Siegfrieds Jugendgeschichte nicht auch der nordischen Tradition parallele Darstellungen existiert haben: unseren Sammlern waren sie nicht bekannt; sie bieten dafür den Siegfriedsroman (Lied I—III) und eine erste Spur der Jugendgeschichte in ihrer neuen, niedrigen Gestalt 88—101. 842—845; einzelne Abschnitte, ja selbst Lieder sind zum Zwecke besserer Verbindung anderer Teile des Epos eigens gedichtet, so IV^{b}. VII. XII. XVII^{b}. XVIII^{b}; einmal hat Fülle des Stoffes zum ärgsten Mißgriffe verleitet, in der zweimaligen Darstellung derselben Ereignisse durch die Einschaltung des XVI. Liedes; aber die meisten sind so abgeschlossen, so gerundet, beginnen und schließen so scharf, daß der Vorwurf, sie seien nur Stücke, aber keine Lieder (Fischer, Nibll.? S. 143) oder sie enthielten keine abgeschlossene Handlung und ihre Anfänge seien Einzelgesängen nicht immer gemäß (W. Müller, Lied v. d. Nib. S. 306), ganz grundlos ist. Ich stelle einige solcher Anfangs- und Expositionsstrophen zusammen:

IV. 325. *Ez was ein küniginne gesezzen über sê:*
ninder ir gelîche was deheiniu mê.
si was unmâzen schœne, vil michel was ir kraft,
si schôz mit snellen degenen umbe minne den schaft.

Digitized by Google

IX. 944. *Von grôzer übermüete muget ir hœren sagen*
und von eislîcher râche. ez hiez Hagne tragen
Sîvriden alsô tôten von Niblunge lant
vür eine kemenâten dâ man Kriemhilde vant.

XX. 2023. *Ze einen sunewenden der grôze mort geschach,*
daz diu vrouwe Kriemhilt ir herzeleit errach
an ir nœhsten mâgen und an vil manegen man;
dâ von der künic Etzel vröude nimmer mê gewan.

Als Proben von Schlußstrophen:

VIII. 943. *Dô biten si der nahte und vuoren über Rîn.*
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn.
ein tier daz si dâ sluogen, daz weinten edeliu kint.
jâ muosten sîn engelten vil guoter wîgande sint.

XVI. 1739. *Wie dicke ein man durch vorhte manegiu dinc verlât,*
swâ sô vriunt bî vriunde güetlîchen stât,
und hât er guote sinne, daz er sîn niht entuot.
schade vil maneges mannes wirt von sinnen wol behuot.

XVII. 1786. *Dô wart der küniginne vil rehte daz geseit,*
daz ir boten niht enwurben. von schulden was ir leit.
dô vuogte si ez anders: vil grimmec was ir muot.
des muosen sît verderben helde küene unde guot.

Was aber die Einheit der Handlung in den einzelnen Liedern betrifft, so ist dieselbe in einer Strenge und Konsequenz durchgeführt, die keinen geringen Begriff von der instinktiv geübten Kunst der Dichter gibt. Nur das VI. und das X. Lied könnten dieser Einheit zu entbehren scheinen, das erste aber nur infolge seiner allzubreiten Anlage, derenungeachtet der Streit der Königinnen der Mittelpunkt des Ganzen bleibt, und das letztere, weil es zwischen 1042 und 1043 in zwei voneinander unabhängige Hälften zu zerfallen scheinen könnte, aber die erste, Siegmunds Heimkehr, ist nur als die Einleitung zur zweiten zu betrachten und das Ganze erzählt Kriemhildens Schicksal nach dem Tode ihres Gatten: sie steht hier ethisch so in der Mitte der Handlung wie im ersten Liede, für das demgemäß auch die Strophen 13—16 die passende Exposition bilden (gegen Fischer, Nibll.? S. 24 f.). Auch Müllenhoff will X als einheitlich aufgefaßt wissen: „die Untreue, die Kriemhilt

Digitized by Google

erfahren muß, trotz der Treue, die sie beweist". — Bei allen übrigen Liedern ist keine Schwierigkeit, mit einem Schlagworte kann man jedes benennen, so einheitlich ist selbst in den inhaltlosesten die Handlung: II. Sachsenkrieg, III. Siegesfest in Worms, IV. Gunthers Werbung,[1] V. die Brautnacht, VII. der Verrat, VIII. Siegfrieds Tod, IX. Siegfrieds Leichenfeier, XI. Rüdegers Werbung, XII. Etzels Hochzeit, XIII. die Ladung, XIV. Nibelungenzug, XV. Rüdegerslied, XVI. XVII. der Empfang, XVIII. Dancwartslied, XIX. Iringslied, und das XX. nennt sich selbst Nibelungenot. Wenn Müller a. a. O. endlich noch einwendet (auch Fischer, Nibll.? S. 54), daß jedes Lied Beziehungen auf frühere Begebenheiten enthalte, also die vorhergehenden vorauszusetzen scheine, so ist dagegen zu erinnern, daß nur die erste Prämisse richtig ist, denn die früheren Begebenheiten sind eben nicht nur in den frühern Liedern berichtet, sondern jeder Spielmann oder Ritter, der von diesen Recken sang, durfte, trat er nun vor bäuerlichem oder ritterlichem Publikum auf, überall die Sage als bekannt voraussetzen,[2]

[1] Müllenhoff: IV[b] „Empfang in Worms und Vermählung Siegfrieds". X. Wie Kriemhilt den witwenstuol besaz. XVI. Hagens und Kriemhildens Wiedersehn. XVII. 1. Tag der hôchzît, XVII[b]. 2. Tag.

[2] Ein schlagendes Beispiel ist 913, 1. *Dô sie wolden dannen zuo der linden breit,* also zu einer bekannten bestimmten Linde, ohne daß früher von einer solchen irgendwie die Rede gewesen wäre, HS[2]. 154. Hierzu Lachmann, „Über das Hildebrandslied" S. 123: „Bei aller erzählenden Poesie, besonders aber bei der volksmäßigen, ist wenigstens im Mittelalter die Erfindung immer getrennt von der Darstellung." (Aber „auch in dem Dichter muß jene poetische Kraft, die der Gesamtheit des Volkes beiwohnt, fortarbeiten, unbewußt und unwillkürlich, wie ja alles, .was in einer menschlichen Seele wirklich schöpferisch entsteht, plötzlich da ist", Einwendung W. Grimms, von Lachmann angenommen ebda. S. 158.) „Die Sage entsteht, wächst und treibt ihr geheimnisvolles Wesen für sich: dem Verfasser einer einzelnen poetischen Erzählung gehört von der Fabel und ihren Personen und Begebenheiten nichts Wesentliches zu, ebensowenig als der Glaube oder die sittlichen Ansichten, auf die er fußt . . . . Nur was eben in der Erzählung den Dichter bewegte, was ihm der wichtigste Punkt und die Einheit des Ganzen schien, dies hervorzuheben wird ihm jederzeit freigestanden sein . . . . Die geordnete Erzählung, die planmäßige Entwicklung einer Folge von Begebenheiten, scheint bis ins XII. Jahrhundert in Deutschland, wie im Norden, niemals die Aufgabe des epischen Dichters gewesen zu sein: nur hingestellt ward die einzelne Begebenheit, nur eben so viel als notwendig von ihren Umständen bestimmt, dann aber zu einer neuen nicht fortgeschritten, sondern gesprungen."

Digitized by Google

er konnte sich also auch Beziehungen auf frühere Ereignisse erlauben, ohne daß dieselben unmittelbar vorher gesagt oder gesungen werden mußten; er stellt sich mit seiner Exposition auf einen bestimmten Punkt der Handlung und führt in seinem Vortrage ein Hauptereignis aus.

Die Theorie aber, die W. Müller („Die Lieder von den Nibelungen", Göttinger Studien S. 275—336) der Lachmanns entgegenstellte, fand gleichfalls in den vorhergehenden Erörterungen ihre Widerlegung. Er geht von der Ansicht aus, daß selbständige epische Lieder eine größere Partie der Sage behandeln müßten, und nimmt, indem er sich, was aber ohne alle Beweiskraft ist, auf die analoge Anlage der eddischen, faröischen und dänischen Lieder stützt, acht deutsche Lieder an: 1. Siegfrieds Jugend, 2. Drachenkampf, 3. Siegfried und Brynhild, 4. und die Giukungen, 5. Werbung für Gunther, 6. Streit und Mord, 7. Sühne und Vermählung, 8. Untergang der Niflunge. Erst mit dem vierten dieser Lieder hätte unser Epos begonnen: das 4. und 5. sei gleich Lachmanns I. und IV., die ebenso wie Lachmanns II. III. V.—VIII. Lied = Müllers 6. von einem Autor sein sollten; die Unmöglichkeit der Annahme gleicher Autorschaft für I. und IV., III. und VIII. widerlegt diese Hypothese hinlänglich, gegen die aber insbesondere noch zu bemerken ist, daß wir gar keine Beweise dafür besitzen, daß eben solche Lieder, wie wir sie besitzen, in ganz entsprechender Form schon früher existiert haben, und umgekehrt keinen, daß ältere Lieder in unsere nur umgeformt worden wären: unsere Nibelungenlieder, wenngleich auf alter Sagenüberlieferung fußend, sind doch die Kinder eben ihrer Zeit; so wenig etwas darauf hindeutet, daß etwa die Reime bei der Sammlung umgeformt wären, ebensowenig ist ein Anhalt dafür vorhanden, daß sie nur Bearbeitungen älterer Gesänge seien; zu gewissen Zeiten hebt die Poesie neu an, dann werden mit verjüngter Kunst neue Lieder geschaffen; die Ansicht, daß Lieder durch Jahrhunderte fast unverändert im Munde der Sänger gelebt, widerstreitet der Geschichte und der geschichtlichen

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit. So Müllenhoff, Jahrbuch für wiss. Kritik 1846. S. 599.

§ 18. Alter und Heimat.[1]

Wenn wir nun zum Schlusse dazu schreiten, die literarhistorisch unberechenbar wichtige Frage nach Alter und Heimat des Nibelungenliedes zu erledigen, soweit es unsere Kenntnisse überhaupt gestatten, so müssen wir, um ein möglichst verläßliches Ergebnis zu gewinnen, die Frage wieder richtig stellen: wann und wo sind die uns erhaltenen Lieder von den Nibelungen gedichtet, wann und wo gesammelt worden, wann und wo die Hauptredaktion erfolgt? Und da wir im vorhinein sagen können, daß wir auf Feststellung eines bestimmten Ortes und Jahres verzichten müssen: welches Land darf als Heimat, welche Periode als Entstehungzeit unseres Epos angesehen werden? Zur Bestimmung des Alters einer Dichtung sind uns, sofern nicht unmittelbare Angaben über dieselbe oder wenigstens ihren Verfasser vorliegen, dreierlei Anhaltspunkte gegeben: der untrüglichste, sofern es sich um weitere Grenzen handelt, die Sprache; für den terminus a quo die Anspielung auf historische Ereignisse; endlich die Stellung des Werkes zu anderen literarischen Erzeugnissen des Zeitalters.

Was nun die Sprache der Nibelungenot betrifft, kann nur gesagt werden, daß dieselbe, wenige Archaismen und Austriazismen (*a : â, i : ie, ë : ê, u : uo, ô : uo — c : ch* vgl. S. 168, 302, 354 u. 373) im Reime und einige veralternde und volkstümliche, von den höfischen Epikern gemiedene Ausdrücke abgerechnet, das reine Mittelhochdeutsch der klassischen Periode ist, daß aber die Reime nicht gestatten, da kein Grund zur Annahme einer Umdichtung vorhanden ist, die Entstehung der einzelnen Lieder viel vor 1190,

---

* [1] Vgl. Hartung, Deutsche Altertümer aus dem Nib.-L. und aus der Gudrun 1882. — Mehlis, Im Nibelungenlande 1877. — Eine Anspielung im Servatius, Germ. XXV. 339 f. — A. Königsfelder, Die Stadt Wien im Nib.-L. — Dieffenbacher, Deutsches Leben im XII. Jahrhundert 1899. — Haas, Der Schelch im Nib.-L. — Pawel, Die Hoffeste im Nib.-L.

Digitized by Google

d. h. vor dem Zeitpunkte anzusetzen, da die neue durch Heinrich von Veldekes Eneit begründete Genauigkeit des Endreims nicht erst in allmählicher Verbreitung begriffen, sondern bereits völlig durchgedrungen war (Lachmann, Anm. S. 4).

Beziehung auf historische Tatsachen existiert in allen Nibelungentexten eine einzige. C 1082, 8 heißt es in der großen Interpolation von der Gründung des Klosters Lorsch durch Frau Ute von eben diesem Stifte: *des dinc vil hôhe an êren stât.* Nun ist Lorsch' Blüte in das XII. Jahrhundert zu setzen; später verfällt es; unter dem Fürstabt Konrad, der vor 1216 diese Würde antrat, wurde die Verwaltung und Reformation der Abtei dem Erzstifte Mainz übertragen 1229; in den letzten Zeiten Konrads nun konnte man einen Ausdruck, wie den unseres Textes C, unmöglich gebrauchen: es ergibt sich also ungefähr das Jahr 1225 als äußerste Grenze für die jüngste Bearbeitung.

Es fallen demnach die Lieder, ihre Sammlung, die Texte A, B und C zwischen die Jahre 1190—1225.

Es erübrigen jedoch noch die Beziehungen zu gleichzeitigen Werken. Lachmann nahm solche zu zwei Gedichten an, eine mögliche zu Hartmanns Iwein (vor 1200) und eine sichere zu Wolframs Parzival (um 1205). Die Stelle, die Lachmann in ganz hypothetischer Weise mit dem Iwein in Verbindung bringt („vielleicht ist die Vermutung nicht unstatthaft usw." Anm. S. 130), ist die berühmte Interpolation des IX. Liedes 981—992: Kriemhilt an Siegfrieds Sarge im Münster lehnt Gunthers Mitleid ab; da sie leugnen fordert sie, wer unschuldig sei, möge das sehen lassen, indem er zur Bahre gehe vor den Leuten, daß man die Wahrheit erkenne (984)

985. *Daz ist ein michel wunder: dike ez noch geschihet,*
swâ man den mortmeilen bî dem tôten sihet:
sô bluotent im die wunden; sam ouch dâ geschach;
dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach.

Die Wunden bluten; neue Klage erhebt sich; da tritt der König dazwischen, Schächer hätten den Helden erschlagen,

Digitized by Google

nicht Hagen es getan (986); Kriemhilt aber sagt, ihr seien die Schächer nur zu wohl bekannt: *Gunthêr und Hagne jâ habet irz getân!* Die Parallelstelle im Iwein, wo gleichfalls die Gattin den Erschlagenen betrauert, der Täter aber unsichtbar und unbekannt zugegen ist, lautet:

nû is uns ein dinc geseit
vil dicke vür die wârheit,
swer den andern habe erslagen,
und wurder zuo ime getragen,
swie langer dâ vor wære wunt,
er begunde bluoten anderstunt.
nû seht, alsô begunden
im bluoten sîne wunden,
dô man in in daz palaz truoc:
wan er was bî im, der in sluoc.
dô daz diu vrouwe gesach,
si rief sêre unde sprach:
'er ist zwâre hinne
und hât uns der sinne
mit sîme zouber âne getân.'

Das Übereinstimmende ist schon hervorgehoben; aber wohl zu beachten ist, daß im Nibelungenliede die Gattin des Erschlagenen zum Gerichte aufruft, während es im Iwein zufällig, spukhaft eintritt. Diese beiden, jedenfalls der gleichen Periode angehörigen Stellen sind nun die ältesten für Bahrrecht und Bahrgericht überhaupt (RA. S. 930), das nicht etwa altheidnisch ist, sondern, seinem Wesen nach dem Beschuldigten weit günstigere Aussicht bietend als jedes andere Ordal, den gemilderten Anschauungen einer rasch vorschreitenden Zeit entspricht. Entlehnung ist nicht mit Sicherheit zu behaupten,[1] aber auch nicht unmöglich, da wir finden werden, daß der Text A gewiß nach 1200 fällt; jedenfalls ist es nicht zulässig, hierauf weitere

[1] Iwein vor 1204. — Immerhin wird bei Chrestien de Troyes, Chevalier au lion (ed. Holland) Z. 1183 dieses Bahrrecht als etwas vollkommen Bekanntes vorausgesetzt, während zu Iwein 1315 u. Nib. (A) 985, 1 die Sache erst erklärt werden muß, also im Nib. und Iw. etwas Neues, im Iw. aber direkt aus dem romanischen Original Geflossenes ist, während alle anderen Fassungen der Nib.-Sage hiervon nichts wissen.

* Vgl. E. Martin, Zu den Nibelungen, ZfdA. XXXII. (Über das Bahrrecht).

Digitized by Google

Folgerungen zu bauen. — Außer zum Iwein existieren nach Lachmann aber auch Beziehungen zum Parzival. Auf eine Nib. 1405—1409 dargestellte Begebenheit ist angespielt, Parzival 420. 421. Herzog Lidamus wird von dem Landgrafen Kingrimursel Feigheit vorgeworfen. Darauf entgegnet ersterer:

Parz. 420, 20. *Ich wil durch niemen mînen lîp*
verleiten in ze scharpfen pîn.
waz Wolfhartes solt ich sîn?
mirst in den strît der wec vergrabet,
gein vehten diu gir verhabet.
wurdet ir mirs nimmer holt,
ich tæte ê als Rûmolt,
der künec Gunthêre riet,
dô er von Wormz gein Hiunen schiet:
er bat in lange sniten bœn
und inme kezzel umbe drœn.

421. *Der lantgrâve ellens rîche*
sprach: ir reit dem gelîche,
als manger weiz an iu vür wâr
iwer zît und iwer jâr.
ir rât mir dar ich wolt idoch,
und sprecht, ir tæt als riet ein koch
den küenen Nibelungen,
die sich unbetwungen
ûz huoben, dâ man an in rach,
daz Sîvride dâ vor geschach.

Die Stelle spielt an auf die Nibelungen, wo Rumolt den Rat bekanntlich zweimal erteilt XIII. 1405—1408 bei der Beratung, und da Gunther von Worms zu den Hunnen scheidet, Parz. 420, 28 im XIV. Liede 1457/8; unter dem Kl. 2028. Darauf ist wohl zu achten, denn nicht, wie man vermuten sollte, die zweite, auf die auch Parz. 421, 7—9 = Nib. XIV. 1462, 1 *die snellen Burgonden sich ûz huoben* zu deuten schiene, sondern die erstere ist die Parallelstelle. Sie lautet verschieden im gemeinen Texte und a (= C).

AB. 1405. *Dô sprach der kuchenmeister Rûmolt der degen*
'der vremden und der kunden möht ir wol heizen pflegen

Digitized by Google

nâch iwer selbes willen: wand ir habet vollen rât.
ich wœne niht daz Hagene[1] *iuch noch vergîselt hât.*

1406. *Welt ir niht volgen Hagnen, iu rætet Rûmolt,*
wand ich iu bin mit triuwen dienstlîchen holt,
daz ir hie sult belîben durch den willen mîn,
und lât den künic Etzel dort bî Kriemhilte sîn.

1407. *Wie kond iu in der werlte immer samfter wesen?*
ir muget vor iuren vînden harte wol genesen.
ir sult mit guoten cleidern zieren wol den lîp:
trinket wîn den besten und minnet wætlîchiu wîp.

1408.[2] *Dar zuo gît man iu spîse die besten di ie gewan*
in der werlte künec deheiner. ob des niht möhte ergân,
ir soltet noch belîben durch iwer schœne wîp,
ê ir sô kintlîche soltet wâgen den lîp.

1409. *Dês rât ich iu belîben. rîch sint iwer lant:*
man mac iu baz erlœsen hie heime diu phant
danne dâ zen Hiunen. wer weiz wie ez dâ stât?
ir sult belîben hêrre: daz ist der Rûmoldes rât.'

C. 1405, 1—3 = AB
4 *und wizzet daz iu Hagene daz wœgest noch gerâten hât.*
1406—1407 = AB

1408. *Dar zuo gît man iu spîse, die besten di man hât*
iender in der werlde: iwer lant vil schône stât.
ir mugt iuch Etzelen hochgezît mit êren wol bewegen
und mugt mit iwern vriunden vil guoter kurzewîle pflegen.

5. *Ob ir niht anders hêtet, daz ir möht geleben,*
ich wolde iu eine spîse den vollen immer geben,
sniten in öl gebrouwen: deist Rûmoldes rât,
sît ez sus angestlîchen, ir hêrren, dâ zen Hiunen stât.

9. *Ich weiz daz mîn vrou Kriemhilt iu nimmer wirdet holt;*
ouch habt ir unde Hagene zir anders niht verscholt:
des sult ir belîben, ez mag iu werden leit:
ir kumet es an ein ende daz ich iu niht hân misseseit.

1409. 1, 2 = AB
: *ine weiz wiez dâ gestât*
ir sult belîben, hêrre; daz ist mit triwen mîn rât.

Lachmann, auf andere Weise das höhere Alter des Parzival erweisend, glaubte die Stelle in A direkt aus Wolfram

[1] Lachmann: *iemen.* [2] 1408 von Lachmann athetiert.

Digitized by Google

ableiten zu sollen; ihm war, wie er scharf genug beklagt (Ausg. S. VIII, Anm. S. 198), a noch nicht zugänglich; seit Entdeckung dieser Strophen, die in die Lücke von C fallen, kann kein Zweifel sein, daß der Text C dem des Parzival näher steht als der gemeine. Zuletzt hat sich mit der Frage über diesen Zusammenhang beschäftigt Zacher ZfdPh. II. 504 f., der, was sich auch Bartsch darüber ärgert, daß „man" derlei zu behaupten versucht (Germ. Studien II. 129), wenigstens dargetan hat, daß, wenn man auch die Ableitung des Textes A aus dem Parzival aufgibt, doch wenigstens C ebensogut aus Wolfram als Wolfram aus C geschöpft haben kann. Zacher meint, *Rûmoldes rât,* der der Denkweise des XIII. Jahrhunderts an sich nicht entspricht, scheine allgemein bekannt und sprichwörtlich gewesen zu sein. Die Fassung im Parzival sei „ein komisch und satirisch gemeinter Scherz von Wolframs eigener Erfindung" und daher der Text C abzuleiten. Ich meine, die genaue Betrachtung und Erwägung beider Stellen biete doch noch ein anderes Resultat. Zunächst ist der Text des Parzival nicht mit C, sondern mit dem anderweitig als älter erwiesenen A, dann sind die beiden abweichenden Nibelungentexte untereinander zu vergleichen. Jeder andere Weg führt zur absoluten Verwirrung. Da ergibt sich denn aus Parz. 420, 28. 421, 9 unzweifelhaft, daß Wolfram die Situation unseres XIV. Liedes im Auge hat, auf das er ausdrücklich sich bezieht und an das eine vielleicht unwillkürliche Reminiszenz erinnert. Vergleichen wir nun A und C, so sehen wir in A sofort, was Zacher hervorhob, den sprichwörtlichen, volkstümlichen, selbständigen Charakter, den dieser Rumoltsrat trägt: am bezeichnendsten und ganz beweisend für die Ursprünglichkeit des Textes A ist der formelhafte Schluß 1409, 4; dieser Text tritt uns in C kläglich verballhornt entgegen; das wichtigste ist, daß die formelhafte Benennung, wenn auch die volkstümliche Weise verwischt ist, zweimal erscheint 1408, 7. 1409, 4: es scheint, daß in den Text der Vorlage noch irgend ein anderer hineingearbeitet ist; das erklärt dann auch die

Digitized by Google

gewiß nicht zufällige, jedoch in den Rahmen des XIII. Liedes fallende Übereinstimmung von C 1408, 7 = Parz. 420, 29 *(sniten)*. Rumolts Rat scheint in zahlreichen verschiedenen Versionen volkstümlich variiert worden zu sein, wenigstens deutet darauf Klage 2006 f.

dô was ouch Rumolt nu komen:
dâ heime in sînem lande.
daz sîn vil lieber herre
Was ûz sînem râte komen.
daz er in holt wære . . . . .,
der het diu mære och vernomen
mit triwen was im ande
mit schaden alsô verre
wir haben dicke wol vernomen

wo mit deutlicher Anspielung auf den Vers 1406, 2 Rumolts Rat als etwas Bekanntes, oft *(dicke)* Gehörtes hingestellt ist. Die Klage gibt uns noch eine weitere Aufklärung; sowohl Wolframs Text als C erinnern an die burleske Manier, mit der sich Klage B mit der Frage um Etzels Verbleib beschäftigt (S. 215 f.; ZE. 28, 6). Es ist die Vermutung gestattet, daß auch Rumolts Rat in ähnlicher Weise, volkstümlich possenhaft, behandelt wurde; eine solche Version wurde nun in den Text C hineingearbeitet, daher die Wiederholung XIII. 1408, 7. 1409, 4;[1] Wolfram aber, der die Situation von XIV. 1457. 1458 voraussetzt, folgt hier weder unserem Texte A noch B, sondern er hat das XIV. Lied in einer interpolierten Gestalt vor sich;[2] die Interpolation ist aber aus der gleichen Quelle wie die des Textes C: es sind nugae Austriacae. Für das Altersverhältnis der Nibelunge und des Parzival ergibt sich demnach kein anderes Resultat, als daß, worüber aus sprachlichen Gründen ohnedies kein Zweifel sein könnte, das XIV. Lied älter ist als der Parzival; AB sind hier mit dem höfischen Epos an dieser Stelle in gar keinen Zusammenhang zu bringen; ebenso ist die Annahme der Derivation der Parzivalstelle aus C unzulässig, weil die Situation eine andere ist; die Ableitung von C aus Wolfram dagegen

[1] Pfeiffer, Germ. II. 83, „ganz tôte" (Müllenhoff); Lachmann, Kl. Schr. 320.

[2] Ebenso Klage 2028: dô er von disem lande schiet. Für *hovevart* Kl. 2026 hat XIV. 1457, 4 *hovereîse; mit triwen* begegnet Kl. 2028 und XIII. 1409, 4 in C (S. 394).

Digitized by Google

wäre immerhin möglich, wenn nicht die angeführten Gründe den angegebenen Zusammenhang wahrscheinlicher machen würden; denn daß C jünger ist als der Parzival, ergibt sich in anderem Zusammenhang.[1]

In den Nibelungen erscheinen die im I. Buche des Parzival oft genannten Ländernamen Azagouc und Zazamanc. Da diese nun nirgends anders vorkommen, folgerte Lachmann, sie stammten in unserem Epos aus dem höfischen; Bartsch dagegen meint umgekehrt, Wolfram habe die Namen (die schon dem gewissen fabelhaften „Original" angehörten?) aus den Nibelungen entlehnt (Germ. Stud. II. 129). Zu Lachmanns Deduktion, die Anm. S. 50 zu Str. 353 gegeben ist, hat schon W. Grimm, HS². 68 bemerkt, daß zu scheiden ist zwischen Zazamanc, das A 353, 3 steht und daraus in alle Texte übergegangen ist, und Azagouc, das erst der gemeine Text 417, 6 einführt. Ein Einfluß der romantischen Hofpoesie auf die Nibelungendichtung ist sonst kaum nachweisbar; aber geographische Benennungen sind sowie einige französische Worte doch von den für alles Abenteuerliche und Fremdartige überaus empfänglichen Fahrenden aufgefaßt und eingefügt worden. Die Fremdworte in der Not sind folgende (O. Steiner in Bartsch Germ. Stud. II. 452, dazu Wittstock[2] in Herrigs Archiv LII. S. 452): *birsen buhurt buhudieren busûnen pusûne puneiz kolter covertiure ferrans vloite vloitieren harnasch (-var) phelle garzûn môraz schapel samît trunzûn tjoste (kamer, kemenâte, venster, krone, porte* hatten bereits Bürgerrecht, aber hinzuzufügen ist) *matrazze* (von arabisch *al mastrasha* Wittstock S. 454) *permint* und (was damals gewiß noch als Fremdwort empfunden wurde) *phert,* endlich (was allerdings nur die Überschriften der Hss. bieten) *âventiure.* Fremde Länder- und Ortsnamen sind in echten

[1] Zu der Interpolation in C und Wolframs Anspielung vergleiche man Bit. 10607 f., einen klassischen Beleg für diese nugae Austriacae, und man wird den österreichischen Ursprung auch an ersterer Stelle zugeben müssen.

[2] hält (a. 1874!) Wolfram von Eschenbach für beteiligt an der Abfassung des Nibelungenliedes.

Digitized by Google

Liedern *Arâbî* IV^{b}. 535. VI. 776, XVII. 1763. *Arraz* XVII. 1763. *Ninnivê* VI. 793; sonst nur in den Interpolationen des IV. Liedes außer *Azagouc* und *Zazamanc* noch *Arâbisch* 353, 1. *Indiâ* 387, 1. *Libiâ* 408, 3. *Libiân, Marroch* 355, 1. Daß dieser Interpolator ganz ebenso gewiß in höfisch-romantischer Manier zu arbeiten trachtet, als diese den Nibelungen sonst fremd ist, braucht keines Beweises.

Deutlicher steht es um den gemeinen Text. Wenn ein Bearbeiter durch die Erwähnung des Landes Zazamanc, woher Prinzessin Kriemhilt ihre Seidenstoffe bezieht 353, 1, veranlaßt wurde, in einem eigenen Zusatze der Königin Prünhilt 417, 6 einen Seidenrock aus Azagouc beizulegen (den Parallelismus von 353 und 417, 5—8 wird hoffentlich niemand abstreiten), so ist es klar, daß er irgend ein Werk gekannt haben muß, wo diese Namen nebeneinander genannt wurden, so daß ihn einer an den anderen erinnerte, und da dürfen wir denn die Bekanntschaft mit Parzival I. für bewiesen erachten. Es fällt also der gemeine Text, somit auch dessen Bearbeitung C nach dem ersten Buche des Parzival; der Ton der Zusatzstrophen in B im Vergleiche zu den Interpolationen in A aber hat uns belehrt, daß B unmöglich lange nach A, der eigentlichen Sammlung, angesetzt werden kann.

Es lassen sich aber die Altersgrenzen des Epos doch noch auf anderem Wege umschreiben. Oben schon, S. 318, ist erwähnt, daß die Fortsetzung des Alphart, die der (1877 „neueste") Herausgeber mit Recht dem Rosengarten ungefähr gleichzeitig hält, Nibelunge A oder B voraussetzt; es wird aber zu untersuchen sein, ob nicht diese Fortsetzung auch Elemente älterer Lieder enthalte, die mindestens den echten Teilen des Gedichtes, die cca. 1200 anzusetzen sind, gleichzeitig sind. Wir müssen uns jedoch mit dieser Andeutung begnügen, hinzufügend, daß die Kritik der jüngeren Volksepen überhaupt noch unzureichend und das Material, das in überaus bequemer Form in DHB vorliegt, noch nicht genügend ausgebeutet ist. Sichere Anhaltspunkte gewährt der Biterolf, weil es bei diesem

Digitized by Google

Gedichte doch möglich ist, die Entstehungszeit einigermaßen genau anzugeben, das letzte Lustrum des XII. Jahrhunderts. Es ist schon erwähnt, daß der Biterolf das XII. und XX. Lied kannte und letzteres mit der Vollendung des genannten Epos fast gleichzeitig anzusetzen ist (s. o. S. 266).[1] Unsere Nibelungenot kennt der Biterolf nicht: nicht nur daß Volker nicht auftritt, die Unverwundbarkeit Siegfrieds ist auch nicht erwähnt an einer Stelle, wo sie nicht umgangen werden könnte. Die Erwerbung des Hortes wird im Biterolf in ganz derselben Anordnung mit fast denselben Worten erzählt wie in der Interpolation Str. 88—100. Dietrichs Furcht vor Siegfried wird durch eine Schilderung seiner Taten motiviert (vgl. HS. 83 f. Anm. S. 21. ZGNN. S. 57).

7810. *da von gezwîvelt im der muot,*
daz man im sagte mære
daz der recke wære
komen in ein rîche lant
dâ er zwên edele künege vant
bî manegem stolzen ritter guot, = Nib. 89, 3.
als man noch vil dicke tuot;
die wolden dâ geteilet hân = 92, 3. 93, 4.
daz in ir vater hete lân.
einer hiez Nibelunc
und sîn bruoder Schilbunc, = 92, 1.
alsus was er bî namen genant.
ditz mære was Dietrîche bekant

[1] Nur weil dieses Resultat feststeht, erwähne ich eines anderen Momentes, dem ich, wenn es vereinzelt stünde, keinen Belang, keine Beweiskraft beilegen würde. Biterolf und Nib. (Klage nicht) kennen einen Wülfing Ritschart, im Alphart Richart. Der Name Ritschart, Richars ist aus der französischen Epik im XII. Jahrhundert von deutschen Dichtern aufgenommen worden; doch begegnet sonst in den Nib. kein daher stammender Personenname. Ich möchte den Namen mit dem Aufenthalte Richards von England (1193/4) in Österreich in Zusammenhang bringen; nicht etwa als ob Löwenherz in diesem Helden ohne Sage gefeiert werden sollte, vielmehr war die Annomination zu Gêrhart Wikhart Wolfhart die naheliegende Veranlassung zur Aufnahme desselben; insbesondere spricht hierfür das der englischen Aussprache (nicht etwa der österreichischen Mundart) gemäße *tsch* des Namens. Auch von den Wächtern Richards auf Dürrenstein — Hadamar v. Kuenring und Wikhard von Zöbing — endet des letzteren Namen auf -hard. Vgl. Frieß, Kuenringe, S. 40.

Digitized by Google

daz er die künege bêde sluoc.
si heten doch bî in genuoc
die ez gewert solden hân,
bêde ir mâge und ouch ir man,
fünfhundert ritter oder baz. (95, 4 *siben hundert)*
man sagte im sicherlîchen daz,
die sluoc er unz an drîzic man:
die entrunnen von dem helde dan.
dannoch wâren zwelve dâ = 95, 1.
die den künegen anders wâ
erstriten heten vürsten lant:
von den tete man uns bekant,
si wœrn wol risenmœzic, = 95, 2.
der werlde widersœzic,
der eine (Grimm = Jänicke: *einer) brâhte in in den zorn,* = 97, 2.
dâ von die andern wurden vlorn.
er twanc ouch Alberîchen, = 97 f.
den vil lobelîchen
mit sterke und ouch mit meisterschaft.
der hete wol zweinzic manne kraft,
von grôzem ellen im daz kam. = 97, 4.
ein tarnkappen er dem nam: = 98, 3.
daz was im gar ein kindes spil,
swie ungerne manz gelouben wil.
dô nam der degen hôchgemuot
der küenen Nibelunge guot. = 98, 4.
dar zuo er ein lant erstreit. = 96, 4.

Der Parallelismus in der Anlage der Erzählung wird niemand entgehen; daß der Inhalt der Strophe 101, die von der Hornhaut zu erzählen weiß, unerwähnt bleibt, zeigt die Richtigkeit der Behauptung Lachmanns und Müllenhoffs, daß sie jünger sei als sonst die Interpolation. Biterolf kannte also nicht unser erstes Lied, aber wohl das Lied, aus welchem dasselbe mit dieser Strophenreihe interpoliert wurde.

Der Vollständigkeit halber müssen noch die Berührungen zwischen dem Texte der Klage C und *Vrîdankes bescheidenheit* erwähnt werden; die Stellen sind vollständig zusammengetragen bei Edzardi, Klage S. 263 (die wichtigste Kl. C. 1720 f. = Vr. 177, 21). Nach ihrer Beschaffenheit

Digitized by Google

wäre nicht zu entscheiden, welches Werk Quelle, welches Ableitung ist; an sich ist es wahrscheinlicher, daß der emsige Verfasser von C den gnomischen Dichter als daß der Schwabe Freidank das volkstümliche Epos benutzt hat. Die Stellung des Klagetextes C zur gleichzeitigen gnomischen Poesie genauer zu untersuchen, dürfte überhaupt der Mühe lohnen und vielleicht nicht völlig resultatlos sein.[1]

Stellen wir nun zusammen, was wir an exakten Ergebnissen gewonnen haben: die Lieder von den Nibelungen sind, und zwar die älteren um und nach 1190, die jüngeren gleichzeitig mit dem Biterolf, also am Ausgange des XII. Jahrhunderts gedichtet; gesammelt (A) im ersten Dezennium des XIII., ein erstes Mal überarbeitet (B) nach dem Parzival, also um 1210, und abermals (C) vor dem völligen Verfalle des Klosters Lorsch, vor 1225.

Fast schwieriger ist die Erledigung der Frage um die Heimat; dadurch kompliziert, daß sie sich für einen Teil der Lieder ziemlich präzise, für die Sammlung der Lieder aber fast gar nicht beantworten läßt. Die Erörterung der geographischen Kenntnisse der Dichter gehört nicht in die Einleitung, sondern in den Kommentar; ebenso muß hier alles, was sich auf die Lokalisierung der Sage bezieht, als für die Heimat der Dichtung unerheblich beiseite gelassen werden. Nur ganz besondere Lokalkenntnisse, besondere sprachliche Eigentümlichkeiten, endlich und vor allem Widersprüche und Irrtümer können über diesen Punkt entscheiden.

Die Lieder des II. Teiles von XI.—XX. sind in Österreich entstanden. Hierfür ist der Beweis ziemlich unschwer zu führen. Für XI[b] und XII, die wir zusammengefaßt haben, hat dies Lachmann schon mit Sicherheit behauptet (Anm. S. 162): 1242 *Everdingen,* 1244 die *Trûne* und Stadt

[1] Auf Zarnckes Ansicht, der *Zeizenmûre* 1272. 1276 erst aus Nithart in die Texte AB gedrungen sein läßt (Beitr. 195—211) und daher den gemeinen Text um 1240, A noch später ansetzt, einzugehen, existiert für uns keine Veranlassung. Ich habe nur davon gesagt, damit nicht irgend ein frisch ausgekrochener Seminarpiperich fröhlich in die Welt hinausschmettere, hier würden diese und jene veralteten Dinge behauptet, während doch Zarncke längst bewiesen usw.

Digitized by Google

Ense (Zarncke, Beitr. S. 189), 1268 *Medilicke,* wo Kriemhilt Wein entgegengebracht wird (hier beginnt der Weinbau auf den Hügeln der Wachau) und von wo sie die Straße in das Osterlant[1] gewiesen werden, was genaue Lokalkenntnis zeigt, denn von Mölk nach 1269 *Mûtâren* führt ein doppelter Straßenzug; 1271 die *Treisem;* dann der bekannte Irrtum

1272. *Bî der Treisem hête der künec ûz Hiunen lant*
eine burc wîte, diu was wol bekant,
geheizen Zeizenmûre: vrou Helche saz dâ ê
unt pflac sô grôzer tugende daz wætlich nimmer mêr ergê.

In *Zeizenmûre* bleibt Kriemhilt nach 1276, 1 vier Tage, dann erst wird sie zu *Tulne* 1301, 2 empfangen. Nun liegt an der Traisen das Städchen Traismauer, Zeiselmauer aber östlich von Traismauer über Tulln hinaus, so daß sich in 1272, 3 ein Irrtum, 1276, 1 aber sogar ein Widerspruch ergibt. Daß ursprünglich im Liede *Zeizenmûre* stand, wie AB gegen CD *Treisemmûre* (letzteres nur an der ersten Stelle) haben (Anm. S. 168), ist nicht zu erweisen: Traismauer als Helchenburg ist durch Bit. 13368 bezeugt (oder erfunden? vgl. o. S. 117 f.) und, wenn man dem Dichter dieser Strophe nicht geradezu Unsinn in die Schuhe schieben will, muß man annehmen, daß 1272, 3 ursprünglich dieser Name

[1] Dieses Land liegt also östlich von Mölk; zwischen Traun und Enns lag die Mark Rüdegers; erst jenseits des Tullner Feldes scheint *Hiunen lant* gedacht; eine solche Einteilung hat nie existiert; ganz richtig folgert daher Zarncke (Beitr. S. 171), es müsse eine Kombination von Tatsachen dieser Darstellung zugrunde liegen. Er sieht den Anlaß hierzu in der Begrenzung der Passauer Diözese, zwischen 950—981 von der Isar — daher C 1237, 5 mit der Erwähnung von Pledelingen an der Isar echt und ursprünglich — bis Mölk, und folgert daraus eine Nibelungenredaktion im X. Jahrhundert, Konrads lateinisches Gedicht. Müllenhoff meint wieder, es sei ganz natürlich, daß man die Marken von Pöchlarn, Mölk nach ihren lokalen Sagenhelden benannte, — wo es keine solche gibt, trete der Name *Osterlant, Osterrîche* ein. Lassen wir die Seeschlange und gehen auf die Sache ein, so ist am einfachsten anzunehmen, daß man die Sage von Rüdeger, der einmal in Pöchlarn lokalisiert war, mit den Verhältnissen des XII. Jahrhunderts kombinieren wollte, so daß die Grenze gegen Ungarn (= Hiunen lant 1313, 1) östlich von Wien fiele (1315, 4). Natürlich mußte Zarnckes euhemeristischer Versuch verunglücken und Widersprüche im Gefolge führen, auf deren Erklärung a. a. O. Raum und Mühe und Gelehrsamkeit unnütz verschwendet sind.

Digitized by Google

stand.[1] Ein anderes ist es um 1276, 1. Hier entsteht der Widerspruch erst durch die viel spätere Erwähnung von Tulln 1301, 2 (1281 ist unecht); aber ich halte Zarnckes Einwendung (Beitr. S. 200), daß ein Ortskundiger — und das ist der Verfasser des XII. Liedes — die Königin unmöglich in diesem elenden Dorfe hätte vier Tage verweilen lassen,[2] für richtig, und so sprechen denn alle Umstände, Überlieferung und Zusammenhang, an beiden Stellen für die Lesart *Treisemmûre*. Daß sie gerade C richtig bewahrt, ist Zufall. Jedenfalls hat der Verfasser von XI^b und XII den geographischen Verstoß nicht begangen. In XII folgt nun eine Schilderung der östlichen Völkerschaften, die Vertrautheit mit Namen und Sitten und das Bestreben zeigt, richtig zu charakterisieren: *Riuzen, Kriechen* (= Slawen), *Pœlân, Vlâchen* werden 1279, 1. 2 als Reitervölker genannt; *degen von dem lande ze Kiewen unt die wilden Pisnœre* (Petschenegen) als Pfeilschützen. 1301, 2 *Tulne und Wiene,* wo die Hochzeit Etzels gefeiert wird, 1361, 1 *Heimburc diu alte,* 1317, 1 *Misenburc diu rîche.* Alle diese Zeugnisse, wozu noch der Bayernhaß 1242, 2—4 kommt, lassen an der österreichischen Heimat des Dichters keinen Zweifel. Nun ist aber dieses Lied zur Verbindung von XI und XIII gedichtet. In XI selbst finden wir dieselbe unmotivierte Hervorhebung Wiens 1104, 3, dieselbe Feindseligkeit gegen die Bayern 1114, 4, so daß wir auch dieses und das stilverwandte XIII. Lied, somit das ganze Liederbuch nach Österreich zu versetzen haben.

Wenn Müllenhoff, ZGNN. S. 17, auch dem XIV. Liede österreichische Heimat zuspricht, wird sich dagegen schwer etwas einwenden lassen; der speziell österreichische Charakter der bayernfeindlichen Interpolation 1536 f. wenigstens

[1] Sehr richtig J. Hoffmann, De Nib. alt. p. p. 7, der Sinn von 1271 scheine ihm: „Hospites ad flumen Traisen ducti sunt, ubi Rudigeri comites iis serviebant, donec Huni appropinquarunt." Wenn Bartsch, Unt. S. 302 meint, der Irrtum sei ganz analog 1918, 1, wo alle Hss. statt *vogt von Berne* lesen *vogt von Rine,* ist einzuwenden, daß 1918, 1 dem Schreiber für eine seltene eine häufige Formel in die Feder kam, wofür hier absolut gar keine Analogie zu finden ist.

* [2] Vgl. hingegen Nagl, Ein Nibelungenausflug.

Digitized by Google

steht fest; daß der Dichter an einem großen Strome lebte, zeigen in bezeichnender Weise zwei Stellen: Hagen will 1508, 2 das Schiff gefunden haben *bî einer wilden wîden* (salix alba, wie für die Donauauen charakteristisch ist) und von den Rossen heißt es beim Übersetzen über den Strom 1511, 4 *etlîchez ouwet, als im diu müede gezam,* einfach und naturgetreu vorgetragen, wie nur erzählt, wer Ähnliches oft gesehen hat; welche Bedeutung die Anwohner der Donauufer dem Übersetzen der Rosse zuwandten, zeigt an der Stelle, wo die Schiffszüge vom linken auf das rechte Ufer übergehen (an der Straße, welche Astolt die Kriemhilt weist 1269, 2), der Ortsname Rossatz. Auch die von Lachmann, Anm. S. 193. 197, in überzeugender Weise nachgewiesene geographische Verwirrung spricht dafür. 1531, 1 wird nämlich die Begebenheit mit dem Fergen, die nach 1464. 1465 an der Donau gedacht werden muß, nach Möringen verlegt; dieses Möringen liegt nach der Dietrichsage c. 337. 338 in der Gegend, wo Rhein und Donau einander sich nähern, also in Schwaben; der Donauübergang aber ist, da die Nibelunge schon zwölf Tage unterwegs sind und unmittelbar nach Bechelaren gelangen, ziemlich weit stromabwärts genommen; auf keinen Fall kann man daher in dem genannten Orte das Möring an der Donau bei Ingolstadt sehen (Zeune in vd. Hagens Germ. III. 106); sondern es ist Möring am Lech, der Elses Mark von Gelfrats Lande trennt. Lachmann hat die Beantwortung der Frage, wie ein solcher Widerspruch, natürlich nur durch einen Interpolator, in das Lied habe kommen können, abgelehnt als „zu naseweis ohne genaue Kenntnis von der Verbreitung und dem Vaterlande der Lieder". Es soll uns aber gerade diese Störung des Zusammenhanges ein Fingerzeig sein, dem wir folgen. So klar es allmählich wird, daß ein um das andere Lied in Österreich entstanden ist, so deutlich es sich herausstellt, daß in den Liedern nichts an den Rhein weist (ZGNN. S. 17), so sind doch Berührungen mit der rheinischen Spielmannsweise in österreichischen Gedichten dieser Periode vielfach wahr-

Digitized by Google

nehmbar (a. a. O.); auch wird in den Nibelungen, wo die Kenntnis der rheinischen Geographie höchst mangelhaft ist, der Rhein gepriesen, der Rheinwein IV. 369, 2 *guoten wîn, den besten den man kunde vinden umben Rîn* und gerade in XI. 1127 *den gesten hiez er schenken mete den vil guoten unt den besten wîn, den man kunde vinden in dem lande al um den Rîn* (sonst rühmen die Österreicher den *hiunischen* oder *osterwîn,* Wackernagel, ZfdA. VI. 263); es zeigt sich jene oberflächliche Bekanntschaft (vgl. auch 1462, 3),[1] wie sie Fahrende auf der Durchfahrt oder vom Hörensagen wohl erwerben mochten; nun sehen wir die babenbergischen Herzoge Leopold V., Friedrich I., Leopold VI. als eifrige Besucher der rheinischen Reichstage der hohenstaufischen Könige in Mainz und Worms; die Straße, die sie einschlugen, mußten sie über Möringen am Lech und das 12 Stunden entfernte Veringen (daher Vergen XII. 1231, 1) führen; Fahrende oder Rittersleute ihres Gefolges, wahrscheinlicher die ersteren, haben also diese Wegstationen in die Dichtung gebracht: wir sehen da wörtlich den Weg, den die zu Beginn des XII. Jahrhunderts am Rheine heimische Sage nach Südosten eingeschlagen hat, gerade wie der Verkehr von Wien donauaufwärts und von da nach Norden, nach Thüringen und Eisenach, uns die Verherrlichung des Absteigequartiers Passau und die famosen Pilgrimstrophen beschert hat. Wie haben also das XIV. Lied samt seinen Zusätzen an der Donau entstanden zu denken; das XV. Lied weist dahin schon sein Vorwurf, die Verherrlichung Rüdegers und die Art und Weise, wie das Donautal als bekannte Gegend vorausgesetzt wird 1650. 1652, während hier wie anderwärts (496, 3) Worms als fremde, ferngelegene Stadt gilt (ZGNN. S. 17); wenn aber das XVII. Lied von demselben Verfasser ist wie das XV., ist auch die Heimat dieses Liederbuches bestimmt.

[1] Auch 1448, 2 halte ich nur für eine geographische Konfusion des Dichters, der von Worms als Sitz der Burgonden und gelegentlich einmal vom Dome von Speier gehört hat.

Digitized by Google

Schwieriger ist exakte Entscheidung beim XVI. Liede; österreichisch ist der Reim *marschalch : bevalch* 1674, 1; *schalch* findet sich in Klage, Biterolf, Kudrun, Frauendienst, Reimchronik, wohl auch im Lanzelet (Anm. S. 191); das Lied ist nicht rheinisch, denn die Burgonden erscheinen dem Dichter als Fremde 1670, 2; wiederholt wird auf die Walthersage angespielt 1694, 3. 1735, 1, deren Pflege in Österreich das Fragment des mittelhochdeutschen Walther-liedes beurkundet.

Die folgenden Lieder, das XVIII. XIX. und XX. müssen aus inneren Gründen als in Österreich entstanden angesehen werden; sie sind Produkte jener von Wackernagel und Scherer hinlänglich ckarakterisierten höfischen Volkspoesie, die so grundverschieden ist von der romantischen Dichtung, wie sie sich nach französischem Vorbilde in Schwaben, Franken, Thüringen und am Rheine entwickelt hatte. Gezeigt zu haben, wie die romantische Manier nie Eingang fand in Österreich, ist, mag man auch die daran geknüpften Folgerungen weder billigen noch teilen, ein bleibendes Verdienst W. Scherers, an dem darum nur der Unverstand mäkeln kann. Hier im Donautal und an den Höfen der Babenberger war der alten Sage und dem lebendigen Volksgesange das intensivste Interesse zugewandt; man griff die Volkslieder, wie sie im Munde der Fahrenden umliefen, auf, um ihnen eine moderne, aber nichts weniger als romantische Form zu geben; „in den edelsten Kreisen des Landes“ (ZGNN. S. 18) entstanden so unsere Nibelungenlieder. Hier auf diesem Boden, wo sich nach den Stürmen der großen Wanderung später als anderwärts der deutsche Kolone mit Haue und Schwert im doppelten Kampfe gegen eine rauhe Natur und räuberische Nachbarn eine neue Heimat gegründet hatte, an dem mächtigen Strome, dessen fruchtbarer Talweg so oft der Kriegspfad der östlichen Barbaren war, bis er die Heerstraße der salischen Könige und endlich für das gesamte Abendland der zwei Jahrhunderte lang von nie versiegenden Pilgerscharen immer neu betretene Kreuzweg wurde, wo sich an dem

Digitized by Google

Knotenpunkte der Straßen, die das deutsche Hinterland und den romanischen Westen mit dem Orient, den Norden aber mit der südlichen Berglandschaft und dem Adriatischen Meere verbinden, alle Stämme und Völker berührten, hier hatte sich die Kultur und das Leben des gesamten Volkes wie einzelner Stände in einer von der des Westens mannigfach abweichenden Weise entwickelt: große Handelsemporien entstanden, und dennoch erblühte in dem Kolonistenlande kein reichsstädtisches Gemeinwesen; reiche Herzoge walteten des Landes, umfassender war ihre Gewalt, sie saßen stolzer neben dem Könige, mächtiger über dem niederen Adel als irgend welche Fürsten des Reiches: zwar streitbare und prachtliebende, aber milde und herablassende Herren; langsamer als anderwärts gelangte das Bürgertum, *die koufliute,* zur Geltung, und nur bald fiel es, mit den Genüssen des Reichtums durch einen verhältnismäßig enorm hoch entwickelten Verkehr allzurasch vertraut gemacht, in jenes wohllebende Phäakentum, das ihm später so gerne und so oft vorgeworfen wurde; enger als anderwärts aber war die Berührung zwischen dem niederen Adel und dem grundsässigen Bauer; zwar nahm auch der österreichische Ritter courtoise Formen an, florierte seine Rede mit welschen Brocken und lieferte ab und zu eine rechte Tjoste; aber als die Sagen, die, freilich nur zum geringern Teile hier entstanden, doch gerade in der Zeit der Organisierung der Mark vornehmlich mit Liebe gepflegt waren, im XII. Jahrhundert zurückwanderten von den rheinischen Hügeln, fanden sie im Donautale freundliches Gehör und fröhliche Aufnahme, und bald erschollen Burgen und Dörfer von den Liedern der Ritter, die in die Schule der Fahrenden gingen, und den Gesängen der Spielleute, die sich an die Höfe des Adels drängten und die insgemein die Recken der Vorzeit, die Sagen des Altertums zum Vorwurfe ihrer Dichtung erhoben. Drei Fürstenhöfe blühten gleichzeitig unter der Herrschaft eines sieghaften Geschlechtes, welches — was zu vollenden ihm freilich nicht vergönnt sein sollte — inmitten blutiger Wirren und

Digitized by Google

schwerer Kämpfe durch billige Erwerbung neuen Landes und durch vorteilhafte Abrundung des erworbenen Gebietes eine maßgebende Weltstellung der blühenden Mark zu sichern begann.[1] Die Höfe der beiden Brüder Friedrich und Leopold und ihres Oheims Heinrich, Wienne und Medelicke, waren bald das Ziel der Fahrenden und Gehrenden: ein frohes Sangesleben entfaltete sich, das aber nicht der ausländischen Manier huldigte, sondern den nationalen Stoffen treu blieb und von dem der dankbaren und bewundernden Nachwelt die erhaltenen Reste Zeugnis geben. Hier entstanden innerhalb zweier Jahrzehnte die Lieder von den Nibelungen, die Klage, der Biterolf, das prächtige Lied von Alpharts Tod, das fröhlichere von Walther und Hildegunde, wohl auch ein altes Epos von Dietrichs Rabenschlacht; im Alpengebiete sang man die Seesage von der Jungfrau Kudrun: bleibende Denkmale der hohen geistigen Blüte eines gesegneten Landes unter glücklichen und glückspendenden Fürsten. Wer das und die österreichische Heimat somit des ganzen zweiten Teiles leugnet, übernimmt die Verpflichtung zu beweisen, daß die Berührung, wie sie nach dem epochemachenden Mainzer Reichstage von 1184 und Barbarossas Kreuzzuge in Österreich zwischen Rittern und Fahrenden, Edlen und Volk eingetreten war und als deren Frucht uns das gewaltige Epos entgegentritt, zu anderer Zeit und an anderem Orte stattfand und möglich war; aber wer diesen Beweis anzutreten sich versucht fühlt, um einem Phantome, über dessen Existenz wir nichts wissen, ein Werk, das nur in der Phantasie des Soi-disant-Forschers existiert, zuzuschieben oder um schrullenhaft (Zarncke, Ausg. S. VI. „für Österreich ist auch nicht der Schatten eines Beweises vorhanden") irgend eine gehätschelte Originalidee zu vertreten, der möge bedenken, daß mit der Leugnung der Nibelungendichtung in Österreich zu Ende des XII. Jahrhunderts wesentliche nicht nur literarhistorische (Anm. S. 51) Ergebnisse in

[1] Scherer, AfdA. I. 248 f. (= Zs. XIX).

Digitized by Google

Frage gestellt sind, sondern daß geradezu die Geschichte der gesamten Kulturentwicklung Österreichs umgestürzt ist. Man hat also Anspruch darauf, daß nicht aus Unkenntnis oder Leichtfertigkeit haltlose Theorien oder „über die Wahrscheinlichkeit nicht sich erhebende" Hypothesen als Lehrmeinungen aufgestellt und durch Generationen von Schülern verbreitet werden.

Bezüglich der Lieder des ersten Teiles ist im einzelnen ein Beweis nicht mit gleicher Sicherheit zu führen; doch stimmen sie in Stil und Sprache zu den übrigen (ZGNN. S. 7?); daß, wer das VII. und VIII. Lied verband, kein Rheinländer war, zeigt der geographische Irtum 854, 3, durch den die verhängnisvolle Jagd in den Waskenwald verlegt ward, der selbst wiederum als Reminiszenz an die in Österreich mit Vorliebe gepflegte Walthersage erscheint.[1]

Ist so über die Heimat der Lieder kein Zweifel zulässig, so ist der Ort, an dem die Sammlung stattgefunden, desto unsicherer; aus dem Irrtum zwischen *Treisemmûre* und *Zeizenmûre* schloß Lachmann zu Nib. 1277, daß die Sammlung nicht in Österreich stattgefunden habe; Spuren des Niederdeutschen: *her* für *er*,[2] *end* für *ê* (Anm. S. 33; ist aber auch österreichisch, Zarncke, Beiträge S. 222 f.), *k* für *ch*, *uns* für *unser* (Anm. S. 125) machten ihm eine mitteldeutsche Phase in der Entwicklung des Epos wahrscheinlich; gewissenhaft hat er, wie überall, wo das Resultat nicht sicher steht, auch hier seine Vermutung, daß die Sammlung allenfalls in Thüringen am Eisenacher Hofe

[1] Mone, Unt. 40, versteigt sich zu der Meinung, daß die „hochdeutschen Umdichter" die rheinischen Orte ausgelassen hätten, um die Sage in ihr Land zu ziehen. Beachtenswert ist, daß er als Namen eines Teiles des Odenwaldes, „Spesshart" nachweist anno 1430 (Quart. Bt des Verf. zu Mainz II., Heft 3, S. 44).

*[2] Der Brauch, ein unorganisches *h* vorauszustellen, ist in Österreich in den Altenburger Urkunden belegt und im Dialekt (Hütteldorf < Uodilindorf, Hietzing < Uezingen, hiezt < jetzt) erwiesen. – *Und Scherer führte in einem Kolleg aus, daß alles, was man in A für Spuren des Nd. gehalten, nach Weinhold, Al. Gr. § 58, S. 55, § 151, S. 117, § 208, S. 177 auch alemannisch sein könnte (permeint 285, borge 1547, borgonden 496 u. dgl.).

* Vgl. auch Bohnenberger, Kriemhielt (*ie* und *î* > *ei* in dem Namen). — Ferner Zwirzina, a. a. O.

Digitized by Google

entstanden sein könnte, nur in ganz problematischer Form ausgesprochen (Anm. S. 169). Was wir über die Verbreitung der Sage und Dichtung aufgestellt haben, widerspricht dem nicht.

Unzweifelhaft dagegen ist der gemeine Text in Österreich entstanden: dieser, der das Epos in höchster Rundung und Vollendung darstellt, ist die Blüte der volkstümlichen Epik; ihm gegenüber war, was zugleich das Textverhältnis und die geringe Verbreitung beweist, der älteste Text A nur, wie schon gesagt worden ist, eine vielleicht nicht einmal zu bleibender Fixierung bestimmte Entwicklungsphase, für deren Erhaltung, je zufälliger sie sein mag, wir desto dankbarer sein müssen.

Auch C scheint, wie wir gezeigt haben, nach Österreich versetzt werden zu müssen, wogegen Zarncke, Beitr. S. 211—227, die Heimat dieses Textes, und da er ihm der ursprüngliche ist, auch der gesamten Nibelungendichtung nach Tirol verlegt. Da er aber keine anderen Gründe vorzubringen hat als polemische gegen die Vermutung der Thüringer Sammlung und die Provenienz der Handschriften aus Tirol und seinen Nachbarländern, von der er aber selbst von vornherein zugesteht, daß selbe nun und nimmermehr Beweiskraft haben könne für die Heimat ihres Inhaltes, kann seine Ansicht in keiner Weise als gerechtfertigt erkannt werden. Etwas anderes wäre es, wenn es gelänge, im Texte C neben den Austriazismen und dem einzigen alemannischen Worte *beie* 268, 1, (s. oben S. 249 und Weinh., Mhd. Grammatik S. 342, § 352) noch andere Berührungen zwischen bayrischer und schwäbischer Mundart nachzuweisen, denn so scharf sich diese am Lech scheiden, haben sie sich in gewissen Gebieten Tirols zu jeder Zeit berührt und durchdrungen.[1]

Suchen wir die Resultate, die wir in langwieriger und mühevoller Untersuchung gewonnen haben, wie weit sie

---

* [1] Nagl nimmt gegen Schatz u. a. für den größten Teil Tirols alemannischen Grunddialekt und spätere bayrische Einwirkung an. Deutsche Maa., Bd. I u. II.

Digitized by Google

als unzweifelhaft oder nur als möglich anzusehen sind, gewissenhaft scheidend, in präzisen Worten zu fixieren, so ergibt sich:

Das Nibelungenlied oder richtiger der Nibelunge Not ist ein volkstümliches Epos, hervorgegangen aus einer Sammlung einzelner zu Ende des XII. Jahrhunderts in Österreich gesungener und zum großen Teile auch daselbst vereinigter Lieder.

Von den uns überlieferten Texten ist der kürzeste A der älteste; B oder der gemeine die vollendetste, in Österreich im ersten Dezennium des XIII. Jahrhunderts unternommene Redaktion; C eine jüngere unter dem Einflusse der bereits völlig ausgebildeten höfischen Dichtung entstandene Bearbeitung.

Die Namen der Verfasser der einzelnen Lieder, sowie der überhaupt gleichgültige des letzten Sammlers können nie festgestellt werden, ebensowenig wie eine der Ansichten über die Heimat der Rezensionen A und C Anspruch auf absolute Geltung erheben kann.

Mit Rücksicht jedoch auf die nachgewiesene Entstehung und Vereinigung der Lieder und die Beziehungen zu anderen Dichtungen jenes Zeitalters können wir sagen:

Die Heimat der Nibelungenlieder, die bald nach 1200 zu einem Ganzen vereinigt wurden, ist das österreichische Donautal und der Hof zu Wien.

Digitized by Google

III. Ethisches und Ästhetisches.

§ 19. Allgemeine Gesichtspunkte.

Wenn wir an die ästhetische Würdigung des Epos schreiten, drängt sich uns die Frage auf, ob in Konsequenz der in den vorhergehenden Abschnitten entwickelten Anschauungen über Entstehung und Zusammenhang des Gedichtes eine solche überhaupt möglich und zulässig ist; eine Frage, die indes unbedingt bejaht werden muß: die ästhetische Würdigung ist in keiner Weise von der genetischen Entwicklung abhängig.[1] Wie die Dichtung vorliegt, gibt sie sich als ein Ganzes (Lachmann, UG. S. 6), und wir haben das Recht, sie so zu nehmen, wie sie selbst genommen sein will, ohne deshalb auch nur um Haaresbreite von unserer Ansicht zu weichen. Denn daß jener letzte Sammler, der den zweiten Teil an den ersten knüpfte, ebenso wie schon die Vereiniger der Liederbücher, bewußt und planmäßig vorging, ist nie bestritten worden; aber wenn wir die einzelnen Teile der Dichtung im allgemeinen in richtigem Verhältnisse zueinander stehen sehen, wenn durchaus in den Motiven der handelnden Personen und in der Aufassung

[1] R. Mayr tadelt am Nib.-L. die Dürftigkeit und Monotonie des Ideengehaltes, ferner den Nationalismus und Romantizismus, d. i. die in ihrer Subjektivität sich ihrer Mängel nicht bewußte, durch Volk und Zeitalter verursachte Beschränktheit. Beide Vorwürfe treffen aber mehr oder minder jedes Epos. Fälschlich schiebt er die „Depravation des Stoffes" dem Zeitgeschmacke zu. Weiter rügt er den Mangel tieferen Anteils, nur Vorliebe für das rein Stoffliche, welche rein mittelalterlichen Züge man als Ursache der oben angeführten „Depravation" fassen kann, endlich die Unangemessenheit des Stiles, dem Würde und Größe, vor allem leidenschaftliche Erregung fast ganz fehlen.

Digitized by Google

ihrer Charaktere eine bis ins kleinste Detail gehende Übereinstimmung herrscht, so ist doch diese Symmetrie und Homogenie der Anlage und Darstellung nicht eines einzelnen Werk und Verdienst: das ganze Volk haben wir mitschaffen sehen an dieser Arbeit; ihm aber war der Stoff kein flüssiger mehr, wie in der ersten Zeit der Sagenbildung, sondern etwas durch menschenalterlange Tradition fest und unveränderlich Gegebenes, an dem man so treu, ja so ängstlich hing und hielt, daß die ganze reiche Dichtung des XI. und XII. Jahrhunderts es kaum wagte, auch nur eine neue Figur in die üppiger und umfangreicher gestaltete Handlung einzuführen. Waren aber Motive und Charaktere etwas unverrückbar Gegebenes, so bedarf die Übereinstimmung noch so vieler Lieder verschiedener Dichter keiner weiteren Erklärung. Dennoch ist dieses seichteste und oberflächlichste Argument von der planmäßigen Anlage und einheitlichen Darstellung vielleicht das populärste der Gegner, denn es scheint so einleuchtend und überzeugend für jeden, dem Beruf und Lust zu gründlicher Prüfung mangelt, also für die große Menge, der es schmeichelt, wenn in solchen Dingen an ihr Urteil appelliert wird. Und doch gibt es keinen ärgeren und gefährlicheren Irrtum, als zu meinen, solche Fragen könnten ohne die eingehendste fachmännische Prüfung und Beurteilung von allgemein ästhetischen oder philosophischen Gesichtspunkten gelöst werden. Die Symmetrie der Anlage erleidet übrigens vielfache Störungen, die es deutlich genug erkennen lassen, daß wir es mit einem Produkte vieler Hände zu tun haben. Überaus empfindlich ist die Breite des VI. Liedes ungefähr bis Str. 756, das Verweilen bei Nebenumständen, die Ausführung müßiger Einzelheiten, Verstöße gegen die poetische Ökonomie, die einem Autor, der nur vom tragischen Konflikte (V. Lied) zur Katastrophe (VIII. Lied) eine Brücke bauen wollte, nicht begegnen konnten. Zu beachten ist auch der Parallelismus, der in der zweimaligen παραπρόσβεια im VI. und XIII. Liede liegt und der so auffällig ist, daß ihn der Schreiber von m

Digitized by Google

ausdrücklich hervorheben zu müssen glaubte (im 27. Aventiurentitel s. o. S. 158): so konnte sich wohl die Sage, nie aber ein einzelner Dichter wiederholen. Die ärgste Störung des symmetrischen Baues aber ist die von uns oben hinlänglich besprochene Verschränkung des XVI. Liedes in das XV. und XVII. Wie hätte es einem einzelnen, der aus freier Phantasie schuf, beikommen können, dasselbe Ereignis, wenig variiert in gemächlicher Breite zweimal nacheinander (1669—1739 und 1756—1786) zu erzählen? wie einem einzelnen, seine Helden nicht neben-, sondern nacheinander (im XVIII. und XIX. Liede, den Aristien) vorzuführen? Nur aus der Entstehungsweise, wie wir sie erkannt haben, erklärt sich die Aufnahme so umfassender und für den Fortgang der Handlung völlig bedeutungsloser Episoden, wie es der Sachsenkrieg und der Bayernkampf sind. Ganz natürlich dagegen erscheint die Aufnahme derartiger Zwischenhandlungen im Volksepos.

Ein Volksepos ist demnach die Nibelungenot, aber doch nicht ganz in dem Sinne wie die homerischen Epen, mit denen man sie so gerne zu vergleichen pflegt.[1] Ein wesentlicher Unterschied waltet zwischen beiden, so einschneidend und durchgreifend, daß ein Vergleich im eigentlichen Sinne des Wortes von selbst ausgeschlossen ist. Wir haben gesehen, daß die Entwicklung des nationalen Epos auf das engste zusammenhängt mit den religiösen Vorstellungen des Volkes: die Idee des Glaubens ist der Kern der Sage, er selbst mit seiner Wunderwelt ihr Stoff, das Ganze gleichsam der Inbegriff der ethischen und metaphysischen Anschauungen des Volkes. So ist das epische Lied zu Anbeginn noch halber Hymnus, keine profane Lust, vielmehr

[1] R. Mayr findet pessimistisch genug das „Volksepos" des XIII. Jahrhunderts signifikant durch seinen Atheismus für die Areligiosität der Germanen (Endlichkeit der Götter, Gleichgültigkeit gegen die Scholastik — Papsttum, Mönchtum, Kreuzzüge, Inquisition, kanon. Recht; die Baukunst romanisch, als welsche Mode von den Fürsten, aus Mannentreue vom Volke mitgemacht; die Reformation streift auch die Äußerlichkeit ab; der 30jährige Krieg war nicht wie der Hugenottenkrieg ein religiöser, sondern ein Kampf der Territorialhoheit gegen das Kaisertum, ein Hexensabbat aller in Europa vorhandenen Begehrlichkeiten).

Digitized by Google

ein halber Kultus. Müllenhoff und Scherer urteilen: Grundlage der Sage ist die Moral des Heidentums: Blut fordert Blut; daher auch die heidnische Grundstimmung der Charaktere. Kommt aber im Laufe der Zeit das Verständnis der mythischen Grundlage abhanden — die Athener des V. Jahrhunderts v. Chr. haben in Achilleus und Helena ebensowenig Götter gesehen als die Österreicher des XII. n. Chr. in Siegfried und Kriemhilt, — so treten die Götter handelnd und bestimmend als Väter und Schützer der Helden ein, und aus dem Mythus ist eine echte Heroensage geworden (s. o. S. 87 f.). Das ist der normale Entwicklungsgang des volkstümlichen Epos: Mahabharata stellt uns die erste, die homerischen Gedichte die zweite dieser Entwicklungsstufen dar. Anders in Deutschland; hier wurde der ruhige Gang der Entwicklung durch welthistorische Ereignisse gewaltsam unterbrochen. Dem deutschen Heidentum war es nicht vergönnt, sich zur Kulturreligion zu erheben, es erlag der siegreichen Invasion des Christentums. Noch waren, weder vor noch nach der großen Wanderung, die Stämme nicht zum Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit gelangt, und das Gepräge der Zerfahrenheit, das ihre äußere Geschichte kennzeichnet, haftet auch ihrem Glauben an. Wir hören von Stammesheiligtümern, aber keines hat eine universelle Bedeutung wie Delphoi oder Olympia für die Hellenen; so entbehren die germanischen Göttergestalten der plastischen Klarheit,[1] welche die hellenische Götterwelt auszeichnet; der Glaube zeigt sich, im engsten Zusammenhange mit dem nationalen Bewußtsein, unreif und halbentwickelt. Als aber endlich der sieghafte Stamm der Franken mit überlegener Gewalt daran geht, die auf dem Boden der Heimat zurückgebliebenen Stämme zu einen, tut er das unter dem Zeichen des Kreuzes. So ist den deutschen Stämmen keine Zeit und kein Raum geblieben für die Vollendung ihres nationalen

[1] Die deutschen Gottheiten sind, wie die Idisen des Zauberspruches, gleich phantastischen Traumgestalten bald groß bald klein, lassen sich also überhaupt nicht in die Linien einer Menschengestalt bannen.

Digitized by Google

Epos: der Stoff, die Lieder, die Form (die alliterierende Langzeile) waren gegeben, da zerstört den Gang der Entwicklung die Rezeption des neuen Glaubens.[1] Ein einziger Stamm war in der Entwicklung seiner epischen Poesie so weit vorgeschritten, daß das Christentum seinem nationalen Gedichte nichts mehr anzuhaben vermochte, so daß er vielmehr in den ersten Zeiten der Herrschaft des neuen Glaubens dasselbe vollendete; derjenige Stamm nämlich, der sich losgelöst, aber nie ganz den Zusammenhang mit der alten Heimat und den alten Genossen verloren hatte, die Angelsachsen: will man also germanische und hellenische Volksepik vergleichen, so ist nur der Beowulf ein passendes Substrat — kein deutscher Stamm hat dieser Dichtung Ähnliches an die Seite zu stellen. Der Stamm, der auf dem Festlande am längsten den alten Glauben festhielt, am zähesten der neuen Lehre widerstrebte, die nächsten Verwandten der Angelsachsen, die Sachsen selbst, haben uns keine Spur ihrer volkstümlichen Dichtung hinterlassen; aber so sicher wir von den ältesten Zeiten an die Kenntnis und Pflege der heimischen Sage bei den Niederdeutschen nachweisen können, darauf daß sie den ganzen Sagenstoff in einer großen, zusammenhangenden Dichtung gesammelt hätten, deutet nichts; den Grund für diesen Mangel müssen wir in äußeren Verhältnissen suchen, in Land und Leuten; die Existenz der sächsischen Stämme vom Ausgange der Wanderung bis zu ihrer Unterwerfung unter die Franken dürfen wir uns als keine leichte, lebens- und siegesfrohe vorstellen, sie war vielmehr ein beständiges Ringen, ein unausgesetzter Kampf ums Dasein in materieller und politischer Hinsicht, mit einem rauhen Boden um das tägliche Brot, mit störrigen Nachbarn, den

[1] Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, wer germanisches und hellenisches Ethos vergleichen will, die schwierige, aber sicherlich nicht fruchtlose Prüfung unternehmen möge, wie sich die Deutschen und wie die Griechen zu den semitischen Glaubensvorstellungen verhielten, die dem einen wie dem anderen Volke in freilich ganz verschiedenen Formen, aber jedem noch in seiner heroischen Zeit vermittelt wurden. Kummer. ZfdöG. XXV.

Digitized by Google

vordringenden Franken, den nachrückenden Slaven, um die sicheren Grenzen, Zustände, bei denen sich allerdings die unerschöpfliche Volkskraft der niederdeutschen Stämme erwies, ein wirklicher Kulturfortschritt aber unmöglich war. So ist es gekommen, daß uns die Ahnen ein altgermanisches Epos nicht hinterlassen haben; den Stoff aber haben sie den Enkeln überliefert, und es zeugt dafür, wie tief er mit allem, was es hoch und heilig hielt, auf das innigste verwachsen war, daß er trotz der Rezeption einer neuen Religion, trotz völliger Veränderung des staatlichen Lebens und der sozialen Zustände, ja der gesamten Weltanschauung, daß trotz alledem der nationale Stoff ein halbes Jahrtausend lang festgehalten und gehegt werden konnte, bis er endlich zu guter Stunde in seiner Totalität ergriffen und in eine bleibende Form gegossen wurde.

Aber in diesem halben Jahrtausend hat der epische Sagenstoff eine wesentliche Einbuße erlitten, die wir schon oben angedeutet haben und welche die notwendige Folge der Annahme des Christentums war. Während die Hellenen aus ihrem Sagenstoffe eine eigentliche Heroensage gestaltet hatten, geht den Deutschen gerade alles das verloren, was an die alte Götterwelt mahnt und zum Verständnisse des Inhalts geradezu unentbehrlich ist. Was sollte auch die Walküre in einer Welt, für die sie ein Anachronismus war?! Dafür haben die Gestalten moderne Gewandung erhalten: als Ritter in höfischer Zucht treten sie uns entgegen, dem neuen Glauben ergeben; aber es ist bezeichnend, soviel auch von christlichem Kult[1] in den

[1] In NN. werden erwähnt: *phaffen* 981. 1005, *priester* 1515, *müniche* 998; der *kapelân* in den Zusätzen zu XIV.; *bischof* 607, *ein alter b. von Spîre* 1448, *b. Pilgerîn* 1236 u. ö.; *kirche* häufig, *münster* 33. 299. 773, *tuom* 754, *klôster* 1001. 1235; die *messe* eröffnet jedes Fest, sie wird täglich besucht 301. 594. 756. 989 u. ö., *vruomesse* 750, *mettîne* 945. 1189; die Messe wird mit *gloken* eingeläutet 754. 946. 981; daß dies auch bei den heidnischen Hunnen geschieht, wird besonders hervorgehoben 1788, 4; sie wird *gesungen* 995, 3, für Siegfried wohl hundert des Tags. Sonst wird erwähnt: *toufen* 660. 1085; kirchliche Trauung scheint noch nicht festzustehen; sie wird nach dem Beilager und zugleich mit der Krönung, dieser ganz adäquat vorgenommen 594. 595. vgl. Gengler. Rechtsalt. im NL. S. 210. Schröder, Corp. jur. germ. poet. ZfdPh. I. 272; Siegfrieds Leichen-

Digitized by Google

Nibelungenliedern die Rede ist, ob man auch die germanischen Helden als Christen in einen bewußten Gegensatz zu Etzel und seinen Mannen stellt, der Stoff, die Handlung selbst, die alten Motive sind nirgends angegriffen, christliche Grundsätze sind nirgends aufgenommen oder durchgedrungen (in solcher Richtung war selbst die modische Sitte stärker als der junge Glaube),[1] so daß sich das rein Äußerliche dieses Nibelungenchristentums (man sehe z. B. Str. 1788 f.) unmöglich verkennen läßt: der Firnis will nirgends haften. Aber der lebendige Zusammenhang mit Glauben und Sitte des Volkes ist doch zerstört, und darum muß der Vergleich zwischen dem deutschen und griechischen Epos immer zuungunsten des ersteren ausfallen — der ganze Unterschied zwischen Heroismus und Rittertum[2] waltet zwischen beiden —, darum darf derselbe auch kurzweg abgelehnt werden; denn, wenn auch auf ähnlichen Grundlagen, sind sie doch auf ganz verschiedenem Boden erwachsen: das Nibelungenlied, wie wir es nennen, ist kein Kind des heroischen Zeitalters. Einzelne Lieder mag man vergleichen, ihre Anlage, die Art und Weise ihrer Zusammenfügung zu einem Ganzen, die Motive und Charaktere, denn diese sind von unwandelbaren, allgemein menschlichen Gesichtspunkten aufzufassen — und dieser Vergleich schlägt auch nicht zuungunsten des deutschen Epos aus —; aber nicht Stil und Vortrag und nationale Bedeutung.

Wir dürfen daher, gleichweit entfernt von Kleinmut wie von Selbstüberhebung, uns nicht verwundern, wenn Johannes Müllers stolzes Wort, das der Nibelunge Not die „deutsche Ilias" nennt, den Spott der romanischen Nachbarn erregt hat (Revue des deux mond. LXVI. 890. 905). Für sie steht das Nibelungenlied tief unter den hellenischen

---

begängnis in IX., bei dem sich die Landleute auf dem *kirchhof* 1002, 2. *(ûf dem vrônen vrithove* 1795, 2.) drängen und wobei reiche Almosen, *opher*, gegeben werden 993. 995. 1000 und gepredigt wird *(man sanc unde* las 1005, 3). Vgl. Schönbach, Das Christentum usw.

[1] C. 1462, 5. *in denselben zîten was noch der gloube kranc.*

[2] Vgl. Mommsens Charakteristik der Kelten und ihres Vercingetroix in Röm. Gesch. Bd. III. „die Unterwerfung des Westens."

Digitized by Google

Epen; aber bei ihnen dürfen wir auch das Verständnis für unsere nationale Dichtung nicht suchen: anders urteilt man über die Erzeugnisse eines Kulturvolkes, das seit Jahrtausenden dahinschwand und dessen Produkte Gemeingut aller Nationen und Individuen geworden sind, die auf Bildung und Freiheit Anspruch machen, anders über die nationalen Eigentümlichkeiten eines wehr- und sieghaften Nachbarn. Wir können den Beowulf lesen und erklären, wie man denn auch Shakespeare in Deutschland ungleich besser aufführt als in seiner Heimat, die Skandinaven und wir, wir können uns gegenseitig gefallen lassen, was ein Volk für das Altertum des anderen leistet — wenn auch bei weitem wir als die Gewährenden überwiegen —, weil wir eben „Kinder eines Gottes" sind; von anderen Nationen Verständnis für das zu fordern, was unser tiefstes Sein aufrührt und mit unserem ganzen Volkstum auf das innigste verwachsen ist, heißt den Zulukaffern den kategorischen Imperativ erklären wollen. Mein Vergleich mag indolenten und schwärmerischen Kosmopoliten, die das Allerweltsfieber haben, beschränkt und töricht scheinen, er ist nichtsdestoweniger richtig und wahr. Wir aber mögen mit ruhigem Stolze auf unsere Vergangenheit zurückschauen und den Edelstein wahren, den sie uns vererbt hat: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten!"

§ 20. Der epische Stil.[1]

Eine eingehende Würdigung des Stiles der Nibelungenlieder wird uns übrigens überzeugen, daß an Schlichtheit und Würde, Kraft und Maß des Ausdruckes das deutsche Epos dem aller Völker und Zeiten ebenbürtig ist, mag

* [1] O. Arndt, Über die altgermanische epische Sprache 1880. — Fr. Reinhard, Vergl. des epischen Stiles der Nibelungen usw. 1881. — L. Wolf, Der groteske und hyperbolische Stil des mhd. Volksepos 1903. — R. Fischer, Zu den Kunstformen des mhd Epos 1899. — Groth, Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie in dem Nib.-L. und der Gudrun. 1879. — Veckenstedt, Farbenzeichnungen. — Radke, Epische Formel. Filipsky, Stehendes Beiwort. — H. Schmidt, Adjektiv. — Branhofer, Genitiv. — Kny, Negation. — Wießner, Über Ruhe- und Richtungskonstruktionen mhd. Verba. — Reinhardt, Kausalsätze. — Kuhlmann, Konzessivsätze.

Digitized by Google

auch unter südlichem Himmel heißere Leidenschaft in vollere und sinnlichere Formen gekleidet worden sein; freilich müssen wir wieder dem Vergleiche mit den homerischen Epen ausweichen, weil die Nibelungenot, wie auf einer anderen Stufe der Kultur so auch auf einer anderen Stufe der Sprachentwicklung entstanden ist. Der Verlust der vollen Flexions- und Ableitungssilben, das Durchgreifen des Umlautes und der Schwächung berauben unser Epos einer Quelle dichterischer Schönheiten, für die es keinen Ersatz gibt, ebensowenig als der noch überaus ärmliche Reim zu entschädigen vermöchte für den kräftigen Klang der alliterierenden Doppelzeile. Aber auch der Stil erhält durch die Einbuße an Formen ein durchaus verschiedenes Gepräge: der Abgang des Passivums und Perfektums bedingt den Mangel an jenen Partizipialkonstruktionen, die so wesentlich zum Gefüge des homerischen Satzes gehören; die Verdrängung der anderen abhängigen Kasus durch Akkusativkonstruktionen[1] verleiht dem Stile eine gewisse abstoßende Nüchternheit; das Gebiet der Adverbialkonstruktion für Attribute und Objekt wird ein immer größeres: mit dem Schwinden der Mittel die Anforderungen an die individuelle Kunst des Dichters immer höher! Eine große Individualität, die der Dichtung den Stempel ihres Geistes aufdrückt und ihr zur stofflichen und ethischen auch die formelle Einheit verliehen hätte,

[1] Obwohl das Gebiet des Genitivs im Mhd. noch ein viel größeres ist als im Nhd., worin, beiläufig gesagt, eine der Hauptschwierigkeiten für den Übersetzer liegt. Nicht nur hat der Genitiv eine viel freiere Stellung (s. u.) und ist als partitiver (abhängig von Adverbien wie *vil, lüzzel* u. a.) weitaus häufiger, auch eine ganze Reihe Verba, die im Nhd. mit dem Akkusativ oder mit Präpositionalobjekten konstruiert werden, hat im Mhd. wenigstens bei Negation noch den Genitiv bei sich; in NN. insbesondere: *antwurten beginnen sich bewegen bîten danken enpfinden vinden vürhten helfen hüeten jehen lougen phlegen smielen swern* u. a. Gr. IV. 646 f. So ergeben sich Konstruktionen, weit wirkungsvoller, als wir sie wiedergeben könnten, z. B. 2114, 1. *Nune welle got von himele, daz ir iuch genâden sült an uns bewegen unt der vil grôzen triuwe, der wir doch heten muot.* 943, 1. *Dô biten si der nahte und vuoren über Rîn.* 925, 1. *Dô der sêre wunde des swertes niht envant.* 84, 4. *des solt du mir, Hagne, hie der wârheit verjehen.* 1766, 2. *ich wil noch hînt selbe der schiltwache phlegen.* 2090. *aller mîner êren der muoz ich abe stân, triwen unde zühte, der got an mir gebôt. owê got von himele, daz mihs niht wendet der tôt.*

Digitized by Google

fehlt aber gänzlich, und so mangelt — wie überall beim Volksepos — dieser erste und maßgebende Faktor für die Beurteilung des epischen Stiles. Diesen sehen wir sonach in erster Linie bedingt durch den genetischen Entwicklungsgang der germanischen Epik; in zweiter durch den Geschmack der Zeit und endlich nicht am wenigsten durch die Form des Versmaßes, die allerdings in unserem Falle selbst wieder, wie wir gesehen haben, ein Produkt der historischen Entwicklung des Epos ist.

Den Zusammenhang mit der älteren deutschen Epik zeigen die Nibelungenlieder durchaus, weniger dadurch, daß sie einzelne Ausdrücke und Worte beibehalten, welche die höfischen Epiker vermeiden, oder in einem Sinne anwenden, der dem Zeitalter bereits fremd ist (*balt*, Adj. *mære, recke* = *rîter, helt, marc, vâlant, vürbüege* u. a.) — denn hierin zeigt sich eigentlich eine Eigentümlichkeit oder richtiger Manier der höfischen Dichtung — als vielmehr in der Einfachheit des Satzbaues, Dürftigkeit des Vergleiches, im Gebrauche des Epithetons und gewisser formelhafter Wendungen.[1] Die Opfer, die die Dichter dem Geschmacke der Zeit gebracht haben, sind keine allzu großen; bereitwillig kommen sie ihm entgegen in der Aufnahme etlicher Fremdwörter (s. o. S. 397); die Tendenz, hoffähig zu erscheinen, ist eben eine allgemeine; aber daß die Lieder, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, entstanden sind auf einem Boden, in dem die importierte Romantik noch keine Wurzel gefaßt hatte, hat unser Epos vor der Manieriertheit, vor vielen Übertreibungen und Abgeschmacktheiten der höfischen Dichtung bewahrt, für die wir gerne etwas

[1] Zur Illustration des Verhältnisses der NN. zum älteren und gleichzeitigen Epos bringe ich ein Beispiel bei aus Gr. IV. 416. Charakteristisch für den Stil volkstümlicher Epik ist die Wiederholung des bestimmten Artikels vor dem Prädikat 32, 3 *der wirt der hiez dô sidelen.* 2078, 1. *Mit trûrigem muote der vil getriwe man, den er daz reden hôrte, der helt der blicte in an;* oder bei vorhergehendem Pron. poss. 102, 3. *sîn lîp der ist sô schœne.* 1884, 1. *Sîn vart diu wart erniuwet von heizem bluote naz.* Die höfischen Epiker mit Ausnahme Gottfrieds nun meiden diese Konstruktion, nicht aber die ältere Epik: aus Otfried sind a. a. O., S. 400, nicht weniger als zwölf Beispiele aufgezählt.

Digitized by Google

Ungeschlachtheit oder Derbheit in Diktion und Erzählung in Kauf nehmen. Wir haben gesehen, daß die Überarbeiter, so ergeben sie der modernen Richtung waren, doch gerade nach der bezeichneten Richtung gewiß nichts verbessert haben. Doch dürfen diese Bemerkungen nicht dahin mißverstanden werden, als ob geleugnet werden sollte, was wir im Gegenteil oft genug schon Gelegenheit gehabt haben hervorzuheben, daß das Nibelungenlied durchaus im Gewande seiner Zeit erscheint: höfische Zucht, Ritterspiele,[1] Feste,[2] Gottes- und Frauendienst, letzterer allerdings schüchtern genug anklingend, werden geschildert und gepriesen. Aber was wir im vorigen Abschnitte vom Glauben gesagt haben, gilt auch von dieser Gewandung; sie ist rein

---

[1] Die Schilderung ritterlicher Spiele, insbesondere des *buhurtes* nimmt sogar einen unverhältnismäßigen Raum ein; *buhurdieret* wird bei jedem festlichen Anlasse: bei der Schwertleite Siegfrieds 35—37; beim Empfange Prünhildens in Worms 552—554; bei der Ankunft des niederländischen Königspaares 740; bei Kriemhildens Einzug in Pöchlarn; auch die Reiterparade 1278—1287 geht 1293 f. in *buhurt* über; 1809—1828 reiten Burgonden und Hunnen je nach ihres Landes Sitten; die Könige nehmen selbst daran teil. Siegfried 553, 2. Gunther 753, 4. Des Einzelkampfes, der *tjoste*, geschieht dagegen selten Erwähnung: im Spiele 552, 2. 1816, 2., für den ernsten Kampf 1549, 2. Im ganzen Epos ist übrigens, wenn man nicht etwa die Balgerei an der letztzitierten Stelle gelten lassen will, die Schilderung eines einzigen Reiterkampfes, der in ritterlicher Weise ausgefochten wird, ganz durchgeführt, zwischen Siegfried und Liudegast 183—188.

[2] Von *vröuden hochgezîten* spricht verheißungsvoll die erste Strophe, und zahlreich und breit genug sind die Festesschilderungen: Siegfrieds Schwertleite 28—43; dem Siegesfeste Gunthers ist das ganze III. Lied gewidmet; Empfang Prünhildens in Worms und Doppelhochzeit 538—570; das Fest zu Ehren Siegfrieds und Kriemhildens 730 - 756; endlich die Feste des II. Teiles: Brautfahrt und Vermählung der Königin 1274—1328 und das letzte Fest, der Todestanz, zu dem sie die Brüder lädt und den noch eine frohe Episode kreuzt: Empfang und Verlobung in Pöchlarn (das XV. Lied). Der Zeitpunkt dieser Feste ist entsprechend der Richtung einer Poesie, die nach traditioneller Vorstellung und ererbter Empfindung keinen größeren Schrecken kennt als den Winter, stets der Sommer. Die Schwertleite und die beiden Feste mit tragischem Ausgange finden zu Sonnwend statt 32. 678. 2023; das Siegesfest und Etzels Beilager zu Pfingsten 279. 1305; die Dauer ist 7, 12, 14, ja 17 Tage 41. 304. 633. 1307. Der Verlauf aller Feste ist etwa folgender: festliche Einholung der Gäste 266. 544. 730. 1245. Buhurt s. o.; abends wird gezecht 747; am folgenden Morgen Gottesdienst 34. 299. 594. 756. 1788; wieder Ritterspiele und festliches Mahl 1835; Entlassung der Gäste mit reicher Gabe (insbesondere 1632 f.), ebenso Beschenken der *varnden diet*, die allerwärts zugeströmt ist 28. 30. 39. 42. 634, 3 B. 1306—1214.

Digitized by Google

äußerlich; den Kern des Epos und mittelbar seine Diktion hat sie nur wenig und in leicht kenntlicher Weise beeinflußt, bei weitem nicht in dem Maße, wie dies seitens der metrischen Form geschehen ist. Die Nibelungenlieder sind in vierzeiligen Strophen abgefaßt, von denen wir bewiesen haben, daß sie ursprünglich zum Gesange bestimmt waren; während andere gleichzeitige, ja etwas ältere Dichtungen, die ihren Stoff aus demselben Kreise schöpfen, bereits die von der Spielmannsdichtung den Höfen vererbte Form der viermal gehobenen Kurzzeile angenommen haben, haben sich die großen nationalen Epopöen, die Nibelunge und die Kudrun, denen sich ein kleiner Kreis anderer volkstümlicher Dichtungen anschließt, die strophische Form und die Langzeile bewahrt. Nun ist allerdings und zwar von einer Seite, von der auch sonst nur Unsinniges über unser Gedicht zutage gefördert worden ist, behauptet worden, daß „alle epische Poesie unstrophisch sei und die Strophe unverträglich mit dem Charakter der epischen Poesie“ (Holtzmann, Unt. S. 150); wenn wir aber die Entstehung des Epos — ohne jede Rücksicht auf den speziellen Nibelungenstreit — und selbst die Geschichte des sogenannten Kunstepos bis auf unsere Tage in das Auge fassen, ergibt sich von selbst die Haltlosigkeit dieses Einwandes. Nicht nur haben wir in den eddischen Liedern das deutliche Beispiel kleinerer epischer Gedichte in Strophen; selbst der gefeiertste Poet der höfischen Kreise, Wolfram, war im Begriff, sein letztes Werk in strophische Form, die er aus der Kudrunstrophe (also indirekt aus unserer) ableitete, zu kleiden; die italienische Romantik vom XIV. bis in das XVI. Jahrhundert suchte nach den kunstvollsten Variationen und, um ein modernes Beispiel auch anzuführen, der feinfühlendste Ästhetiker unter unseren Klassikern goß das unstrophische Epos Vergils übersetzend in strophische Form. Hier würden die Tatsachen zum Nachweise der völligen Haltlosigkeit der Holtzmannschen Ansicht genügen; es läßt sich aber auch gerade aus dem Zwange, den allerdings die strophische Form für den

Digitized by Google

Dichter mit sich bringt, ihre volle Berechtigung erweisen.[1] Die Strophe stellt nämlich nicht mehr dar als ein syntaktisch und metrisch abgeschlossenes Ganzes; logisch und episch in sich geschlossen ist sie nicht; in der Erzählung bezeichnet und bedingt sie ebensowenig einen Abschnitt als etwa die rein auf den musikalischen Vortrag berechnete Heptade. Metrisch gerundet ist sie jedoch durch die Verlängerung der Schlußzeile und das Reimschema; den Reim hat allerdings Holtzmann, ebda. S. 80, gleichfalls verurteilt, aber ebenso könnte man auch das Metrum verwerfen und käme darauf, nur mehr den Prosa-Roman als einzig berechtigte epische Kunstform gelten zu lassen. Holtzmanns Abneigung gegen den Reim war übrigens die logische Konsequenz seiner Behauptungen über die Strophe: denn diese und jener bedingen sich allerdings gegenseitig. Die syntaktische Geschlossenheit ist das erste Erfordernis für die Schönheit der Strophe; wie sie täppische Hände durch Herstellung überlaufender Konstruktionen ohne jedes feinere ästhetische Gefühl zerstören, haben wir gezeigt (S. 194. 221 f.). Dagegen soll innerhalb der Strophe der Satzbau ungezwungen und leicht sein; es verrät eine ungeübte oder ungeschickte Hand, wenn, eine Quelle peinlicher Monotonie bei manchen Interpolationen, die Strophe nach Langzeilen in Satzteile zerfällt. Dagegen sollen engverbundene Satzteile, vor allem Nomen und Einzelattribut, adverbiale Bestimmung und Verbum nicht durch die Zäsur getrennt werden; das Enjambement, so oft es sich auch die Dichter erlauben, ist immer störend;[2] in metrischer Beziehung hat es in der Elision auf der Zäsur seine Parallele.[3] Den wechselseitigen Einfluß des strophischen und syntaktischen

---

*[1] Vgl. jetzt O. Brenner, Nib.- und Gudrunstrophe. — J. Lunser, Die Metrik der Nibelungenbearbeitung k. — Hildebrand, Metrik. — W. Cramer, Die Nibelungenstrophe 1883.

[2] In echten Strophen findet sich übrigens Enjambement in allen XX Liedern kaum 20mal, am häufigsten (4mal) im IV. Liede; eine einzige Strophe hat es in zwei Versen XVI. 1713, 2. 3.

[3] Das Vorkommen des Enjambements und der Elision sind die Gründe, welche dazu berechtigen, die Nibelungenzeile typisch nicht zu brechen, was übrigens, wie J. Grimm hervorgehoben hat, häßlich und unnütz ist.

Digitized by Google

Baues einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, wäre gewiß keine undankbare Aufgabe, liegt jedoch außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung. Nur so viel muß bemerkt werden, daß gewisse rhetorische Figuren als Affirmation und stilistische Frage, namentlich aber die aus diesem Grunde überaus häufige Parenthese durch die strophische Form und das auch dem geübtesten Meister sich aufdrängende Bedürfnis, halbe oder ganze Verse in entsprechender Weise auszufüllen, befördert werden. Das sind dann in des Wortes eigentlichem Sinne Lückenbüßer, aber solche, die man sich, geschickt angebracht, gerne gefallen lassen kann. Diese Figuren hängen übrigens auf das engste mit der Bestimmung der Lieder für den mündlichen Vortrag zusammen: Affirmation *(jâ)*, Interjektion *(hei* und das nur volkstümliche *hei wie, hei waz)*, Frage sollen die Aufmerksamkeit des Hörers erregen; Parenthese erklärt, erläutert, ruft Vergangenes in das Gedächtnis zurück; in der Rede angewandt, gibt sie ihr den Anstrich des Natürlichen und Unmittelbaren; sämtlich sind sie überdies Ruhepunkte, wie sie die lang fortgesponnene epische Erzählung unausweichlich benötigt. Unleugbar hat die strophische Form auch einen und, das muß zugestanden werden, nicht überall in gleicher Weise günstigen Einfluß auf das Gefüge der Erzählung. Nicht jeder Dichter versteht es, die Periode gehörig zu runden; oft ist der Gedanke in drei Zeilen erschöpft, ohne daß es der Sänger wagt, im epischen Gedankengange fortzufahren, weil er sonst gezwungen wäre, den Satz in die folgende Strophe hinüberzuleiten. Dadurch — ein indirekter Beweis gegen die Zulässigkeit der überlaufenden Konstruktion — erhält die Schlußzeile oft einen eigentümlichen Charakter; doch zeigt sich in der Vermeidung leerer und gehaltloser Verse die Kunstfertigkeit des einzelnen Dichters, so daß auch die Leerheit der Schlußzeile für uns ein Kriterium der Unechtheit sein konnte (S. 341). Besonders häufig sind im Schlußverse Affirmationen, gnomische Sätze und die fast nur an dieser Stelle sich findenden Verweisungen auf den tragischen Ausgang;

Digitized by Google

diese letzteren, in den ersten Liedern ebenso gemieden wie von den Interpolatoren mit Vorliebe angebracht, werden in den späteren zahlreicher, insbesondere in dem durchaus ahnungsvollen, prophetischen XIV. und dem davon stilistisch zwar ganz verschiedenen, aber (wie J. Hoffmann, De Nib. alt. parte S. 16 bereits bemerkt hat) doch abhängigen XV. Liede. In der Variation desselben Gedankens in der verschiedenartigsten Ausdrucksweise zeigt sich übrigens gerade die Kunst des Dichters. Ich stelle als Stilprobe die auf den Ausgang deutenden Stellen des XIV. und XV. Liedes zusammen, wobei man den Unterschied im Stile wohl beachte: der schwere Ernst im XIV., die weit leichtere (Meiosis 1623), beweglichere, aber auch des Nachdrucks bare Weise des XV. (der banale Ausdruck 1633. 1642. 1647)

XIV. 1447, 4. *die si dâ heime liezen, die beweinten ez sît.*
1451, 4. *Hagne riet die reise: idoch gerouw ez in sît.*
(1453, 4. *sît wart von im verhouwen manic helm unde rant.)*
1456, 3. *swer liep hete an arme, der trûte vriundes lîp.*
des schiet sît vil mit leide des küneges Etzelen wîp.
1460, 4. *daz muose sît beweinen vil manic wætlich wîp.*
1461, 3. *daz ir vil langez scheiden seite in wol der muot*
ûf grôzen schaden ze komene: daz herze niemer sampfte tuot.

XV. 1623, 4. *swîe lüzel si sîn doch genôz.*
1633, 4. *doch verlôs Rüedegêr dâ von sîder den lîp.*
1642, 4. *sît wurden si im sô vîent, daz sie in slahen muosten tôt.*
1647, 4. *der einer mit dem lîbe kom nie ze Bechlâren sît.*
1648, 4. *daz muoste sît beweinen vil manic juncvrouwen lîp.*
1650, 1. *nach ir lieben vriunde genuoge heten sêr,*
die si ze Bechelâren gesâhen nimmer mêr.

In zweifacher Beziehung erweist sich die Strophenform insbesondere förderlich für die epische Schilderung, indem den gewandtesten unter den Sängern gerade die Strophe Gelegenheit gibt, abgeschlossene Gemälde auszuführen (IV. VIII. XIV. XVI. — die alten Lieder), und für das Gespräch, dem sie dramatisches Leben verleiht (I. und XX. Lied). Einzelne Strophen, wie sie jene vier alten Lieder bieten, gehören zu dem Schönsten, was die epische Poesie aller Zeiten hervorgebracht hat.

Digitized by Google

IV. 418. *An ir vil wîze arme si die ermel want,*
sie begunde vazzen den schilt an der hant,
den gêr si hôhe zucte: dô gie ez an den strît.
die ellenden geste vorhten Prünhilde nît.

VIII. 939. *Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.*
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit.
ouch muoste sân ersterben der recke küene unde gemeit.

XIV. 1571. *Dô die wegemüeden ruowe genâmen*
unde si dem lande nu nâher quâmen,
dô vundens ûf der marke slâfende einen man,
dem von Tronege Hagne ein starkez wâfen an gewan.

XVI. 1721. *Der übermüete Hagne leit über sîniu bein*
ein vil liehtez wâfen, ûz des knophe schein
ein vil liehter jaspis grüener danne ein gras.
wol erkand ez Kriemhilt, daz ez Sîvrides was.

Das Gespräch, die direkte Rede der handelnden Person, spielt in unserem Epos eine große Rolle; durch den strophischen Bau wird es belebt; hierin zeigt sich eine gewisse dramatische Kunst der Dichter; die Rede bleibt frei von Monotonie, gewinnt charakteristische Züge und schließt voll und kräftig ab. Als Beispiele führe ich an den Zank der Recken beim Eintritte Siegfrieds in Gunthers Burg I. 119—126; aus dem klassischen Streite der Königinnen VI. 760—774; die kurze, ingrimmige Wechselrede Hagens und Kriemhildens XVI. 1725—1730; im XX. Liede die ganze Rüdegeraventüre und die Trotzrede Wolfharts und Volkers 2202—2209, an die das prächtige Bild 2210, 11 anschließt.

Die Strophe bringt es auch mit sich, daß der Anrede in der Regel der Raum eines Halbverses genügt: der Name des Sprechenden und die stehenden Wendungen *dô sprach, dô sprach aber, des antwurte,* die sich bis zum Überdrusse wiederholen, was insbesondere von dem immer wiederkehrenden Anfange mit *dô* gilt, der sich in 2316 Strophen 543mal findet. Doch sind vollere Wendungen, die eine ganze Langzeile in Anspruch nehmen, auch nicht selten. J. Grimm, Kl. Schr. III. 280, hat bemerkt, daß den homerischen Gedichten gegenüber das Nibelungenlied hierin

Digitized by Google

ärmlich erscheine; wohl mit Unrecht. Uns fehlen die vollklingenden, bei Homer gerade an solchen Stellen passend angebrachten Partizipialkonstruktionen (*τοῖσι δ' ἀνιστάμενος, τὸν δ' ἀπαμειβόμενος, τὸν δ' ἄρ' ὕποδρα ἰδών* usw.); statt ihrer stehen Adverbialien, matt, wenn nur durch ein Adverbium, reicher, wenn durch ein Nomen ausgedrückt. Weil es Jakob Grimm war, der hier der formalen Schönheit unseres Epos zu nahe trat, muß der Gegenbeweis durch die Summe der Beispiele geliefert werden. Nicht voll möchte man vielleicht solche Verse gelten lassen, in denen die angeredete Person genannt oder bezeichnet ist, weil der Name oder die Bezeichnung eo ipso einen relativ bedeutenden Raum fordert.

514, 1. *Gîselhêr der junge zuo sîner muoter sprach:*
637, 2. *dô sprach zuo sîm gesinde Sigmundes barn:*
640, 1. *sun der Sigemundes zuo den vürsten sprach:*
994, 1. *Kriemhilt diu arme zir kamerœren sprach:*
1232, 1. *Gîselhêr der snelle sprach zer swester sîn:*
1683, 1. *dô sprach diu küneginne ze den recken über al:*
1837, 1. *des antwurte ir*[1] *Hiltebrant, ein recke lobelîch:*
2230, 1. *dô rief der hêrre Gîselhêr Wolfharten an:*

Ebenso 657, 1. 714, 1. 1129, 1. 1186, 1. 1223, 1. 1288, 1. 1403, 1. 1449, 1. 1920, 1. 2082, 1. 2100, 1. In diesen Fällen kann das versfüllende Objekt als notwendig betrachtet werden und ist daher kein epischer Schmuck; ähnlich

1492, 1. *dô sprach zuo dem râte der vürste Gîselhêr:*
1557, 1. *dô sprach an ir vlühte Dancwart der degen:*

Adverbiale Bestimmungen, ausgedrückt 1. durch ein Adverbium, 2. durch ein Nomen:

1. 545, 1. *dô sprach gezogenlîchen Kriemhilt daz meidîn:*
937, 1. *dô sprach jœmerlîche der verchwunde man:*
1123, 1. *dô sprach harte lûte von Troneje Hagene:*
2. 856, 1. *dô sprach der starke Sîvrit mit hêrlîchem site:*
1483, 1. *dô sprach in grimmem mute der küene Hagene:*
1586, 1. *mit lachendem muote antwurte Rüedegêr:*
2266, 1. *in leitlîchen sorgen sprach her Dietrîch:*

[1] *τὴν δ' ἀπαμειβόμενος.*

Digitized by Google

Die Konstruktion ist ziemlich häufig 953, 1. 1253, 1. 1714, 1. 1838, 1. 2197, 1. u. ö.

Hier ist die Grenze zwischen Notwendigem und Schmucke öfter schwer oder unmöglich zu ziehen. Doch finden sich auch zahlreiche Anreden, die ohne irgend einen notwendigen Zusatz die ganze Verszeile in Anspruch nehmen, entweder durch Beifügung einer stehenden Wendung, die Abstammung oder Stand oder beides bezeichnet, und schmückender Beiwörter zum Namen des Sprechenden.

1. 420, 1. *dô sprach Hagnen bruoder, der küene Dancwart:*
   914, 1. *dô sprach von Niderlande der küene Sîvrit:*
   2029, 1. *dô sprach von Burgonden Gîselhêr daz kint:*
   2196, 1. *dô sprach von Amelunge der degen Wolfwîn:*
2. 1093, 1. *des antwurte Rüedegêr, der markgrâve rîch:*
   1405, 1. *dô sprach der kuchenmeister, Rûmolt der degen:*
   1768, 1. *dô sprach der videlære, Volkêr der degen:*
   1952, 1. *dô sprach der videlære Volkêr, ein helt gemeit:*
3. 1171, 1. *dô sprach von Bechlâren der vürste Rüedegêr:*
   1543, 1. *dô sprach der marcgrâve ûzer Beier lant:*
   1965, 1. *dô rief von Tenemarke der marcrâve Irinc:*

Ebenso 695, 1. 1050, 1. 1087, 3. 1137, 1. 1148, 1. 1934, 1. 2051, 1. 2059, 1. 2125, 1. 693, 1. 1138, 1. 1352, 1. 1753, 1. 1820, 1. 1837, 1. 704, 1. 2195, 1.; d. h. wenigstens ein Viertelhundert epischer Anreden von untadelhafter Schönheit. Als vereinzelte Beispiele, die sich unter unsere Kategorien nicht reihen ließen, sind noch anzuführen

1475, 1. *dô sprach daz eine merwîp (Hadburc was si genant):*
1479, 1. *dô sprach daz ander merwîp (diu hiez Siglint):*

und die einzige Stelle, wo die Anrede einen größeren Raum einnimmt,

1651, 1. *Dô sprach ze den Burgonden der rîter vil gemeit*
Rüedegêr der edele:

Schon die Anrede in ihren vielerlei Wendungen nötigt uns von zwei wichtigen Faktoren des Stiles Notiz zu nehmen, von der Stellung der Satzteile und den stehenden Ausdrücken.

Digitized by Google

Der Satzbau der Nibelungenlieder ist im ganzen ziemlich primitiv; in echten Strophen ist die parataktische Anordnung vorherrschend; die Bewegung der Satzteile, ihre Stellung und Anordnung ist eine überaus freie, nicht nur im Vergleiche mit der heutigen Sprache, sondern auch mit dem, was gleichzeitig als höfisch und, wenn der Ausdruck gestattet ist, klassisch galt.

Dies zeigt sich zunächst beim Artikel[1] in Verbindung mit dem Attribute. Beim attributiven Genitiv kann der Artikel eine dreifache Stellung haben: 1. vor dem regierenden Substantiv (im Nhd. allein zulässig); 2. vor dem Attribute nach dem regierenden Substantiv (Inversion; nur beim bestimmten Artikel möglich) *hort der Nibelunges* 90, 1; 3. vor dem Attribute und dem regierenden Substantiv, eine charakteristische Eigentümlichkeit der volkstümlichen Epik (selten auch bei Wolfram Gr. IV. 405 f.) *diu Helchen swester tohter* 1321, 2. *der Rûmoldes rât* 1409, 4. *ein des Hiunen mâge* 1832, 1; 4. bei vorangestelltem Genitiv und einem zweiten adjektivischen Attribut, *Nibelunges swert daz guote* 2285, 4. Hiermit sind wir zum attributiven Adjektiv geleitet; dieses kann, flektiert und unflektiert, seinem Nomen vor- oder nachgesetzt sein, wodurch sich vier, bei zwei Attributen aber bereits zwölf Kombinationen ergeben (von denen nhd. nur mehr zwei möglich sind) Gr. IV. 482 f. 488 f. Zu den Besonderheiten des Volksepos gehört nun die Nachstellung der Attribute, namentlich wenn deren mehrere gehäuft werden; eine Rektion, abermals bereits bei Otfried, von den höfischen Epikern aber nur bei Wolfram nachweisbar; daß häufig das vorangehende Attribut flektiert wird, während die

[1] Hier sei auch auf den umfassenden Gebrauch des unbestimmten Artikels aufmerksam gemacht. Er steht nicht nur häufig bei der Neueinführung (Beispiele S. 332 f.), sondern oft auch bei der Apposition eines eben genannten Helden (s. o. die Beispiele 1837, 1. 1952, 1); auch beim Vokativ das prägnanteste Beispiel S. 207 Note) 231, 9. *sît willekomen, Sîvrit, ein edel rîter guot;* beim Possessivum 1953, 2. *er sach einen sînen mâk gevallen in daz bluot;* neben dem bestimmten Artikel: *ein diu vrouwe* 131, 3. *ein der aller beste* 1157, 2; im Plural: *ze einen sunewenden* 32, 4. 2023, 1. *daz was in einen zîten dô vrou Helche erstarp* 1083, 1.

Digitized by Google

nachgestellten unflektiert bleiben, kann seinen Grund im stumpfen Reime haben, weshalb auch dieser spezielle Fall, wie Grimm hervorhebt, in den Nibelungen häufiger ist als in der Kudrun. Beispiele:

425, 2. *man truoc ir zuo dem ringe einen swœren stein,*
grôz und ungevüege, michel unde wel.
in truogen kûme zwelve der küenen helde unde snel.

1282, 1. *Vor Ezelen dem künige ein insgesinde reit,*
vrô und vil rîche, hübsch und gemeit,
wol vier und zweinzek vürsten rîch unde hêr.

1287, 3. *manic rîter edele biderbe unde guot.*

1779, 1. *des treit ûf sîme houbte einen helmen glanz*
lûter unde herte, starc unde ganz.

Wird so das Attribut nachgestellt, so liebt anderseits das Epos die Voranstellung, Inversion sowohl des Prädikats 442, 1. 593, 3. 1716, 2. u. ö., als die ungleich wirkungsvollere des Objekts, diese namentlich nach dem Verbum *beginnen* 572, 3. 598, 3. 622, 2. *er hôrte wazzer giezen: losen er began* 1473, 2. 170, 1. 1722, 3. 1925, 2; *minne si im verbôt* 588, 3. *ûf sie in verlie* 592, 1, *haz ir islîcher dem anderen truoc* 2215, 2 u. ö.

Wesentlich für die Beurteilung des epischen Stiles sind die Formeln und stehenden Wendungen; unser Epos ist reicher an den ersteren, besonders zweigliedrigen Verbindungen, als an den letzteren, woran trotz des vielen Stereotypen und Gleichartigen, das die Nibelungenlieder kennzeichnet, denn doch die vielfache Autorschaft Mitschuld haben mag. Wir betrachten im folgenden zuerst die formelhaften Ausdrücke, dann das Epitheton und die stehenden Phrasen.

An zweigliedrigen Formeln, Tautologien oder Antithesen, sind die Lieder reich, am reichsten das XX., das diese Art der Verbindung in einzelnen Abschnitten geradezu häuft; die gewöhnlichen Konjunktionen sind *unde, unde ouch, oder;* substantivische Formeln überwiegen bei weitem; bei den adjektivischen ist nicht überall zu entscheiden, ob

Digitized by Google

das doppelte, auf die natürlichste Weise verknüpfte Attribut auch als formelhaft anzusehen sei; verbale sind selten. Ich zähle die wichtigsten und häufigsten auf: *êre unde vrume, ellen unde sterke, ze ernste und ze strîte, vride unde suone, helm und rant, helm unde schilt, helm unde ringe, daz herze unde ouch der muot, sêle unde lîp, lîp unde muot, sin unde muot, lîp unde guot, der hof unde ouch daz lant, jâmer unde nôt, riuwe unde leit, lant unde bürge, liut unde lant, mâge unde man, meit unde wîp, wîp unde man, rîter unde vrouwen, mit roube unde mit brande, trinken unde spîse, triuwe unde minne — kristen unde heiden, tac unde naht; — starc unde mære, edel unde rîch, rîch unde küene, rîch unde hêr, küene unde balt* u. v. ä.; *der nœhste unde der beste, grâ unde bunt — arm unde rîch, bleich unde rôt, kurz oder lanc, liep oder leit, trûric unde hêr, wîse unde tumbe; biten unde ouch gebieten, vüeren unde tragen, weinen unde klagen* usw.

Außerdem müssen als formelhaft aufgefaßt werden gewisse konkrete Umschreibungen des Personalpronomens durch *lîp* und *hant:*[1]

16, 4. *obe dir got noch gevüeget eins rehte guoten rîters lîp.*
1243, 4. *mit ir kom hêrlîche vil maneges guoten recken lîp.*
1648, 4. *daz muoste sît beweinen vil maneger juncvrouwen lîp.*
2301, 2. *ez enwart nie gîsel mêre sô guoter rîter lîp* u. ö.[2]
56, 2. *swaz ich vriuntlîche nicht ab in erbit,*
daz mac sus erwerben mit ellen dâ mîn hant. (Gr. IV. 350.)

1294, 1. *Wie rehte rîterlîchen die Dietrîches man*
die schefte liezen vliegen mit trunzûnen dan
hôhe über schilte, guoter rîter hant. (Anm. S. 171.)

Besonders häufig: *diu Sîvrides hant,* wobei gerne das Nomen proprium die Stelle des Possessivums *mîne* einnimmt,

[1] *hant* auch sonst vielfach formelhaft: *helt zer hant; er hât den tôt an der hant; zuo handen stân; ze hant; maniger hande* u. ä.

[2] Lübben hat unter *lîp* hierfür einige Beispiele angezogen, die man nicht gelten lassen kann, weil in diesen Fällen die übliche Übersetzung durch *lîp* = Leben möglich und wahrscheinlich ist, so:

52, 2. *sie hete grôze Sorge um ir kindes lîp.*
2165, 2. *daz unser vînde lîp*
müge des engelten von Rüedegêres hant.

Digitized by Google

der ganze Ausdruck also nur die erste Person umschreibt 702, 4. 827, 4., wie dies dem epischen Stile auch sonst eigen ist (Vgl. S. 168 c):

1020, 4. *do sprach diu gotes arme 'des wære Kriemhilde nôt'* = *mir.*
1207, 2. *die Rüedegêres ræte iu nimmer werdent leit* = *mîne.*
1406, 1. *welt ir niht volgen Hagnen, iu rætet Rûmolt* = *ich.*
1409, 4. *daz ist der Rûmoldes rât* = *mîn.*
1801, 4. *swaz man uns hier tæte, wir soldenz Etzelen sagen* = *dir.*

Hagen zu Kriemhilt in einer Strophe des XVI. Liedes von klassischer Schönheit:

1728, 4. *Er sprach: 'waz sol des mêre? der rede ist nu genuoc,*
ich binz et aber Hagne, der Sîvriden sluoc,
den helt ze sînen handen. wie sêr er des enkalt,
daz diu vrowe Kriemhilt die schœnen Prünhilde schalt!' = *ir schultet.*

Eine andere Art der Umschreibung der Person ist die metonymische durch Bezeichnung der Abstammung, des Gatten- oder Dienstverhältnisses und der Heimat. Die eigentliche patronymische Umschreibung fehlt den burgundischen Königen (s. S. 71 Note 1), weil die echten Lieder den Namen des Vaters nicht kennen; sie werden nach der Mutter genannt: vereinzelt Gunther *daz Uoten kint* 125, 1; häufiger Kriemhilt *der schœnen, der edelen Uoten kint*; sehr gewöhnlich Giselher, *der junge suon vroun Uoten* 1907, 1; kollektiv die Könige *diu Uoten kint* 1661, 3. 2037, 1. Hagen und Dancwart heißen jeder *Aldriânes kint,* ersterer 1479, 2, letzterer 1876, 1. 2217, 4; Etzel *Botelunges kint* 1312, 2; Siegfried wird sehr oft *Sigemundes suon* genannt oder daneben *Sigemundes kint* 451, 3, oder *barn* 637, 2, auch nach der Mutter heißt er nicht selten *daz Siglinde kint,* sowie nach seiner Gattin[1] *der Kriemhilde man,* besonders im VII. und VIII. Liede. Nach der Gattin wird auch Rüdeger benannt *der Gotelinde man* 1129, 4. 1218, 1. 2157, 4. und an der berühmten Stelle 2072, 2. *wine der Gotelinde;* umgekehrt werden Prünhilt, Gotelinde, Kriemhilt nach ihren Gatten

[1] *Kriemhilde man* heißt aus dem Dienstverhältnisse auch Markgraf Eckewart 1582, 3.

Digitized by Google

genannt;[1] letztere insbesondere als *daz Etzelen wîp.* Hierzu kommen die wenigen Bezeichnungen aus dem Lehensverhältnisse; Hagen ist *κατ' ἐξοχήν der Guntheres,* Rüdeger *der Etzelen man,* und Dancwart wird unerklärlicherweise von einem der Fortsetzer des IV. Liedes mit *Gîselhêres man* umschrieben 489, 1. (vgl. 482, 4), ein müßiger Pragmatismus, der den jüngeren Bruder dem jüngeren Bruder zuschiebt; Iring *der Hâwartes man* 1989, 3. Hieran reihen sich nun die Benennungen nach Heimat und Besitz: Gunther *der voit vom Rîne* 328, 1 u. ö.; Siegfried *der helt von Niderlande* oft, einmal *der Niderlende* 909, 1, *der helt von Nibelunge lant* 952, 4; ähnlich Dietrich *der von Berne, der helt von Berne* und *der Bernaere* 1840, 1, *der fürste von Berne* 1742, 1, der *vogt der Amelunge* 2184, 1, *künec von Amelunge* 1918, 3; Hagen *der helt von Troneje* 417, 3. 2243, 2, öfter der *Tronjaere;* Iring *der Tenelender* 1892, 4. Die letztere Art der Umschreibung ist verhältnismäßig selten neben der Neigung der Dichter für Attribute dieser Art; so heißen *von Amelunge, von Berne* auch Dietrichs Mannen,

1656, 2. *dô gevriesch ez von Berne der alte Hiltebrant.*
2195, 1. *der herzoge ûzer Berne Sigestap dô sprach*
2196, 1. *dô sprach von Amelunge der degen Wolfwîn*
2215, 3. *die schiet von Berne der degen Wolfwîn;*

konstant Rüdeger *von Bechelâren;* die Könige und ihre Mannen *von Burgonden* und *B. lant;*

139, 1. *ez was Liudgêr,*
ûzer Sahsen lande ein rîcher vürste hêr,
und ouch von Tenemarke der künic Liudgast;

endlich nur erwähnt *von Spâne Walther* 1694, 3. 2281, 3.

Als Attribut besitzt natürlicherweise die größte Bedeutung das Epitheton, über dessen Häufung zu reden bereits Gelegenheit war; dasselbe tritt entweder als

[1] Sehr treffend bemerkt Timm S. 612, den Unterschied zwischen hellenischem und germanischem Ethos betonend, daß bei den Griechen eine Bezeichnung nach Mutter oder Gattin undenkbar wäre.

Digitized by Google

notwendiges oder schmückendes, in diesem Falle auch als ständiges auf. Wir haben uns nun nicht nur mit dem letzteren, sondern unter allen Umständen auch mit dem necessarium zu beschäftigen, weil gerade hier, wo, wie es im Wortbegriffe liegt, eine Nötigung zur Wahl des Ausdruckes vorliegt, Gewandtheit und Sicherheit des Dichters sich zeigt.

Vorauszuschicken ist, daß zunächst die dem epischen Stile eigenen Nominalkomposita in den Nibelungenliedern sowohl im attributiven als im prädikativen Gebrauche ziemlich selten sind. Hierin zeigt sich wieder der Mangel an individueller Einheit des Stiles: höchst charakteristische Bezeichnungen kommen *(lancrœche, swertgrimmec)* nur vereinzelt vor, ganz farblose *(goltvar, wegemüde)* wiederholen sich häufig. Die Komposita dieser Art in unserem Epos sind (Komposita mit Ableitungssilben *-bœre, -haft, -los,* dann Verstärkungen mit *al-* und *wunder-*[1] sind nicht berücksichtigt): *viwer- vröuden-*[2] *golt- rosenrôt, saben- snêwîz, snêblanc, rabenswarz, bluot- golt- harnasch- lieht- misse- rôsevar,*[3] *tugentrîch, verch- rê- tôtwunt, verchgrimm -tief; strît- sturmküene, her- strît- sturm- wegemüede, valevahs,*[4] *hendeblôz, hochverte, lancrœche, meinrœte, mortgrimmec -meile -rœche, -rœze, niwesliffen,*[4] *stahel- vlinsherte, adelfrî;* Tautologien: *altgrîs, edelguot.* Notwendig oder schmückend, attributiv oder prädikativ, gereichen Wörter dieser Art dem Verse zur höchsten Zier:

771, 1. *du muost daz hiute schouwen daz ich bin adelfrî.*
1401, 4. *ez ist vil lancrœche des küneges Etzelen wîp.*

[1] Dazu zählt auch *alterseine* 2255, 3 und *gotes arm.* — Über die seltene Komposition mit *-sam* im mhd. Epos vgl. Haupt, zu Engelhard S. 245 f. (Einige Fälle im Biterolf, in Hartmanns Jugendwerken, bei Wolfram und im Walther nur *gehôrsam,* häufig bei Gottfried und Konrad, in Kûdrûn und Klage nichts, in Nib. nur 368, 4 (IV.) 1465, 3 (XIV). Wohl aber im Alphart und Laurin.)

[2] Bei *vröudenrôt,* ebenso bei *ellensrîch* ist es fraglich, ob sie als Komposita zu betrachten sind.

[3] So B. 591, dazu Gr. II. 559; Bartsch geht natürlich der Schwierigkeit aus dem Wege und schreibt *rôsenvar.* Nach Hahn hätten beide Lanzelethss. v. 4026 *von ir rôsevarwen munde.*

[4] Nur in B. 532, 7. 385, 5.

Digitized by Google

1494, 3. *dô wolt er verdienen daz Hagnen golt vil rôt:*
des leit er von dem degne den swertgrimmegen tôt.
1530, 2. *des wurden snelle helde missevare.*
2022, 2. *dô werten sich die geste, sô guoten helden zam,*
dêr Etzelen manne den summerlangen tac.
2025, 2. *die bluotvarwen helde und ouch harnaschvar.*
2056, 2. *dô sluoc Gêrnôten Rüedegêr der degen*
durch vlinsherte helmen, daz nider vlôz daz bluot.

Man beachte auch wohl die Gegenstände, denen das Epitheton in diesen Beispielen zukommt: der Tag, der Tod, die Waffe, der Held, der Mensch.[1] Der Mensch mit seinen

[1] Behringer, Das Beiw. in Il. und NL. S. 14: „Es ist vor allem der Mensch sowohl nach seiner äußeren Erscheinung, nach seiner Abstammung, Gestalt und körperlichen Tüchtigkeit, mehr noch aber sind es seine geistigen Eigenschaften, welche der deutsche Dichter (sic) durch seine großenteils einfachen Epitheta darzustellen, zu heben und zu schmücken sucht. Es ist die menschliche Seele mit ihren verschiedenen Bewegungen und ihren mächtigen Leidenschaften, es sind die zarten oder starken Gefühle von der süßen Ahnung der ersten Liebe und von der unwandelbaren Freundes- und Mannestreue bis zum finstersten Hasse und zum verzweifelnden Todesmute, von dem einen bald verklingenden Akkorde des befriedigten Daseins hinab durch die weite Tonleiter des Leides, der Not, des Schmerzes, des Wehes und des Jammers bis zur dunklen Tat des Verrates und zum bittersten Seelenkampfe. Wohl hat der Dichter auch die gehobenen Gefühle, welche die Erwiderung der Liebe und Freundschaft, welche frohe Gelage, festliche Aufzüge, die Jagd und der Sieg hervorrufen, mitgefühlt und sonach durch seine Beiwörter zu schmücken gesucht, die reichste Anwendung des Beiwortes zeigt aber das NL. bei Kampfesschilderungen: die Kampfestätigkeit selbst, die verschiedenen Waffen und ihr vielfacher Gebrauch, die Waffenerfolge von der übermütigen, höhnenden Spottrede des Siegers bis zur kurzgefaßten Klage um den geliebten Gefallenen — diese Vorgänge sind es, welche der Dichter des deutschen Epos (sic) durch den Schmuck seiner Epitheta feiert." S. 10 führt Behringer, ein feinfühlender Kritiker (wo ihn nicht die fatale Gewohnheit der klassischen Philologen, der deutschen Dichtung ihr souveränes Mitleid zu widmen, beirrt), aus, wie im Vergleiche zur Ilias dem NL. die Götterwelt fehle, die Bilder aus der Natur, das unwandelbare Meer; das erste und letzte bedarf keiner Erklärung, dennoch hat Behringer die auf die Schiffahrt bezüglichen Ausdrücke zusammengestellt (übrigens sehr unvollständig; vollständiger: *brunnen enouwe verge vluot vluz ruoder schalte schif schifliute schifman schifmeister sê segel segelseil ünde wâc welle wazzer wazzerstrâze);* bemerkenswerter scheint mir, daß sich diese Ausdrücke fast nur im IV. und XIV. Liede finden, von denen das erste die letzte Spur der Walkürensage enthält, wie sie der Norden hütete, das zweite, wie oben (S. 403) gezeigt worden ist, am Ufer eines großen Stromes, der Donau, selbst entstanden ist. Auffälliger ist der Mangel an Bildern aus der Natur; er hängt aber innig mit der mittelalterlichen Denkweise und Weltanschauung zusammen, die z. B. der Dichter des Ekkehart, der seinen Helden auf dem Sentis in ganz moderner Weise schwärmen läßt, so sehr verkannt hat. Der bunten homerischen Pflanzenwelt gegenüber findet

Digitized by Google

Leidenschaften, der Held im gewaltigen Ringen ist das Objekt der Dichtung; nehmen wir hierzu den Hang zur dramatischen Darstellung in lebendiger Wechselrede, so ergibt sich, daß die Handlung nicht in breitem epischem Flusse sich fortspinnen kann, sondern mitunter in rasch sich verschiebende Bilder sich auflöst; für diesen schnellen Wechsel der Situation nun weiß das Epos prächtig das rechte Wort zu finden; die Helden, denen die größte Rolle zukommt, führen die verschiedenartigsten Attribute, einzelne freilich ganz farblos, andere wieder höchst bezeichnend. Als farblos müssen wir zunächst hervorheben die häufigen Adjektiva *küene* und *schœne; küene* heißen so ziemlich alle Recken und Völker; am häufigsten führen es Hagen (wenigstens 9mal), Dancwart (w. 10m.), Volker (w. 15m.); bei Siegfried, dem es von Str. 21—1045 mehr als 20mal beigelegt wird, kann es als stehend betrachtet werden; häufig ist es mit anderen Attributen verbunden (s. o.); prägnant 1958, 1 *Etzel was der küene;* ebenso heißen *schœne* alle Frauen, in den echten Liedern ohne Rücksicht auf ihr Lebensalter (S. 226); auch Helche, in der Erinnerung,

---

Behringer S. 12 in den Nib. nur: *bluomen gras klê linde rôse wîde,* er hätte hinzufügen können: auch diese zumeist nur in Gleichnissen; aus der Tierwelt (hier ist seine Aufzählung wieder nicht ganz vollständig) kennen die Lieder nur nutzbare Tiere, solche, die das Objekt der Jagd sind, darunter ein paar Fabeltiere, wie auch den *lintdrachen;* von den Haustieren nur die ritterlichen *bracke spürhunt gehünde ruore* (ZfdA. XI. 262 f. Germ. IV. 421. VIII. 56) und *ros ors marc pferit mœre; ber eber elch hirz lêwe swîn ûr wisent; halpwuol ludem schelch* (zu Nutz und Frommen großer Kinder und gläubiger Gemüter abkonterfeit, Germ. VI.), alle im VIII. Liede: *ar valke pantel,* dann das tautologische *eberswîn* im Bilde. Zu *elch* und *schelch* Nib. 880 ist aus Joannes de Beka et Wilh. Heda „De episcopis Utrajectinis" (ab Arnoldo Buchelio, Utrecht 1643) eine Urkunde Ottos von 943 und Heinrichs 1006 mit „elo aut schelo", im Lande Drenthe zur hohen Jagd gerechnet, hervorzuheben (Zacher). Vgl. Haas, a. a. O. — Übrigens finden sich auch in NN. einige schöne Erwähnungen von Naturerscheinungen (Behringer S. 11) s. oben das Beispiel 2022, 2:

1560, 1. *ein teil schein ûz den wolken des liehten mânen prehen.*
1564, 1. *Si beliben unvermeldet des heizen bluotes rôt,*
unz daz diu sunne ir liehtez scheinen bôt
dem morgen über berge.
1787, 1. *'Mir kuolent sô die ringe' sô sprach Volkêr:*
ja wœne diu naht welle uns niht wern mêr.
ich kiusez von dem lufte, ez ist vil schiere tac.
2059, 2. *'ich wœn ez tagen welle: sich hebet ein küeler wint.'*

Digitized by Google

und die Heldenmütter Ute (besonders in der Verbindung *der schœnen Uoten kint),* Sigelinde, Gotelinde; stehend ist es bei Kriemhilt (w. 22m.), Prünhilt führt es 8mal: hierbei ist aber nicht zu übersehen, einen wie vielmal größeren Raum nach ihrem Anteil an der Handlung erstere gerade im Verhältnisse zur später vergessenen Prünhilt einnimmt. Andere Attribute werden sehr behutsam angewandt, so *edele,* das, entsprechend der halbhöfischen Genesis der Dichtung, seiner Bedeutung nach nur hochfürstlichen Personen beigelegt wird.[1] Ute, Kriemhilde, Prünhilde und Gotelinde; den Burgondenkönigen, Siegfried (besonders in Paraphrasen *der gast vil edele, edel rîter guot, der edel künec von Niderlant),* Dietrich (aber nur in an ihn gerichteter Ansprache und nur XVIII^{b}. 1922, 1. 1928, 1); stehend ist es bei Rüdeger (obwohl erst 1087 eintretend, führt er es w. 14mal); Volker heißt *ein edel spilman, der edel videlære,* nicht als ob ihm das Attribut durch seine Geburt zukäme, sondern nach seinem höfischen Dienste (vgl. 1614, 1 f.): auffällig ist, daß der Tronjer Sippe dieses Beiwort vorenthalten ist. Daneben heißen die Könige, Fürsten, Helden, Recken, Degen usf. *guot, snell, starc, stolz; grimmec; gemeit, schœne, wætlîch, zierlîch; lobelîch, hêr, ûzerwelt, ûzerkorn:* seltener finden sich *arc, arm, balt, vreislîch, klagend* (1222, 1), *leidec, milte, spaehe, tiwerlîch, getriwe, übermüete.* Stehende Attribute sind — ich ziehe die appositionellen Substantiva auch hinzu — nur mehr wenige anzumerken: *Giselhêr der junge* oder *daz kint (Sîvrit der junge man* 40, 1, *Irnvrit von Düringen ein küener jungelinc* 1968, 2) im Gegensatze hierzu Hildebrant, der *meister* unserer Sage, *der alte;* die beiden Könige Gunther und Etzel heißen *rîch,* dem letzteren kommt kein anderes Beiwort zu als dieses und *hêr;* (auch *got der rîche,* im Gegensatze heißt es *der übele tiuvel);* Rüdeger heißt *der guote, der guote marcgrâve, der vil getriwe, der milde;* Hagen *der grimme* (so aber auch der *verge* 1499, 4. 1500, 4 und

[1] Nur 977, 4 *die edelen burgære* d. h. die Bewohner der stolzen Stadt.

Digitized by Google

Wolfhart 2186, 1); Siegfried *der starke* (bis 1084 w. 18m.); neben ihm führen andere Recken dieses Epitheton nur vereinzelt, am häufigsten noch Volker und Hagen, auch Gernot; dann je einmal Else, Gere, Giselher, Helfrich, Iring, Liudeger und Wolfhart. Von diesen, im ganzen 17, Stellen fallen nur 3 in die erste Hälfte des Epos (120, 1. 206, 1. 685, 2), wo es also Siegfried, der auch später noch 1671, 3. als *sterkest aller recken* bezeichnet wird, fast ausschließlich zukommt;[1] endlich *videlære* für den alliterierenden Volker,[2] für Werbel und Swemmel; mit dem Namen des ersteren verwächst sein Attribut so innig, daß das Synonym *spilman* noch hinzutreten kann:

1829, 3. *dô vrâgte al daz gesinde 'wer hât ez getân?'*
'daz hât der videlære, Volker der küene spilman.'

Ein seltsamer Unterschied herrscht auch in der Ökonomie der Dichtung, während einzelne Recken, nicht nur die Motoren der Handlung, Siegfried und Hagen, mit Attributen überschüttet werden, so der so selten vorkommende Gere *(d. starke* 685, 2, *der vil rîche* 688, 4, *rîter guot* 693, 1. *d. snelle recke* 1056, 1. 1228, 1), bleiben andere wie Blödel, Ortwin ganz ohne Epitheton; ich sehe darin einen Beweis, daß Gere früher ein Liebling der Lieder war: der Schmuck der Beiwörter ist eine letzte Spur alter Dichtung. Eine bestimmte Erscheinung könnte allerdings dieser Ansicht zu widersprechen scheinen; der gewaltigste Held der Sage, Dietrich, bleibt gänzlich ohne Epitheton, er heißt nur der *hêrre,* das aber ständig, so daß er selten ohne dieses Attribut genannt wird; er war eben *ze hêre,* um ihn gleich den anderen Recken zu benennen.

An die Personennamen schließen sich noch die wenigen vereinzelten Attribute einiger Städte 751, 3 *Wurmez diu vil wîte,* 1316, 1 *Heimburc diu alte,* 1317, 1 *Misenburc*

[1] Es wäre möglich, daß die Bedeutung des Wortes bereits in den Begriff übergeht, den es bestimmt im XIV. Jahrhundert und archaistisch noch heute ausdrückt: *fest, gefeit,* so daß damit Siegfrieds riesische Natur angedeutet wäre: auf den Träger der Hornhaut paßt es allerdings.

[2] Das ist wohl nur zufällige, neue Alliteration; alt hingegen ist Alph. 438, 442 Berhtram von dem Berge.

Digitized by Google

diu rîche (in C auch noch 1258, 2 *diu guoten Bechelâren*).[1]

Im übrigen genügen einige Beispiele zur Charakteristik des Stiles.[2] Die edlen Körperteile zunächst sind am reichsten mit Attributen bedacht; stehend und überaus häufig ist *hant diu vil wîze, die vil wîzen arme; der süeze, der rôte munt* 564, 4. 548, 2; *liehte ougen; liebe, swinde blicke; bluot daz heize, daz vliezende; daz bluotige naz; burc palas sal* heißen *wît;* nirgends findet sich Häufung der Adjektiva so oft wie bei Schilderungen der Waffen, bei denen die Dichter des Nachdruckes halber oder aus Vorliebe gerne verweilen 418. 425. 896. 1723. 1779. 2122. Behringer S. 20 hebt hervor, wie einzelne Adjektiva den verschiedenartigsten Begriffen beigesetzt werden; er zählt auf für *lieht: schar, mâne morgen tac, schilt swert helm brünne rant ringe, gewant wât kleit porten pouge pfellel, ougen wange varwe;* es würde zu weit führen, noch weitere Beispiele zu geben; ich glaube, des Guten eher zu viel als zu wenig getan zu haben, und bescheide mich zum Schlusse noch damit einige wenige, für das Eindringen des höfischen Stiles charakteristische Verse anzuführen:

292, 2. *si twanc gên ein ander der seneden minne nôt.*
293, 4. *zwei minne gerndiu herze heten anders missetân.*

1245, 2. *ûf den wegen gie*
mit klinginden zoumen manic pferit wol getân.

1819. *Dô was ir kurzwîle sô michel unde grôz*
daz durch die covertiure der blanke sweiz dô vlôz
von den guoten rossen diu die helde riten.
si versuohtenz an den Hiunen mit vil hochverten siten.

1872. *Die ungetriwen brâhten vürz hûs ein michel her.*
die ellenden knehte stuonden wol ze wer.
waz half ir baldez ellen? si muosen ligen tôt;
dar nâch in kurzen stuonden sieh huop ein vreislicher nôt.

Von größter Bedeutung für die Beurteilung des epischen Stiles ist der bildliche Ausdruck durch alle Stufen der

[1] Vgl. Lanz. 1265 *Karidôl die mæren.*
[2] Vgl. Timm, S. 108, wo leider die Zitate sehr oft fehlerhaft sind.

Digitized by Google

Entwicklung vom tropischen Gebrauche eines Wortes bis zum ausgeführten Gleichnis. In der Nibelunge Not nun ist derselbe höchst charakteristisch; entgegen der landläufigen Anschauung muß betont werden, daß sie an Metaphern und Vergleichen durchaus nicht arm ist; allerdings das homerische Gleichnis, welches das Bild durch selbständige Ausführung und reiche Detaillierung zur Episode erhebt, ist den Nibelungen, wie überhaupt der deutschen Dichtung, bevor sie dem klassischen Muster folgt, fremd; dagegen haben sie sich aber (mit Ausnahme allenfalls, wenn man sehr streng sein will, der einzigen Stelle 285) auch von den gerade in dieser Beziehung so weitgehenden Verirrungen und Abgeschmacktheiten der höfischen Epiker freigehalten; wenn jede andere Quelle versiegte, aus den Bildern allein könnten wir die Geschichte unseres Epos schreiben: während einzelne Lieder ausgeführte Gleichnisse mit Vorliebe anbringen, gefallen sich andere in einer gewissen Trockenheit des Ausdruckes; das Bild selbst erhebt sich vom plumpen Vergleiche mit Gras, Feuer, Schnee, Wind zu heroischer Kühnheit und erhält endlich zarte Farben, wie sie der besten Zeit höfischen Minnesanges entsprechen. Es wiederholt sich eine Erscheinung, die wir oben beim schmückenden Beiwort beobachtet haben: mit ganz wenigen Ausnahmen beziehen sich alle Bilder im Epos auf die handelnden Persönlichkeiten oder aber auf Umstände des Kampfes.

Der metaphorische Ausdruck überhaupt ist häufig bezeichnend bis zur Großartigkeit: das Blut ist *der heiz vliezende bach,* der aus den Helmen geholt 2225, 4; *daz aller wirseste tranc* (in bitterer Ironie), das von Hagen geschenkt wird 1918, 4; das Schwert des Spielmanns ist sein Fiedelbogen 1943, 3; dieses Bild wird gerne aufgenommen und ausgeführt: Wolfhart will Volker *die seiten entrihten* 2206, 2, *guoter dœne verirren,* wie der Angesprochene selbst droht 2207, 2, und Etzel sagt von Volker:

1939, 1. *Sîn leiche lûtent übele, sîn züge sint rôt:*
jâ vellent sîne dœne manegen helt tôt.

Digitized by Google

Ähnlich spricht an derselben Stelle 1943, 2 f. Gunther; Volker selbst nennt seinen Schwertstreich *gîgen slac* 1759, 1; einmal dieses Bild mit hinzugefügter Deutung:

1723, 1. *Volkêr der snelle zôh nâher ûf der banc*
einen videlbogen starken, michel unde lanc,
gelîch eime swerte schârf unde breit.

In den letzten Liedern wird durchaus der Gedanke festgehalten, daß der blutige Kampf das Fest *(hochzît)* ist, zu dem die Königin geladen hat (Timm S. 103); in dieser Vorstellung erheben sie sich zu schwungvollem Ausdruck und heroischer Auffassung, die in kühner Personifikation des Todes gipfelt:

2017, 3. *ich wœne des daz hête der tôt ûf si geswom.*
2161, 3. *der tôt der suochte sêre, dâ sîn gesinde was*
2163, 1. *der tôt uns sêre roubet.*

Hierher gehört denn auch der Tropus von der Todeswunde, *des tôdes zeichen* (Müllenhoff, ZfdA. XI. 254 f.), eine Auffassung, die zu dem eben zitierten Ausdrucke *des tôdes gesinde* (vgl. 149, 2 *dâ sterbent wan die veigen)* stimmt:

928, 2. *sînes lîbes sterke muoste gar zergên,*
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.

939, 2. *dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,*
wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit[1]

2006, 2. *des tôdes zeichen truoc*
Îrinc der vil küene.

Endlich gehört auch hierher der tiefergreifende Schluß des VIII. Liedes,

943, 3. *ein tier daz si dâ sluogen, daz weinden edeliu kint.*

Weit ungeschickter als diese schönen Metaphern sind die eigentlichen, einfachsten Vergleiche. Die Konjunktion für den Vergleich ist in der Regel *sam, alsam.* Sowohl als Metapher, wie als Vergleich wird gerne das Bild vom Feuer angewandt:

185, 2. *dô stoup ûz dem helme, sam von brenden groz*
der viwerrôte vanken. (Vgl. 1779, 3. 1999, 2).

[1] Vgl. 973, 4 *daz dô ir herze vol durchsneit.* Vgl. 1849, 2 (S. 207).

Digitized by Google

1276, 2. *diu molte ûf der strâze die wîle nie gelac,*
si entstübe sam ez brünne. (Vgl. 552, 3.)

Das Feuer wieder loht, als ob es der Wind anfachte:

430, 4. *daz viur spranc von stâle, sam ez wâte der wint.*
433, 1. *daz viwer stoup ûz ringen, als ob ez tribe der wint.*

184, 1. *Diu ros nach stichen truogen diu rîchen küneges kint*
beide vür ein ander, sam sie wœte ein wint.

Nicht sehr geschmakvoll ist die Stelle

1317, 2. *daz wazzer wart verdecket von ros und ouch von man*
alsam ez erde wære, swaz man sîn vliezen sach.

Beliebt ist der Vergleich edler Steine nach ihrer Farbe mit dem Grase, *grüene alsam* oder *grüener als ein gras* 356, 3. 388, 3. 415, 2. 1721, 3; ähnlich

353, 1. *Die Arâbischen sîden wîz alsô der snê,*
unde von Zazamanc der grüenen sô der klê.
477, 4. *si vüerent segele, die sint noch wîzer danne der snê.*

Spöttischer Vergleich wird zweimal angewandt: die Helden werden von den Hunnen angegafft 1700, 1 *alsam tier diu wilden*, und Dietrich verweist Hagen und Hildebrand die Scheltrede 2281, 1 *'daz enzimt nicht helde lîp daz si suln schelden sam diu alten wîp'*.

Den Übergang zum Gleichnisse d. i. dem ausgeführten Vergleiche, bilden jene Stellen, wo Recken mit edlen Tieren verglichen werden.

917, 3. *sam zwei wildiu pantel si liefen durch den klê.*
1283, 3. *sam vliegende vogele sach man si alle varn.*
1924, 1. *Mit kraft begunde rüefen der rîter ûz erkorn* (sc. *Dietrich*),
daz sîn stimme erlûte alsam ein wisntes hôrn.[1]
2171, 1. *Der Etzelen jâmer, der wart alsô grôz,*
als eines lêwen stimme der rîche kunec erdôz.
2210, 2. *den schilt geructe Wolfhart, ein sneller helt guot:*
alsam ein lêwe wilde lief er vor in dan.

Ein doppelter Vergleich sind Etzels Worte:

1938, 2. *'da vihtet einer inne, der heizet Volkêr*
alsam ein eber wilde, unde ist ein spilman.
ich dankes mîme heile, daz ich dem tievel entran.'

[1] Hier ist wohl nicht der Held mit dem Tiere verglichen; ich habe das Beispiel aber des unmittelbar folgenden halber hier eingereiht.

Digitized by Google

Gerade dieser Vergleich des Helden mit dem Eber wird ausgeführt und erhebt sich zum kühnen, heroisch gehaltenen Gleichnisse; im Dancwartsliede

XVIII. 1883, 2. *dô gie er vor den vînden alsam ein eberswîn*
ze walde tuot vor hunden.

Lyrischen Schwung hat ein anderes Gleichnis, das ich trotz der bei höfischen Dichtern vorkommenden Parallelen aus anderweitig ausgeführten Gründen nicht höfischem Einflusse zuschreiben möchte. Eckewart sagt von Rüdeger:

XIV. 1579, 2. *'sîn herze tugende birt,*
alsam der süeze meie daz graz mit bluomen tuot.'

Dagegen ist der höfische Einfluß unleugbar bei den Gleichnissen des III. Liedes: sie sind die zartesten und am sorgfältigsten ausgeführt. Es sind die berühmten Stellen über Siegfrieds und Kriemhildens erstes Begegnen (über dieselben ausführlich Timm S 96 f.):

280, 1. *Nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt*
tuot ûz trüeben wolken.

282, 1. *Sam der liehte mâne vor den sternen stât,* (= VI. 760, 3.)
der schîn so lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont si nu gelîche vor andern vrouwen guot.[1]

285, 1. *Dô stuont so minnecliche daz Siglinde kint,*
sam er entworfen wære an ein permint
von guotes meisters listen.

Hieran sind nun die in den visionären, vorbedeutenden Träumen enthaltenen Bilder zu reihen; das schöne Gleichnis vom Falken, das Ute der Tochter auslegt, mit dem das I. Lied anhebt 13, 2. 14, 3; dann die unheilvollen Träume in der schönen, ältesten Interpolation des VIII. Liedes

864, 2. *'mir troumte hînt leide, wie iuch zwei wildiu swîn* (s. o.)
jageten über heide: dâ wurden bluomen rôt.'

867, 2. *'mir troumte hînt leide, wie obe dir zetal*
vielen zwêne berge: ich gesach dich nimmer mê.'

---

[1] Beidemal ist das tertium comparationis das Hervortreten, Auffallen, Überstrahlen der anderen, nicht, wie Zingerle, Germ. XIII. 295 zu meinen scheint, die Schönheit.

Digitized by Google

Beidemal ist die warnende Nutzanwendung als Deutung beigefügt, 864, 1 *'lât iwer jagen sîn'*. 867, 1 *'jâ vürhtich dînen val'*, ebenso bei Utens bangem Traume vor der Burgondenfahrt (XIV); sie sagt:

1449, 2. *‚ir soltet hie beliben, helde guote.*
mir ist getroumet hînte von engestlicher nôt,
wie allez daz gevügele in disme lande wære tôt.'

Damit wäre bis auf eines erschöpft, was ich, um nicht in das streng syntaktische Gebiet hinüberzugreifen, das des Interessanten genug bietet (am besten zusammengestellt von Erhardt, Grammatikalien II.), und gegen das sich die Grenze nur schwer ziehen läßt (ich hebe als Beispiel heraus die constructio *πρὸς τὸ σημαινόμενον* 285, 2. 1479, 1. 1736, 4), für notwendig halte zur Charakteristik des Nibelungenstiles; nur die lautlichen Mittel, das rein Sprachlich-Technische bedarf noch kurzer Erwähnung.

Eigentliche Onomatopöe wenden die Sänger nirgends an; sie ist kein episches, sondern vielmehr ein lyrisches Kunstmittel. Durch Ausfall der Senkung wissen dagegen die älteren Lieder prächtige Wirkungen hervorzubringen; doch scheinen gerade solche Verse den Überarbeitern nicht behagt zu haben; die beiden drastischesten Fälle hat B getilgt (s. o. S. 167):

IV. 368, 1. *Sîvrit dô balde ein schalten gewan,*
von stad er schieben, vaste began,

V. 622, 4. *versuochende angestlichen an vroun Prünhilde sider.*

Am reichsten an Lautmalerei, vollen „schallnachahmenden" Reimen, seltenen Wendungen ist das VIII., das Jagdlied (ZGNN. S. 49); hier und im XX. Liede ist auch der Stabreim, der in sehr verschiedener Weise zur Verwertung kommt, relativ am häufigsten angebracht.

Der Versuch, die Alliteration zur Grundlage irgend welcher Kritik zu machen, ist zwar, wie bereits Gelegenheit war zu erwähnen, gescheitert; doch aber bewahren die Lieder im Stabreim mancherlei Altertümliches. So vornehmlich die alliterierenden Namen: *Sigmunt Siglint*

Digitized by Google

Sîvrit, Gunthêr Gêrnôt Gîselhêr, Wolfhart Wolfbrant Wolfwîn Wikhart, Helfrîch und *Helmnôt, Liudegêr unde Liudegast, Îrinc unde Irnvrit;*[1] — in Zusammensetzungen: *segelseil, wazzerwint;* — dann in verschiedenartigen, zum Teile schon berührten Formeln: *borten unde bouge* 275, 3, *vleisch unde vische* 925, 3, *liute unde lant, mâge unde man, stîge unde strâze* 1534, 2, *süezer unde senfter* 1773, 3, *biten unde gebieten* 1362, 3 — bei innerem Objekt: häufig *gâbe geben, slac slahen* — in attrib. Verbindungen: *mannes minne, minneclîchiu meit* — in einigen wenigen stehenden Ausdrücken *grüene alsam ein gras* 388, 3, *helt zer hant* (s. o.), *helme houwen, schiezen den schaft.* Der Natur des Langverses entsprechend verteilen sich die alliterierenden Stäbe auf beide Vershälften, so daß ein dem älteren deutschen Verse ähnlicher Eindruck erzielt wird. Solche Verse mit 3 oder 4 alliterierenden Stäben sind nicht selten; ich hebe einige besonders ausgezeichnete Verse heraus:

203, 1. *man hôrt dâ lûte erhellen den helden an der hant*
diu vil scharpfen wâfen.
939, 1. *die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.*
1494, 2. *diu gir nâch grôzem guote vil bœsez ende gît.*
1729, 3. *ich hân des alles schulde, des schaden schedelîch.*
1864, 1. *dô sluoc er Blœdelîne einen swinden swertes slac.*
1887, 2. *der sluog er etelîchen sô swœre swertes swanc.*
2014, 2. *von swerten sach man blicken vil manegen swinden sûs.*
2219, 4. *sus râchen Rüedegêren die recken küene unde guot.*
2225, 4. *si holten ûz den helmen den heiz vliezenden bach.*

Man sieht fast durchgehends Halbvokale zur alliterierenden Verbindung angewandt; der semivokalische Anlaut verleiht dem Verse eine eigentümliche Weichheit und ist dadurch bezeichnend für den Charakter mancher Strophen, in denen er fast bis zum Übermaße gehäuft wird:

15. *Waz sagt ir Mir von Manne, vil liebiu Muoter Mîn?*
âne recken Minne wil ich immer sîn.
sus schœne wil ich blîben unz an Mînen tôt,
daz ich sol von Manne nimmer gwinnen keine nôt.

[1] Man vergleiche die annominierenden Wolfhart Wikhart Ritschart Gêrbart (2218), — Rûmolt Sindolt Hunolt, — Etzelîn Blœdelîn Swemmelîn Werbelîn.

Digitized by Google

1028. *Si sprach 'Mîn hêr Sigmunt, jane Mag ich rîten niht.*
ich muoz hie belîben, swaz halt Mir geschiht,
bî Mînen Mâgen, die Mir helfen klagen.'
do begunden disiu Mœre den guoten recken Missehagen.

2254. *Er sprach ze Hildebrande 'nu sagt mînen man*
daz si sich balde Wâffen: Wan ich Wil dar gân.
und heizet mir geWinnen mîn liehtez WikgeWant.
ich Wil selbe frâgen die helde ûz Burgonde lant.

Hiermit schließe ich die Erörterungen des epischen Stiles; rückkehrend zu dem Punkte, von dem wir ausgegangen sind, müssen wir zugeben, daß sich auch im Stile die Geschichte der Dichtung widerspiegelt; im ganzen aber fühlen wir uns vollberechtigt zu sagen, daß Ausdruck und Ton des Epos würdig und dem heroischen Inhalte angemessen sind. Mehrfach waren wir in die Notwendigkeit versetzt, bei der Betrachtung der Form auf den Inhalt selbst Rücksicht zu nehmen: gerade das Heroische desselben verleiht auch dem Stile sein Gepräge. Der Erörterung des Inhaltes nach dieser Richtung hin wenden wir uns nun zu.

§ 21. Ethos und Heroentum.[1]

Wir sind zur Betrachtung der ethischen Verhältnisse im Nibelungenliede gelangt, mithin zu dem Punkte, wo am schicklichsten ein Vergleich mit den epischen Dichtungen anderer Völker anzustellen wäre. Ein solcher liegt indes außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung: das Material soll jedoch so angeordnet werden, daß es für jedermann unschwer sein wird, die Konsequenzen hinsichtlich des nationalen Ethos im Vergleiche mit den sittlichen Anschauungen vornehmlich der homerischen Welt selbst zu ziehen. Wir werden deshalb zuerst allgemeine Kategorien des Ethischen im Epos aufstellen: Glaube, Recht, Sitte, um sodann zu prüfen, wie unter der Einwirkung bestimmter

[1] Vgl. J. A. Wendel, Über den Wert und die Bedeutung des Nib.-L. usw. 1821; F. Stolte, Der Nib. Nôt verglichen mit usf. 1877; * Böhm, Ilias und Nib.-L.; Badstüber, Charaktere usf.; Stuhrmann, Idee und Hauptcharaktere; Schwarze, Die Frau im Nib. L.; Deichert, Mythol. Ästhetik.

Digitized by Google

sittlicher Grundsätze die Motive der Handlung und die Charaktere der einzelnen Personen gestaltet wurden.

Sehr richtig bemerkt K. Meyer (D. Viertjschr. 1869. IV. 43), daß das Ethische in der Heldensage entweder allgemein menschlich oder national sein könne; aber gerade in der Auffassung und Darstellung allgemein menschlicher Motive kommt nationale Verschiedenheit zum Ausdrucke; die Unverwundbarkeit des Achilleus ist im Grunde so unwesentlich als die Siegfrieds, aber bei dem ersteren ist sie ein Geschenk der göttlichen Mutter, der andere hat sie durch eigene Kraft erworben; der Anlaß zum Zorne des Achill ist der Raub einer Kebse, im deutschen Epos, wo Kebse beiläufig der böseste Schimpf ist 782, 4. 783, 1. 796, 3, ist das bewegende Motiv die Ermordung des Gatten; der Bruder führt Iphigenien aus Tauris heim, aber der Bräutigam ist es, der die Walküre aus der Waberlohe erlöst; Jason, dem Helden, wird die barbarische Gattin zum Verderben, Kriemhilt, das Weib, erkennt im Bunde mit dem Heiden Etzel den sicheren Weg zur Rache. Diese Beispiele genügen, um klarzumachen, wie allgemein menschliche Verhältnisse nach nationaler Auffassung dargestellt sein können und wie gerade hierin die ethischen Anschauungen eines Volkes zum Ausdrucke gelangen; sie genügen auch, um in flüchtigen Strichen einige Hauptunterschiede zwischen germanischem und hellenischem Ethos zu skizzieren: die Beziehungen der Sippen erscheinen im deutschen Epos etwas loser, dafür ist das Verhältnis der Geschlechter höher und würdiger aufgefaßt und von viel größerer Bedeutung für Sage und Dichtung. Müllenhoff sagt, das deutsche Volksepos habe nicht die äußere Anschaulichkeit des hellenischen, es gehe vielmehr auf die Darstellung des Innerlichen, die Motivierung der Situation. Bei R. Mayer darf man es wohl auf Unbekanntschaft mit dem deutschen Volksepos zurückführen, wenn er im hellenischen Epos eine weit größere Anzahl von Typen findet; er findet auch gegenüber der Formroheit des deutschen Volksepos, daß der Grieche mehr Farben auf seiner Palette,

Digitized by Google

mehr Saiten auf seiner Lyra habe. — Wir können nach alledem die erste Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben, dahin präzisieren, inwiefern in der Darstellung allgemein menschlicher Verhältnisse die Eigentümlichkeiten des deutschen Volkscharakters zum Durchbruche gelangen.

Um einen wesentlichen Teil des Gehaltes der Sage sind wir durch die historische Entwicklung allerdings betrogen: es ist schon gezeigt worden, wie der Dichtung die alte Basis des Heidentums verloren ging, ohne daß vom neuen Glauben mehr als Äußerlichkeiten, das Zeremoniell und allenfalls ein paar gnomische Sätze, aufgenommen worden wären. Aber auch von dem alten Glauben haben sich eigentliche Spuren, wie sie in Sitte und Brauch bis heute dauern, im Epos nicht erhalten, es wäre denn die Festfeier zu Sonnwend 32, 4. 678, 3. 2023, 1; denn das Übernatürliche und Wunderbare in den Nibelungen (HS². S. 388; Klapp, Das Eth. im NLe. S. 14) hat nur zum geringen Teile[1] in alter Überlieferung seine Wurzel, zum größeren sind es Vorstellungen, wie sie im XIII. Jahrhundert allgemein geglaubt wurden, manche (Bahrrecht, Unverwundbarkeit) ganz neu aufgetaucht. Wir haben es zu tun mit fabelhaften Wesen: Zwergen, Riesen, Meerweibern und dem Drachen; Wunschdingen: Hort, Schwert, Tarnkappe, Rütlein; endlich übernatürlichen Erscheinungen: Ahnungen, Unverwundbarkeit, Bahrprobe.

Der Zwerg im Epos ist Alberich, zuerst der Nibelungenkönige, dann Siegfrieds Mann und Kämmerer; dreimal geschieht seiner Erwähnung 97 f., 466 f., 1057 f.; an der letzteren Stelle im X. Liede werden auch 1058, 2 *sîne vriunde,* 1064, 4 *Albrîches mâge,* d. h. andere Zwerge erwähnt; er heißt *der vil küene* 1058, 2, *der vil starke* 99, 4, *der altgrîse man* 466, 2, *daz starke getwerc* 98, 1, *ein wildez getwerc* 462, 2; nur in der Tarnkappe ist er Siegfried gewachsen 98, 2, sonst ist ihm dieser überlegen 468, 1; Treue

[1] D. h. Riesen, Zwerge, Drachen sind wohl alt, aber nicht in dieser Form der Überlieferung.

Digitized by Google

ist sein hervortretender Charakterzug: er will seine erschlagenen Herren rächen 97, 3; seit er sich Siegfried geschworen, hält er ihm unverbrüchliche Treue 467, 2. 471, 3. 1058, 3. Nur neben ihm treten Riesen auf, zwölf, die *vriunde* (d. h. Verwandte, ein Beweis, daß auch die beiden Brüder Schilbung und Nibelung für übernatürliche Wesen galten) der beiden Nibelungenkönige 95, 2 (C hat übrigens hier getilgt) und der ungenannte Pförtner, *ein ungevüeger* 456, 1, *der rise küene* 458, 1, *der vil starke man* 458, 2; er kämpft mit einer Eisenstange 460, 1, wie Alberich mit der siebenköpfigen Geißel 464, 1; von Siegfried wird er bezwungen 461, 3. — Der Drache *(lintdrache)* ist nur an zwei Stellen, der späten Einschaltung 101 und im VII. Liede 842 erwähnt; er hauste bei einem Berge (dem berge 842, 2 also sagenbekannt, wie der Quell unter der linde 918, 3), Siegfried hat ihn erschlagen: als hervorragende Tat erzählt dies Hagen, als allbekanntes Ereignis (abermals bestimmter Artikel *den lintdrachen)* Kriemhilt. Vgl. ZfdA. III. 45. Germ. III. 194. Koch Nibs. S. 25.

Die Meerweiber Hadburg und Siglinde (Winilint a) (1475, 1. 1479, 1. 1528, 1. 1529, 1, *diu wilden merwîp* 1514, 3, 1520, 3) im XIV. Liede heißen *wîsiu wîp* 1473, 3. 1483, 4. 1529, 1, als der Zukunft kundig; beim Baden überrascht sie Hagen und raubt ihnen ihre Kleider, *ir wunderlîch gewant* 1478, 3; sie prophezeien ihm zuerst falsch, dann richtig (Befremdliches *vremdiu, ungevüegiu mære* 1514, 2. 1527, 3); die Prophezeiung macht auf Hagen tiefen Eindruck, sein Hohn verstummt:

1489, 1. *Der übermüete Hagne den vrouwen dô neic:*
er en reite nicht mêre, wan daz er stille sweic.

Der Kaplan, mit dem Hagen die Probe anstellt, wird wunderbar errettet 1519, 2 *swie er niht swimmen kunde, im half diu gotes hant;* da verkündet Hagen die Prophezeiung, und die Helden erblassen 1530, 2: in die Schicksalskunde der Weiber setzt niemand Zweifel, wie eine solche Hagen von vornherein vorausgesetzt hatte 1476, 3. Daß die

Digitized by Google

Meerweiber Schwanenjungfrauen, vermutet wohl nicht mit Unrecht W. Grimm, Hs². S. 394.[1]

Ganz vergessen ist die walkürische Natur Prünhildens: den Dichtern unbewußt tritt sie in der riesischen Stärke 329, 3. 418 f. 425 f. hervor und in der Abhängigkeit derselben von der Jungfräulichkeit 325, 3. 629, 1; sie heißt *ein angestlîchez* (C. *ungehiurez*) *wîp* 604, 4 (a. a. O. S. 391). Auf die Bedeutung dieser Einbuße ist im Verlaufe dieser Untersuchung noch zurückzukommen; dagegen können wir uns bezüglich des Hortes und der Wunschdinge kurz fassen, da in der Geschichte der Sage (S. 97 f., 102) alles Nötige gesagt ward. Den Hort, den 100 Wagen nicht tragen, 93, 2, vgl. 1062, hat Siegfried den nibelungischen Brüdern abgewonnen; nach 1056, 4. 1058, 4 vgl. 1679, 3. 2304, 3 ist er Kriemhildens Morgengabe und Eigentum; aus Furcht vor ihrer Rache versenkt ihn Hagen *dâ ze Lôche allen in den Rîn* 1077, 3; der Fluch, der auf dem Horte ruht (in der Klage noch hervortretend s. o. S. 269), ist verklungen; am längsten scheint er auf dem Balmung gehaftet zu haben, wie wir oben (S. 99) gezeigt haben, wo auch erwähnt ist, daß einmal die *tarnkappe, diu guote tarnhût* 1059, 3, von der sonst nicht gesagt ist, daß sie eigentlich zum Horte gehöre, als fluchbeladen erscheint 1060, 1. 2: in ihr hat Alberich dem Siegfried Widerstand geleistet 98, 3, in ihr leiht dieser dem Gunther seinen Beistand bei der Trugwerbung 335: sie macht unsichtbar 337. 410, 4. 428, 3 und verleiht zwölffache Stärke 336;[2] das Wunschrütlein ist nur einmal an der ebenda zitierten Stelle Str. 1064 erwähnt; daß der Hort, was man auch davon nähme, sich nicht

[1] Es sind die drei sagenhaften Frauen in oder bei dem Wasser; ihr Gewand ist am Ufer [aufgehängt?], wo es Hagen nimmt. Wie die waschenden Frauen häufig in der Sage der oberbayrischen Seen (vgl. Nagl u. Zeidler, DÖLG. I. S. 106) so sind sie hier von dreien auf zwei zusammengeschmolzen. Doch bleiben, nach Ausscheidung des Unechten, noch drei Reden: 1. die falsche Prophezeiung, 2. die wahre, 3. der Rat bezüglich des Fergen.

[2] Lachmann S. 340, 343 hielt die Tarnkappe für alt und echt, weil schon im Mhd. nicht mehr verstanden: D ersetzt den Ausdruck immer durch *hëlkappe*. Aber in Wolfdietrich B erscheint der Zwerg *Tarnunc*, in des Pleiers „Garel" Zwerge mit Tarnkappen, Germ. III. 335. Von Interesse wäre eine diesbezügliche Untersuchung des Laurin.

Digitized by Google

vermindere 1063, 2. 3, ist ein märchenhafter Zug, der Ausbildung der niederen Sage ebenso entsprechend, wie die Unverwundbarkeit Siegfrieds, für die sogar die rohe Form der Hornhaut (C weicht ihr aus) gefunden ward, die endlich den Helden nach W. Grimms zutreffendem Ausdrucke zum ungeschlachten Riesen herabgedrückt hat. Haut und verwundbare Stelle, deren Veranlassung das Lindenblatt gewesen ist, das ihm beim Bade im Drachenblute *zwischen herte* 845, 3 fiel, wird nur an den beiden Stellen erwähnt, wo vom Drachen die Rede ist. Aus dem Biterolf können wir beweisen, daß zur Zeit der Entstehung unseres Epos diese Vergröberung der Sage, die das Ethos des Heroen schädigt, eben erst allgemeine Verbreitung erhielt; eine Andeutung riesischer oder übernatürlicher Kraft darin zu sehen, wie in Prünhildens Waffen, wäre falsch, da die ältere Form der Sage, die nordische, nichts davon weiß und überdies einem Lichtgotte derartige Attribute nicht zukommen können: es ist vielmehr eine am Ausgange des XII. Jahrhunderts noch neue Wucherung, die allerdings nur zu feste Wurzel schlug, so daß sich von derselben nicht einmal die moderne poetische Behandlung zu emanzipieren vermochte. Ebenso neu ist, wie wir auch oben gezeigt haben, die möglicherweise aus dem Iwein entnommene Bahrprobe; Klapps gegenteilige Vermutung (S. 13) ist unrichtig.

Weit wesentlicher sind die Träume der Frauen, die, wie die Weissagung der Meerweiber, der prophetischen Rolle angemessen sind, die der alte Germane dem weiblichen Geschlechte mit Vorliebe zuwies. Kriemhilt und Ute haben vorbedeutende Träume, deren Inhalt wir im vorhergehenden Paragraphen besprochen haben; allemal sind es trübe Ahnungen, die in Erfüllung gehen: immer betreffen sie die nächststehenden, den Gatten, den Geliebten, die Kinder.

Klingen so in edelster Form die zartesten Regungen des weiblichen Herzens an, so müssen wir anderseits acht darauf haben, daß, wie gesagt, das Verhältnis der Sippschaft, die Bande der Familie im engeren Sinne im deutschen Epos weniger hervortreten als etwa im hellenischen.

Digitized by Google

Nicht als ob es nirgends betont würde: das zeigen schon die patronymischen Bezeichnungen und Umschreibungen, aber es ist in dreifacher Beziehung verdrängt und eingeschränkt infolge einer grundverschiedenen Welt- und freieren Lebensanschauung und endlich der speziellen Gestaltung des Stoffes. Die eigentümliche Weltanschauung des Germanen zeigt sich in der höheren Stellung des Weibes, dem, ob es auch unter Mundschaft (4, 1. 332, 2. 567. 1139, 3) und Zucht (837, 2. 1097, 3. vgl. Wackernagel, Kl. Schr. I. 9) des Vaters, Bruders oder Gatten steht, eine weitgehende Freiheit eingeräumt und lebendige Verehrung gezollt wird, die bald mehr bald minder heroisch, bald mehr bald minder höfisch, traditionell und modern zur Geltung gelangt; so hat das keusche und innige Verhältnis der Geschlechter, die Liebe der Jungfrau zum Helden, die Treue des Weibes für den Gatten, die ursprünglicheren Beziehungen überwuchert; so hat auch der Stoff seine einschneidende Umgestaltung erfahren, wobei wohl zu beachten ist, daß Kriemhilt nicht nur nicht mehr Rache für die Brüder an dem gegenwärtigen gleichgültigen Gatten, sondern für den heißgeliebten Siegfried an den ihr durchaus nicht gleichgültigen (2041, 3 die stärkste Betonung der Sippschaft im Epos: *wan ir sît mine brüeder und einer muoter kint* s. auch 1343, 1. 4.) Brüdern vollstreckt. Die freiere Lebensauffassung aber, die sich dämmernd Bahn bricht, zeigt sich darin, daß das enge Verhältnis der Verwandtschaft durch das ethisch höhere der Treue des Dienstmannes und des Freundes verdrängt ist. Nicht weil er ihr *mâc,* sondern weil er ihr *man* ist, ist Hagen mitgezogen mit den Königen 1726, 3, deshalb stehen auch sie wieder zu ihm 2042, 3; Dancwart heißt wohl einmal *Hagnen bruoder* 420, 1, aber außer XVIII. 1889—1894 tritt dieses Verhältnis kaum hervor, während die Freundschaft der beiden *gesellen* 1780, 2. 1912, 2. 2140, 2, Hagens und Volkers, mit den sattesten Farben geschildert ist 1715—17. 1768/9. 1942—44. 2140; daß Hagen der Verlust des Freundes über jeden anderen, auch den der ihm durch Bande des Blutes Näherstehenden geht, ist sogar ausdrücklich gesagt

Digitized by Google

2226, 1. *Dô sach von Tronge Hagene Volkêren tôt.*
daz was zer hochezîte sîn aller grœstiu nôt,
die er dâ het gewunnen an mag und och an man. (Vgl. 2241, 1.)

Das Verhältnis der Wahlverwandtschaft im weitesten Sinne, Kultus der Liebe durch Treue, heroische Freundschaft, Waffenverbrüderung ist demnach im deutschen Epos vorwaltend (vgl. Uhland I. 264). Daß unter diesen Umständen verwandtschaftliche Beziehungen, wo selbe anklingen oder hervorgehoben werden, hinter anderen Motiven zurücktreten, ist die nächste Konsequenz: daß Dietrich um Rüdeger deshalb jammerte, weil Gotelinde seiner *basen kint* sei 2251, 3, glauben wir ihm nicht, und der alte Hildebrand hätte den todwunden Wolfhart auch zu retten versucht, wenn sie nicht Vettern wären 2237 f.; daß Kriemhilt Hagen vertraut, weil er ihr *mâc* ist (841, 1 *du bist mîn mac, sô bin ich der dîn),* erscheint als eine schwächliche Entschuldigung ihres Vertrauensbruches schon in der Auffassung der Dichtung, da ja das VII. Lied überhaupt nur um der tragischen Verstrickung Kriemhildens halber abgefaßt ist. Auch das Auftreten und Eingreifen der Magschaft bei Staats- und Rechtsakten erhebt sich nicht über eine ziemlich bedeutungslose Förmlichkeit, die ihre Betonung vielleicht den Kreisen verdankt, in denen das Epos seine letzte Gestalt erhielt, dem niederen Adel, der, um eine moderne Wendung zu gebrauchen, an gewisse feudal-konstitutionelle Vorrechte nicht ungern erinnert (vgl. o. S. 248); zu vergleichen sind hierfür außer der Stelle 491, 1. 2, wo Prünhilt ihrem Oheim Isenlant befiehlt, 657, 700, 4 f. 1083, 3; XI. 1142, 3 f. erklärt es sich nur aus Gunthers Charakterschwäche, daß ihr Rat gewisse Bedeutung gewinnt.

Weit deutlicher tritt das Königtum hervor, freilich gehoben durch Repräsentanten gewaltiger Art, wie Siegfried und die Burgonden, Dietrich und Etzel; Siegfried allerdings erscheint im Epos mehr als Held denn als König, da nur ein kleiner Teil der Handlung an seinem Königsitze vor sich geht (Fortsetzung des V. und ein Teil des VI. Liedes); Dietrich aber ist landvertriebener Gast: so

Digitized by Google

sind denn die eigentlichen Träger königlicher Würde die drei Brüder — denn der Titel *künec* kommt auch den jüngeren Brüdern zu — und Etzel. Der erbliche (7, 1. 44. 112, 3. 113, 1. 640, 1. 657) König waltet in unumschränkter Machtfülle,[1] als der höchste Richter heißt er *voget, voit:* selbst der Königssohn wird schon so genannt 1897, 4 *der junge voit von Hiunen;* für seine Regierung werden geradezu die Ausdrücke *pflegen* 111, 2, *under krône rihten* 659. 2 (s. 658) gebraucht; seine Attribute sind *rîch, edel, hêr,* von denen nach Genglers feiner Bemerkung (RA. im NLe. S. 192 Note) das erste die Macht, den Besitz, die Landeshoheit, das zweite die ebenbürtige, vornehme Abkunft, das letzte die Würde und Erhabenheit der Stellung ausprägt. Ihm zur Seite steht sein Weib; es muß fürstenbürtig sein 1614. 1616, 2. 3 (auch der Frau von königlichem Geblüte geziemt nur ebenbürtige Heirat 574, 1. 764, 3 u. ö.), sie hat ihr eigenes Gefolge (die von Gengler angezogene Stelle 1582, 3 beweist gar nichts, wohl aber 277), das *heimgesinde,* das sie bei der Verehelichung in die neue Heimat mit sich nimmt 486. 645, wie denn Eckewart unter allen Umständen bei Kriemhilden aushält 1223. 1338, 3.[2] Beachtenswert ist die mehrmals erwähnte Sitte der Höfe, edlen Königinnen junge Fürstentöchter zur Erziehung anzuvertrauen 1135, 1. 1176, 4. 1320, 3. Höfische Würde und Sitte wird dem Königspaare gegenüber durchaus beobachtet; heroische Einfachheit und zeitgemäße Etikette, königliche Würde und Frauendienst sind in dieser Beziehung zu einem sehr gefälligen Bilde verwoben.[3] Es zeigt sich überhaupt hinsichtlich der

[1] Von einem Königsfrieden zu sprechen mit Rücksicht auf 390. 391. 1683 (Gengler a. a. O.), scheint mir jedoch eine durchaus gewaltsame Auslegung.

[2] Auch hier scheint es mir gewagt, aus dieser Stelle einen eigenen „Hausschatz" der Königin herauslesen zu wollen.

[3] Man vergleiche den Empfang des Markgrafen Rüdeger durch Gunther 1122—1140 und durch Kriemhilt 1165—1181: Rüdeger kommt mit großem Gefolge 1122, 2; Ortwin geht ihm zur Begrüßung entgegen 1124, 2; daß der König sich beim Eintritte der Gesandtschaft erhebt, wird als besondere Höflichkeit betont 1125, 4; dem Boten wird der Ehrensitz eingeräumt 1127, 1 und (unhöfisch) Willkommstrunk geboten (überdies mit

Digitized by Google

Beziehung des Weibes zum Manne gerade in guten Partien des Epos eine unbewußte Vermittelung zwischen den beiden Komponenten des Stoffes, Heroen- und Rittertum; es muß hierauf etwas näher eingegangen werden, weil die Erwägung solcher Umstände durchaus lehrreich ist für die Charakteristik der Kreise, des Standes und Landes, aus dem unsere Lieder hervorgegangen sind. Wie in Schichten übereinander gelagert, um ein von der Kontaminationstheorie eingebürgertes Bild zu gebrauchen, stößt uns eine dreifach verschiedene Auffassung der Stellung des Weibes auf. Die ethische Grundanschauung ist überall die gleiche, jene germanische Achtung vor dem Weibe, das bei allen seinen Schwächen, die auch unsere Sänger kennen 382, 2. 383, 2. 594, 3. 1291, 1, doch zukunftskundig (die Träume s. o.) und dem Schicksale vertrauter scheint als der Held; die hohe Stellung des Weibes in Leben und Dichtung bei den Germanen, die auf einen Tacitus so gewaltigen Eindruck machte, tritt allenthalben hervor; ein unvergängliches Zeugnis für das Ethos unseres Volkes bleibt es, daß in unserer Sage sich der Streit der Frauen um den Vorzug ihrer Gatten entzündet, während im hellenischen Epos der Anlaß des Krieges die gern zugelassene Entführung einer Gattin, der Grund der μῆνις der Zank um eine Kebse ist. Auf dieser unverrückbaren Grundlage hat nun aber die Form der Wertschätzung des Weibes sich verschiedenartig gestaltet. Während in den älteren Liedern die Macht der

Met, vgl. S. 226); nun fragt der König um des befreundeten Herrscherpaares Befinden 1130; die Gesandtschaft erhebt sich zur Antwort 1131, 1; Rüdeger nimmt sich, ohne eine Antwort abzuwarten, die Erlaubnis zur Rede 1131, 3, bestellt zuerst den Gruß seines Herrn und betont ausdrücklich, daß er als Freundesbote komme 1133; nun folgt die Trauerbotschaft und erst, nachdem die Fürsten kondoliert 1137 (Interpolation), die Werbung 1139, worauf der König die Gesandtschaft entläßt. Zum Empfange bei Kriemhilt geht Rüdeger mit nur 12 Mannen 1167, 3 in festlichem Gewande 1165, 4, während sie, wie hervorgehoben wird, ihn in Alltagskleidung empfängt 1165, 3; aber ihr Hofstaat ist um sie versammelt 1168, 1. 1167, 3; Sitz wird ihm geboten 1167: er aber bittet um Erlaubnis, seine Botschaft stehend zu werben 1169, 3; die Erlaubnis wird ausdrücklich gewährt mit einer für ihn verbindlichen Wendung 1170, 1. 3; nun spricht Rüdeger zu der Königin, die von dem Inhalte seiner Botschaft bereits unterrichtet ist, um nach längerer Zwiesprache entlassen zu werden 1181.

Digitized by Google

Liebe geschildert wird als das Aufgehen des Weibes im Manne (IX. 996, 4 *ez ist am sîme lîbe al mîn vröude gelegen),* auch sonst die Herrschaft des Mannes sich betont findet (V. 589, 1 *der meister solde sîn.* 621. 626, 4. XI. 1097 *si was dem besten manne Sîvride undertân.* Vgl. Wackernagel, Familienrecht und Familienleben der Germanen. Kl. Schr. I. 9), geht in jüngeren Abschnitten der Mann im Begehren des Weibes auf (die Situation im III. Liede, insbesondere 285, auch bereits V. 584, 2. 3); nur an wenigen Stellen ist der höfische Frauendienst, wie ihn die ritterliche Gesellschaft im XII. Jahrhundert ausgebildet hatte, ganz und völlig zum Durchbruche gelangt. Die meisten Lieder behaupten, wie gesagt, eine gewisse Mittelstellung.

Die älteste Schicht sind wieder das IV. VIII. XVI. Lied: ungefragt wird das Weib von ihrem rechtmäßigen Pfleger (3, 1) vergeben, und die Abrede erscheint vollkommen bindend, ja sie wird beeidet 332—335; der sterbende Siegfried empfiehlt den Mördern seine Frau nur, weil jene ihre Mage sind, er mahnt sie sehr bezeichnend 938, 2 *durch aller vürsten tugende,* ein Mitteldeutscher hätte gesagt *durch aller vrouwen tugenden;* mit dem schroffsten Hohne wird der Königin gedacht und begegnet 942, 2. 1720, 4. Kurz und prägnant erwähnt das XVI. Lied die Flucht Walthers mit Hildegunden 1694, 3, keinerlei Reflexion, die so nahe läge, anknüpfend; um das Gold der Königin kämpfen ihre Mannen 1655, 3, und sie muß sie um den Dienst beschwören 1703; nicht dem Weibe, sondern nur ihrem Stande gilt Volkers Aufforderung zur Ehrenbezeugung 1718, 2 *sie ist ein küniginne,* 3 *si ist ein edel wîp.* Das war der guten Gesellschaft am Ausgange des XII. Jahrhunderts aber hin und wieder anstößig, und so kommt es, daß man dem bewußten Streben nach Ausgleichung verschiedener Auffassungen begegnet. Sehr bezeichnend hierfür ist Strophe 566 in einem der jüngsten Lieder IV^{b}, das aber an eines ältesten Stiles anknüpft: die Braut ist Siegfried zugesagt, das stand dem Fortsetzer

Digitized by Google

fest, aber er wollte die Ehe auch als das erreichte Ziel freier Liebe erscheinen lassen, und das war, mochte er den Gedanken auch in Worte kleiden, nicht möglich, wenn Kriemhilden absolut keine Aktionsfreiheit mehr zustand; dies sucht er nun zu vermitteln:

566. *Dô sprach der künic Gunther 'swester vil gemeit*
durch dîn selber tugende læse mînen eit.
ich swuor dich eime recken: wirdet er dîn man
sô hâstu mînen willen mit grôzen triuwen getan.'

567. *Dô sprach diu maget edele 'lieber bruoder mîn*
ir sult mich nicht flêgen: jâ wil ich immer sîn
swie ir mir gebietet: daz sol sîn getân.
ich wil in loben gerne, swen ir mir, hêrre, gebet ze man.'

Die Antwort ist jedenfalls korrekter im Sinne mittelalterlicher Rechtsanschauung als die Frage, die juristisch nur als eine rücksichtsvolle Form der überdies öffentlichen (*ze hove* 563, 4) Verständigung aufgefaßt werden darf; denn würde Kriemhilt nicht Siegfrieds Gattin, so wäre Gunther meineidig, denn bei seiner Eidestreue: *war sint die eide komen?* 562, 3 hat jener ihn gemahnt. Ähnliches ergibt sich, wenn wir das eigentümliche Verhältnis Dietrichs von Bern zu Kriemhilde betrachten: im XVI. Liede begegnet er der Königin scharf und schroff, ja mit unverhohlenem Abscheu 1686, 4; in der Fortsetzung des XVII. 1837—39 lehnt er ihre Aufforderung, die sie nach 1685, 1 nimmermehr wagen könnte, ab, aber in ruhigen Worten, nachdem er Hildebrand das erste Wort gelassen, und in XVIII^{b} ist er ihr Retter aus Kampfesnot 1932, 2. Verzärtelt und dem Geiste der Dichtung widerstrebend ist es, wenn II. 252 (Zusatz) die blutigen Waffen versteckt werden, um die Frauen zu schonen; aber großartig und echt heroisch, wenn IX. 953, 2. 3 die ins Herz getroffene Gattin nach dem Schilde fragt, sie ist des letzten Trostes bar: *nu ist dir doch dîn schilt mit swerten nicht verhouwen: du bist ermorderôt!* vgl. XIX. 1891, 4.

Diese Gegensätze suchen nun mit Ausnahme des XII., das noch jünger ist, und des XVI., das wir bereits erörtert

Digitized by Google

haben, alle Lieder des 2. Teiles zu vermitteln; selbst das XIV., das nach Form und Reimen so sehr alt ist, zeigt nicht mehr die alte heroische Einfachheit; zu sehr ist neben Hagens Spott gegenüber der alten Königin Ute 1450 die Trauer der Frauen, allerdings echt episch, hervorgehoben 1460, 4. 1461, 2 und wohl zu beachten, daß Hagen von den Meerweibern nicht ohne höfischen Dank und Gruß scheidet 1489, 1. Das viel jüngere XV. zeigt uns die Stellung der Frau freier und mächtiger: Rüdegers Töchterlein will den Rittern nicht aus dem Sinn 1608, 3; so kurz die Werbung ist 1617, 3. 4, ist doch die Rolle der Jungfrau eine viel weniger beengte als Kriemhildens an der oben besprochenen Stelle — sehr natürlich in einem Liede, das die ausgeprägte Form des Frauendienstes in das Epos bringt: Frau Gotelinde gibt dem Spielmann zwölf Spangen und steckt sie ihm an den Arm:

1644, 4. *'die sult ir hinnen vüeren in daz Etzelen lant;*
1645. *Und sult durch mînen willen si ze hove tragen*
swenn ir wider wendet, daz man mir müege sagen
wie ir mir habet gedienet dâ ze der hôchzît.

Vgl. XX. 2141, 4. In den Liedern der Mittellage ist es vor allem die Schönheit der Frau, die hervorgehoben wird, ob der sie dem Helden gezieme XI. 1089. 90. XVIII[b]. 1845, 2, und ihr hoher Rang: nicht vergebens entrollen die Boten vor der burgundischen Witwe das Bild von Etzels Pracht und Macht XI. 1172—77. Dem Witwer wird die Witwe als neue Gemahlin empfohlen 1083, obwohl ihr dies zuerst als Schimpf erscheint 1158, 2 und beiden auch (nicht im Widerspruche mit altgermanischer Auffassung, Tac. Germ. c. 19. RA. p. 453) gelegentlich vorgerückt wird XIX. 1960, in einem Liede, in dem zur höchsten Auszeichnung und Ehre die Königin dem Kämpfer für ihre Sache (nirgends das Wort *dienest*) den Schild von der Hand nimmt 1992, 4. Das Aufkommen des Frauendienstes ist aber gerade in diesen Abschnitten erkennbar aus der feinen Beobachtung der Macht des Weibes über den Mann 1107, 4 f. 1340 und der leisen Ironie, die aus den Strophen 1822. 23, wo der

Digitized by Google

Hunne geputzt ist, weil er *ein herzen trût* hat, *sam ez wære ein edel brût,* anklingt.

Ganz anders in der jüngsten Schicht; man lese vom XI. zum XIII. Liede und man wird den Unterschied deutlich wahrnehmen; im XI. und XIII. Liede wohlgezügelte Auffassung des Verhältnisses, in der Fortsetzung des XI. und im XII. bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Huldigung und Schmeichelei der Frauen, das geradezu gehäufte Betonen des Frauendienstes 1246, 4. 1247, 4. 1248, 4. 1250. 1252. 1282, 4. 1289, 4, dessen Beobachtung hier durchaus als Ritterpflicht erscheint, die auf die Spitze getriebene Courtoisie (*hübschen* 345, 3. 875, 4. vgl. übrigens zu diesen Stellen VI. 735, 4); hier und in anderen der jüngsten Lieder wird der *dienest* gegenüber der Frau geradezu formelhaft betont, so IV^{b}. 500, 2. 503, 2. 505, 4. 519, 2; es wird Gewicht darauf gelegt, wie der Ritter seinen Dienst verrichtet III. 295. 303, 1. 4. 304, 4; unhöfisch wäre es, ohne den Urlaub der vornehmen Frau auszuziehen 506, 2. 834, 4. 868, 3 (Zusatz). Gänzlich beherrscht von dieser Mode sind die Lieder des ersten Buches: Siegfried wendet seine Sinne auf *stæte minne* 49, 2, *hôhe minne* 130, 4; der Begriff des Kriegers wird kurzweg umschrieben *vrouwen trût* 229, 1; der Gruß der Jungfrau ist höchste Auszeichnung 288, 3; es heißt von dem Helden

300, 2. *er möhte sînen sælden immer sagen danc,*
daz im diu was sô wæge, die er im herzen truoc.

Und ausdrücklich wird hervorgehoben

273, 1. *Waz wære mannes wünne, des vröute sich sîn lîp,*
ez entæten schœne meide und hêrlichiu wîp?

An dieser letzteren Stelle beobachten wir einen lyrischen Schwung, der unmittelbar auf den Einfluß des höfischen Minneliedes (die Zeit unserer Lieder fällt nach Reinmar, ihre Blüte mit der Walthers zusammen!) zurückzuführen ist, wie aus dem Bilde der folgenden Strophe, das die gewöhnlichen Motive der modernen Lyrik in das Volksepos hineinträgt, klar wird:

Digitized by Google

294. *Bî der sumerzîte und gen des meijen tagen*
dorft er niht mêre in sîme herzen tragen
sô vil hôher vröude sô er dâ gewan,
dô im diu gie an hende, die er ze trûte gerte hân.

Die Folge dieses lyrischen Einflusses ist zunächst eine günstige; psychische Vorgänge werden fein beobachtet und geschildert: die Schüchternheit und Befangenheit des Liebenden 284 f., der Farbenwechsel 284, 4. 291, 2. 568, 1, das verstohlene Einverständnis 292, 4: ja hier blitzt ein Fünkchen Humor auf 293; aber damit schleicht auch der Dämon Reflexion in die Dichtung: sehr kühl und sachkundig werden die beiden Heldinnen des Epos miteinander verglichen IV^{b}. 550. VI. 730 und, während die heiklen Vorgänge des V. Liedes ebenso naiv als keusch erzählt sind, streift das III. Lied die Grenze der Naivität 295, 3, bis selbst in der besten Bearbeitung das unverhüllte Raffinement durchbricht (die Zusätze der Rezension B zum V. Liede, insbesondere 628, 7).

Mit diesem Frauendienst ist die Eidestreue nicht zu vermengen, die Rüdeger der Kriemhilt schuldet, gemäß 1197. 1198, 2; der Dienst, den ihr Giselher als Bruder anträgt 1232; die Folge, die ihr die Tronjer weigern 644 und Eckewart leistet 645, 4. 1223/4; das sind Äußerungen der Lehenstreue und Lehenspflicht, die, ohne daß sie so häufig betont wäre in den romantischen Epen, der Welt der Nibelunge so wesentlich sind wie der ganzen damaligen Gesellschaft, so daß es genügt, auf die tiefe Bedeutung dieses Momentes in Rüdegers großem Pflichtenkonflikte — Gattenfreundschaft und Verlöbnis gegen doppelt gefestete Lehenstreue — hinzuweisen. Wichtig ist nur, daß diese Treue der Königin ebenso geschuldet wird als dem Könige,[1] denn sie repräsentiert mit ihm die Ehre des Hauses 810, 1. Die Treue jedoch ist das bewegende Motiv unseres Epos; als

[1] Darum ist die von Lachmann verworfene Lesart *vrouwen* 806, 4 wesentlich, abgesehen davon, daß 806, 4 *zuo einer sprache gegân* und 808, 1 (807 ist unecht) *zuo der rede kômen* doch unmöglich aneinander schließen könnte.

Digitized by Google

Lehens- und Gattentreue aber tritt sie vor allem zutage. Das tiefe Gemütsleben unseres Volkes zeigt sich darin, daß häufiger und nachdrücklicher die Treue dargetan und belegt ist, die der Herr dem Manne, als die näherliegende und selbstverständliche, die dieser jenem schuldet und leistet.[1] Der Herr erweist seine Huld und Treue, wie dies dem naiven Eigennutze des Mittelalters entspricht, durch reichen Lohn und Sold: Gold ist Symbol und Mittel der Macht (41. 42. 316. 634. 708. 1067. 1093. 1958. 2005 u. ö.); daß Rüdeger seines Königs Gold verschmäht 1093, wird als halb unverständlich, als der Gipfel seiner *milte* hingestellt; aber opferwillig und todesmutig tritt auch der Herr für die Seinen ein, wie diese für ihn. Da der Ferge erschlagen ist, reiten die Markgrafen ihn zu rächen 1547, 4, wie die Dänen eilen zu Irings Rache 2006, 4, wozu die gehaltene Drohung der Siegfriedsmannen 1003, 2. 3 stimmt; so muß Dietrich in den Kampf, den er gerne miede, für seine Mannen, und so können in höchster Not Fürsten und Mannen voneinander nicht lassen 2047, 3. 4, wie Hagen bestimmt und markig die Zusammengehörigkeit betont hat 1726, 3; sie lägen lieber alle tot, sagt Gernot, ehe sie Hagen, den einen Mann ausliefern wollten 2042, und in kühnem Heldentrotze fährt er fort 2043, 3:

swer gerne mit uns vehte, wir sîn et aber hie;
wan ich deheinen mînen vriunt an triwen nie verlie.

[1] R. Mayr urteilt schmählich ungerecht, wenn er findet: Mannestreue sei an materiellen Vorteil und Aussicht auf Ruhm geknüpft; gerne in ein Mysterium gekleidet, unklar, nebelhaft, romantisch, aber rücksichtslos; leidenschaftlich, heldengemäß; sie wirke nicht wie ein freier Entschluß, wie ein klarer Gedanke, sondern sie werde zum Schicksal, zum Verhängnis, blind und vernunftlos wie dieses. Der Vasall ergebe sich nicht nur mit Leib und Leben, sondern auch mit Seele und Seligkeit; sie arte in Exklusivität aus, in Korpsgeist: im Gegensatze zum Beraten der homerischen Könige raten alle dasselbe (der wahre Unterschied ist vielmehr der, daß die Hellenen dem besten, die Germanen dem kühnsten Rate folgen; dasselbe raten keineswegs alle!). Auch in der deutschen Geschichte zeige sich der Charakterzug der blinden Untertanentreue und des blöden Untertanenverstandes, ein ähnlicher selbst in den Verbänden bis zur Burschenschaft. — Damit steht eigentlich in Widerspruch, wenn er gegenüber unserem unten ausgesprochenen Schlußsatz „die ethischen Ideen, die der nationalen Sage zugrunde liegen, sind die bewegenden auch in der Geschichte“ plötzlich wieder den Ideenzusammenhang zwischen Sage und Geschichte bestreitet.

Digitized by Google

Eine Stelle, der das Epos keines anderen Volkes Ähnliches zur Seite zu setzen hat.

„Das Kind der Treue" aber ist die Rache des nächsten Verwandten, des Vaters 969, 3. 4, vor allem aber der Gattin unverbrüchliche Pflicht (953, 4. 974. 1199 u. ö.), der Grundgedanke, der den zweiten Teil unseres Epos in gewaltigem Schwunge durchbebt; die Treue, die dauert über den Tod, die Sühne und Buße verschmäht und denen, die doch Sühne und Buße gesucht und genommen haben, zum tragischen Verhängnisse wird, weil sie durch Mitschuld und Pflicht an den gebunden sind, dem nie verziehen werden kann 1055, 3. „Das zerstörende Wirken der Untreue" aber ist nach Uhlands Worte der Hauptvorwurf unserer Sage und wie die große Untreue das ganze Geschlecht ins Verderben reißt, so tritt auch in kleinen Zügen diese Kausalität überall hervor, so wenn Hildebrand, weil er gegen seines Herrn Verbot unbesonnen den Frieden gebrochen 2187, 1. 2211, 2, also untreu gestritten hat, dann schmählich flüchten muß 2244, 3, wie auch Hagen nach seiner Mordtat vor dem Todwunden 923, 2, so daß die Feigheit nicht sowohl als Schande, vielmehr als ein so großer Schimpf erscheint, daß sie der Lohn der Untreue ist; ja selbst der sanfteste der Helden, der *guote* Rüdeger, braust über den Vorwurf der Feigheit auf und schließt den Mund, der ihn gelästert, für immer mit gewaltiger Faust 2078, 3. 2079, 1.

Dazu stimmen auch alle anderen Züge in dem Bilde des deutschen Helden, der bis zum Trotze gesteigerte Stolz, die kühne und unbeugsame Todesverachtung. Der Stolz, der aus den oben angeführten Worten Gernots spricht, bricht überall hervor; so klar sich die Burgonden, Hagen an der Spitze, über das sind, was ihnen bevorsteht 1398, 2 f., verschmähen sie doch jede Warnung 1450, ja sie sind zu stolz, Worte darüber zu verlieren, ob auch der Schauer des Todes über ihnen waltet 1530, 2, und wo ein anderer aus guter Meinung die Rede darauf bringt, lenkt mit wahrer Kunst die Dichtung davon ab, mehr als einmal: da Eckewart warnt, erwidert Hagen 1576, 2 *ian hânt niht mêre*

Digitized by Google

sorge dise degene wan um die herberge, und Dietrichs Vertrauen lehnt er 1664, 1 direkt ab mit den Worten *die Sîvrides wunde lâzen wir nu stên;* und da endlich die Vorboten des Unheils so unmittelbar herantreten, daß nicht mehr erkennen zu wollen, was sich vorbereitet, töricht wäre, fassen sie ihr Geschick als unabwendbar 1669, 1, nicht in dumpfem Fatalismus, sondern mit der Ruhe und Sicherheit des Mannesmutes, der trägt, was er nicht ändern kann. Mit derselben stolzen Ruhe gehen die Recken in den Tod: der Sieg ist das Ziel, der Fall das Los des Kämpfers. Hat sein Stolz, der stets zittert, der eigenen Ehre etwas zu vergeben 1719, 2. 3. 2201, den Gegner mit trotzigem Hohne zum Kampfe gereizt 2203 f. vgl. 1957 f., so liegen die Lose gleich, und freudig empfängt er in ehrlichem Streite den Todesstreich. Nur aus solcher Auffassung des Heldentums erklären sich die todverachtenden Worte, die wir Gernot sprechen hörten; das ist, was Hagen, der Todbringende 1958, 4. 2005, 4, meint, wenn er sagt: es sei geringer Schaden, wenn es von einem Degen heiße, er sei im Männerkampfe gefallen, und darum klagten die stolzen Weiber nicht 1891; so stirbt ruhig und voll Achtung für den Gegner Iring 2004—6, den seine Ehre nicht müßig dem Kampfe zusehen ließ; so stirbt vor allen Wolfhart, der eigentliche Repräsentant des Heroentums im Liede, mit der todesfreudigen Rede:

2239. *Unde ob mich mîne mâge nâch tôde wellen klagen,*
den nœhsten und den besten den sult ir von mir sagen:
daz si nâch mir iht weinen daz sî âne nôt:
vor eines küneges handen lig ich hie hêrlîchen tôt.

Treue bis in den Tod und stolze Verachtung des Todes sind die hervorragendsten Züge des deutschen Helden:[1]

[1] Zum Helden gehört, wie Uhland hervorhebt, die Waffe: nur zwei Waffen werden in NN. benannt, beiläufig wenn auch sagengemäß *Waske* Irings Schwert 1988, 4 und der verhängnisvolle *Palmunc,* dessen Anblick den Groll der Kriemhilt stets vom neuen reizt 1722, 1. 2309, 2. Aber auch sonst beachtenswerte Züge: da die Helden in Prünhildens Burg die Waffen erhalten, wird Dankwart freudenrot 424, 2; den Verlust des Schwertes empfindet der erwachende Eckewart als tiefe Schmach 1573, 1; der mächtige Schild Nudungs erregt vor allen anderen Dingen, die er je gesehen, Hagens Begierde 1636; schwungvoll rühmt Gernot das unheil-

Digitized by Google

auf diesem Grunde bauen sich die Motive der Handlung auf und fußen die Charaktere der handelnden Personen. Selbst R. Mayr findet, die Motivierung im Nibelungenliede sei so vorgeschritten, daß es unmittelbar zur Dramatisierung geeignet sei, im Gegensatze zu jenen Epen, die nur ein *post hoc,* kein *propter hoc* kennen.

Inbezug auf die Charakteristik im Nibelungenliede ist in erster Linie vor jeder Übertreibung zu warnen; es ist ebenso lächerlich, in dem Siegfried unserer Lieder das Ideal des Mannes und Helden zu feiern, als, wie dies immer wieder (Ztschr. f. d. Gymnw. 1875) geschehen ist, den Charakteren des Epos und ihrer Darstellung Größe, Konsequenz und Bedeutsamkeit abzusprechen. Nicht mit Unrecht hat man vielmehr die Kunst der Charakterzeichnung die stärkste Seite unseres Epos genannt, und es liegt auch auf der Hand, was der Grund hierfür ist. Jene Ungleichmäßigkeit, die wir gemäß der genetischen Entwicklung des Epos in Stil und Ton, selbst in der Auffassung der Sitte walten sahen, kommt in der Behandlung der Charaktere nicht zum Durchbruche. Wir müssen uns erinnern, daß der Stoff ein in jahrhundertelanger Tradition organisch ausgebildeter, fest gegebener ist, dem die Dichter, die ihn behandeln, ohne jede kritische Regung als alter (1, 1) und darum durchaus glaubwürdiger Überlieferung gegenüberstehen und an dem sie kaum zu rühren wagen, selbst wo die poetische Ökonomie mit Notwendigkeit dazu zwingt. Eher aber noch kann die Handlung erweitert als ein Charakter verschoben werden. Wie uns die Gestalten in den Liedern entgegentreten, so stand ihr Bild fest vor den Augen der Zeitgenossen und die Subjektivität des Dichters kann nur in der größeren oder geringeren Neigung, durch Vernachlässigung oder Bevorzugung irgend einer Gestalt

bringende Geschenk Rüdegers 2122 f. Auffallend und noch der Erklärung bedürftig ist es, daß in unseren Liedern neben der Waffe das Roß durchaus ignoriert ist. Freilich der Held *κατ' ἐξοχήν,* Siegfried, besitzt benannte und berühmte Waffe und auch ein Roß. — Vgl. San Marte (A. Schulz), Waffenkunde des MA., Bibl. d. ges. Nationall., Quedlinburg und Leipzig 1867. XIV + 354 S., 13 Tafeln.

Digitized by Google

zur Geltung gelangen.[1] Wird eine solche Neigung oder Abneigung jedoch habituell bei dem ganzen Stande, der ja unter dem Einflusse des Geschmackes seiner Zeit steht, so ist allerdings auch die Stellung der betreffenden Person im Epos und mittelbar in der Sage dadurch berührt: das Beispiel für beide Fälle bieten Etzel und Rüdeger, der eine, auffällig vernachlässigt, sinkt zum Schemen herab, der andere, ein Liebling der Dichtung, wird trotz seiner episodischen Rolle zu einer der Hauptpersonen. Mit der Geschichte der Sagenentwicklung und der Entstehung des Epos hängt es auch zusammen, daß die Ausführung der Charaktere der einzelnen Personen eine sehr verschiedene ist, so daß manche in scharfen Umrissen sich aus ihrer Umgebung herausheben, während andere in ein unbestimmtes, wenig sympathisches Kolorit getaucht sind. Wir haben demgemäß zu unterscheiden zwischen den unausgeführten, den mit Vorliebe gepflegten, den sagengemäß ausgebildeten Charakteren. Der ersten Kategorie gehören an Prünhilt und Siegfried, die Könige Etzel und Gunther, wohl auch Dietrich; Lieblingshelden, in denen die Ritter und Sänger sich selbst feiern, sind Volker und Rüdeger, denen man — je ein Dichter hat sie zu Helden erkoren — Dancwart und Iring zuzählen könnte; sagengemäß behandelte Charaktere von überwältigender Großartigkeit aber sind Wolfhart, Hagen und Kriemhilt-Rächerin.

Um dies klarzumachen, ist nichts erforderlich als eine Erwägung der Rolle, die Prünhilt in unseren Liedern spielt: sie erscheint nur im IV. V. und VI., im VII. VIII. und IX. wird ihrer noch gedacht 810, 3. 942, 3. 954, 4, dann verschwindet sie, kaum daß späte Interpolatoren sich ihrer zu erinnern noch für notwendig halten. Ihre

[1] Wenn A. Stahr, Bilder aus dem Altertum. II. Röm. Kaiserfrauen (Berlin 1865) S. 196, von den beiden Agrippinen sagt, daß sie „in ihrer Leidenschaft, unerbittlichen Härte, Stolz, Herrschsucht, männlichem Trotze, wilder Rachsucht an die gewaltigen Weibergestalten der Nibelungen erinnern, ihnen verwandt (!) im Empfinden und Handeln, in Liebe und Haß, in Leiden und Verbrechen“ seien, so sind diese volltönenden Phrasen eine unsaubere Verunglimpfung, aus dem völligen Verkennen der Motive entsprungen, übrigens ein würdiges Produkt der Afterkritik dieses Pseudohistorikers.

Digitized by Google

Walkürennatur, ihr Ungehorsam, ihre Strafe, ihre Liebe, ihr Tod, die großen Motive der nordischen Sage sind vergessen, wenn auch unzweifelhaft, ja selbst aus unserem Texte erweislich ist, daß sie einstmals auch auf deutschem Boden heimisch waren; damit aber hat ihre Gestalt allen Halt, alle innere Berechtigung verloren, fremd steht sie in einer fremden Welt. Körperliche Überkraft und ein daraus entwickeltes übergroßes Selbstvertrauen sind die einzigen für sie charakteristischen Züge; denn daß sie sich von Siegfried zweimal verschmäht sieht, gekränkte und enttäuschte Liebe, Eifersucht und Haß können wir ihr auf Grundlage von Stellen wie 401. 572, 3, vielleicht 627, 1, zumuten, aber nur aus anderen Quellen, nicht aus der Fassung unserer Lieder allein, die uns vielmehr an sich und ohne weitere Beihilfe ganz unverständlich wären. Nicht einmal ihre übermenschliche Natur war den Sängern des XII. Jahrhunderts mehr klar, denn daß (HS². 3:1) ihre Stärke an ihr Magdtum geknüpft ist, 629, 1, entspricht überhaupt der germanischen Hochhaltung der Jungfräulichkeit (vgl. 15, 3 *sus schoene wil ich blîben unz an mînen tôt* d. h. integra, virgo inviolata) und somit erübrigt die einzige Stelle 604, 4 *si ist ein angestlîchez (C. ungehiurez) wîp,* wahrlich eine dürftige Spur alter Sage. Haben wir unter dem Gesichtspunkte des Wunderbaren oben das dürftige Ergebnis dieser Stellen zusammengefaßt, so ist nötig, ihrer an dieser Stelle nochmals zu gedenken, um darzutun, wie Prünhilt im Epos des XIII. Jahrhunderts zu eigentümlicher Charakterentwicklung gelangen konnte. Selbst im Streite mit Kriemhilden zeigt sie keine irgendwie hervortretende Besonderheit, sie ist nur der Typus des beleidigten Weibes, ganz allgemein gehalten und mit der Idee des Epos insofern verflochten, daß ihr die Treue und der Ruf der Treue alles gilt (richtige Bemerkung von Hense, Herrigs Archiv VII. 163), und daß die Untreue, die an ihr begangen worden ist, um Rache schreit. Ihr Anteil an dieser Rache, ihre Befriedigung oder Bestürzung, bleiben unserem Epos fremd: sie sind vergessen.

Digitized by Google

Diese schwerste Einbuße unser Dichtung äußert aber noch weitere Folgen; mit der Heldin hat auch der mit ihr untrennbar verknüpfte Held sein bestes Teil verloren. Die tragische Schuld des Helden, wenn auch im Norden bereits verschwommen durch die Einführung des von der Mutter gemischten Zaubertrankes, ist in der eddischen Sage der doppelte Verrat an der ersten Braut: hierüber können wir uns aus dem Nibelungenliede nicht klar werden. Denn den Betrug durch die Waffenspiele teilt Siegfried mit den Burgunden, vornehmlich Gunther, es kann also der Mitschuldige nach ethischem Grundsatze nicht Träger und Vollstrecker der Sühne sein; den Verrat des Geheimnisses der Brautnacht aber hat er abgeschworen — daß er Gunther die Treue bewahrt, steht für die Nibelunge Not fest, s. o. S. 93 f., Note —; es bleibt uns also nur die Spitzfindigkeit übrig, zu erklären, daß Siegfried nur abschwört, daß er sich der Gunst der Prünhilt je gerühmt, nicht den Verrat des Geheimnisses, eine Surrogatschuld, die in der Tat zu schwach ist, als Fundament des mächtigen Baues zu dienen, und aus deren Nichtigkeit sich das gewaltige Übergewicht des zweiten Teiles des Epos über den ersten erklärt. Dieser schuldlose Held, an dem ein ganz gemeiner und grundloser Mord, dem überdies die niedrigsten Motive untergeschoben werden 813, 3. 4, begangen wird, ist nun allerdings ein chevalier sans peur et sans reprôche, aber das Ideal des germanischen Helden ist er mit nichten; im I. Liede ein etwas kecker und unreifer Abenteurer (der richtige *recke*), im II. ein gewaltiger Kämpfer in der *tjoste,* im III. ein schüchterner Liebhaber, völlig farblos in den folgenden, gefällig, dienstbereit, arglos und fröhlich im VII. und VIII., im Sinne seiner Zeit *vroelîch gemeit* oder *hôch gemuot,* ein braver, tüchtiger Mann, wie uns versichert wird, auch ein höchst achtbarer Regent, bescheiden und mild, etwas leichtsinnig und verwegen, aber ein Ritter, kein Held. Es ist sehr bezeichnend, daß an den wenigen Stellen des zweiten Teiles, wo seiner gedacht wird, dies höchst nachdrucksvoll geschieht: er heißt der *beste man*

Digitized by Google

1097, 2, *sterkest aller recken* 1671, 3; das sind Zeichen einer älteren, gesunderen Auffassung: im ersten Teile haben wir als letzte Spur sein stehendes Epitheton *starc* und Bezeichnung als *helt κατ' ἐξοχήν*. Mit dem Verluste seines Verhältnisses zu Prünhilde hat der Held seine Schuld, seine Größe, seine Bedeutung eingebüßt und so sinkt seine Gestalt immermehr herab, bis zuletzt eben nur der rohe Drachenkämpfer oder übermütige Junge erübrigt, der die Schlangennester anbrennt und die Löwen bei ihren Schwänzen aufhängt! So ergibt sich denn auch hier, daß wir es nicht mit Produkten der frei waltenden Phantasie eines großen Dichters zu tun haben, sondern mit durch die historische Entwicklung bedingten und begrenzten Formen und Verhältnissen.

Sind so die beiden gewaltigsten Charaktere der altgermanischen Sage zu marklosen Typen herabgesunken, so vollzog sich in anderer Weise ein ähnlicher Prozeß an Gunther und Etzel: so hoch und intakt das Königtum erscheint in den Nibelungen, so tief und schwächlich stehen seine Repräsentanten da. Bei Gunther, der nie zu selbständigem Entschlusse sich aufraffen kann 271 f. 813. 1143 f. 1397 f. 2201, ist dies bedingt durch die große Rolle Hagens, der vom XIV. Liede an als der eigentliche Führer und Hort *(trôst)* der Nibelunge erscheint 1466, 1. 2. 1664, 4, die den König zurückdrängen mußte, und durch die Stellung zu seinen beiden Brüdern, deren Bedeutung im Epos steigen mußte, je mehr Raum und Boden Rüdeger gewann. Für die Auffassung Etzels hingegen ist ein ganz anderer Umstand maßgebend — sein Heidentum. War unter dem Eindrucke der Schreckenszeit der gewaltige Hunnenfürst in die deutsche Sage eingetreten, so erschien es späterhin unfaßlich und unglaublich, daß christliche Fürsten sich an dem unhöfischen Hofe des östlichen Heiden als Untertanen oder Vasallen gesammelt hätten, dieser aber aus furchtbarem Ringen als Sieger über die christlichen, kühnen und tapferen Könige des Westens sich erhebe. So brachte es denn der in diesem Sinne fortschreitende Geschmack mit

Digitized by Google

sich, daß Etzels Rolle, die seit dem Eintreten Dietrichs und dem Vortreten Kriemhildens ohnedies passiv genug war, immer mehr zusammenschrumpfte; das Siegeswerk vollziehen seine christlich-germanischen Vasallen oder Gäste, wie man will, Iring, Rüdeger, Dietrich; ihnen selbst aber werden — zur Erklärung, weshalb sie, die Christen dem rohen Heiden (roh erschien er deshalb, weil den Völkern des Ostens die höfische Courtoise fremd blieb oder wenigstens am Ausgange des XII. Jahrhunderts noch fremd war) dienen, — ganz äußerliche Motive unterschoben: so hat Rüdegers *ellende* (klar ausgesprochen nur 2081, 3. 2200, 1) diesen rein ethischen Grund; so stehen nach Klage 190 Irnfrit, Hawart und Iring gar *ins rîches æhte;* so ist Dietrich nur an Etzels Hofe, um sich auf die Wiedereroberung seines Reiches vorzubereiten 2259, 4. Dietrich selbst schreitet durch das Epos, obwohl man die Handlung des zweiten Teiles — und nicht ohne alle Berechtigung — nur als eine Episode seiner Sage aufgefaßt hat und obwohl er, wie längst bekannt, ohne jede Einführung erscheint 1656, doch so, als ob er eigentlich den Ereignissen, in die er nur gezwungen, wenn auch bestimmend eingreift, ursprünglich fremd wäre. Ruhig und überlegt 1812, 3. 2177. 2184, 1, bieder und rückhaltlos (er verabscheut die Untreue 1668. 1838 f. und warnt die Burgonden 1662, 4. 1668. 1688, 4), mild und versöhnlich 1922 f. 2288. 2292, ist er der „Repräsentant der Idee der Gerechtigkeit" (Hense a. a. O. VIII. 7), „im Kontraste zu Rüdeger ein vorschauender Geist, im Gegensatze zu Hagen ein wohlwollendes Prinzip". (Zimmermann, NJahrb. f. Phil. XCVIII. 147.) Mit solchen Worten, deren allgemeine Richtigkeit sich freilich nicht anfechten läßt, werden aber dennoch alten Dichtern moderne Ideen imputiert und das eigentliche Fazit umgangen, daß Dietrichs Gestalt, so begeisternd in den Gedichten seines besonderen Sagenkreises, hier uns nicht zu erwärmen vermag. Zu Dietrich gehört, ihm innig verbunden, sein Waffenmeister, der alte Hildebrand, dessen Charakter streng sagengemäß und nicht ohne gesunden Humor 2185 f. 2211, 2. 2281 gezeichnet ist, wenn

Digitized by Google

er auch nur ganz zum Schlusse in die Aktion tritt (vor XX. 2184, 3 nur XV^{b}. 1656. XVII^{b}. 1837).

Ganz anders mit innigem Behagen sind dagegen die beiden Helden behandelt, in denen das dichtende Rittertum sich selbst feiert, wie schon erwähnt wurde, Rüdeger, der österreichische Stammesheros, und Volker der Spielmann. Für Rüdeger war eine sagengemäße Grundlage gegeben: Reichtum, Freigebigkeit, Billigkeit und Treue sind wesentliche Züge seines Charakters; wie in seinen Epithetis (s. o. S. 438) prägt sich dies auch in seiner Handlungsweise aus; seiner *milte* wird häufig gedacht 1093 f., ihr Ausfluß ist seine Gastfreundschaft 1598 f. 1628 f.; er ist bedacht zu vermitteln 2074; doch weiß er, wo es not tut, energisch zu handeln 2079 und ist der Tapfersten und Tüchtigsten einer 2150. 51. Was aber dem Charakter des Markgrafen das eigentliche Relief verleiht, ist der tragische Konflikt, in den er gerät; er ist naiv und unbefangen wie Siegfried; nicht aus Berechnung, sondern treuen Sinnes hat er Kriemhilden Dienst und Treue geschworen: diese Unbesonnenheit, die in der Lauterkeit seines Charakters den Grund hat,[1] ist seine tragische Schuld: über den Vorwurf der Feigheit ist er erhaben, aber Gastfreundschaft und Verschwägerung auf der einen, Lehens- und Eidestreue auf der anderen Seite bringen ihn in die qualvollste Lage, aus der es keinen Ausweg gibt als den Tod 2101, 1; der Größe der vornehmen Ergebung, mit der er seinem Ende entgegengeht 2101. 2118. 2120. 2129, 1. 2132, 3, mag sich nichts anderes im Epos vergleichen.[2] Die ritterlichen Dichter der Lieder des zweiten Teiles, die wohl nicht alle gleich

[1] Darum kann er im Epos nicht der Warner der Burgonden sein, wie eine andere Version der Sage zu berichten schien: Thidrs. c. 369 warnt in Bakalar Frau Gudelinda und auch Str. 1661, 4 scheint eine direkte Warnung durch Rüdeger vorauszusetzen. — Man beachte auch, daß sich gerade an ihn, als den lautersten Charakter, die Thersitesepisode knüpft 2075 f.

[2] In diesem Punkte kann man einem französischen Kritiker gewiß Vorurteilslosigkeit zugestehen! Reville sagt Revue des deux mondes LXVI. 906: l'épopée grecque n'a pas de caractère, qui sous le rapport de la noblesse et de la générosité des sentiments puisse se comparer à Ruediger.

Digitized by Google

befähigt gewesen wären, diese Situation so tief ergreifend auszuführen, lieben aber sein Bild mit vielen, kleinen, bezeichnenden Zügen auszustatten, so daß er als das Muster höfischer Zucht erscheint durch das ganze XIII. und XV. Lied.

Bei weitem nicht so fein ausgeführt ist der Charakter Volkers; er, der Spielmann, scheint auch der Liebling der Spielleute gewesen zu sein und diese haben durch Übertreibung (1772 u. ö.) und durch das Anbringen sozusagen gewerbsmäßiger Züge (1944, 4 *jâ sol er rîten guotiu ros und tragen hêrlîch gewant)* das Bild hin und wieder verdorben; bedächtige Ruhe 1613. 1669 und Standhaftigkeit 1768, daneben Energie 1758. 1823 und Tapferkeit 1938 f. sind seine hervorragenden Eigenschaften; bedeutsam ist die Anwendung, die er von seiner Kunst macht, für deren Schilderung unsere Dichter die sattesten Farben anwenden, so daß die beiden Stellen von Volkers Spiel und Sang — zum Abschied von des milden Rüdegers Hause und seiner trefflichen Gattin 1643, 3 *er videlte süeze dœne und sanc ir sîniu liet* und zur Nachtruhe seiner Herren:

1773. *Dô klungen sîne seiten daz al daz hûs erdôz*
sîn ellen zuo der vuoge diu wârn beidiu grôz.
süezer unde senfter er gîgen began:
do entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man —

zu den schönsten der Dichtung gehören; neben seiner Kunst aber ist er ein Meister des Schwertes und des Streitwortes, nicht übermütig wie Hagen, aber gleich stolz und empfindlich; so ist die Notwendigkeit seines Konfliktes mit Wolfhart gegeben.

Dieser greift wie Hildebrand nur im XX. Liede in die Handlung ein; vorher ist er nur einmal, gleichfalls neben Hildebrand, aber da bereits recht charakteristisch erwähnt XVI. 1657, 1, wo er, ohne ein Geheiß seines Herrn abzuwarten, die Rosse zum Ritte, entgegen den Burgunden, satteln läßt. Leidenschaft und Ungestüm, dabei Treue und Todesmut, aus diesen Zügen setzt sich sein Charakter zusammen; jede Stelle, die von ihm handelt, ist klassisch. Da er die laute Klage hört, will er fragen gehen, was

Digitized by Google

geschehen 2176, aber sein Herr kennt ihn und wehrt es ihm 2177; da Rüdegers Fall bekannt wird, zeigt sich die ganze Stärke seiner Leidenschaft,

2183, 1. *'und heten siz getân*
sô solt ez in allen an daz leben gân!'

Er setzt es durch, daß Hildebrand bewaffnet zu den Gästen geht und mit ihm die Schar der Amelunge, auf das Äußerste bereitet, aber dadurch auch das Äußerste herausfordernd, denn so gibt er den Vorwand für den Argwohn der Burgonden, daß die Amelunge feindliche Absichten hegen 2190, 2, und reizt ihren Stolz, die Auslieferung der Leiche des Markgrafen zu verweigern; er unterbricht die zögernde Verhandlung 2202 und verwickelt sich in das Wortgefecht mit Volker, das endlich alle fortreißt und ihn selbst seinem Ende entgegenführt, das er so groß und herrlich leidet, zuvor das Höchste, was Manneskraft vermag, an Tapferkeit leistend 2229. 2234. 2240, 4.

Und diese ganze Heldenwelt geht unter im Ringen der beiden mächtigsten Gestalten, Kriemhildens und Hagens; Uhland hat hervorgehoben, daß Kriemhilt, die in Liebe und Treue erblüht, in furchtbarer Leidenschaft unseres Anteils verlustig geht, weil sie, unweiblich, selbst die Rache übt, zuletzt mit eigener Hand, — während Hagen, der mit schnöder Untreue beginnt, größer und größer wird durch die Treue, die er und seine Herren sich halten. Je mehr die Valkyrie Brynhilt zurückgedrängt ist im deutschen Epos, desto mehr tritt Kriemhilt in den Vordergrund; in den Liedern des ersten Teiles wird ihr Charakter nirgends scharf gezeichnet; indes möchte ich bemerken, daß ihre Gestalt denn doch nicht gar so farblos ist wie die Siegfrieds, denn überhaupt taugen ihr *der minneclîchen meit* die zarteren Farben besser als dem Drachentöter, und dann finden sich einzelne halb unbewußte, jedenfalls nicht planmäßige Andeutungen ihres hohen Stolzes 15. 46 f. 730. 758 (sie hebt eigentlich den Streit mit Prünhilt an). In diesem Streite zeigt sie jedoch so wenig als ihre Gegnerin irgend eine charakteristische Seite und in die Handlung

Digitized by Google

tritt sie erst im VII. Liede, das, branche zur Verknüpfung des VI. und VIII. Liedes, wie Müllenhoff, ZGNN. S. 48 treffend bemerkt, „bloß zu dem Zweck einer tieferen tragischen Verkettung der Kriemhilt“ gedichtet ist, mit seiner Intrige viel zu künstlich für echte Volkssage (wenn derselben auch die Hauptzüge angehört haben mögen, wie der bestimmte Artikel VIII. 922, 2 *durch daz criuze* beweist); hier erscheint sie plauderhaft: wie der Verrat eines Geheimnisses Siegfried selbst zum Verhängnisse ward, so gleichfalls ihr, denn ihre Torheit bereitet dem teuren Manne Verderben, ihr selbst das höchste Unglück. Angstvoll, wir könnten sagen mit bösem Gewissen zeigt sie uns die gute Interpolation des VIII. Liedes 860 f.; aber die ganze Kraft ihres Wesens, die Macht und Energie ihrer Liebe wird durch ihr furchtbares Leid geweckt und vom ersten Augenblicke, da sie das Unheil mehr erraten als erfahren 948, ist Rache der Mittelpunkt ihrer Gedanken, das Ziel ihres Handelns. In der Darstellung dieses Strebens findet auch die Dichtung ihre höchste Aufgabe und in den nachdrücklichsten Wendungen (1463, 4 *Sîvrides wunden tâten Kriemhilde wê.* 1849, 2 *Kriemhilt leit daz alte in ir herzen was begraben)* werden wir an den verschiedensten Stellen daran gemahnt. Aus Treue bricht sie scheinbar die Treue, indem sie dem zweiten Gatten die Hand reicht, dessen Macht ihr die Mittel zur Rache für den ersten Gemahl bieten soll: das ist die Peripetie des Epos 1199, 4: *'waz ob noch wirt errochen des mînen lieben mannes lîp?'* Siegfried bleibt unvergessen, „unter den Reigen der Hochzeit schallt ihr die Wormser Trauerglocke ins Ohr“ 1311, aber an die Vollziehung der Rache schreitet sie erst — *ez ist vil lancræche des küneges Etzelen wîp* 1401, 4 — im Vollbesitze der Macht und führt sie durch ohne Rücksicht und Schonung: im jahrelangen Groll hat sich aber auch ihr Charakter verschärft, so daß sie uns, wie sie in trotziger Hohnrede mit den Männern wetteifert und das ungeliebte Kind der zweiten Ehe opfert, endlich mit eigener Hand den großen Gegner tötet, als wahre

Digitized by Google

vâlandinne 1686, 4. 2308, 4 erscheint. In alledem ist ihr Charakter klar und groß, ihr Groll der bewegende Gedanke des Ganzen; zwei Punkte fordern jedoch Aufklärung, weil hier abweichende Auffassung zur Verirrung ästhetischer Ansichten Anlaß gegeben hat. Der eine ist die schon berührte (s. o. S. 217) Frage, ob ihre Rache nur auf Hagen oder, wie es in der Not im Gegensatze zum Liede scheine, auch auf ihre Brüder gerichtet sei; letzteres wäre, nachdem sie sich zur Sühne verstanden 1055, 3, neuerliche Untreue. Dem gegenüber ist zu beachten, daß Kriemhilt auch nach der Sühne, die sich auf Hagen nie erstreckte, vergebens um Gericht bittet 1078, 2: durch die Verweigerung desselben ist Gunther vom neuen Hagens Mitschuldiger, die jüngeren Brüder aber, die Hagens Tat mißbilligt oder nicht gekannt, treten aus Treue ihm zur Seite und werden so, ob die Schwester nun will oder nicht, in das Verderben mit hineingerissen. Der andere Punkt, der der Aufklärung bedarf, ist Kriemhildens Stellung zum Horte, nach dem sie wieder und wieder fragt vom ersten Augenblicke, da Hagen in Etzelenburg einreitet, bis zum Ende 1679. 2304. Die Frage nach dem Horte, die nur in der deutschen Sage der Kriemhilt in den Mund gelegt wird, gehört zu den Einzelheiten, welche alle Versionen durchziehen (Lachmann, Anm. 347). Sehr fein bemerkt Bauer (Morgenbl. 1830. S. 422): „Durch den Raub des Hortes und die Gewalt dabei wird Kriemhilt aus ihrer Apathie gerüttelt. Der Schwermütige weiß alles auf den Gegenstand seiner Trauer zu beziehen und zu übertragen, nur die Empfindung der Gewalt nicht. Deshalb kann Kriemhilt den geraubten Hort nicht verschmerzen; diesen Raub wirft sie dem Mörder ihres Mannes immer zuerst vor; sie, die Freigebige, Liebevolle, welche über ihren Gatten die ganze Welt vergessen konnte, heftete jetzt ihr Auge auf einen Klumpen Goldes.“ Ganz richtig ist diese entschuldigende Erklärung jedoch nicht: der Hort, in älterer Fassung der Sage jedenfalls von höherer Bedeutung, und sein Raub sind ihr bei der Ankunft der Burgonden vielmehr der rechtliche Vorwand

Digitized by Google

ihres feindlichen Auftretens, denn erst später wird Hagens Schuld durch sein eigenes Geständnis festgelegt; dann ist ihr der Hort ein Mittel der Rache und endlich war er ihres Gatten Eigen, das sie zu wahren berufen ist — nicht auf Geiz oder Habsucht deuten daher die Fragen, sondern sie sind Spuren hohen Alters und veränderter Auffassung.

Am reichsten ausgestattet mit lebensvollen Zügen ist jedoch das Bild Hagens, der, ein Unhold voll Untreue im ersten Teile, durch die wunderbare Amphibolie der Sage das Opfer und der Held der zweiten Hälfte wird. Von ihm, der Land und Leute kennt 83 f. 1120. 1372. 1464 f., dem listigen, der Kriemhilt wie den Meerweibern ihr Geheimnis zu entlocken weiß, dem rücksichtslosen, der vor keiner Tat zurückbebt, den Speer meuchlings schleudert gegen den arglosen Helden und an dem wehrlosen Kinde den Verrat der Mutter mit dem Schwerte rächt, entwerfen die Lieder ein grauenvolles Bild; ein jugendkräftiger Greis[1] von finsteren Zügen, hochgewachsen und von breiter Brust, schreitet er mächtig einher 1604, 4. 1672; sein Ruf durchfliegt die Welt 1671, er aber geht kalten Blutes dem Untergange entgegen; keiner, wie er, bei dem jedes Wort gemessen, jede Bewegung berechnet ist, weiß klarer, was bevorsteht, keiner spricht weniger darob 1489, 2; er, der sich gebrüstet ob des Mordes Siegfrieds 934, 4 und die Leiche vor die Türe der Gattin geworfen, ist in rührender Treue und Sorgfalt bemüht, auch nur kleines Ungemach von seinen Herren abzuwehren, für sie kämpft und wacht er 1560. 1766 f.; offen nimmt er seine Schuld auf sich, freilich nicht reumütig, sondern voll stolzen Hohnes, schonungslos wie seine Feindin 1728, 2. 4; ein Meister des Spottes 2188, 2. 3, aber auch von vornehmer Gesinnung 2136, stolz und voll Verachtung des Todes 2307 f.: mit kühner Hand greift er in die Räder des Schicksals und tritt ihm trotzig entgegen; er stellt es auf die Probe und fordert es heraus; da die Probe gegen ihn ausschlägt,

[1] Sein Haar ist erst *gemischet mit einer grîsen varwe,* während seine Altersgenossen schon ganze Greise sind 1736, 2.

Digitized by Google

schürzt und löst er den entsetzlichen Knoten; er kennt im Gefühle der Kraft keine Furcht, scheut keine Gefahr; er weiß, daß er unterliegen muß, aber mit den Waffen in der Hand türmt er furchtbar ein Leichendenkmal und scherzt mit dem Tode, den seine nie fehlende Waffe bringt: immer größer hebt sich im allgemeinen Verderben seine Gewalt, bis sein sofort gerächtes, schimpfliches Ende, von Frauenhand zu fallen, den würdigen Schlußstein der Tragödie bildet.

Der Anteil an dieser mächtigsten Heldengestalt zittert nach in jedem, der seine Geschichte verfolgt, zurückgebebt vor seinen Taten und aufgejauchzt bei seinem Heldentum: so ist der Ungetreue der eigentliche Held des Epos geworden, denn an ihm erfüllt sich „das große gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

§ 22. Würdigung.

Es erübrigt uns noch zu zeigen, welche Schicksale das Nibelungenlied nach seiner Vollendung erfahren, welche Würdigung es durch ein halbes Jahrtausend genossen und welche bleibende Bedeutung es für die deutsche Nation hat; wir haben hierzu von der Verbreitung der Handschriften auszugehen und bei dem Einflusse der modernen Kunst abzuschließen.

Das Epos war beliebt und viel gelesen, wie aus der großen Zahl von Redaktionen und Handschriften hervorgeht; nach der ersten — man muß schließen, wenn ein neuerer Ausdruck erlaubt ist, etwas stürmischen — Aufnahme wurde vornehmlich die Vulgata in zahlreichen uns erhaltenen Abschriften verbreitet, die ihrer Heimat nach mit Ausnahme einer einzigen oberdeutsch sind; die jüngste Handschrift ist die bekannte Ambraser, die Kaiser Maximilian I. abschreiben ließ (s. o. S. 152 f.); mit ihm „dem, letzten Ritter", erstirbt das Interesse für die Dichterwerke des deutschen Mittelalters. Den Historikern des XVI.

Digitized by Google

Jahrhunderts war das Nibelungenlied zwar noch zugänglich, aber bereits nicht mehr verständlich und, soweit sie es zu verstehen meinten, galt es ihnen als eine historische Quelle, die uns die Kämpfe der Deutschen des X. Jahrhunderts — in dieser Zeit dachte man sich die Begebenheiten der Heldensage — berichte. Wolfgang Lazius (1514—1564) kannte eine uns verlorene Handschrift des gemeinen Textes, aus der er ein paar Strophen zitiert (s. o. S. 152); Caspar Bruschius „De Laureaco veteri et de Patavio Germanico" (1553) weiß von einem auf Veranlassung Pilgrims verfaßten Gedichte über die *gesta Avarorum et Hunorum, quos Gigantes, nostrate lingua Reckhen et Riesen vocari fecit.* (Dümmler, Pilgrim v. Passau S. 94. 193 f. HS². 309. Note: Müllenhoff); der etwas jüngere Wiguleius Hund besaß die Handschrift D (s. o. S. 145), ebenso Ägidius Tschudi in Glarus (1505—1572) unser B. Daß neben dem Nibelungenliede und dem Siegfriedsliede damals noch andere uns verlorene Quellen existierten, geht aus Hans Sachsens *Tragedia, der Hœrnen Seyfrid* (1557) hervor, in der die nordische Fassung von der Ermordung Siegfrieds im Schlafe mit der deutschen, nach der er am Brunnen erschlagen wird, verschmolzen ist. HS². S. 515.

Aber damit verklingt das Gedächtnis der Nibelunge; zwar das Heldenbuch wird am Ausgange des XVI. Jahrhunderts noch nachgedruckt, um 1650 belohnt der Wormser Rat mit einer „Verehrung" die Siegfriedsdichtung bei den Meistersingern (Uhland, II. 327) und der „gehörnte Siegfried" erscheint auf den Jahrmärkten, aber die Stürme und Nachwehen des dreißigjährigen Krieges verwehen die letzte Spur alter Sage und lebendigen Anteiles an derselben.

Gerade zwei Jahrhunderte nach Sachsens Tragödie wird das Nibelungenlied neu entdeckt und aus dem Moder des Archives von Hohenems hervorgezogen durch Johann Jakob Bodmer; es war die Handschrift C, die er auffand und aus der er das letzte Dritteil von Strophe 1583 an abdrucken ließ unter dem Titel: Chriemhilden Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen

Digitized by Google

Zeitpunkte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. Darzu kömmt ein Glossarium. Zyrich Verlegens Orell und Comp. 1757. XVI. 286 u. 63 S. 4°.[1] — Vorangestellt ist ein sehr mißlungener Versuch einer kurzen Einleitung im Stile des Epos; die Verse sind nach Halbzeilen ohne Strophenteilung gereiht; unter den „Fragmenten" sind Proben aus dem ersten Teile verstanden, die Bodmer sehr resigniert mitteilt, da er selbst an einen jemals erfolgenden vollständigen Druck nicht glaubt. Die Aufnahme war eine überaus kühle; es bedarf eben der Überwindung der sprachlichen Schwierigkeiten und der Vertrautheit mit der Geschmacksrichtung der Entstehungszeit, um die Größe und Schönheit des Epos würdigen zu können. So blieb es unbeachtet: Lessing zwar hat es für sein Glossarium (XI. 267. 617. vgl. XIII. 107. 116) ausgezogen, aber es scheint auf ihn ebensowenig Eindruck gemacht zu haben wie auf die Zeitgenossen im allgemeinen, deren Urteil in allerdings sehr ungeschminkter Aufrichtigkeit Friedrich der Große Ausdruck gab, wenn er in dem bekannten Schreiben vom 22. Februar 1784 die Gedichte aus dem XII.—XIV. Jahrhundert „nicht einen Schuß Pulver wert" nennt, „elendes Zeug, das er aus seiner Büchersammlung herausschmeißen würde"; dieser Brief, der auf der Züricher Universitätsbibliothek unter Glas und Rahmen liegt, nicht nur den Irrtum eines Königs, sondern vielmehr bezeugend, daß auch Könige Kinder ihrer Zeit sind, war gerichtet an den Veranstalter der ersten vollständigen Ausgabe C. H. Müller (Myller), Professor am Joachimstalischen Gymnasium zu Berlin; dieselbe erschien im Jahre 1782 zu Berlin und ist dem später so ungnädigen Friedrich gewidmet. Der Text hatte (s. o. S. 160) ein eigentümliches Schicksal. Da Müller sich der Herausgabe wegen an Bodmer, dieser aber wieder nach Hohenems wandte, erhielt er nicht die Handschrift C, sondern A; ihr entnahm Müller nun den Text bis 1582, während er im folgenden

[1] Bodmers Hexameter in der „Calliope" II., Zür. 1767 und im Anhange zu den „Altengl. Balladen", Zür. 1781.

Digitized by Google

nur Bodmers Abdruck wiedergab. Der so entstandene Text ist deswegen wichtig, weil er, obwohl Giseke schon 1797 die Verschiedenheit der Rezensionen erkannte (Müllenhoff), die einzige Grundlage für die Arbeiten nicht nur vd. Hagens, der denselben noch 1810 nachdruckte, nachdem Jakob Grimm bereits 1807 im Neuen Lit. Anzeiger S. 225 f. die Textvermengung verkündet hatte, sondern auch Lachmanns war. Auch Müllers Ausgabe blieb unbeachtet; auf der einen Seite wandelte die Gesellschaft in den Fußstapfen der Franzosen, während anderseits die Vertreter der klassischen Richtung, die sonst für volksmäßige Dichtung das feinste Verständnis bekundeten, gerade durch die deutschtümelnde Bardenpoesie, deren Häupter freilich mit den Nibelungen auch nichts anzufangen wußten, abgeschreckt wurden: Goethe übrigens hat in hohem Alter den Wert der Dichtung erkannt und selbst bei Vorlesungen im kleinen Kreise (1809) Übersetzungsversuche improvisiert. Einer der ersten, die nachdrücklich für das verkannte und verachtete Produkt eintraten, war Johannes v. Müller in seiner Kritik über die Ausgabe von 1782.

Kann man auch mit Scherer die Anfänge einer günstigen Änderung schon in den siebenziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts bei Herder, Goethe (Götz), Möser wahrnehmen, so war es doch die romantische Schule, von der der völlige Umschwung in den Anschauungen ausging: indem sie das Augenmerk auf die Vergangenheit richtete, begegnete sie sich mit der Gemütsstimmung des unter fremder Gewalt knirschenden Volkes; allerwärts erwachte die sehnsuchtsvolle Erinnerung an vergangene Größe und verlorene Macht, und mit heißer Begierde griff man nach den kostbaren Resten einer erträumten Zauberwelt. Die grenzenlose Verachtung war einem ebenso grenzenlosen Enthusiasmus gewichen, der vorderhand so mächtig war und anhielt, daß sich die nüchterne Kritik ihr gutes Recht Schritt um Schritt erkämpfen mußte. Vorlesungen, die August Wilhelm Schlegel im Winter 1803 zu Berlin hielt (s. bei Haym, Romant. Schule. Berlin 1870. S. 824 f.; nach

Digitized by Google

Müllenhoff befinden sich in Schlegels Nachlaß drei große Quartanten weiteren Manuskriptes), waren von der nachhaltigsten Wirkung und allerorten fand er bereitwillige Nachfolger; die allgemeine Begeisterung und damit die Spannung und Neugierde war erregt. Ihr kam entgegen Friedrich Heinrich vd. Hagen,[1] der von nun an durch nahezu ein halbes Jahrhundert, wenn auch durchaus unkritisch, so doch mit dem besten Willen auf dem Gebiete der Nibelungenforschung wirkte, auf dem er eine geradezu enorme Tätigkeit entfaltete, als deren Resultat fünf Ausgaben, zwei Übersetzungen, ein Kommentar, zwei besondere Schriften und eine ganze Reihe von Abdrücken und Kritiken vorliegen.[2] Sein Erstlingswerk war die „Erneuung", eine Art der Übersetzung, bei der der alte Text möglichst ungeändert

[1] Die „Erneuung" (s. u.) entspricht also nicht einem wissenschaftlichen, sondern zunächst einem patriotisch-romantischen Interesse. Man beachte die Widmung an J. v. Müller und besonders den Inhalt der Vorrede.

[2] Zur Orientierung für solche, die auf diesem Gebiete arbeiten, stelle ich die vollständigen Titel der vd. Hagenschen Ausgaben zusammen:

Der Nibelungen Lied hrsggb. durch F. H. vd. H. Berlin J. F. Unger **1807.** 597 S. 8°. — Die „Erneuung".

Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Hss. hrsggb. usw. Zu Vorlesungen. Berlin. Hitzig **1810.** LXXX. u. 307 S. 8°. — Müllers gemischter Text unter unkritischer Zuziehung von D mit Varianten aus B (zu ungefähr den ersten 3 Liedern).

Der Nibelungen Lied, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Hs. mit Vergleichung der übrigen Hss. hrsggb. usw. Zweite mit einem vollständigen Wörterb. vermehrte Aufl. Breslau. Max. **1816.** XXXII, 251 u. 69 S. 8°. Bereits 1815 erschienen, eine Ausgabe nach B. Die Einleitung erschien 1819 zum selbständigen Buche erweitert, vgl. o. S. 8.

Der Nibelungen Not, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Hss. usw. Dritte berichtigte, mit Einleitung und Wörterb. vermehrte Aufl. Ebenda. **1820.** LXIV u. 639 S. 8°. — Auch diese Einleitung selbständig vgl. o. S. 8.

Gleichzeitig eine kleine Ausgabe ohne die Varianten mit dem Titel von 1816 (der Nib. Lied), aber gleichfalls als 3. Auflage (LXII und 432 S. 8°).

Der Nibelungen Lied, erneuert und erklärt durch usw. Zweite umgearbeitete Aufl. Frankfurt a. M. Varrentrapp. **1824.** XIV u. 382 S. — 2. Auflage der Übersetzung; gleichzeitig die Anmerkungen vgl. o. S. 8.

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Gestalt hrsggb. usw. Mit Holzschnitten von Gubitz. Berlin. Vereinsbuchhandlung. **1842.** VIII u. 392 S. 8°. — Ausgabe nach C; als Ergänzung hierzu die Ausgabe der in C fehlenden Strophen aus der

Wallersteiner Handschrift (a). Sitzungsber. der Berl. Akad. **1854.** S. 533 f. vgl. o. S. 148; auch die Fragmente F H K M O P g wurden von Hagen publiziert s. o. S. 145—153.

Digitized by Google

erhalten werden sollte, weshalb auch ein Glossar zu derselben notwendig war; aber so kläglich diese Anfänge waren, das einmal geweckte Interesse erkaltete nicht: rasch folgten sich vd. Hagens Ausgabe (1810), Hinsbergs (1812) in Stanzen, Zeunes (1814) in Prosa abgefaßte Übersetzung. — Mone, nach Müllenhoff „ein grundgelehrter Mann, hat auch manchmal ganz gute Einfälle, gibt sie aber gewöhnlich mit einem Wust der tollsten Träumerei". Man darf ihm allerdings unkritisches Tappen vorwerfen, aber er zeigt den besten Willen, einen riesigen Sammelfleiß, dessen Ergebnisse er in wohlgeordneter Darstellung bietet; man darf auch nicht vergessen, daß man ihm die Grundlagen für einige der wichtigsten Arbeiten *(so ZE)* verdankt und daß manche seiner selbst von Lachmann als lächerlich abgetanen Ansichten (so die Gleichstellung Ortnîts mit dem Sonnengotte) wieder zu Ehren kommt. Mit Zeunes Feld- und Zeltausgabe im Tornister erschienen die deutschen Studenten als Freiwillige vor Paris, unter ihnen Karl Lachmann, der sich im folgenden Jahre mit der Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Liedes von der Nibelunge Not" zu Berlin habilitierte (4. Mai 1816). Damit war die Grundlage einer sicheren und methodischen Kritik gewonnen; inzwischen hatte man an den Universitäten begonnen, die Nibelunge der Exegese zu unterziehen (zuerst angeblich Schildener in Greifswald 1813, so Zarncke Ausg⁵. S. XXXXIV, in der Schule las sie zuerst J. H. Voß als Rektor in Eutin von 1792—1802), die Handschriften waren von Bibliotheken oder Liebhabern erworben und zugänglich, Wilhelm Grimm hatte die richtige Ansicht von der Sage zuerst 1808 ausgesprochen in Daubs und Creuzers Studien IV. Heidelberg („Über die Entstehung altd. Poesie und ihr Verhältnis zur nord.") und hierauf die „Zeugnisse für die deutsche Heldensage" (I. 195—328) in den Altdeutschen Wäldern veröffentlicht, die Grammatik folgte; so war eine neue Periode eingetreten, die der kritischen Forschung. Die folgenden Jahre sind die der angestrengten und erfolgreichen Tätigkeit Lachmanns;

Digitized by Google

seit 1818 dauerte die Arbeit am Reimwtb; 1824 erschien die Reise nach Süddeutschland; der Iwein ist vom März 1825 einleitend datiert; 1826 (5. Febr.) erschien seine erste Ausgabe der Nibelunge, 1829 die „Kritik der Sage", 1836 die „Anmerkungen", Werke, über deren Bedeutung hier kein Wort zu verlieren ist, da sie in diesem Buche sattsam ausgenützt sind als die unverrückbare Basis unseres Wissens. Von der Hagen war nicht müßig geblieben; neben einer Reihe Abhandlungen allgemeineren Inhaltes beweisen dies insbesondere die zwar ganz und gar unkritischen, fast völlig veralteten, aber mit größtem Fleiß zusammengetragenen und vielfach anregenden Anmerkungen (1824). So wuchs das Interesse, je mehr das nationale Gefühl erstarkte; Simrocks Übersetzung (1827), die * 1902 in 56. Auflage gedruckt wurde, * kam einem wirklichen Bedürfnisse entgegen und machte die Dichtung den weitesten Kreisen zugänglich, so daß heute vom Knaben bis zum Gelehrten jeder sie kennt und besitzt, daß sie auf dem Salontische ebenso prangt wie im Bücherschranke. Eine Reihe von Ausgaben und Übersetzungen folgte: Lachmanns Ausgabe erfreute sich bei Lebzeiten des Verfassers dreier Auflagen (1826. 1841. 1851), eine vierte folgte 1867, daneben * bis 1901 noch acht * Abdrücke des seither stereotypierten Textes; nach A veranstaltete auch A. J. Vollmer eine übrigens völlig wertlose Ausgabe 1843. Der Besitzer der Handschrift C, der um die germanistische Wissenschaft hochverdiente Freiherr von Laßberg, besorgte im IV. Bande seines „Liedersaal" einen Abdruck derselben (1821, erst 1846 in den Buchhandel gekommen) und gestattete, daß auf dieser Grundlage O. F. H. Schönhuth das Nibelungenlied edierte (eine ganze Reihe unkritischer Drucke 1834. 1841. 1846. 1847. 1862); Braunfels (1846) und Simrock (1868) stellten ihren Übersetzungen den Text, ersterer nach A, letzterer willkürlich kombiniert, gegenüber; zum Jubiläum der Buchdruckerkunst (1840) wurden Prachtausgaben aufgelegt von Lachmann: Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen. (Berlin, Decker. 155 S. Folio) und von Laßberg

Digitized by Google

ein neuerlicher Abdruck der Handschrift C (Leipzig, Wigand. 240 S. 4°. mit Zeichnungen von Bendemann und Hübner); auch vd. Hagens letzte Ausgabe (1842) war diesem Anlasse gewidmet. — Als nach Lachmanns Tode die Nibelungenpolemik sich erhob, brachte dieselbe sofort drei neue Ausgaben nach C, von Nabert (unkritisch, Hannover 1855), von Zarncke (Leipzig, Wigand. 1856, * 1894 acht* Auflagen und eine Schulausgabe) und von Holtzmann (Stuttgart, Metzler, 1857, daneben eine Schulausgabe, * 1901 von Alfred Holder die 4. Auflage *): den gemeinen Text B publizierte in drei verschiedenen Formen Bartsch (als I. Band von Pfeiffers „Deutschen Klassikern des Mittelalters", Leipzig, Brockhaus, 1866, schon 1876 vier Auflagen, dann selbständig in seiner großen Ausgabe, deren 2. Teil die Lesarten ebds. 1870 und das erst 1880 erschienene Wörterbuch bilden, und daneben noch in einer Schulausgabe, 2. Aufl. 1880).[1]

Nebenher gingen die Erläuterungsschriften verschiedenster Art, die das Literaturverzeichnis aufführt. Die Ausgaben sind zum großen Teile, so namentlich alle Schulausgaben, weiter die von vd. Hagen, Zeune, Schönhuth, Holtzmann und Zarncke mit elementaren Glossaren, letztere beide auch mit guten Namensregistern ausgestattet; ein selbständiges Glossar lieferte zuerst K. Arndt (Lüneburg 1818. 91 S. 8°.), das aber selbst für die Ansprüche seiner Zeit völlig unzulänglich war; das auf dem Titel neben Lachmanns „Anmerkungen" in Aussicht gestellte Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel ist nie erschienen; elementaren Zwecken genügt das von A. Lübben (1854, 3. Auflage 1876); daß das nur für den Schulzweck berechnete, in seiner Art vorzügliche Büchlein von E. Martin (s. das Literaturverzeichnis) * 1896 bereits in 12. Auflage * vorliegt,

*[1] In Auswahl hat W. Golther (in der Sammlung Göschen, 1. Bändchen) Der Nibelunge Nôt mit Anm. u. mhd. Gramm. mit kurzem Wörterbuch 1897 in 4. Aufl. als 2. Abdruck herausgegeben. — Ferner Hans Vollmer, Franz Vollmers Nibelungenlied, 2. Aufl. 1902. Leipzig (Nr. 10 der „Deutschen Klassiker erklärt und gewürdigt" usw.). Urtext im Auszug: G. Böttcher und K. Kinzel.

Digitized by Google

ist eine höchst erfreuliche Erscheinung. Ein irgendwie entsprechender Kommentar, der bei den vielen Schwierigkeiten, die häufiger umgangen als eingestanden werden, und bei der reichen Literatur, die mehr zitiert als gelesen wird, ein dringendes Bedürfnis ist, existiert nicht: vd. Hagens Anmerkungen sind völlig veraltet; das Buch Lachmanns, das diesen Titel führt, ist eigentlich nur der Variantenapparat, dem die Begründung der Begrenzung der einzelnen Lieder und der Athetesen, die Erklärung einiger metrischer Regeln und weniger besonders dunkler Stellen mit Vermeidung alles Elementaren und aller Realien beigegeben ist; die Erläuterungen, die Bartsch unter den Text seiner Ausgabe in der Pfeifferschen Sammlung gesetzt hat, sind hinwieder so elementar und oberflächlich, daß durch sie das Verständnis der Dichtung in keiner Weise gefördert wurde. Manche Herausgeber haben ihren Ausgaben kurze Einleitungen vorangestellt, die ansprechendste Simrock, die ausführlichste, jedoch nur in Beziehung auf Literatur, mit ganz vorübergehender Berührung des Verhältnisses der Texte vom einseitigsten Standpunkte und mit ganz flüchtiger Behandlung der Sage Zarncke; eine selbständige Einleitung haben vor diesem Buche nur Mone (1818) und Rosenkranz (1829), beide mit vorwiegender Rücksicht auf die Sage, verfaßt.[1]

---

* [1] Neuere Schriften über die Heldensage sind: W. Golther, D. Heldensage (D. Schulausgg. von H. Schiller u. V. Valentin Nr. 2), Dresden, 1894. — K. Landmann, Wiedererweckung d. d. Heldensage im XIX. Jahrhundert. 1899, ZfdUZ. 153—205. — A. Zehme, German. Götter- und Heldensage, Wien und Prag 1901 (für den Schul- und Selbstunterricht). — Jireczek, Die d. Heldensage (Samml. Göschen Nr. 32), 2. Aufl. 1897. — G. Klee, Die d. Heldensage für das Bedürfnis der Schule dargestellt (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, 75 Liefg.). Bielefeld 1902; für jung und alt erzählt, 7. Aufl. 495 S. 8°. 1902. — Über das Nibelungenlied: J. A. Grießmann, Einführung in das Nib.-L. und die Gudrun. Leipzig, 1880. — Schulze, Einführung 1892. — W. Stocker, Verwertung d. Nib.-L. in d. Unterr. 1888 (Progr. Karlsruhe). — H. Keller, Nib.-L. in Schulen. 1892. — Wagenführ, Nib.-L. und Gymn. (Progr. Helmstedt) 1895. — E. Bischoff, Erläuterungen zum Nib.-L (in Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern, 94. u. 95. Bändchen), Leipzig, 1903. — J. Schrammen, D. Nib.-L. erläutert in 76 Dispositionen. Köln, 1897. — Bleibtreu, Bedeutung d. Nib.-L. — J. Claassen, Die Poesie im Lichte der christlichen Wahrheit I. 1898.

Digitized by Google

Neben den Ausgaben und ihren Behelfen, den Glossaren, Kommentaren und Einleitungen gingen jedoch die ungemein zahlreichen, wenngleich, es muß von vornherein gesagt werden, fast durchgehends wertlosen Übersetzungen. Den ersten Versuch einer solchen machte auch der erste Herausgeber Bodmer, der in der Züricher „Kalliope“ 1767 das von ihm herausgegebene Dritteil unter dem Titel „Die Rache der Schwester“ in Hexametern übersetzte; einige kleinere Partien aus dem VI. VIII. und XIV. Liede bearbeitete er später in Balladenform. (Vgl. Anm. S. 479.) Als zu Anfang des XIX. Jahrhunderts die Begierde nach der Kenntnis der Dichtung eine allgemeine wurde und an den verschiedensten Orten allerlei Versuche auftauchten, erschien Hagens schon charakterisierte „Erneuung“; dieselbe wurde aber bald durch eine Anzahl rasch sich folgender eigentümlicher Übersetzungen verdrängt; zuerst eine in Wielandischen Stanzen von Hinsberg (1812, hat mehrere, nach Zarncke Ausg^{5}. LXXIII. sogar fünf Auflagen erfahren), dann die Prosaübertragung von Zeune (1814 noch der kombinierte Text, 2. Aufl. 1836 nach B wesentlich verbessert), eine metrische (die Strophenform war seit vd. Hagen allgemein durchgedrungen) von Büsching 1815, Marbach, Döring, Wollheim 1840, Beta 1841, Follen, Pfizer 1841, Braunfels 1846, Niendorf 1854, eine ganz vortreffliche in Prosa von Johannes Scherr, von Bürger 1861, Gerlach (so Zarncke Ausg^{5}. LXXV) gleichfalls 1861, von Bartsch 1867, endlich (in Reclams Universalbibliothek) von Junghans 1876; an der Grenze zwischen Übersetzungen und Bearbeitungen stehen Bäßler, Der Nibelungen Not, 1843; Pfarrius, Chriemhildens Rache, 1844; Mosler, Ausgewählte Stücke der Nibelunge Not, 1864; Wegener, Siegfried und Chrimhilde, 1867; endlich die Romanzen nach C von F. Naumann (Das Nibelungenlied in Romanzen, Leipzig, Brockhaus, 1866; 2. Aufl. Wien, Rosner, 1876). Samt und sonders taugen diese Übersetzungen mit Ausnahme der prosaischen wenig oder nichts und, wenn auch die eine oder die andere in Einzelheiten einen Fortschritt zeigen

Digitized by Google

möchte, können sie sich alle doch nicht mit der Simrocks messen, obwohl auch diese den Anforderungen, die man an ein derartiges Werk stellen muß, nicht völlig entspricht.[1] Entweder sind sie nämlich in einer unmöglichen und unverständlichen Sprache abgefaßt oder sie umsäuseln die prächtigen Gestalten des Epos mit moderner Sentimentalität. Den Autoren aber muß man die fast unüberwindliche Schwierigkeit ihrer Aufgabe zugute halten, die viel größer ist, als es dem Laien dem Scheine nach in der Regel dünkt. Einem Pfizer, Bartsch, Simrock lassen sich weder die Kenntnisse noch die Befähigung zu dem Unternehmen absprechen, und doch sind sie alle daran gescheitert, weil die Aufgabe eine unlösbare ist. Es ist ein ganz anderes, Erzeugnisse einer fremden oder toten Sprache dem eigenen Volke vertraut zu machen oder ihm das Produkt einer welken Sprachstufe zurechtzulegen. Gerade in dem, was am leichtesten scheint, liegt die Hauptschwierigkeit; Begriffswörter, die wir in gleicher Bedeutung erhalten haben, erfahren eine veränderte Konstruktion; Wörter, die ihre Form bewahrt haben, haben eine Entstellung der Bedeutung erfahren; der vollere Klang der Flexionsformen ist verloren, die für den mittelhochdeutschen Vers charakteristische Kürze der Stammsilben ist eingebüßt; die Rektion des Genitivs, der Plural der Abstrakta und die Anwendung

---

* [1] Außer Simrocks Übersetzung (s. o. S. 483), zu der 1877 Einleitung u. Wb. in billiger Ausgabe getreten ist, sei noch eine Reihe neuerer Übersetzernamen angeführt: L. Freytag (1896, 3. Aufl.) mit Anm.; H. Kamp, Berlin 1896; G. Legerlotz (im Auszuge) 1901; O. Henke (nach A, für Schulgebr.) 1899; W. Schulze (nach A) 1898; G. Bornhack; E. Engelmann (fürs deutsche Haus) 4. Auflage 1900; Karl Rehorn, Das Nib.-L. neu übertragen (Schulausg. 8. Aufl.) 1902. — Nacherzählt: O. Hoffmann, Leipzig 1900. — Umgedichtet: Chr. Stecher, Das Nib.-L., Graz 1881; Adalb. Schröter, Das Nib.-L. in der Oktave nachgedichtet, 1. Aufl. Jena 1882, 2. Aufl. Berlin 1902. — In fremde Sprachen übersetzt: J. Birch, Das Nib.-L. translated into english verses after Lachmanns Text, Berlin 1848, 2. Aufl. München 1878; Auber Forestier, Echoes usf. Chicago 1877 (Prosaparaphrase nach Simrock, vgl. Lit. Zentralbl. 1878, 1090); E. de Laveleye, Les Nibelungen, Poème traduit de l'allemand. Nouvelle édition Paris 1879. — Übersetzung verwandter Dichtungen: Herm. Althof, Das Waltharilied (im Versmaße der Urschrift übers. u. erläutert). Leipzig 1902. J. W. Bergmann, Die Edda . . . Krit. hergestellt, übersetzt und erläutert. Straßburg 1879. — Zur Theorie: Rudolf, Über Form einer Nib.-Übersetzung.

Digitized by Google

des unbestimmten Artikels allein machen altdeutsche Epen unübersetzbar. Der Reiz, der durch die scharfe Scheidung der Quantität, die Freiheit der Konstruktion und die Kraft der Formen erzeugt wird, geht verloren; der ohnedies dürftige Reim erscheint noch ärmlicher, der Vers, des Nebentones bar, einförmig, der einfache Satzbau langweilig. Viel eher können wir uns dem Wesen eines fremden Volkes assimilieren, das uns Deutsche insbesondere immer anzieht, als uns mit einer Phase unserer eigenen Entwicklung befreunden, die, was an ihr gefällig ist, einbüßt, was an ihr befremdet, verschärft, wenn man sie des eigentlichen Reizes ihrer Form beraubt. Darum sind mittelhochdeutsche Gedichte vom ästhetischen Gesichtspunkte unübersetzbar, denn die Form ist bei ihnen wesentlich. Wird nun die Frage erhoben, ob denn diese Dichtungen, ob vor allen das klassische Erzeugnis des Volksgeistes, die Nibelungenot, demgemäß dem Volke heute ein Buch mit sieben Siegeln bleiben soll, oder ob und inwiefern dasselbe doch für die nationale Erziehung verwertbar ist, so läßt sich darauf eine ganz positive und präzise Antwort finden. Wir können diejenigen, die überhaupt eines literarischen Interesses fähig sind, ihrem Bildungsgange nach in zwei Gruppen sondern, solche, deren Bildung auf klassischer Grundlage beruht, die „Ritter vom Geiste", und solche, die dieser Grundlage entbehren: die große Mehrheit, denen darum Geschmack und Gefühl durchaus nicht mangelt, die Frauen und alle, die ihrem Berufe nach nur eine rein praktische Abrichtung erhalten haben. Auch diese sollen den heimischen Sagenstoff kennen, sie sollen sich für Siegfrieds und Kriemhildens Minne begeistern, sie sollen sich an dem gewaltigen Ringen der Heldengestalten erheben; aber hierfür genügt vollkommen eine ansprechende und vollständige Übersicht des Inhalts des Liedes wie die von Uhland, die in keinem Lesebuche fehlen, an jeder Bürgerschule gelesen werden sollte, höchstens bei sehr lebhaftem Interesse und zweifellosem Verständnisse die Prosaübertragung von Scherr.[1] Ganz

[1] Anführen könnte man noch die Nacherzählung von Bacmeister,

Digitized by Google

anders steht es um jene, die an höheren Schulen ihre Ausbildung erlangen; auf den Universitäten gilt die Erklärung der Nibelunge auf Grundlage einer der neueren Ausgaben (Hahn in Prag hat 1851 sogar „die echten Lieder von den Nibelungen nach Lachmanns Kritik als Manuskript für Vorlesungen" zusammengestellt, ganz verfehlt, denn ohne die Zusätze läßt sich die Berechtigung der Athetese nicht beweisen) als Hauptkolleg, das wenigstens jedes Triennium wiederkehrt. Gegen die Zulässigkeit der Nibelunge am Gymnasium ist in den verflossenen siebziger und achtziger Jahren in nicht sehr erquicklicher Weise unter dem Patronate der klassischen Philologie Einsprache erhoben worden (von Wilmanns in Polemik gegen Vogel, Ztschr. f. d. Gymnw. 1875). Es handelt sich darum, ob und in welchem Umfange altdeutscher Unterricht auf der Mittelstufe überhaupt erteilt werden soll. Jakob Grimm war bekanntlich dagegen, weil er das sprachvergleichende Dilettieren fürchtete — und auch nicht mit Unrecht. Doch gibt es dagegen einen legalen und praktischen Schutz durch Normierung der Grenze des Lehrstoffes. Die gewöhnliche Auffassung, daß altdeutscher Unterricht in dem Maße erteilt werde, daß die Lektüre der mittelhochdeutschen Volksepen möglich sei, ist die einzig berechtigte. Die Nibelunge sind eine unerschöpfliche Quelle für die Zucht und Erhebung des jugendlichen Geistes; wenn Wilmanns fragt, was an den Nibelungen national sei, kann man ihm bedeuten, die Treue, allerdings nicht an sich, sondern die Art und Weise, wie sie ihrer Idee nach zum Ausdrucke gelangt, und wenn vom ästhetischen Standpunkte Einsprache gegen die Lektüre des Epos erhoben wird, so ist auf die allgemeine Verwertbarkeit desselben für den Jugendunterricht hinzuweisen. Kenntnis der epischen Poesie und Vertrautheit mit ihren Erzeugnissen ist die unerläßliche Grundlage ethischer Disziplin; will man

Richter, Keck (Iduna, Deutsche Heldensagen, 2. Band. Die Nib.-Sage, Teubner 1878). Ferner an Anthologien die Lesebücher von Weinhold, Muth (Wien 1873), Reichel (zusammenhangend), Engelmann (unbrauchbar), Neumann (unbrauchbar), Mönnich (ausführlichster Auszug).

Digitized by Google

nun nicht hohle und oberflächliche Schwätzer dadurch heranziehen, daß man sie an allem nippen, nichts verstehen lehrt, ihnen (etwa wie in den „Literaturbüchern" von Vernaleken) ein paar Verse Ramayana, ein paar Eddalieder, eine spanische Romanze, eine schottische Ballade, einen Gesang Odyssee, ein Abenteuer Beowulf vorleiert, so bleiben für den Zweck nur die alten Klassiker, denn mit ihrem Geiste und ihrer Anschauungsweise sind die Jungen von Kindesbeinen an vertraut, und das eigene Volksepos, denn die Basis sittlicher Weltauffassung, auf der dieses entstanden ist, ist unverrückbar dieselbe geblieben. Der Streit aber, der sich erhoben hat um den Wert und die Bedeutung der Charakteristik in den Nibelungen, ist leicht zu lösen, wenn man bedenkt, daß die Ausführung des Werkes in seinen einzelnen Teilen eine durchaus verschiedenwertige ist. Also nur die besten Partien des Epos sollen gelesen werden und in bereinigter Form: von selbst entfallen das V. Lied durch das Heikle und das X. und XIV. (wenigstens für den Lehrer, der sich um wirkliches Verständnis bemüht) durch die Dunkelheit seines Inhalts; auch die rein höfischen Abschnitte I - III, IV^{b}, XI^{b}, XII sind wenig geeignet zur Schullektüre; was noch erübrigt, reicht völlig aus, selbst, wenn man noch von dem stoffarmen XI. und XIII. absieht: die schönen alten Lieder, das IV. VIII. und XVI.; die prächtigen Dichtungen der österreichischen Ritterschaft, leicht und gefällig, anregend und erhebend, das XV. XVII. XVIII. XIX.; vornehmlich aber das zur kritischen und ästhetischen Exegese, Schul- und Privatlektüre, Vortrag und Aufsatz so reichen Stoff bietende XX., das eigentliche *mære von der Nibelunge nôt.* Die Lektüre von etwa zwei Liedern und einem Abschnitte aus dem XX., unterstützt durch Privatlektüre und Aufsatz, genügt völlig zur Orientierung und Einführung, wenn ein grammatischer Unterricht vorausgegangen ist. Dieser aber ist aus dreifachen Gründen notwendig und empfehlenswert: erstens ist derselbe, wie die mathematische Deduktion, die beste Schule der Logik und zehnfach empfehlenswerter

Digitized by Google

als die formale Propädeutik; weiter ist eine Erklärung der Dichtung ohne solche Einführung ein reines Experimentieren und Dilettieren, jugendverderbende Pfuscherarbeit; und endlich ist zum Verständnisse der heutigen Sprache, zum richtigen Gebrauche, ja zur Orientierung in den elementarsten Fragen ein historischer Sprachunterricht unbedingt erforderlich. Damit ist aber auch die Grenze desselben fest gegeben: keine linguistischen Experimente (Mr. Götzinger geht vom „Schwîzer Dütsch" aus!), keine gotischen und althochdeutschen Brocken und Proben! Neuhochdeutsche Formenlehre mit Begründung aus dem Mittelhochdeutschen, Kenntnis der elementaren Lautgesetze, das ist alles, was das Gymnasium oder die Realschule zu bieten hat; das aber ist in wenigen Wochen spielend zu erreichen, denn Lust und Liebe der Schüler versagen nie auf diesem Felde, wenn es der Lehrer selbst zu beherrschen versteht, und das muß geboten werden, denn von einem Menschen, der sophokleische Chöre rezitiert und den radius vector der Ellipse berechnet, kann man mit Recht Verständnis für den Bau seiner Muttersprache und Kenntnis der geistigen Entwicklungsphasen seines Volkes fordern; aus monatelangen Vorträgen über Luther und Lessing, die dem Jüngling beide unverständlich bleiben, wird er nicht so viel erlernen als aus einem Monat historischer Grammatik (d. h. Deklination der Verbalklassen) und zwei oder drei Monaten Nibelungenlektüre. Weil aber zur Einführung in das Wesen der epischen Poesie die homerischen Gedichte mit ihrer perpetuellen Formelhaftigkeit geeigneter sind und weil das Verständnis für die antike Welt in den Jugendjahren ein größeres ist als für das näherliegende, aber befremdlichere Mittelalter, sollen die Nibelunge, natürlich im Originale, nicht früher gelesen werden als (in Deutschland) in Sekunda oder in (Österreich) in der VII. Klasse — nach der Odyssee. An Schulen aber, an denen die griechische Sprache nicht gelehrt wird, ist die deutsche Volksepik das einzige Mittel der harmonischen Erweckung des jugendlichen Geistes, da müssen die Nibelunge ein

Digitized by Google

Jahr früher gelesen werden, langsamer und gründlicher, denn auch die grammatische Vorbereitung kämpft da mit größeren Schwierigkeiten, ist aber desto notwendiger und wichtiger. Das mögen die klassischen Philologen, die jederzeit von dem deutschen Unterrichte eine Beeinträchtigung des Silbenstechens und Regelleierns, in dem die meisten von ihnen ihr Element finden, befürchten, zur Kenntnis nehmen und mögen endlich aufhören, in ihrer unverwüstlich deutschen Manier das eigene Nest zu beschmutzen, denn mit voller Berechtigung kann man ihnen das Wort eines ihrer besten Männer engegenhalten, Franz Passows: „Wer den Wert des Nibelungenliedes verkennt, kann auch keinen Sinn haben für die Herrlichkeit seines Volkes: ein Geist sittlicher Kraft, milder Ruhe und allgemeiner Gerechtigkeit waltet wie durch das Volk so durch sein Lied."

Haben wir so dargestellt, welche Würdigung das Nibelungenlied im Laufe der Jahrhunderte erfahren und welcher Würdigung es wert gehalten werden sollte, so wäre das Bild unvollkommen, wenn wir nicht noch des Einflusses gedächten, den Dichtung und Sage als Vorwurf der modernen Kunst ausübten. Nicht an die Nachdichtungen ist hierbei zu denken; sie sind alle unbedeutend, denn unsere Zeit ist nicht episch gestimmt,[1] ihr Epos ist der Roman mit der dramatischen Lebhaftigkeit der Darstellung und dem drastischen Wechsel der Situation, wo der Leser Schilderung und Reflexion mit kühler Gemütsruhe überschlagen kann. Diejenige Bearbeitung des alten Stoffes, von der ihres großen Umfanges und ihres anspruchsvollen Auftretens halber Notiz genommen werden muß, W. Jordans „Nibelunge" sind ein wirkliches Produkt formgewandten Raffinements; bedenkt man, daß dieses Werk, 33000 Langzeilen lang, d. h. viermal so lang als der Nibelunge Not, um die Hälfte länger als der Parzival oder so lang wie ein Dutzend fünfaktiger Trauerspiele, in einer Sprache und

[1] Angedroht wird trotzdem von Otto Henne-am-Ryn, Deutsche Volkssage, S. X.: „Siegfried und die Nibelungen, Zyklus deutscher Nationalheldenlieder (noch ungedruckt)" von Anton Henne († 1870).

Digitized by Google

Form, die nie gesprochen und nie gebraucht wurde, ritterliche Vorstellungen des XIV. und Roheiten des IV. Jahrhunderts, olympisches Göttergeplauder und mittelalterliches Hexenwesen zu einem unerträglichen Gemisch zusammenwürfelt, so wird der affektierte Beifall, den es vielfach gefunden, halb unbegreiflich; daß sein Autor die Prätension erhebt, den Gedanken und die Form verlorener Dichtung wiederzugeben, ist lächerlich; daß der alte Hildebrand visionär von Lokomotiven, Blitzableitern und Telegraphen träumt, ist abgeschmackt; daß aber die Recken der Vorzeit als moderne „Kulturkämpfer" dargestellt werden und Hildebrand der Stammvater des Zollernhauses sein soll, ist nicht Patriotismus, auch nicht Chauvinismus oder Wohldienerei, sondern das ist, geradeso wie der trikolore Einband der Holtzmannschen Schulausgabe, die ganz elende und gemeine Marktschreierei, die sich nicht entblödet, Dinge und Motive, die zu ernst sind für solche Entwürdigung, für den immer gähnenden Geldsack auszubeuten und die darum einmal nach Gebühr gebrandmarkt werden soll.

So verunglückt demnach die moderne epische Verarbeitung des alten Stoffes ist, so lebhaft ist das Interesse, das ihm inbezug auf seine Bühnenverwertung entgegengebracht wird.[1] Schon oben S. 465 wurde auf die Eignung des Nibelungenliedes zur dramatischen Bearbeitung hingewiesen. Die Zahl der Nibelungentragödien vergleicht sich der der Ausgaben und Übersetzungen, hat es aber, gleich ihnen, mit wenigen Ausnahmen nur zu ephemerem Dasein gebracht, ja es ist mir unbekannt, ob — außer Raupachs „Nibelungenhort" (1839), einer nüchternen und unpoetischen, aber durch ihren äußerlichen Erfolg bemerkenswerten Arbeit, und Geibels „Brunhild" (1857), welche poetische Kraft, aber auch modische Weichlichkeit, der der sonst richtig gefaßte Stoff allenthalben widerstrebt, bekundet,

* [1] K. Landmann, Nordische Nib.-Sage und neuere Nib.-Dichtung; G. Röpe, Die moderne Nib.-Dichtung mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan 1869; R. Bechstein, Zur Geschichte der neuern Nib.-Dichtung (Allg. Lit. Korresp. Nr. 35, 1879); A. Stein, Die Nib.-Sage im deutschen Trauerspiel (Progr. Mülhausen i. E.) 1882 u. 1883.

Digitized by Google

— vor 1860 überhaupt eines der vielen Nibelungendramen über die Bretter gegangen ist. Mir sind dem Titel nach die folgenden bekannt: de la Motte-Fouqué, Sigurd der Held des Nordens (1808 S. der Schlangentöter, 1810 S.s Rache); F. R. Hermann, Die Nibelungen in drei Teilen, 1819; E. W. Müller, Chriemhilds Rache in drei Abteilungen, 1822; F. Wachtler, Brunhild, 1822; K. F. Eichhorn, Chriemhildens Rache, 1824; Joach. Zarnack, Siegfrieds Tod, 1826; Chr. Wurm, Die Nibelungen, Siegfrieds Tod, 1839; W. Osterwald, Rüdeger von Bechlaren, 1849; L. Uhland, Zwei Entwürfe zu Nib.-Dramen (erwähnt von A. v. Keller, Uhland als Dramatiker, S. 378, ZfdA. IX. 370); R. Reimar, Chriemhildens Rache, 1853; Aug. Kopisch, Chriemhild; W. Hosaeus, Chriemhild, 1866; L. Schack, Markgraf Rüdeger, 1866; L. Ettmüller, Sigufrid, 1870; Waldmüller, Brunhild; Felix Dahn, Markgraf Rüdeger; Wilbrandt, Kriemhild, 1877[1] — wie Giganten über Pygmäen aber ragen aus diesem Wuste hervor die trilogischen Werke Friedrich Hebbels[2] und Richard Wagners.

Der Stoff ist jedenfalls ein dramatisch bewegter mit tief tragischen Konflikten; aber er ist in verschiedenen Formen überliefert; nach der nordischen Darstellung ist der Mittelpunkt der Sage der Hort mit dem darauf lastenden Fluche, nach der deutschen Fassung die Rache der Kriemhilt. Der Stoff hat sich nach äußeren Anlässen im V.—VI. Jahrhundert fortentwickelt; hätte er eine innere organische Ausbildung erfahren, so wäre die einzig mögliche, daß Kriemhilt Attilas Vernichtungsplane, der aus Habgier stammt — ein in Deutschland zurückgedrängtes Motiv — zustimmt, weil sie ihren ersten Gatten rächen will; das haben die modernen Poeten nicht erkannt oder nicht gewagt. Im Norden aber ist der Gedanke „Rache der tödlich gekränkten Gattin“ überhaupt nicht ausgebildet.

[1] Zur Peripetie erscheint Siegfrieds Haupt der bei Rüedegers Werbung schwankenden Kriemhilt. Etzel ist ein versoffenes Subjekt, ein alter Bekannter des Ehepaares Siegfried-Kriemhilt und persönlich abgeblitzter Freier.

*[2] F. Hebbel, Die Nibelungen, herausgegeben von H. Gaudig (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 84. Liefg.) 1900.

Digitized by Google

Als weiterer Unterschied zwischen der nordischen und deutschen Fassung kommt hinzu, daß in der ersteren Prünhilt, in der letzteren Siegfried als selbständige Träger einer tragischen Idee hervortreten. Jeder dieser Formen haben die modernen Tragiker gerecht zu werden gesucht; als verunglückt müssen aber alle Versuche bezeichnet werden, einen Einzelhelden, Siegfried oder Prünhilt oder den rein episodischen Rüdeger allein zu behandeln (bei letzterem deshalb, weil kein Dichter den Mut hatte, mit seinem Falle, der seine Schuld erledigt, abzuschließen); die Heldengestalt Siegfrieds ist zu sehr verblaßt, seine tragische Schuld, bei der immer Zauberdinge (der Trank, Gestaltenwechsel, Drachenkampf) ins Spiel kommen, zu unbestimmt, als daß er sich zum Träger eines großen, erschütternden Konfliktes eignen würde; auch die Walküre Prünhilt steht uns mit ihrer übermenschlichen Natur zu ferne, als daß wir ihr wenn auch rein menschliches Leid mitfühlen könnten; die Idee des Fluches auf dem Horte war nur in Schicksalstragödien ausbeutbar; so zeigt sich also der Stoff, anscheinend so dankbar, bei näherer Betrachtung durchaus spröde. Dennoch haben sich die besten Männer der Zeit an denselben gewagt und mit dauerndem Erfolge, der um so höher anzuschlagen ist, je schwerer er zu erringen war. Wieder liegt Parallele mit Hellas nahe. Auch dort wurde der Stoff der epischen Sage der Vorwurf der großen Tragöden, aber eben unter anderem Himmel und anderen Sternen. Der athenische Bürger, der bebend dem Eumenidenchore des Aischylos lauschte, stand seinem Stoffe so naiv gegenüber wie der österreichische Ritter um 1200; und er war empfänglicher, denn er stand unter dem Banne des Glaubens, ihm war seine eigene Anwesenheit im Theater ein Dionysoskult, ihm war die Fabel, die der Dichter vorführte, nicht nur wahr, sondern heilig, und er sah nicht tote Schemen der Vergangenheit auf der Szene sich bewegen, sondern was ihm entgegenscholl, war der lebendige Ruhm seiner Ahnen; denn nicht ein halbes Jahrtausend, sondern kaum ein Jahrhundert nach der maßgebenden

Digitized by Google

Redaktion der epischen Gedichte erschienen ihre Helden auf der Bühne, die sich aber mit richtigem Takte nicht sowohl der epischen Handlung als des zeitlich vor und nach ihr Liegenden bemächtigte. Dasselbe lebendige Interesse heute und bei unserem Volke behaupten zu wollen, wäre Heuchelei; nur das rege Interesse der literarisch gebildeten Kreise läßt sich nicht bestreiten; dieses aber ist bedeutsam, wenn man erwägt, welche Bedeutung diese leitenden Kreise gerade seit der Restauration gewonnen haben und wie die von ihnen vertretene Romantik in gleicher Weise befruchtend auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens eingewirkt hat: d. h. um ein Beispiel zu gebrauchen, man darf nie vergessen, daß der Dichter Uhland und der Historiker Dahlmann nicht nur Professoren, sondern auch Politiker waren. Von diesem Gesichtspunkte aus zeigt sich uns der heimische Sagenstoff auf das engste verwachsen mit dem Erwachen und Erstarken des Nationalgefühles; daher seine Popularität, die Verbreitung, die Beliebtheit, die Ausgaben, Erläuterungen, Übersetzungen, Bearbeitungen, Dramen! Nur unter diesen Umständen war es möglich, daß es modernen Dichtern gelang, — was bei den Hellenen Norm, aber auch nur ausnahmsweise, zur Festzeit, durchführbar war und von Schiller ein einziges Mal und auch nur mit halbem Erfolge versucht worden ist — ihr Publikum durch mehrere Tage, oder modern zu sprechen, Abende zu fesseln. Die trilogische Form der Behandlung drängt sich dem denkenden Dichter mit Notwendigkeit auf, denn um wirkungsvoll zu schaffen, muß, immer auf Kosten der anderen, eine der beiden großen Frauengestalten in den Vordergrund geschoben werden; entweder Kriemhilt, dann aber ist der Anlaß ihres Grolles eine selbständige Tragödie; oder Prünhilt, dann aber zerfällt der Stoff abermals mit ihrer Versenkung in den Zauberschlaf. Im ersteren Falle muß mit konsequentem Realismus alles Übernatürliche als störend beiseite gelassen werden, im anderen stehen wir auf dem Boden der Romantik, der wir uns gläubig hingeben müssen; jeder dieser Wege ist berechtigt, den ersten

Digitized by Google

ist Hebbel gegangen, den anderen Wagner. Nicht leicht kann man über Dichter und ihre Werke verschiedenartigere Urteile hören und lesen als über die beiden Männer. Suchen wir uns die Objektivität zu wahren. Hebbel hat im engeren Anschlusse an das Nibelungenlied gedichtet, in so engem, daß man sogar die Rezension C mit Bestimmtheit als seine Vorlage bezeichnen kann, von der er nur in wenigen Fällen bewußt abweicht; deshalb ist der Fortgang der Handlung im dritten Teile der Trilogie zu episch, d. h. für die Bühne zu schleppend: den Massenmord des Epos duldet die Szene nicht; einzelne Stellen (so Siegfrieds Bericht über seine erste Begegnung mit Prünhilt, Kriemhilts Erklärung ihres Verhältnisses zu ihrem Kinde zweiter Ehe) lesen sich wie ein tiefempfundener Kommentar zum Epos; R. Mayr klagt über Hebbel: „die Renommage der Helden sei unerträglich, denn es werde im Verhältnisse zur Handlung zu viel erzählt," wohl eine Wirkung der Überfülle an Stoff. Hebbels Hauptfehler aber war, daß er das Übernatürliche nicht nur nicht ausschloß,[1] sondern das mystisch geheimnisvolle Wesen der Prünhilt mit dunklen Phrasen (II. 1) noch mehr umflorte; die Kraft der Sprache, die Sicherheit und Konsequenz der Charakterzeichnung, die klare und überlegene Beherrschung des Stoffes und die Begeisterung, der die Besonnenheit nie fehlt, lassen dennoch dieses Werk als das größte der Epigonenliteratur, eine würdige Nibelungentragödie erscheinen.[2]

Rein romantisch hat dagegen Wagner den Stoff für sein Musikdrama[3] „Der Ring des Nibelungen" gestaltet;

[1] Den Mut, den Nibelungenstoff rein realistisch zu verwerten, hatte nur der Däne Henrik Ibsen in seiner gewaltigen Tragödie „Nordische Heerfahrt"; aber auch er blieb nicht konsequent, sondern verfällt im letzten Akte in einen unverständlichen Mystizismus, und sehr bezeichnend ist es, daß die ergreifenden und erschütternden Momente seines Trauerspieles (Schluß des II. Aktes) gerade dort eintreten, wo er neue eigene Motive anbringt.

[2] Die Angabe, daß Hebbels „Nibelungen" von der Bühne verschwunden seien (Rehorn, Frankfurter Programm. 1876. S. 44) war für Wien ganz unrichtig.

[3] Wolzogen, Nibmyth. S. 110 gibt köstliche Proben einer „großen Oper": „Die Nibelungen" von H. Dorn, Text von E. Gerber, 1855: „schon in der Jugend ersten Tagen hab' einen Drachen ich erschlagen!"

Digitized by Google

er hat für denselben ein vierfältig verschieden überliefertes Material einheitlich verarbeitet: den nordischen Göttermythus, die nordische Heldensage, den Inhalt des Nibelungenliedes, die deutsche Märchenüberlieferung. Indem er die Motive der nordischen Sage beibehielt, entnahm er dem deutschen Volksepos nur einzelne Gestalten und Züge, nichts Wesentliches; ganz richtig erkannte er vielmehr, daß der Mythus im Märchen sich fortpflanze, und mit glücklichem Griffe verschmolz er beide in seinem II. Stücke (3. Abend „Siegfried"); das weit größere Wagnis war, den Göttermythus und die Heldensage, in der sich der erstere teilweise nur geminiert, zu einem Ganzen zu verbinden; indem Wagner dies gelang, ist er dem Grundgedanken des deutschen Glaubens, den in voller Präzision wiederzugeben wohl kaum in seiner Absicht lag, mit der Idee der Liebeserlösung näher getreten als je ein Poet vor ihm. Aber das dramatische Interesse leidet darunter: so kommt es, daß dasjenige Stück, in dem die Idee am deutlichsten hervortritt (I. 2. Abend „Walküre"), das wirkungsvollste; das handlungsreichste (III. 4. Abend „Götterdämmerung"), in dem wir uns, verwöhnt und verzogen, zudem mit der sagengemäß bescheidenen Rolle der Burgundenschwester nicht befreunden können, das matteste ist. Auch die alliterierenden Verse halten wir für keinen Vorzug der Dichtung; man soll Leichen nicht elektrisieren und die Alliteration war schon zur Zeit, da unsere Nibelungenlieder noch lebten, eine tote Form, deren Reste ruinenhaft in die heutige Sprache hereinragen, und so meisterhaft sie Wagner — recht im Gegensatze zu Jordan — zu handhaben versteht, der Endreim bietet, wie ja gerade der Text des „Lohengrin" beweist, viel reichere Mittel phonetischer Wirkung.[1] Aber die Tiefe des Grundgedankens, die Größe der Anlage, die

[1] R. Mayr hingegen tritt für die Alliteration ein: sie vereinige höchste Konzision mit denkbar höchster Kraft, während der Reim eine unschöne, schwächliche Vokalisation darstelle; die Alliteration bedinge einen markigen Konsonantismus, helfe zur Wiederbelebung kräftiger, halbverschollener Wurzelwörter, gebe dem Ausdrucke Kraft und Klassizität, so daß er sich des Gemütes bemächtige und sich dem Gedächtnisse einpräge.

Digitized by Google

Schönheit und machtvolle Wirkung der szenischen Effekte, die konsequente Zeichnung der Charaktere, die sichere Führung der Handlung verleihen dem Werke eine weit über unsere Tage hinausreichende Bedeutung. Der nationale Stoff in solcher hoheitsvoller Behandlung desselben war es, was Tausende nach dem kleinen fränkischen Städtchen lockte, dort den gewaltigen Tönen des Meisters zu lauschen. Jetzt freilich hat er längst seinen Triumphzug gar über die Bühnen der deutschen Großstädte angetreten. Nur in der Gesamtwirkung der durch die Kunst gebotenen Mittel kann Wagners Werk zur Geltung kommen; es ist kein Buchdrama und es ist wohlfeil, über den Nixenjauchzer oder Walkürenruf zu spotten; aber der Spott verstummt — wir haben das erlebt —, wenn dazu aus vollem Orchester die Figur des Rittes oder die Rheingoldfanfare ertönt, und das Walhallathema und Siegfrieds Heroenmotiv sind die größte und schönste Verherrlichung, die dem alten und heiligen Stoffe der Sage und Dichtung von unserem Geschlechte dargebracht werden konnte.[1]

Aus dieser Inanspruchnahme aller Künste für die Zwecke seines Werkes durch Wagner, aus dem Prinzip der Einheit der Kunst erklärt sich auch der befruchtende Einfluß, den die Tetralogie auf andere Künste geübt hat. Vor dem „Nibelungenring" war die Behandlung des Stoffes durch die Vertreter der örtlichen Künste eine sehr spärliche. * Aus dem XIV.—XV. Jahrhundert stammt eine Freske im Schlosse Runkelstein, die Trias der drei besten Schwerter darstellend: Dietrich mit Sachs, Siegfried mit Balmunc und

* [1] Seit E. Kochs Schrift über Wagners „Ring des Nibelungen" 1875 erschien Landmann, Das Gold. Vließ und der Ring des Nib.; Landmann, R. Wagner als Nib.-Dichter; J. Burghold, Der Ring des Nibl., Text mit den hauptsächlichsten Leitmotiven und Notenbeispielen. 4 Hefte, Mainz 1897; W. Golther, Die sagengeschichtl. Grundlagen der Ringdichtung R. Wagners, 1902 Charlottenburg; S. Röckl, Was erzählt R. Wagner über die Entstehung seines Nib.-Gedichtes? und wie deutet er es? (1853—1903). Leipzig 1903; H. Frh. v. d. Pfordten, Handlung und Dichtung der Bühnenwerke R. Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt. 3. Aufl. Berlin 1903; C. Frh. v. Schwerin, R. Wagners Frauengestalten (Brünhilde . . .) Leipzig 1902; R. Werner, Rich. Wagners dramat. Dichtungen in französ. Übersetzung. I. Teil, Progr. Berlin 1901.

Digitized by Google

Dietleib mit Welsung (Zingerle, Germ. II. 467 f.; jetzt abermals reproduziert in Nagl und Zeidlers DÖLGesch. I. zu S. 92). * Zu wenig plastisch sind die Gestalten und zu wenig Verständnis besitzen unsere neuen Künstler für die Vergangenheit des eigenen Volkes. Nebenher seien aus dem Antiqu.-Katal. Nr. 13 von Kerner in Ulm 1878, S. 16 unter Nr. 628 „E. Preuschen, Darstellungen aus dem Nibelungenliede. Federzeichnungen, 5 Hefte, Gießen ca 1840, gr. Quer-Fol." hervorgehoben. Doch nur München, wo eine Reihe kunstliebender Fürsten die nationale Kunst mit Begeisterung gepflegt, macht inbezug auf Verständnis eine Ausnahme: 1822 schuf hier Peter Cornelius seine Nibelungenkartons, 1834 vollendete Julius Schnorr die Fresken der Nibelungensäle (Eingangss., Hochzeitss., Saal des Verrates, der Rache, der Klage) in der königlichen Residenz, ein unvergängliches Denkmal hoher Gesinnung und Kunst. Das Kaulbach-Museum in der Gärtnergasse zu München, das ich am 9. VI. 1877 besuchte, enthielt von dem Meister einen Karton „Zur Nibelungensage" (1855) als Skizze zu Nib. 89: die beiden Brüder erblicken den links vorne am Fuße des Berges haltenden Siegfried; Zwerge tragen den Hort aus dem erschlossenen Berge; am Gipfel die Leiche des alten Nib., einen Mordstahl im Herzen — aus der Wunde spritzt das Blut, daß die aufgescheuchten Hüter schreckensvoll auf den herannahenden Helden zeigen.[1] Wien und Berlin haben dem nichts Ähnliches zur Seite zu stellen; Wien besitzt im Belvedere ein kleines, aber wirkungsvolles, wenn auch figurenüberladenes Bild von Rahl „Kriemhilt an Siegfrieds Leiche", die bekannte Interpolation des IX. Liedes darstellend, und an öffentlichem Orte, aber in privatem Besitze Fernkorns Erzguß „Hagen versenkt den Nibelungenhort"; wenn wir der Nibelungengemälde in der Berliner Nationalgalerie gedenken, geschieht dies nur, weil wir denken, daß man dort Mittel und Geschmack

[1] Soll damit der Idee Ausdruck gegeben werden, daß der Alte, der Herr des Hortes, von Siegfried erschlagen worden ist (also dem Drachen vergleichbar)?

Digitized by Google

genug besitzt, diese Produkte eines rohen Naturalismus durch Würdigeres zu ersetzen. Die jüngere Malerei hat sich, ganz auffallenderweise, des Stoffes nicht in der Form, wie ihn das Epos gibt, sondern wie ihn Wagner zurechtlegt, bemächtigt. Ihre Produkte sind so zahlreich, daß es im Winter 1876 möglich war, in Wien eine selbständige Ausstellung derselben zu veranstalten; im Vordergrunde stehen J. Hoffmanns szenische Entwürfe, die Gemälde und Skizzen von Albert, Echter, Hausegger, F. Wagner; aber wer vor Theodor Pixis' großgedachtem Bilde „Wotans Abschied von Brunhilde" steht,[1] wird doch empfinden, daß zur ganzen Wirkung die ergreifenden Akkorde des Feuerzaubers und der Vollklang der menschlichen Stimme gehört: das ist das Geheimnis der Einheit der Kunst.

So dürfen wir es am Schlusse unserer Betrachtungen aussprechen: die ethischen Ideen, die der nationalen Sage zugrunde liegen, sind die bewegenden auch in der Geschichte des deutschen Volkes;[2] ihren harmonischen und vollendetsten Ausdruck haben sie im Volksepos des XIII. Jahrhunderts gefunden; ihre großen Interpreten in unseren Tagen sind auf dem Gebiete der Forschung und Kritik **Karl Lachmann**, auf dem der Kunst und Dichtung **Richard Wagner.**[3]

* [1] Freilich sind germanische Götter eigentlich nicht in die Linien und Formen eines menschlichen Körpers zu bannen: einen so weit gehenden Anthropomorphismus wie die griechischen vertrugen die traumhaft phantastisch gedachten deutschen Götter als Vertreter der Naturgewalten noch nicht.

[2] R. Mayer findet hierfür keinen Beweis; den Ideenzusammenhang zwischen Sage und Geschichte im bösen Sinne aber will er selbst aufstellen, S. 462, Anm. Ich muß darauf verzichten, hier wieder einen allgemeinen historischen Rückblick wie S. 130 ff. anzufügen.

[3] Bei persönlicher Besprechung mit dem großen Tondichter, Luzern, am 19. VIII. 1877, findet dieser sich keineswegs unterschätzt durch meine Gegenüberstellung mit Lachmann, wie R. Mayr fühlen will.

Digitized by Google

Druckfehler:

S. 12, Z. 16 lies „Überlieferung“ statt „Übersetzung“.
S. 336, Z. 2 von unten lies: „Wilmanns“ statt „Willmanns“.
S. 440, Z. 11 von unten lies *zoumen* statt *zuomen*.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE

Digitized by Google

Widener Library 003408272
3 2044 089 134 126